DIE INSEL

AESTHETISCH-BELLETRISTISCHE MONATSSCHRIFT MIT BILDERBEILAGEN / HERAUSGEGEBEN VON OTTO JULIUS BIERBAUM

DRITTER JAHRGANG 1901—1902

ERSTES SEMESTER

INSEL-VERLAG, LEIPZIG 1902.

INHALTS-VERZEICHNIS

DES

ERSTEN SEMESTERS DER INSEL

DRITTER JAHRGANG

ERSTES QUARTAL (OKTOBER - DEZEMBER 1901)

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Gide, André, Der schlechtgefesselte Prometheus. Aus dem Französischen von M. B. 239
Mann, Heinrich, Ein Gang vors Thor 137
Michel, Robert, Hercegovinische Hirten 201
Renard, Jules, Zwei kleine Geschichten 83

Gedichte.

Adolar, Hans, Brief an Dora 237
Bierbaum, Otto Julius, Drei Bräutigamsgedichte 55
Pandora 173
Bürger, Gottfried August, Zwei Gedichte 166
Haidenstam, V. v., Herbstlied 133

Holz, Arno, Die Dichterin 153
Liliencron, Detlev von, Die singende Engelsstimme 25
Heilwig Wohnsfleth 227
Schröder, Rudolf Alexander, An Belinde 67
Verse 105

Aufsätze, Abhandlungen, Verschiedenes.

Blei, Franz, Prinz Hypolit 57, 107, 215
Geiger, Ludwig, Eine Ausgestossene (Elise Bürger) 156
Heinse, Wilhelm, Aphorismen 37, 117
Nietzsche, Friedrich, Aus „Umwertung aller Werte“ 6
Weigand, Wilhelm, Stendhal 68, 91, 181
Anmerkungen 86, 168, 257

Beigegebene Bilder.

Behmer, Markus, Zeichnungen 65, 131, 224, 225
Kunisada, Zeichnungen 53, 115, 213
Vallotton, Felix, Holzschnitte 81, 151, 235
Weiss, E. R., Holzschnitte 23, 35, 103, 179, 199

ZWEITES QUARTAL (JANUAR-MAERZ 1902)

Dramatische Werke.

Bierbaum, O. J., und Blei, F., Die Hirtin und der Schornsteinfeger 171
Dowson, Ernest, Die Dame vom Monde. Aus dem Englischen von Franz Blei 137
Scheerbart, Paul, Kometentanz, Pantomime 309

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Ernst, Paul, Heinz und Ursula 93
Gide, André, Der schlechtgefesselte Prometheus 55, 285
Regnier, Henri de, Das kurze Leben des Venezianers Balthazar Aldramin 251

Gedichte.

Bierbaum, Otto Julius, Zum neuen Jahr 111
Die kleine Muse 133
Gedichte 165
Liliencron, Detlev von, Sicilianen 41
Elf Gedichte 75

Aufsätze, Abhandlungen, Verschiedenes.

Bierbaum, O. J., Nekrolog des Trianon-Theaters 125
Emerson, R. W., Geschichte, übertragen von Thora Weigand . 5
Müller, Hans von, Vier Freundesbriefe E. Th. A. Hoffmanns 229
Anmerkungen 113, 247, 345

Beigegebene Bilder.

Behmer, Markus, Zeichnungen 123, 125, 131, 132, 136, 163, 169 226, 227, 228, 245, 283, 307, 343
Dürer, Albrecht, Die kleine Fortuna 109
Hofer, Karl, Holzschnitt 73
Hoffmann, E. Th. A., Federzeichnungen . . 235, 241, 243, 244
Lemmen, George, Zwei Rahmen 137, 171
Minne, George, Holzschnitt 39
Vallotton, Felix, Holzschnitt 91
Weiss, E. R., Holzschnitt 3, 53

DIE INSEL

AESTHETISCH-BELLETRISTISCHE MONATSSCHRIFT MIT BILDERBEIGABEN * HERAUSGEGEBEN VON OTTO JULIUS BIERBAUM

DRITTER JAHRGANG OKTOBER 1901
ERSTES HEFT PREIS 1 MARK

INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG
PRINTED IN GERMANY

INHALTS-VERZEICHNIS

Einleitung zum dritten Jahrgang 3

Aus Friedrich Nietzsches „Umwertung aller Werte“ . . 6

Holzschnitt von E. R. Weiss 21

Die singende Engelsstimme in der Klosterkirche. Dreiundzwanzigster Poggfred-Cantus von Detlev Freiherrn von Liliencron 25

Holzschnitt von E. R. Weiss 33

Aphorismen von Wilhelm Heinse (aus Tagebüchern von 1788—90), mitgeteilt von Carl Schüddekopf . . . 37

Tuschezeichnung von Kunisada. (Verkleinerte Wiedergabe eines einfarbigen Probedruckes zu einem mehrfarbigen Holzschnitte.) 52

Drei Bräutigams-Gedichte von Otto Julius Bierbaum . 55

Vier Grotesken von Franz Blei. III. Prinz Hypolit . . 57

Zeichnung von Markus Behmer 64

An Belinde. Gedicht von Rudolf Alexander Schröder . 67

Stendhal, von Wilhelm Weigand 68

Holzschnitt von Felix Vallotton. (Aus einer Reihe von Scenen aus der Pariser Weltausstellung.) 80

Zwei kleine Geschichten, aus dem Französischen des Jules Rénard 83

Anmerkungen 86

DIE INSEL. Nr. 1.
OKTOBER. 1901.

ZUM DRITTEN JAHRGANG.



IE Insel beginnt ihren dritten Jahrgang in veränderter Gestalt. Sie hat ein handlicheres Format angenommen, will sich künftig mit einem Herausgeber begnügen und ist billiger geworden. Der Verlag hofft, dass diese Umstände ihrem Fortkommen nicht hinderlich sein werden.

Das kleinere Format und der geringere Preis sprechen für sich selbst, und der Herausgeber möchte gern, dass auch er es nicht nötig hätte, erst Worte zu machen, um für sich selbst zu sprechen. Einige, so hofft er, werden in seinem Namen die Gewährleistung eines Programmes erblicken, dessen Art ihnen vertraut ist, und von dessen künstlerischer Durchführung sie überzeugt sind. Andere dagegen werden immerhin wünschen, dass er ihnen mit ein paar Worten wenigstens andeute, was er mit der Insel unter seiner selbständigen Leitung vorhat.

Wenn ich diesem Wunsche entgegenkomme, so muss ich zunächst aussprechen, dass die allgemeinen ästhetischen Absichten, die mich seinerzeit mit meinen Freunden Heymel und Schröder zur Gründung der Insel verbunden haben, auch bei der Weiterführung der Zeitschrift massgebend bleiben werden. Die Insel wird auch künftighin ein Organ des künstlerischen Schrifttums sein und sich vornehmlich die Pflege des dichterischen Schaffens derjenigen Talente angelegen sein lassen, die in ihren Aeusserungen durch keine Rücksichten auf irgend welche Doktrinen oder Moden, sondern nur durch den Antrieb ihres persönlichen künstlerischen Wesens bestimmt werden. Diesen Talenten, die der Herausgeber für die wertvollsten hält, weil sie die künst-

lerisch reinsten sind, will die Insel Gelegenheit bieten, sich in aller Unbefangenheit und Freiheit vorzustellen, und damit hofft sie gleichzeitig den wahrhaft ästhetischen Bedürfnissen der Kreise des deutschen Publikums entgegenzukommen, denen es angelegen ist, kennen zu lernen, was sich heute unter uns an rein künstlerischer Gestaltungskraft regt. Alles Echte und Eigentliche wird willkommen sein, selbst wenn es dem persönlichen Geschmack des Herausgebers nicht entspricht, aber er wird die Toleranz nicht so weit treiben, um des Talentes willen unfertige Experimente, Erzeugnisse blosser Originalitätssucht, leere Spielereien oder gar Aeusserungen künstlerisch destruktiver Tendenzen aufzunehmen, wie er die Insel auch dem lediglich Niedlichen, gefällig Platten verschlossen halten wird.

Häufiger als es bisher in der Insel geschehen ist, hofft der Herausgeber, wertvolle Aeusserungen einer zusammenfassenden Kritik zu bieten, da gerade das bessere Publikum Deutschlands auf diesem Gebiete wenig geboten erhält, das geeignet wäre, ihm wirklich Anregung zu geben. Damit hängt die Absicht einer intensiven Pflege des künstlerischen Essays zusammen, wofür gerade der Insel die vornehmsten vaterländischen und fremden Kräfte zur Verfügung stehen. Alles Gehässige und Rohe des litterarischen Zankes bleibt nach wie vor ausgeschlossen, sei es in Angriff oder Abwehr, doch soll deshalb nicht versäumt werden, wo es nötig erscheint, gegen schädliche und widerwärtige Erscheinungen des Kunstlebens offen Stellung zu nehmen.

Mit dem Abdruck wertvoller, wenig bekannter alter Werke wird fortgefahren werden, denn es liegt im Sinne der Zeitschrift, die Pflege der guten Tradition nicht vergessen zu lassen, ohne die wir notwendig ins Wilde und Verworrene geraten müssen, während es doch gerade der bestimmende Zug unserer gegen-

wärtigen Entwickelungsphase ist, endlich wieder ins Klare, Ruhige zu gelangen.

Wenn die Insel mit den Mitteln der Kunst des Wortes überhaupt einer Tendenz dienen will, so ist es diese, und nur in diesem Sinne nimmt sie das allzu platt missbrauchte Wort Modern an.

Dem äusseren Schmuck der Hefte werden wie bisher Bilderbeigaben heutiger und früherer, deutscher und fremder Künstler dienen, während auf ornamentale Ausschmückung Verzicht geleistet werden soll. Dafür wird wie bisher die Drucklegung der Zeitschrift mit aller Sorgfalt weiter in der Art geschehen, wie es unsere Freunde vom vorigen Jahrgang her gewohnt sind.

Der Herausgeber geht mit der vollen Zuversicht ans Werk, dass die an Umfang kleiner gewordene Insel an Ausbreitung und Wirkung zunehmen wird. Die Art ihrer Anlage und Ziele schliesst eine Massenanhängerschaft von selbst aus, denn so weit sind wir heute noch nicht, dass die Menge für rein ästhetische Interessen gewonnen werden könnte, aber ein genügend grosser Kreis zur Erhaltung eines derartigen Unternehmens muss sich in einem Lande wie Deutschland immerhin schon zusammenfinden. Wenn aber nicht, so wird es immerhin kein schlechtes Zeichen für uns gewesen sein, die wir, Schaffende und Empfangende, uns zu diesem Werke der Sammlung zusammengefunden haben.

München, im September 1901.

OTTO JULIUS BIERBAUM.

AUS FRIEDRICH NIETZSCHES „UMWERTUNG ALLER WERTE“.

FRAGMENTE AUS DEM KAPITEL „DIE PHILOSOPHIE ALS DECADENCE“.

I.

ZUR KRITIK DER GRIECHISCHEN PHILOSOPHIE.



AS Erscheinen der griechischen Philosophen von Sokrates an ist ein Symptom der *décadence*; die antihellenischen Instinkte kommen obenauf ...

Noch ganz hellenisch ist der »Sophist« — eingerechnet Anaxagoras, Demokrit, die grossen Jonier; — aber als Uebergangsform. Die Polis verliert ihren Glauben an ihre Einzigkeit der Kultur, an ihr Herren-Recht über jede andere Polis ... Man tauscht die Kultur, d. h. „die Götter“ aus — man verliert dabei den Glauben an das Allein-Vorrecht des *deus autochthonus*. Das Gut und Böse verschiedener Abkunft mischt sich: die Grenze zwischen Gut und Böse verwischt sich ... Das ist der »Sophist« ...

Der »Philosoph« dagegen ist der Reaktionär: er will die alte Tugend. Er sieht die Gründe des Verfalls im Verfall der Institutionen, er will alte Institutionen; — er sieht den Verfall im Verfall der Autorität: er sucht nach neuen Autoritäten (Reise ins Ausland, in fremde Litteraturen, in exotische Religionen); — er will die ideale Polis, nachdem der Begriff »Polis« sich überlebt hatte, ungefähr wie die Juden sich als Volk festhielten, nachdem sie in Knechtschaft gefallen waren.

Sie interessieren sich für alle Tyrannen: sie wollen die Tugend mit *force majeure* wieder herstellen.

Allmählich wird alles Aechthellenische verantwortlich gemacht für den Verfall, und Plato ist genau so undankbar gegen Perikles, Homer, Tragödie, Rhetorik, wie die Propheten gegen David und Saul. Der Niedergang in Griechenland wird als Einwand gegen die Grundlage der hellenischen Kultur verstanden: Grundirrtum der Philosophen — Schluss: die griechische Welt geht zu Grunde; Ursache: Homer, der Mythus, die antike Sittlichkeit u. s. w.

Die antihellenische Entwicklung des Philosophen-Werturteils: — das Aegyptische (»Leben nach dem Tode« als Gericht . . .); — das Semitische (die »Würde des Weisen«); — die Pythagoreer, die unterirdischen Kulte, das Schweigen, die Jenseits-Furchtmittel, die Mathematik: religiöse Schätzung, eine Art Verkehr mit dem kosmischen All; — das Priesterliche, Asketische, Transcendente; — die Dialektik, — ich denke, es ist eine abscheuliche und pedantische Begriffsklauberei schon in Plato. — Niedergang des guten geistigen Geschmacks: man empfindet das Hässliche und Klappernde aller direkten Dialektik bereits nicht mehr.

Nebeneinander gehen die beiden *décadence*-Bewegungen und Extreme: a) die üppige, liebenswürdig-boshafte, prunk- und kunstliebende *décadence*, und b) die Verdüsterung als religiös-moralisches Pathos, die stoische Selbst-Verhärtung, die platonische Sinnen-Verleumdung, die Vorbereitung des Bodens für das Christentum.

2.

WIE weit die Verderbnis der Philosophen durch die Moral-Idiosynkrasie geht: — Niemand unter den alten

Philosophen hat den Mut zur Theorie des »unfreien Willens« gehabt (d. h. zu einer die Moral negierenden Theorie); — Niemand hat den Mut gehabt, das Typische der Lust, jeder Art Lust (»Glück«) zu definieren als Gefühl der Macht: denn die Lust an der Macht galt als unmoralisch; — Niemand hat den Mut gehabt, die Tugend als eine Folge der Unmoralität (eines Machtwillens) im Dienste der Gattung (oder der Rasse oder der Polis) zu begreifen, denn der Machtwille galt als Unmoralität.

Es kommt in der ganzen Entwicklung der Moral keine Wahrheit vor: alle Begriffs-Elemente, mit denen gearbeitet wird, sind Fiktionen; alle Psychologica, an die man sich hält, sind Fälschungen; alle Formen der Logik, welche man in dies Reich der Lüge einschleppt, sind Sophismen. Was die Moral-Philosophen selbst auszeichnet, das ist die vollkommene Absenz jeder Sauberkeit, jeder Selbstsucht des Intellekts: sie halten »schöne Gefühle« für Argumente: ihr »geschwellter Busen« dünkt ihnen der Blasebalg der Gottheit . . . Die Moral-Philosophie ist die skabröse Periode in der Geschichte des Geistes, das erste grosse Beispiel, dass unter dem Namen der Moral, als Patronat der Moral ein unerhörter Unfug ausgeübt wird, thatsächlich eine *décadence* in jeder Hinsicht. Man kann nicht streng genug darauf insistieren, dass die grossen griechischen Philosophen die *décadence* jedweder griechischen Tüchtigkeit repräsentieren und kontagiös machen . . . Diese gänzlich abstrakt gemachte »Tugend« war die grösste Verführung, sich selbst abstrakt zu machen: d. h. herauszulösen . . .

Der Augenblick ist sehr merkwürdig: die Sophisten streifen an die erste Kritik der Moral, die erste Einsicht über die Moral: — sie stellen die Mehrheit der moralischen Wert-

urteile neben einander (die lokale Bedingtheit); — sie geben zu verstehen, dass jede Moral sich dialektisch rechtfertigen lasse: d. h. sie verraten, wie alle Begründung einer Moral notwendig sophistisch sein muss, — ein Satz, der hinterdrein im allergrössten Stil durch die antiken Philosophen von Plato an (bis Kant) bewiesen worden ist; — sie stellen die erste Wahrheit hin, dass eine »Moral an sich«, ein »Gutes an sich« nicht existiert, dass es Schwindel ist, von »Wahrheit« auf diesem Gebiete zu reden. — Wo war nur die intellektuelle Rechtschaffenheit damals?

— Die griechische Kultur der Sophisten war aus allen griechischen Instinkten herausgewachsen; sie gehört zur Kultur der Perikleischen Zeit, so notwendig wie Plato nicht zu ihr gehört: sie hat ihre Vorgänger in Heraklit, in Demokrit, in den wissenschaftlichen Typen der alten Philosophie; sie hat in der hohen Kultur des Thukydides z. B. ihren Ausdruck. Und — sie hat schliesslich Recht bekommen: jeder Fortschritt der erkenntnistheoretischen und moralistischen Erkenntnis hat die Sophisten restituiert ... Unsere heutige Denkweise ist in einem hohen Grade heraklitisch, demokritisch und protagoreisch ... es genügt zu sagen, dass sie protagoreisch, weil Protagoras die beiden Männer, Heraklit und Demokrit, in sich zusammennahm.

3.

DIE Sophisten sind nichts weiter als Realisten: sie formulieren die Allen gang und gäben Werte und Praktiken zum Siege der Werte, — sie haben den Mut, den alle starken Geister haben, um ihre Unmoralität zu wissen ... Glaubt man vielleicht, dass diese kleinen griechischen Freistädte, welche sich vor Wut und Eifersucht gern aufgefressen hätten, von

menschenfreundlichen und rechtschaffenen Prinzipien geleitet wurden? Macht man vielleicht dem Thukydides einen Vorwurf aus seiner Rede, die er den athenischen Gesandten in den Mund legt, als sie mit den Meliern über Untergang oder Unterwerfung verhandeln?

Inmitten dieser entsetzlichen Spannung von Tugend zu reden war nur vollendeten Tartüffs möglich — oder Abseits-Gestellten, Einsiedlern, Flüchtlingen und Auswanderern aus der Realität ... Alles Leute, die negierten, um selber leben zu können. —

Die Sophisten waren Griechen: als Sokrates und Plato die Partei der Tugend und Gerechtigkeit nahmen, waren sie Juden oder ich weiss nicht was —. Die Taktik Grote's zur Verteidigung der Sophisten ist falsch: er will sie zu Ehrenmännern und Moral-Standarten erheben, — aber ihre Ehre war, keinen Schwindel mit grossen Worten und Tugenden zu treiben ...

4.

DIE grosse Vernunft in aller Erziehung zur Moral war immer, dass man hier die Sicherheit eines Instinkts zu erreichen suchte: sodass weder die gute Absicht noch die guten Mittel als solche erst ins Bewusstsein traten. So wie der Soldat exerziert, so sollte der Mensch handeln lernen. In der That gehört dieses Unbewusstsein zu jeder Art Vollkommenheit: selbst noch der Mathematiker handhabt seine Kombinationen unbewusst ...

Was bedeutet nun die Reaktion des Sokrates, welcher die Dialektik als Weg zur Tugend anempfahl und sich darüber lustig machte, wenn die Moral sich nicht logisch zu rechtfertigen wusste? ... Aber eben das Letztere gehört zu ihrer Güte, —

ohne sie taugt sie nichts! . . . Es bedeutet exakt die Auflösung der griechischen Instinkte, als man die Beweisbarkeit als Voraussetzung der persönlichen Tüchtigkeit in der Tugend voranstellte. Es sind selbst Typen der Auflösung, alle diese grossen »Tugendhaften« und Wortemacher . . .

In praxi bedeutet es, dass die moralischen Urteile aus ihrer Bedingtheit, aus der sie gewachsen sind und in der allein sie Sinn haben, aus ihrem griechischen und griechisch-politischen Grund und Boden ausgerissen werden und, unter dem Anschein von Sublimierung, entnatürlicht werden. Die grossen Begriffe »gut«, »gerecht« werden losgemacht von den Voraussetzungen, zu denen sie gehören, und als frei gewordene »Ideen« Gegenstände der Dialektik. Man sucht hinter ihnen eine Wahrheit, man nimmt sie als Entitäten oder als Zeichen von Entitäten: man erdichtet eine Welt, wo sie zu Hause sind, wo sie herkommen . . .

In summa: der Unfug ist auf einer Spitze bereits bei Plato . . . Und nun hatte man nötig, auch den abstrakt-vollkommenen Menschen hinzu zu erfinden: — gut, gerecht, weise, Dialektiker — kurz, die Vogelscheuche des antiken Philosophen; eine Pflanze, aus jedem Boden losgelöst; eine Menschlichkeit ohne alle bestimmten regulierenden Instinkte; eine Tugend, die sich mit Gründen »beweist«. Das vollkommen absurde »Individuum« an sich! die Unnatur höchsten Ranges . . .

Kurz, die Entnatürlichung der Moralwerte hatte zur Konsequenz, den entnatürlichten Typus des Menschen zu schaffen, — »den Guten«, »den Gläubigen«, »den Weisen«. — Sokrates ist ein Moment der tiefsten Perversität in der Geschichte der Werte.

5.

DAS Problem des Sokrates. — Die beiden Gegensätze: die tragische Gesinnung, die sokratische Gesinnung —, gemessen an dem Gesetz des Lebens.

Inwiefern die sokratische Gesinnung ein Phänomen der *décadence* ist: inwiefern aber noch eine starke Gesundheit und Kraft im ganzen Habitus, in der Dialektik und Tüchtigkeit, Straffheit des wissenschaftlichen Menschen sich zeigt (— die Gesundheit des Plebejers; dessen Bosheit *esprit frondeur*; dessen Scharfsinn; dessen Canaille *au fond*, in Zaum gehalten durch die Klugheit; »hässlich«).

Verhässlichung: die Selbstverhöhnung, die dialektische Dürre, die Klugheit als Tyrann, gegen den »Tyrannen« (die Instinkte). Es ist alles übertrieben, exzentrisch, Karikatur an Sokrates, ein Buffo mit den Instinkten Voltaire's im Leibe. Er entdeckt eine neue Art Agon; er ist der erste Fechtmeister in den vornehmen Kreisen Athens; er vertritt nichts als die höchste Klugheit: er nennt sie »Tugend« (— er erriet sie als Rettung: es stand ihm nicht frei, klug zu sein, es war *de rigueur*); sich in Gewalt haben, um mit Gründen und nicht mit Affekten in den Kampf zu treten (— die List des Spinoza, — das Aufdröseln der Affekt-Irrtümer); — entdecken, wie man Jeden fängt, den man in Affekt bringt, entdecken, dass der Affekt unlogisch prozediert; Uebung in der Selbstverspottung, um das Rancune-Gefühl in der Wurzel zu schädigen.

Ich suche zu begreifen, aus welchen partiellen und idiosynkratischen Zuständen das sokratische Problem ableitbar ist: seine Gleichsetzung von Vernunft = Tugend = Glück. Mit diesem Absurdum von Identitätslehre hat er bezaubert: die antike Philosophie kam nicht wieder los . . .

Absoluter Mangel an objektivem Interesse: Hass gegen die Wissenschaft: Idiosynkrasie, sich selbst als Problem zu fühlen. Akustische Hallucinationen bei Sokrates: morbides Element. Mit Moral sich abgeben widersteht am meisten, wo der Geist reich und unabhängig ist. Wie kommt es, dass Sokrates Moral-Monoman ist? — Alle »praktische« Philosophie tritt in Notlagen sofort in den Vordergrund. Moral und Religion als Hauptinteressen sind Notstands-Zeichen.

— Die Klugheit, Helle, Härte und Logicität als Waffe wider die Wildheit der Triebe. Letztere müssen gefährlich und untergangdrohend sein: sonst hat es keinen Sinn, die Klugheit bis zu dieser Tyrannei auszubilden. Aus der Klugheit einen Tyrannen machen: — aber dazu müssen die Triebe Tyrannen sein. Dies das Problem. — Es war sehr zeitgemäss damals.

Lösung: Die griechischen Philosophen stehen auf der gleichen Grundthatsache ihrer inneren Erfahrungen wie Sokrates: fünf Schritt weit vom Excess, von der Anarchie, von der Ausschweifung, — alles *décadence*-Menschen. Sie empfinden ihn als Arzt: Logik als Wille zur Macht, zur Selbstherrschaft, zum »Glück«.

Die Wildheit und Anarchie der Instinkte bei Sokrates ist ein *décadence*-Symptom. Die Superfötation der Logik und der Vernunft-Helligkeit insgleichen. Beides sind Abnormitäten, Beide gehören zu einander.

Kritik. Die *décadence* verrät sich in dieser Praeoccupation des »Glücks« (d. h. des »Heils der Seele«, d. h. seinen Zustand als Gefahr empfinden). Ihr Fanatismus des Interesses für »Glück« zeigt die Pathologie des Untergrundes: es war ein Lebensinteresse. Vernünftig sein oder zu Grunde gehn war

die Alternative, vor der sie alle standen. Der Moralismus der griechischen Philosophen zeigt, dass sie sich in Gefahr fühlten . . .

6.

WARUM Alles auf Schauspielerei hinauskam. — Die rudimentäre Psychologie, welche nur die bewussten Momente des Menschen rechnete (als Ursachen), welche »Bewusstheit« als Attribut der Seele nahm, welche einen Willen (d. h. eine Absicht) hinter allem Thun suchte: sie hatte nur nötig zu antworten, erstens: Was will der Mensch? Antwort: das Glück (— man durfte nicht sagen »Macht«: das wäre unmoralisch gewesen); — folglich ist in allem Handeln des Menschen eine Absicht, mit ihm das Glück zu erreichen. Zweitens: wenn thatsächlich der Mensch das Glück nicht erreicht, woran liegt das? An den Fehlgriffen in Bezug auf die Mittel. Welches ist unfehlbar das Mittel zum Glück? Antwort: die Tugend. Warum die Tugend? — Weil sie die höchste Vernünftigkeit ist und weil Vernünftigkeit den Fehler unmöglich macht, sich in den Mitteln zu vergreifen; als Vernunft ist die Tugend der Weg zum Glück. Die Dialektik ist das beständige Handwerk der Tugend, weil sie alle Trübung des Intellekts, alle Affekte ausschliesst.

Thatsächlich will der Mensch nicht das »Glück«. Lust ist ein Gefühl von Macht: wenn man die Affekte ausschliesst, so schliesst man die Zustände aus, die am höchsten das Gefühl der Macht, folglich Lust geben. Die höchste Vernünftigkeit ist ein kalter, klarer Zustand, der fern davon ist, jenes Gefühl von Glück zu geben, das der Rausch jeder Art mit sich bringt . . .

Die antiken Philosophen bekämpfen Alles, was berauscht, — was die absolute Kälte und Neutralität des Bewusstseins beeinträchtigt . . . Sie waren konsequent, auf Grund ihrer falschen Voraussetzung: dass Bewusstsein der hohe, der oberste Zustand sei, die Voraussetzung der Vollkommenheit, — während das Gegenteil wahr ist — — —

Soweit gewollt wird, soweit gewusst wird, giebt es keine Vollkommenheit im Thun irgendwelcher Art. Die antiken Philosophen waren die grössten Stümper der Praxis, weil sie sich theoretisch verurteilten zu Stümpern . . . *In praxi* lief Alles auf Schauspielerei hinaus: — und wer dahinter kam, Pyrrho z. B., urteilte wie Jedermann, nämlich dass in der Güte und Rechtschaffenheit die »kleinen Leute« den Philosophen weit über sind.

Alle tieferen Naturen des Altertums haben Ekel vor den Philosophen der Tugend gehabt: man sah Streithammel und Schauspieler in ihnen. Urteil über Plato: seitens Epikur's, seitens Pyrrho's.

Resultat: In der Praxis des Lebens, in der Geduld, Güte und gegenseitigen Förderung sind ihnen die kleinen Leute über: ungefähr das Urteil, wie es Dostojewski und Tolstoi für seine Muschik's in Anspruch nimmt: sie sind philosophischer in der Praxis, sie haben eine beherztere Art, mit dem Notwendigen fertig zu werden . . .

7.

Zur Kritik des Philosophen. — Es ist ein Selbstbetrug der Philosophen und Moralisten, damit aus der *décadence* herauszutreten, dass sie gegen dieselbe ankämpfen. Das steht ausserhalb ihres Willens: und so wenig sie es aner-

kennen, später entdeckt man, wie sie zu den kräftigsten Förderern der *décadence* gehört haben.

Die Philosophen Griechenlands z. B.: Plato. Er löste die Instinkte ab von der Polis, vom Wettkampf, von der militärischen Tüchtigkeit, von der Kunst und Schönheit, von den Mysterien, von dem Glauben an Tradition und Grossvater . . . Er war der Verführer der *nobles:* er selbst verführt durch den Roturier Sokrates . . . Er negierte alle Voraussetzungen des »vornehmen Griechen« von Schrot und Korn, nahm Dialektik in die Alltags-Praxis auf, konspirierte mit den Tyrannen, trieb Zukunftspolitik und gab das Beispiel der vollkommensten Instinkt-Ablösung vom Alten. Er ist tief, leidenschaftlich in allem Antihellenischen . . .

Sie stellen der Reihe nach die typischen *décadence*-Formen dar, diese grossen Philosophen: die moralisch-religiöse Idiosynkrasie, den Anarchismus, den Nihilismus (ἀδιάφορα), den Cynismus, die Verhärtung, den Hedonismus, den Reaktionismus. Die Frage vom »Glück«, von der »Tugend«, vom »Heil der Seele« ist der Ausdruck der physiologischen Widersprüchlichkeit in diesen Niedergangsnaturen: es fehlt in den Instinkten das Schwergewicht, das Wohin.

8.

PLATO: ein grosser Cagliostro, — man denke, wie ihn Epikur beurteilte; wie ihn Timon, der Freund Pyrrho's beurteilte. — — Steht vielleicht die Rechtschaffenheit Plato's ausser Zweifel? . . . Aber wir wissen zum Mindesten, dass er als absolute Wahrheit gelehrt wissen wollte, was nicht einmal bedingt ihm als Wahrheit galt: nämlich die Sonder-Existenz und Sonder-Unsterblichkeit der »Seele«.

9.

DIE eigentlichen Philosophen der Griechen sind die vor Sokrates: mit Sokrates verändert sich etwas.

Das sind alles vornehme Personnagen, abseits sich stellend von Recht und Sitte, gereift, ernst bis zur Düsterkeit, mit langsamem Auge, den Staatsgeschäften und der Diplomatie nicht fremd. Sie nehmen den Weisen alle grossen Konzeptionen der Dinge vorweg: sie stellen sie selber dar, sie bringen sich in System: Nichts giebt einen höheren Begriff vom griechischen Geist, als diese plötzliche Fruchtbarkeit an Typen, als diese ungewollte Vollständigkeit in der Aufstellung der grossen Möglichkeiten.

— Ich sehe nur noch Eine originale Figur in den Kommenden: einen Spätling, aber notwendig den letzten ... den Nihilisten Pyrrho, ... er hat den Instinkt gegen alles Das, was inzwischen obenauf gekommen war, die Sokratiker, Plato.

Pyrrho greift über Protagoras zu Demokrit zurück ... die weise Müdigkeit: Pyrrho. Unter den Niedrigen leben, niedrig. Kein Stolz. Auf die gemeine Art leben; ehren und glauben, was Alle glauben. Auf der Hut gegen Wissenschaft und Geist, auf Alles, was bläht ... Einfach: unbeschreiblich geduldig, unbekümmert, mild, ἀπάθεια, mehr noch πραΰτης.

Ein Buddhist für Griechenland, zwischen dem Tumult der Schulen aufgewachsen; spät gekommen; ermüdet; der Protest des Müden gegen den Eifer der Dialektiker; der Unglaube des Müden an die Wichtigkeit aller Dinge. Er hat Alexander gesehn, er hat die indischen Büsser gesehn.

Auf solche Späte und Raffinierte wirkt alles Niedrige, alles Arme, alles Idiotische selbst verführerisch. Das narkotisiert: das macht ausstrecken. (Pascal.) Sie empfinden andrerseits,

mitten im Gewimmel und verwechselt mit Jedermann, ein wenig Wärme: sie haben Wärme nötig, diese Müden ...

Den Widerspruch überwinden; kein Wettkampf; kein Wille zur Auszeichnung: die griechischen Instinkte verneinen. — — Pyrrho lebte mit seiner Schwester zusammen, die Hebamme war.

Die Weisheit verkleiden, dass sie nicht mehr auszeichnet; ihr einen Mantel von Armut und Lumpen geben; die niedrigsten Verrichtungen thun: auf den Markt gehn und Milchschweine verkaufen ...

Süssigkeit; Helle; Gleichgültigkeit; keine Tugenden, die Gebärden brauchen; sich auch in der Tugend gleichsetzen: letzte Selbstüberwindung, letzte Gleichgültigkeit.

Pyrrho, gleich Epikur, zwei Formen der griechischen *décadence*: verwandt im Hass gegen die Dialektik und gegen alle schauspielerischen Tugenden. — Beides zusammen hiess damals Philosophie —; absichtlich Das, was sie lieben, niedrig achtend; die gewöhnlichen, selbst verachteten Namen dafür wählend; einen Zustand darstellend, wo man weder krank noch gesund, noch lebendig, noch tot ist... Epikur naiver, idyllischer, dankbarer; Pyrrho gereister, verlebter, nihilistischer... Sein Leben war ein Protest gegen die grosse Identitätslehre (Glück = Tugend = Erkenntnis).

Das rechte Leben fördert man nicht durch Wissenschaft: Weisheit macht nicht »weise«... Das rechte Leben will nicht Glück, sieht ab von Glück ...

10.

DER Kampf gegen den »alten Glauben«, wie ihn Epikur unternahm, war, im strengen Sinne, der Kampf gegen das präexistente Christentum, — der Kampf gegen die bereits ver-

düsterte, vermoralisierte, mit Schuldgefühlen durchsäuerte, alt und krank gewordene alte Welt.

Nicht die »Sittenverderbnis« des Altertums, sondern gerade seine Vermoralisierung ist die Voraussetzung, unter der allein das Christentum über dasselbe Herr werden konnte. Der Moral-Fanatismus (kurz: Plato) hat das Heidentum zerstört, indem es seine Werte umwertete und seiner Unschuld Gift zu trinken gab. — Wir sollten endlich begreifen, dass was da zerstört wurde, das Höhere war, im Vergleich mit dem, was Herr wurde! — Das Christentum ist aus der psychologischen Verderbnis gewachsen, hat nur auf verdorbenem Boden Wurzel gefasst.

11.

WISSENSCHAFTLICHKEIT: als Dressur oder als Instinkt. — Bei den griechischen Philosophen sehe ich einen Niedergang der Instinkte: sonst hätten sie nicht dermassen fehlgreifen können, den bewussten Zustand als den wertvolleren anzusetzen. Die Intensität des Bewusstseins steht im umgekehrten Verhältnis zur Leichtigkeit und Schnelligkeit der cerebralen Uebermittelung. Dort regierte die umgekehrte Meinung über den Instinkt: was immer das Zeichen geschwächter Instinkte ist.

Wir müssen in der That das vollkommene Leben dort suchen, wo es am wenigsten mehr bewusst wird. Die Rückkehr zur Thatsache des *bon sens*, des *bon homme*, der »kleinen Leute« aller Art. Einmagazinierte Rechtschaffenheit und Klugheit seit Geschlechtern, die sich niemals ihrer Prinzipien bewusst wird und selbst einen kleinen Schauder vor Prinzipien hat. Das Verlangen nach einer raisonnierenden

Tugend ist nicht raisonnabel ... Ein Philosoph ist mit einem solchen Verlangen kompromittiert.

Wenn durch Uebung in einer langen Geschlechterkette genug Feinheit, Tapferkeit, Vorsicht, Mässigung aufgesammelt ist, so strahlt die Instinkt-Kraft dieser einverleibten Tugend auch noch in's Geistigste aus — und jenes seltene Phänomen wird sichtbar, die intellektuelle Rechtschaffenheit. Dasselbe ist sehr selten: es fehlt bei den Philosophen.

Man kann die Wissenschaftlichkeit oder, moralisch ausgedrückt, die intellektuelle Rechtschaffenheit eines Denkers, seine Instinkt gewordene Feinheit, Tapferkeit, Vorsicht, Mässigung, die sich in's Geistigste noch übersetzt, auf eine Goldwage legen: man mache ihn Moral reden ... und die berühmtesten Philosophen zeigen dann, dass ihre Wissenschaftlichkeit nur erst eine bewusste Sache, ein Ansatz, ein »guter Wille«, eine Mühsal ist — und dass im Augenblick, wo ihr Instinkt zu reden beginnt, wo sie moralisieren, es zu Ende ist mit der Zucht und Feinheit ihres Gewissens.

Die Wissenschaftlichkeit ob blosse Dressur und Aussenseite, oder Endresultat einer langen Zucht und Moral-Uebung: — im ersten Falle vikariert sie sofort, wenn der Instinkt redet (z. B. der religiöse oder der Pflichtbegriffs-Instinkt); im andern Falle steht sie an Stelle dieser Instinkte und lässt sie nicht mehr zu, empfindet sie als Unsauberkeit und Verführungen ...

Holzschnitt von E. R. Weiss.



DIE SINGENDE ENGELSSTIMME IN DER KLOSTERKIRCHE/ DREIUNDZWANZIGSTER POGGFRED-CANTUS/ VON DETLEV FREIHERRN VON LILIENCRON.

GRABSTILLE Nacht. Du hörst die Diebe schleichen
Und vorsichtig mit Hand und Füssen tasten
Und horchend stehn, wenn sie das Ziel erreichen.
Kein Lärm wacht auf, sie brauchen nicht zu rasten.
Scht, leise. Halt! Was rührt sich? Sie erbleichen.
Ach was! Nur vorwärts. Scht. Nichts überhasten.
Ein Bernhardiner bellt, fern, wie vermummt,
Dumpf, dreimal dumpf, wufwufwuf, und verstummt.

Todstille Nacht. Die Nachtigallen schweigen,
Der Dieb der Liebe schleicht sich nun heran.
Sein leiser Gang verstiebt auf Gartensteigen,
Syringen duften her von Ispahan.
Und vor der »Laube von Jasmin« verneigen
Sich kichernd Evchen und ihr nackter Mann,
Die leider niemals Bräutigam und Braut
Und niemals auch civiliter getraut.

Tiefstille Nacht. Kein Ton. Schlaflose Nacht,
Wer kennt sie nicht, wer hat sie nicht durchkrochen.
Die Nerven schlagen eine wilde Schlacht,
Einnicken, Augen auf, die Pulse pochen.
Am andern Morgen sind wir überwacht
Und abgespannt und fühlen alle Knochen.
Schlafloser Nächte wüste Rhapsodie,
Chaotische Gedankenlotterie.

Schlaflose Nacht. Dein Kindchen neben dir,
Wie schläfts in seinem Bettchen, fest, gesund.
Die roten Bäckchen glühen, blühen schier,
Ein wenig offen steht der süsse Mund.
Ein Beinchen schlüpfte aus dem Pfühlquartier,
Schnell steckst dus wieder in den warmen Grund.
Der Säugling schreit aus seinem Kissenflaum,
Gleich hörts die Mutter, wiegt ihn, bleibt im Traum.

Schlaflose Nacht. Ich weiss nicht, wie es kam:
Ich wühlte mich in Menschenhass hinein.
Lieblosigkeit, Treubruch, Philisterkram,
So häuft der Mensch dem Menschen Pein auf Pein.
Wie Wölfe beissen sie sich, ohne Scham,
Statt Liebe tragen sie ein Herz von Stein.
Ja: Plus je connais l'homme, plus j'aime le chien.
Das sagt Montaigne. Bravo, Sieur! C'est bien.

Ich dachte über meine Feinde nach,
Die »ganz intimen« sind die mehr als schlimmen,
Die heuchlerisch sich freun mit Weh und Ach,
Die heimlich uns zum Leichenfrass umschwimmen,
Die erst ihr Lob uns schütten tausendfach,
Um dann am Schluss »moralisch« zu ergrimmen.
Ich kenne euch und euern Unratkübel,
Ich kenne Euch! mir wird vor Ekel übel.

Schlaflose Nacht. O, aus den Menschenwirren
Zieh dich zurück in deine Heimatklause.
Da lass den Zechbrüderpokal zerklirren,
Ruh aus bei Weib und Kind, fühl dich zu Hause!

Da darf dich keiner in die Ketten schirren,
Die dir Frau Fama schmiedet mit Gebrause.
Drum preis ich stets dies eine Wort ausdrücklich:
Wer im Verborgnen lebt, nur der lebt glücklich.

Von langen Reisen war ich heimgekehrt,
Aus grosser Städte lautem Marktgewühl,
Und war in Poggfred wieder eingekehrt
Und fand da gleich ein seltsam Wohlgefühl:
Als wär ich aller Sünden reingekehrt
Und läge sauber auf dem Unschuldspfühl.
Nur konnt ich nicht die ersten Nächte schlafen,
Zu plötzlich trat die Ruhe ein im Hafen.

Viel Briefe gabs und Kunde mancherlei:
Grenzboten, Neue Rundschau, Nord und Süd,
Kalugas Fahrt vom Ob zum Jenisei.
Auch gabs zwei neue Füllen im Gestüt.
Ein Freundesbrief klang frisch und kummerfrei,
Ein andrer trostlos, trüb und wegesmüd.
Auch sandte mir ein Loos Herr Lilienfeld
Mit sichrer Aussicht auf ein Heidengeld.

Die Stanze hab ich eben plagiiert.
Na nu? Nu na? Nunu? Nana? Na ja!
Ich hab sie nur ein wenig variiert.
Nu na? Na nu? Nana? Nunu? Na ja!
Das hat mich aber wirklich nicht geniert.
O oh, O je, O ne, O ja, na ja!
Zwar ist es Diebstahl, geistespover, ledern;
Indes, wer schmückt sich nicht mit fremden Federn?

Ein Pergament auch fand ich vor, gefunden,
Wo, ewigen Dunkels stumpf, die Spinne webt;
Ich las von schweren, kummervollen Stunden,
Die eine Frau um ihren Mann durchlebt,
Um seines Seelenheils und Glaubens Wunden,
Noch als sie schon zur ewigen Ruh entschwebt.
Eins fiel mir auf: Ein Ritter denkt so frei
Im Jahr des Heilands Dreizehnhundertzwei?

Das mächtige Geschlecht de Prato thronte
(De Prato, später Pogwisch, von der Wisch)
Auf vielen Burgen, Gütern, und bewohnte
Halb Holstein fast, freiherrlich wie der Fisch.
Frondeurs, feudal, ehern, bis alles frohnte,
So »Dat bün Ick« schlugs auf den Eichentisch.
Ein Wolf, sein Wappentier, äugt übern Zaun,
Den armen Dörpertüffeln wars ein Graun.

Erloschen, ausgestorben, *πανται ρει*,
»Von Pogwisch heute noch und nimmermehr.«
Im vorigen Jahrhundert warens zwei,
Die letzten, Schwestern, aus dem Pogwischheer,
Die eine Priorissa der Ballei,
A. Goethe war der andern Ehebär.
Erloschen. Und auch Goethes Haus erlosch,
Der Orcus schluckt den Genius wie den Frosch.

»In Cedernwipfeln nistet unsre Brut
Und schäkert mit dem Sturm und äfft die Sonne:«
Vulwoldus Quintus aus dem Wolfenblut
Und Benedicte Wohnsfleht, seine Wonne.

O wäre Gott der Welt nur halb so gut
Wie dieser Wulfwolf seiner Lebenssonne!
Um ihre Herzen wuchs ein Kinderkreis,
Strotzend wie Blütenreis an Blütenreis.

Nur eines trennte schroff die beiden Gatten
Und war wie eine Wand im Paradies
Und gab dem Lichte einen tiefen Schatten
Und klang wie Eisensturz auf sanften Kies:
Des Ritters Glaube war längst im Ermatten,
Und sank bald ganz verlassen ins Verliess.
Die Edelfrau blieb fromme Christin stet,
Sanft gleich der heiligen Elisabeth.

Es kam zum Ausbruch mal. Der Ritter schrie:
»Lass mir die ewige Plerrerei nun sein!
Half je dein Gott? Dir? Mir? Ich glaub ihn nie,
Der Priester lügt, es lügt der Heiligenschein,
Ich fall nicht mehr vorm Sanctus auf die Knie,
Ich will mich nicht mehr wie ein Knecht kasteln.
Der Tod ist nur gelöster Staub und Schleim,
Und die Unsterblichkeit ist Pfaffenleim.«

Da zog sie ihren dichten Schleier vor
Und schwieg und ging. Der Ritter sah ihr nach
Und schritt verdriesslich durch sein Gartenthor
Und schaute lang in den Forellenbach.
Und bei dem Schweigen blieb es. Wie ein Flor
Hings über Fensterkreuz und Thür und Dach.
Die Frau trug heimlich ihren grossen Schmerz,
Er nagt und nagt, und endlich bricht ihr Herz.

Es war ein Frühlingstag, wie keiner war,
So jung, so grün und blau, so liebelicht,
Die Märchenkönigin kämmt ihr Seidenhaar,
Die ersten Schwalben zwitschern ihr Gedicht,
Im Felde drängt sich eine Kinderschar,
Die Ringelreigen tanzt und Primeln bricht.
Da tritt der Tod der Herrin auf den Saum,
Reicht ihr den Arm zum ewigen Frühlingstraum.

Die Stunde wandert. Bald geht ein Geraune,
Ein Schwatzewässerchen, durch Dorf und Land:
Ein Engel säng im Chor, dass jeder staune,
Ein Engel sei im Orgelchor erkannt.
Und das Gesumm wird endlich zur Posaune,
Das Glimmerfeuerchen zum hellen Brand.
Vulwoldus Pogwisch hörts und lacht und schilt:
Ihr Narren, weg mit euerm Nebelbild!

Doch als nicht enden wollte das Gedränge,
Als immer lauter ward der Hymnenton,
Als selbst der Bischof eintraf mit Gepränge
Und seinen Segen gab vom Weihethron
Und unter Blumenfracht und Blattgehänge
Ins Kirchlein bat den Ritter, den Patron:
Da kam auch er und setzte sich sans gêne,
Sein Wappenwolf zeigt über ihm die Zähne.

Der Knabenchor beginnt die Litanein,
Da horch! Zur Orgel, wie aus Himmelshöhn,
Singt, unsichtbar, ein Engel selige Pein.
Frohlocken bald, bald leises Gramgetön,

Zuweilen singt die Stimme ganz allein,
Nun wieder mit im Chor wie leis Gestöhn.
So wechselt immerwährend der Gesang,
Bald überirdisch fremd, bald sterbensbang.

Der Bischof, um ihn die Gemeinde, kniet
Mit tiefgesenkter Stirn und lauscht dem Wunder
Und nimmt demütig hin das Sternenlied:
Gottvater ist der langmütigste Stunder,
Wacht auf, wacht auf, ehs einst zu spät geschieht,
Hört euch ins Herz den Liebesgnadenzunder.
Und einer kennt die Stimme ganz genau,
Er weiss, es ist die Stimme seiner Frau.

Ein Felsen, aus dem plötzlich Tropfen quellen,
Ein Fels, der plötzlich bebt und schüttert, schwankt,
Ein Riese, der von wilden Stromesschnellen
Plötzlich umwirbelt wird und zitternd wankt,
Ein Hirsch, den hundert Rüden laut umstellen,
Ein Stolzer, den das Schicksal niederzankt,
Das ist der Ritter nun, ein Betteljunge,
Sein Wappenwolf zeigt über ihm die Zunge.

Wie die Geschichte weiter sich begeben,
Ich las es nicht. Ob er zu Kreuz gekrochen?
Ob er der Kirche schenkte Gut und Leben
Und liess sich von den Pfaffen unterjochen?
Und gab sein Wort, wenn auch mit Widerstreben?
Ob ers gehalten hat? Ob ers gebrochen?
Oder ob er ein Thomas ist geblieben,
Das Alles fand ich nirgends aufgeschrieben.

Halt, ich entdecke noch ein Supplementchen:
Ein Bauernknabe sang wie Engel singen,
Versteckt klangs lieblich durch ein Orgelblendchen,
Die »Kerkherrn« sind geschickt in solchen Dingen.
Ja, so entsteht die Sage, das Legendchen,
Und trägt die Poesie auf bunten Schwingen.
Im Kloster sitzt und lacht der reiche Abt:
Die Dummen haben wieder mal berappt.

Holzschnitt von E. R. Weiss.





APHORISMEN VON WILHELM HEINSE/ (AUS TAGEBUECHERN VON 1788—90)/ MITGETEILT VON CARL SCHUEDDEKOPF.

Den 27. Februar 1788.



ER Grundtrieb beym Menschen ist gewiss Freude, Lust oder süsses Gefühl. Die Art aber es zu erreichen, ist verschieden. Macht, Gewalt, oder Kraft, Schönheit zu geniessen, geht allem andern voran. Dann kömmt Weisheit, oder Erfahrung mit Ueberlegung, immer das höchste zu finden, und Sicherheit im Besitz zu erhalten. Liebe endlich ist der Genuss selbst, der allezeit mit Schöpfung verbunden seyn muss, wenn er der höchste seyn soll. Alles dreyes beysammen gehört zur Vollkommenheit des Menschen; schier wie Zeichnung, Kolorit und Licht und Schatten zu einem vollkommnen Gemählde.

Gute Tafel, schöne Weiber und Gegenden, gute Gesellschaft, Künste und Wissenschaften bey Sicherheit von innen und aussen; darin das Glück des Menschen!

Die Musik hat das, was keine andre Kunst vermag: sie offenbart das innere Werden, das aller Sprache, und allem Ausdruck vorhergeht, und eben so die Gefühle nach der That. Und im höchsten Leben der Schöpfung selbst steht sie keiner andern Kunst nach. Im Einzeln ist sie so mächtig, als im Zahlreichen; weder Poesie noch Mahlerey kann das übereinstimmende Gefühl einer Menge so stark ausdrücken. Hier ist bey jener das Wort zu willkürlich, als dass viele dasselbe treffen, brauchen sollten; und der Moment der Mahlerey hat zu wenig Dauer.

Der Chor bleibt der Musik eigen und die Worte der Poesie zeigen sich nur wie Wellen im Sturm auf der Tiefe.

Zeichnung, Kolorit und Licht und Schatten ist das Werk tiefer lebendiger Empfindung. Composizion das Werk des Verstandes, der das Vergangne, Gegenwärtige und Zukünftige umfasst, und selbst ohne tiefe lebendige Empfindung nicht seyn kann. Desswegen sind vollkommne Meisterstücke in den Künsten so selten. Vortrefliche einzelne Figuren findet man öfter; haltbare Composizionen weniger. Composizion, wo alles wahrscheinlich und zugleich voll Leben und Schönheit wäre, geht fast über des Menschen Kräfte; und die bewundertsten klassischen Werke halten haarscharfe Prüfung nicht aus. Zum Glück ist die letztre das seltenste von allem.

Plato in seinem Jon beweist scherzhaft, dass ein guter Rapsodist alle Künste, Wissenschaften und Handwerke verstehen müsse, weil zum Exempel schon im Homer von allen Dinge vorkommen. Sein Rapsodist ist noch etwas mehr, als im Aristoteles; er hat das Talent der Declamazion, und zugleich Gefühl und Phantasie des Dichters. Ein vollkommner Kunstrichter soll nach seiner Meinung, wenn man sie recht auslegt, mehr als der Dichter selbst wissen. Dieser wählt aus jeder Kunst und Wissenschaft nur das Stückchen, was er versteht und darstellen kann; der Kunstrichter aber darf sich nicht auf das Ohngefehr verlassen, und muss das Ganze jeder kennen. Am Ende läuft alles darauf hinaus, der Dichter allein ist sein bester Richter; denn wie will ein andrer alles so genau wissen und verstehen und empfinden, was jener weiss, versteht, und gesehn und gehört hat!

Das Glück des Lebens besteht in der Abwechslung; die grösste Mühseeligkeit selbst wird dadurch zum Vergnügen. Immerwährende einerleye Freude wird bald Pein. Der Urquell unsers Lebens will immer neue Formen; er behilft sich mit den albernsten Fabeln und Mährchen, wenn die Wirklichkeit um ihn stille steht.

Die Veränderungen, die Poesie, Philosophie und alles Geschriebene und Gedruckte und Erzählte gewährt, sind die schwächsten, aber ersetzen durch das Häufige und Zahlreiche, was ihnen an Stärke abgeht.

Dann kömt der Strahl des Lichts, Bildhauerey, Mahlerey, Baukunst fürs Auge.

Stärker wirkt die Luft durch Musik aufs Ohr.

Stärker noch der Geruch der Blumen des Frühlings.

Stärker Getränk und Speisen auf die Zunge, wozu noch das Wohlbehagen der Gesundheit kömt.

Die allerstärksten Veränderungen aber giebt das Gefühl; je fester der Körper ist, worin es herrscht, desto entzückender werden sie. — — —

Harmonie und Abwechslung unter allen diesen Veränderungen, so viel unsre Komposizion verträgt: Das ist die Seeligkeit auf Erdboden.

Der Fehler aller unsrer hohen und niedern Schulen ist das Zerstückeln der Wissenschaften: früh Morgens um 9 Uhr diess, um 10 Uhr das, um 11 Uhr jenes u. s. w. Dadurch kann nichts Ganz in einem Zug in die Seele kommen. Jeder geh in sich selbst zurück, wie er das, worin er Meister ist, gelernt hat; er wird finden, warlich nicht so!

Dem Uebel ist nunmehr schwer abzuhelfen, da es überall ein-

geführt ist. Die Meister geben ihre Lehren alle Stunden weis, und lassen sich so bezahlen. Der Sprachmeister geht diese Stunde dahin, die andre dorthin. Die Zöglinge würden gewiss mehr profitieren, wenn z. B. nur einen ganzen Morgen nach einander französisch, oder lateinisch gegeben würde.

Der andre Hauptfehler unsrer Erziehung ist, dass die Zöglinge mehr Worte, als Sachen lernen. Wer Mann und Weib noch nicht kennt, wie soll der Geschichte verstehn und Nutzen daraus ziehen? Wer noch nicht Meer, Gebirg und Thal, Lauf von irgend einem grossen Strom, Ursprung der Quellen, noch keinen Zimmermann und Mauermeister arbeiten sah, wie will der Geographie, Reisebeschreibungen verstehen? Wer weder Mensch, Thier, noch Pflanze kennt, wie will der vortreflich sprechen und schreiben lernen in irgend einer Sprache, wenn *recte scribendi fons est sapere?*

Man soll Kinder lernen lassen, was sie lernen können. Das wichtigste ist Leibesübungen treiben, tanzen, schwimmen, laufen, balgen, hungern, dursten, Hitze und Frost ausstehen, wachen; überhaupt den Körper lenken und bilden, und mit der Seele Gewalt darüber bekommen.

Dann kömt das äussere, die Natur um sie herum kennen lernen. Die Elemente, so viel sie davon verstehen können. Sonne, Mond, Sterne und Erdboden; und Wind und Wetter, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Thiere, Pflanzen und Steine.

Dann die Künste und Wissenschaften, die sich für sie schicken, als noch einmal Tanzkunst, Musik (Fechten, Reiten, exerzieren, marschieren,) Zeichnen. Teutsche Sprache. Geographie von Deutschland, erst im Grossen, als Flüsse, Gebirge, Provinzen, Hauptstädte, mit Reisebeschreibungen. Dann Römische, dann Griechische Geschichte. (Ausländische Sprachen

würd ich platterdings nicht eher als im 11. Jahr anfangen.) Mathematik schon im siebenden.

Der dritte Hauptfehler ist, dass man die Kinder mit Stunden überhäuft. Man lässt ihnen keine Zeit, sich selbst zum Urtheilen anzugewöhnen, und erstickt allen Reiz und Trieb.

Die grösste Kunst der Erziehung ist die Triebe, ein vortreflicher Mensch zu werden, zu verstärken, und so bey allem, was sie lernen sollen, als Tanzen, Musik machen, Zeichnen. Reiz und Trieb muss in gleichem Grade gehen.

Was Religion betrift: so darf man mit Kindern gar nicht räsonniren, sondern sie müssen ihren Morgen- und Abendsegen beten, und in die Kirche gehen, nach Landsgebrauch. Metaphysik, und das schwerste derselben ist warlich nichts für sie. Und spotten über ältre sollen sie auch nicht; denn das macht sie eitel und naseweis. Am besten wär es freylich: so wenig als möglich von Religionsübungen; denn es bleiben doch bloss Worte für die Kleinen.

Das wichtigste für den Menschen überhaupt ist Menschenkenntniss; denn der Mensch selbst bleibt doch der Hauptquell der Glückseeligkeit für Menschen. Kinder können sie platterdings nicht besser erlangen als bey andern Kindern, die die gleichen Bedürfnisse haben. Die ältern Menschen können sie noch nicht fassen. Und so muss es immer stufenweise fortgehen bis zur Vermählung. Wer das beste Weib aussuchen will, muss erst viele andre kennen pp.

Ein Garten ist das Pflanzenreich, das ganze, im Dienste des Menschen.

Die Engländer schwärmen, wenn sie in ihren Gärten die Natur haben wollen, wie sie ist, sich selbst überlassen. Die Anarchie

kann hier eben so wenig statt finden, wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Richardson affektiert so die Natur in seinen Romanen, und wird unerträglich langweilig. Alle Kunst geht auf Zweck für Menschen.

Die Franzosen in ihren alten Gärten waren Tyrannen, und machten die Bäume zu Krüppeln. Hirschfeld ist jedoch lächerlich, wenn er Alleen so haben will, wie die Bäume in Wäldern wachsen.

Die Natur im Dienst des Menschen braucht nie zur Unnatur zu werden. Die Scipionen waren edel und gross und herrlich, erhabne Menschen; und dienten doch dem Römischen Volke. Sully Heinrich dem Vierten; Türenne Ludwigen; Schwerin und Winterfeld und Ziethen dem grossen König Friedrich.

Man kann gleich an einem Garten sehen, ob der Besitzer ein Mark Aurel, Tyrann oder blosser Affe ist.

Man muss die Natur nehmen, so wie man sie vor sich hat; und dann zum Nutzen und Vergnügen der Edeln verschönern und brauchen.

Alpen und Genferseen, und Rheinstürze bey Schaafhausen erschaffen wollen, wo sie nicht sind, ist ein kindisches Unternehmen. Aber nichtsdestoweniger kann man Bäche rauschen lassen, wo sie nicht rauschen; Brunnen springen lassen, um die Luft zu erfrischen, ohne Issland gesehen zu haben, wo die Quellen von selbst springen; und die Pfirsich und Aprikosenbäume an die Wände ziehen, weil man sonst schlechte Früchte von ihnen haben würde.

Auch das erhebt den Menschen, dass die Natur ihm dienen muss; und ist gar kein schlecht Gefühl, wenn er nur ein guter und verständiger Herr ist.

In jedem Staat sollte man bey der Regierung eine Oppositionsparthey haben; so wie sie schon in jedem Menschen für sich seyn sollte. Das *pro* und *contra* überall, scharf empfunden und überlegt, gibt das Resultat Verstand erst. Desswegen ists gut, dass ein Fürst mehrere Favoriten hat, die sich einander neiden.



Die Liebe, weit mehr als alle andre Leidenschaften, ist die grösste Feindin der Gerechtigkeit, und überhaupt Vernunft. Nicht allein die Liebe zu Weibern, sondern eben so die Liebe zu Kindern. Exempel: Mark Aurel für den Commodus; Sept. Sever für den Caracalla.



Die neuen Ideen des Genies erzeugen sich von selbst in der Seele durch ein unbegreifliches Ohngefähr, wie die Welt mit allen ihren schönen Formen in Gott entstanden seyn muss. Wenigstens kann, was den allerersten Ursprung betrift, tiefer keine Metaphysik. Die verborgne Gottheit wird nirgends strahlender sichtbar, als bey den erhabnen Producten des menschlichen Geistes. Wie der Blitz am Himmel sich entzündet, und glänzend das Wetter durchflammt: so wird der neue Gedanke; und oft schlägt er ein, und hinterlässt dauernde Folgen seines Daseyns.



Die deutsche Geschichte ist ein Archipelagus von Geschichte; man findet da keine grosse Einheit, woran man sich halten könnte. Ein schönes Ganzes ist da schwerlich herauszubringen; sie ist ausserdem noch am schwersten zu schreiben unter allen Geschichten, wenn man auch nur einigermassen ein Ganzes machen will.

Virtuosen in verschiednen Künsten sind es bloss dadurch geworden, dass man sie in ihrer Jugend davon abhalten wollte; so natürlich ist Freyheit und Liebe zu eigner That, als wovon man allein Verdienst hat, dem Menschen; und so sehr reizt ihn alles Gegenstreben. Und so wird die beste Erziehung oft die schlechteste, und die schlechte gut; das Kind thut gerade das, was die letztere verbietet, wenn es eine volle Empfindung und Stärke zu denken hat; thut, was wahrhaftig Vergnügen bringt. (Händel pp. Sterkel.)



Der verschiedne Geschmack in der Musik zu verschiednen Zeiten ist auffallend; vor hundert Jahren scheinen die Leute ganz andre Ohren gehabt zu haben. Gewohnheit, und Hang der Seele, immer in neue Formen sich zu verwandeln, kann es allein erklären. Jedoch werden die Ackorde der Harmonie immer dieselbe Empfindung erregen; nur Melodie verändert sich.



Die christliche Religion ist eine Mönchs- und Nonnenreligion, die von der Wurzel aus nicht dazu gemacht ist, je allgemein zu werden, so wenig je Quäker und Anabaptisten allgemein werden können. Sie lehrt einen Abscheu vor allen sinnlichen Vergnügungen und Weltgeschäften, die Menschen sollen nie hier, sondern immer jenseit des Grabes zu Hause seyn, verdammt die edelsten, nicht allein unter den alten Griechen und Römern, sondern noch vielmehr unter ihren Anhängern, die nicht den Glauben an ihre so genannten übernatürlichen Wahrheiten haben.

Man hat sie also modifiziert, damit sie noch einigermaassen statt haben könne. Und sieht durch die Finger, wenn ein schöner

kräftiger junger Mensch, oder eine reizende Jungfrau der Liebe geniessen, ein Mann voll Verstand und Klugheit Minister, und ein entschlossner tapfrer schlauer Mann General wird.

Ihre Entstehung und schnelle Ausbreitung kömmt vom Druck der Niedern, und leichten Art sich mitzutheilen in der damaligen Römischen Monarchie. Die glänzende Lehre der Juden von der Einheit Gottes, in dem die ganze Natur lebt und schwebt, dunkel vorgetragen, dass man nicht bestimmt, ob Mensch und Thier, Vogel und Fisch, Metall und Baum und Gras auch von seinem Wesen, und bloss Form desselben sind, oder ob dieses Einzelne von andern Elementen der Materie ist, ewig wie er selbst, die ihre eigne Kraft, ihr eigen Leben haben, jedoch ohne den Namen Gottheit, verschiedene Gottheit von der höchsten zu verdienen, wie die Griechen glaubten; und dabey die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und künftigen Strafen und Belohnungen, wovon jene für Herrscher und Unterdrücker, diese für ihre Anhänger waren, machten die neue Illumination aus. Jedoch nur anfänglich; denn die Griechen in Alexandrien und Syrien brachten bald noch mehr Geheimniss hinein; bis endlich die völlige Hierarchie fertig ward.

Die Einheit Gottes wird geradezu ohne fernern Beweis gelehrt; und so die Unsterblichkeit der Seele; und so ohne fernern Beweis die strenge, man darf wohl sagen, unnatürliche Moral, die so erhaben ist, dass man wirklich kein Fleisch und Blut, und kein Bedürfniss sich zu bewegen und mit andern zu beschäftigen dabey haben darf.

In einer vortreflichen bürgerlichen Gesellschaft muss immer eins auf das andre lauern, wie in der grossen Republik der Natur ein Geschöpf auf das andre lauert. Diess treibt am

mächtigsten zur Vollkommenheit. Lykurg führte diesen Wetteifer in Sparta mit seinen dreyhundert jungen Rittern ein, die die dreyhundert geschicktesten Jünglinge waren: die andern suchten diese hernach immer auf einer schlechten That zu erwischen; und diese bestrebten sich mit allem Eifer, den Vorzug zu verdienen. Lange sichre Ruhe taugt nichts überall.
Der schnellste Vogel verlernt lange in einen engen Käfich eingeschlossen das Fliegen. So verlieren die glücklichst gebohrnen Menschen in der Sklaverey ihre Fähigkeiten. Wichtig bey der Erziehung!

Hofnung ist das Glück der Jugend, die süsseste, einer zärtlichen theuern Geliebten. Mit dem Genuss der Geliebten macht das Glück des Lebens die Hofnung guter Kinder. Und mit den Kindern keimt und grünt und blüht die Hofnung der Jugend wieder auf; und so gehts fort in Kindeskindern und weiter. Mann und Weib von vierzig bis funfzig Jahren, die keine Kinder haben, sind und werden durch nichts recht herzlich glücklich. Blosser Verstand, wobey der Körper nicht mit ins Spiel kömt, gewährt seichte Freuden. Verstand und Körper, wo kein Zeugen, kein Wiederwerden unsers Selbst ist, nur kurze; als Essen und Trinken ohne Zweck, Reichthümer, Ehre ohne Zweck. Aristoteles hat Recht: Beyschlaf, Begattung ist die Bestimmung alles Lebendigen.

Die Producte der Kunst müssen in Deutschland wie das Unkraut wachsen; da ist keine Pflege und Wartung. Sie sehen auch meistens darnach aus; denn bey keinem Volke, das klassische Litteratur hat, ward so plattes Zeug ausgeheckt. Sie gehen da selten ins wirkliche Leben über. Das, was man bey

uns gute Gesellschaft nennt, der Hof und der Adel, und die Gelehrten selbst, die sie alle wie Frühlingssonne erziehen und zur Reife bringen sollten, bekümmert sich wenig um sie, betrachtet sie als unnütz, blossen Zeitvertreib, und hat sie niemals zur eigentlichen Beschäftigung gemacht, um ächten, guten Geschmack für sie zu gewinnen. Für alle Art von Schönheit in der Natur sind wir unwissend und platterdings Barbaren. Es scheint, dass eine Grenzscheide für Poesie und alle bildende Künste gezogen wäre, wo die Sprachen aufhören, die von der lateinischen abstammen. Klima und Regierung ist ihnen da zuwider.

Keine Leiden dulden, wo nicht zuversichtliche höhere Freuden dadurch entstehen, ist der göttlichste Trieb in der ganzen Natur; denn das göttliche ist reines zartes Wesen in Lustgefühlen.
Eine alte Religion kann nur durch neue Secten über den Haufen geworfen werden. Und wenn Philosophie regieren will über sie, muss sie selbst zur Secte werden.

Ein ächter Einsiedler muss, so viel möglich einem Menschen, gleich seyn Gotte, der sich selbst genug ist, und seine Glückseligkeit finden in den grossen Massen der Natur, fern von den kleinlichen Leidenschaften der Gesellschaft; muss seine Menschheit ausgezogen haben, und mit tiefer Empfindung der Reihe der organischen Formen der Natur immer in erhabnen Betrachtungen schweben. Vor funfzig Jahren kann da schwerlich einer hingelangen.

Das mächtigste und sinnlichste, was wir auf festem Lande haben, ist ein Sturmwind. Und so hat der November und De-

cember, die traurigsten Monate, auch seine hohe Naturfreuden. Am Ufer der Meere besonders.



Unsre Häuser und Palläste ahmen Berge nach mit Grotten. Die schönste Form der Dächer soll pyramidenartig seyn, wie es die natürlichste der Gebürge ist. Die verhackte Mansardische ist also hässlich.



Auch die besten Dichter sind doch weiter nichts als Puppenspieler, die mit ihrer einzigen Stimme die Stimmen aller ihrer Personen nachmachen, und mit ihren zehn Fingern deren Arme und Beine bewegen. Der gefällt immer am besten, der für sich eine reine und volle Stimme und Herz und Kopf hat, und in der Hauptperson sich selbst darstellt. Jedes Porträt, auch das vortreflichste, bleibt ein unvollkommnes Ding, dems am eignen Leben fehlt. Moliere ist in seinen Meisterstücken immer die Hauptperson, und macht sich über die Porträte lustig.



Die eigentliche wahre Liebe ist allein der Drang mit einer Person vom andern Geschlecht ein Kind zeugen zu wollen; und dauert ihrer Natur nach so lang, bis das Kind gebohren ist, und als es den Eltern Freude macht. Wenn man unsre Heldengedichte, von den Griechischen an, unsre Schauspiele und Romanen liest: so findet man diese Leidenschaft fast nie in ihrer Fülle. Alles ist darinnen gewissermassen nur Vorspiel dazu, ein leeres Wortgeklingel, dem Leser und Zuhörer ihr eigen Gefühl beylegen, welches nicht darinnen ist. Bey der Liebe des Paris zur Helena, bey der des Aeneas zur Dido, des Rinald zur Armida, und fast allen Theaterspielen kömt von Kindern selbst und was sich darauf bezöge gar nichts vor. Diese Leidenschaft,

so viele Millonenmal sie auch schon dargestellt worden ist, hat also noch in ihrer Tiefe volle Neuheit für einen Künstler; volle und manigfaltige Neuheit. (Im Ardinghello ist sie wahr und rein hervorgeschöpft, bis auf die Vatergefühle und Muttergefühle, wozu der Zeitraum zu kurz war; bey der Lucinde sind sie nur mit wenig Worten angegeben.)

Alles andre, was noch bey uns den Namen Liebe führt, ist Freundschaft, Geselligkeit, Wollust; welche letztre selbst mit dem höchsten Reiz einer Ninon von achtzehn Jahren, einer Lais und Phryne, eines Alkibiades ein blosses Jucken der Zeugungsglieder und Spiel ist, gegen das Göttliche dieser Leidenschaft.

Wenn ein Dichter ein Mädchen der Liebe schildern will: so kömmt es also warlich wenig darauf an, ob es kleine Füsse, lange Haare u. s. w. hat, sondern ob der Bau ihres Körpers vortreflich ist, gesunde und starke Kinder zu empfangen und gebähren, ob ihre Brüste kräftig sind, sie zu stillen, ihre Augen und Lippen gutherzig aussehen, alles Ungemach der ersten Erziehung zärtlich auf sich zu nehmen, ob sie stark genug ist, die Geburtsschmerzen auszuhalten.

Nach diesen Regeln, die doch wohl die einzigen wahren sind, prüfe man nun einmal die Schreibereyen unsrer Dichter, und man wird sich wundern, wie wenig Ahndung sie davon hatten, da sie doch so nah vor Augen liegen. Selbst Werther scheint bey seiner Lotte nur das zu lieben, dass alles so leicht von ihr gefasst wird, was er spricht; und Wielands Danae ist nun gar zu sehr gemachtes Ding, und hat auch nicht einen Zug von Natur.

Wenn man den Vollmond in einer heitern Sommernacht im

schönen klaren Rhein sich spiegeln sieht, und denkt, dass die Welt ewig so schön für uns ist: so entzückt das Wesen sein Daseyn.



In jedem Kunstwerke sind Unwahrscheinlichkeiten; weil in der Natur kein Ganzes so rund und rein und menschlich klein da ist. Und wenn es auch da wäre: so können es unsre Darstellungsmittel nicht fassen; sie sind zu gering und einseitig.



Lass edle Leidenschaften mit deinem Herzen kämpfen, wie ein fruchtbarer Süd oder Ost mit dem hellen klaren tiefen Rhein spielt, und seine Wellen an die schönen Ufer wirft. In unaufhaltbarer Majestät strömt er dabey seinen ewigen Zug durch alle Felsen und Traubenreiche Berge.

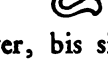


Mir schlug das Herz in heiliger Lust, wie beym Erwachen im May, wenn der Morgenstern zwischen rosigen Thauwölkchen am heitern Himmel aufsteigt mit süssen Strahlen und bald im Lichtmeer der göttlichen Sonne sich verliert.



Die Morgen und Abende sind so schön für die Landschaft wegen der starken Schatten; die Formen springen hervor durch den Kontrast.

Hoffreundschaft ist wie verrätherisches nordisches Frühlingswetter; erst einschmeichelnd, dass Blumen und Blüthen hervorkommen, dann in einer Nacht und Stunde der kalte Todesfrost. Ihr edlern Pflanzen und Bäume diess ist kein Boden für euch.



Es hält erstaunlich schwer, bis sich auch der beste Kopf von

der albernsten Gewohnheit los macht: geschweige eine Gesellschaft, ein ganzer Staat.

Die christliche Religion, so wie sie jetzt ist, ist weiter nichts, als eine Gewohnheit, wobey sich die Schmarotzer und Müssiggänger der bürgerlichen Gesellschaft viele Jahrhunderte lang ganz vortreflich wohl befunden haben. So lange man ihnen die Nahrung nicht wegnimt: werden sie sie immer aus Interesse gegen die klarste Ueberzeugung vertheidigen. So weit haben sie es noch nicht kommen lassen, dass man den offenbaren Grundsatz erkannt hätte: jeder freye Staat habe das Recht: sie zu prüfen, zu verwerfen, und eine andre einzuführen. Die französische Nazionalversammlung hat die Sache beym rechten Fleck angegriffen. Erst haben sie der Geistlichkeit ihre Güter genommen; nach zehn Jahren vielleicht macht man einmal die Motion, ob es nicht eine vernünftigere gäbe; ob die ersten Geister unter den Menschen nicht besser darüber urtheilen könnten, als Juden und Handwerksburschen, von denen sie auf uns gekommen ist. Und nach andern zehn Jahren denkt man vielleicht von ihr wie jetzt von Hexen und Gespenstern.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

Tuschezeichnung von Kunisada. (Verkleinerte Wiedergabe eines einfarbigen Probedruckes zu einem mehrfarbigen Holzschnitte.)



DREI BRAEUTIGAMS-GEDICHTE/ VON OTTO JULIUS BIERBAUM.

I.

Devotionale.

SCHOENE Du, Erbarmerin,
Weil mir Deine Augen lachen,
Nimm mein Leid in Gnaden hin, —
Schöne Du, Erbarmerin.

Nimm mein Herz in Deine Hand,
Wieg mein Leid in Trost und Träume,
Schöne, himmelhergesandt,
Nimm mein Herz in Deine Hand.

Alles wird dann ruhig sein,
Denn die Heimat ist gefunden,
Kehrt mein Herz in Deinem ein, —
Alles wird dann ruhig sein.

St. Jon im Unter-Engadin, 18. Juli 1901.

II.

Glück.

ICH bin so voll von Liebe,
Wie die Traube ist voll von Süsse,
Mein Herz ist wie im Sommer
Der volle Apfelbaum.

Ich gehe stille Wege
Mit ruhigem Gemüte,
Der hohe blaue Himmel
Ist mir kein leerer Raum.

Ich bin mit allem Leben
Verwurzelt und verwachsen,
Die Sonne ist meine Mutter,
Gott ist mein schönster Traum.

St. Jon im Unter-Engadin, 19. Juli 1901.

III.

Zuversicht.

DICH zu lieben, das wird Ruhe sein,
Hand in Hand, getrost und ohne Bangen;
Kein Verzagen —: Glauben; kein Verlangen —:
Frucht und Friede, Freiheit und Verein.

Aber Lust wird in der Ruhe sein,
Sommerlust, ein Schauen und Geniessen, —
Jene Lust der windbewegten Wiesen,
Die voll Blumen sind und still gedeihn.

Ragatz, 7. August 1901.

VIER GROTESKEN/ VON FRANZ BLEI.

III. PRINZ HYPOLIT.

AN dem Tage, da der Prinz 60 Jahre alt geworden war, schrieb er einem Freunde, der ihm gratuliert hatte, zu einigen Dankworten auch dieses: »Als ich noch jung war, freute ich mich auf das Alter, darauf, dass dann doch so manches vorbei sein müsste, was die Jugend beschwerlich macht und man zu dieser geruhigen Einsicht in die Dinge des Lebens käme, die nicht tröstet, weil man keine schmerzenden Erfahrungen kennt, die aber wohlthut wie ein laues Bad nach einem heissen Jagdritt. Und wie sonderbar: nun, da ich alt werde, muss ich immer öfter meiner Jugend nachdenken und wie sich da voll verbórgenen Sinnes alles fügte, was mir damals zumeist ohne Sinn und Bezug erschienen war. So will das ordnende Alter auch die vergangne Zeit ordnen, die doch in Keimen anlegte, was nun zu kurieuser später Frucht gedieh«. Prinz Hypolit war 70 als er ein Leben beschloss, von dem die Zeitungen in den kleinen Nekrologen nicht mehr zu sagen wussten als dass es das eines Sonderlings gewesen sei, wofür man auch dieses als Beweis erzählte, dass der alte Prinz im Winter den Paletot verschmähte und dafür zwei Paar Beinkleider trug, deren eines er sich vom Diener im Vorzimmer ausziehen liess, wenn er zu Besuch kam. Wohl, das Leben des Prinzen entbehrte jenes Reichtums an äusseren Geschehnissen, welche die Freude des populären Biographen ist, und doch war es in seiner Art bedeutungsvoller und wirkungsreicher als das vieler, auf deren Thaten und Katastrophen man die Mühe umfangreicher Bücher verschwendet. Doch unsere Zeit ist so gut geworden,

dàss das Leben des Prinzen schon eine Legende ist und es nicht mehr als das besondere ansehen kann, welches es zur Zeit, da die Oeffentlichkeit des Prinzen eine grössere war, wohl gewesen ist. — Es liess mich die Lust nicht, ein Porträt des Prinzen Hypolit zu versuchen, von dem ich wünschen möchte, es entspräche seine Aehnlichkeit nur etwas meinem Eifer danach; und dieses nicht so sehr zum Zwecke eigener Zufriedenheit mit der bescheidenen Kunst als in Hinsicht auf die Moral: die Zeit, die wir leben, eindringlich an eine Persönlichkeit zu erinnern, die es vermochte, in der Ausbildung eigener Art und Natur auch der Artung ihrer Zeit zu helfen. Dieses ist das Höchsterreichbare des menschlichen Thuns, dass sich stärkstes Leben der Persönlichkeit nicht gegen die Umgebung, sondern mit ihr und sie durchaus fördernd entfalte. Man sagt, dass der geniale Mensch sich gegen seine Zeit durchsetze, dass eine spätere ihm erst folge. Das Glück wird diesem Eigenwilligen eine Illusion sein, ein hypothetischer Genuss, den er im Traume, doch nicht im Leben erlebt. Glück aber ist Freude an jeder Stunde. Und solches Glück wurde dem Prinzen zu teil und um dieses willen wäre sein Leben schon erzählenswert, wenn nicht der bedeutendere Umstand dazu veranlasste, dass er oft mit Willen, meist in natürlicher Folge seiner Artung den Deutschen zu ihrer Kultur mitverhalf. — —

Der Prinz erlebte wie alle Kinder und die der Vornehmen am meisten, seine Kindheit als diese Tragödie, die sie einmal für den Menschen sein zu müssen scheint. Die guten Absichten der Eltern und Erzieher, deren »thu dies« und »dies thu nicht« die tägliche Qual des Kindes sind, das von bösen Absichten nichts kennt und doch immer danach behandelt wird, die beste Sorge wurde auch für den jungen Hypolit zu dieser Tyrannei ohne deren Erfahrnis der Mensch ein Fremder in seiner Zeit

bliebe. Die Traditionen des fürstlichen Hauses übten im Erziehungswerke, so weit und umfassend es auch betrieben wurde, noch eine besonders strenge Zucht, die ein Ahne einmal an dem grossen Kurfürsten bewundert und für die Seinen angenommen hatte. Und war das Fürstentum auch schon seit zwei Generationen mediatisiert, so wurde doch Erziehung und Unterricht weiter getrieben, als ob es noch zu regieren und den Unterthanen ein gutes Beispiel zu zeigen gäbe. Aufgeklärte Bildung und konservative Zucht waren wie im 18. so auch im späten 19. Jahrhundert Hausgesetze der fürstlichen Familie. Dass Hypolit, als er seinen Lehrmeistern entwachsen war, seine Freiheit wie eine schöne Trunkenheit genoss, dessen war wohl die frühere harte Zucht schuld; aber ihr Erfolg war auch dieser, dass Hypolit in aller Ausschweifung nie auch nur eine Stunde verlorener Würde und Beherrschung zu bereuen hatte. Er blieb in ärgster Débauche mit einer solchen naiven Sicherheit der Prinz, dass seine weniger tüchtige Gesellschaft ihn oft talentlos zur Unmoral nannte und die Meinung gewann, der Prinz sei »blasiert«. Es fehlte den jungen Leuten von damals das Gefühl, das Leben als ein Ganzes zu sehen und sich selber als zum Leben gehörig, eine Kenntnis, die den Menschen der Renaissance-Kultur in so grossem Masse eigen war und in diesen Tagen aller Partikularismen fast verloren war, wie die damals üblichen moralischen Meinungen: »alles zu seiner Zeit« oder »sich ausleben« zeigen. Es war diese ausserordentliche und durch die Traditionen seines Stammes geförderte Fähigkeit des Prinzen, dass er an das Leben nicht wie die meisten thaten, den Massstab des »Bedeutenden« oder »Unbedeutenden« legte, sondern sich allem mit gleich ruhiger Intensität hingab, aus dieser Sicherheit des Rassenmenschen heraus, der seine Adeligkeit nie verlieren kann.

Der Prinz blieb unverheiratet und man hat dies oberflächlich und schnell damit erklären wollen, dass es seiner Neigung zum verliebten Abenteuer besser so gepasst habe und dass es ihm an jener Leidenschaftlichkeit in der Liebe gefehlt hätte, die sich ein Weib für immer verlangt. Ich hörte einmal den Prinzen einer älteren Dame sagen: »Even giebt es ja genug, die einem den Apfel reichen, aber Paradies ist halt keines mehr da«, und das war nicht nur ein Scherzwort. Der kunstvolle Garten, den wir uns mit der geliebten Frau im Ehestande errichten, bedarf mit aller seiner schönen Künstlichkeit aller Zeit zur Pflege, wenn er nicht bald eine Wildnis werden soll. Und um ihn als das Paradies zu erhalten, darf man nicht müssig über die Mauern in die Welt sehen. Dann kommen helfende Hände ... Der Prinz sprach weder in der Jugend noch in reiferen Jahren über seine Verhältnisse mit den Frauen. Wohl nicht nur aus natürlicher Diskretion, sondern auch aus jener cynischen Gleichgültigkeit heraus, die jenem eigen ist, dessen Liebe Sentimentalität nicht kennt. Ich glaube, dem Prinzen war selbst jene naive Poesie fremd, mit der der Jüngling seine ersten Lieben zu schmücken pflegt. Er war ein feiner Beobachter aller weiblichen Dinge, aber zu der Sublime »das Weib« sich zu steigern, dazu besass er zu klare Instinkte. Er sagte einmal: »Eine Frau sei noch so tugendhaft, einem Kompliment darüber wird sie eine Antwort geben, die etwa den Sinn hat: wissen Sie das auch so bestimmt?« Eine Beobachtung teilte er mir einmal so mit: »Ich hörte neben mir zwei magere unschöne Frauen sich über eine dritte Dame unterhalten, über deren schlechten Lebenswandel, Leichtsinn, Liebhaber sie sich mit viel Entrüstung aussprachen, aber in dem Ganzen vernahm ich immer diesen Nebenton, der war, als ob die Liebhaber, der Leichtsinn, der schlechte

Lebenswandel eigentlich ihnen, den beiden Hässlichen gehörte und die andere dies ihnen gestohlen habe«. In einem Briefe des Prinzen aus Paris finde ich folgenden Satz: »Das Schönste im Konzert sind die Frauen, die zuhören. Und zwar die Frauen, neben denen der Gatte sitzt oder die ihn zuhause gelassen oder sonst verloren haben, die Frauen mit den schönen und den traurigen Erfahrungen der Liebe. Diesen treibt die Musik alles inwendig Verschlossene, heimlich Bewahrte an die Oberfläche des Körpers, den so unter der Wirkung der Musik leben zu sehen zu den sinnlichsten Genüssen gehört, die ich kenne. Da ist keine Bewegung des Armes, keine Veränderung in den Augen, kein Spiel der Gesichtsmuskel, das nicht, von der Musik gelöst, Erlebnisse erzählte. Die jungen Mädchen, die nur eine illussionäre Erfahrung oder höchstens einen honetten Bräutigam haben, geben weniger; ihre Verzückung ist allgemein; ein monotones schwärmerisches Schafsgesicht die Regel. Die ganz jungen Mädchen geben gar nichts. Die lernen noch Klavier und das Gesicht sagt höchstens: kann ich das spielen? Werde ich das spielen können? die Bertha spielt das fast so gut u. s. w. Aber die Frauen! die Frauen!«

Man möchte aus solchen Aeusserungen und dem Umstande, dass der Prinz jene sogenannte ernste Liebe nicht kannte, zu glauben sich versucht fühlen, der Prinz sei zu einem wenn auch zarten so doch überlegenen Spotte im Verkehre mit Frauen geneigt gewesen, — was aber ein Irrtum ist. In der Jugend war er ernst und zurückhaltend auch jenen Frauen gegenüber, deren Namen man nicht oder nur zur einen Hälfte kennt; später suchte er gerne die älteren Damen der Gesellschaft auf, deren offene Rede und liebenswürdige Erinnerungen er gerne hörte; den jüngeren sagte er gewählte Worte über ihre Schönheit und

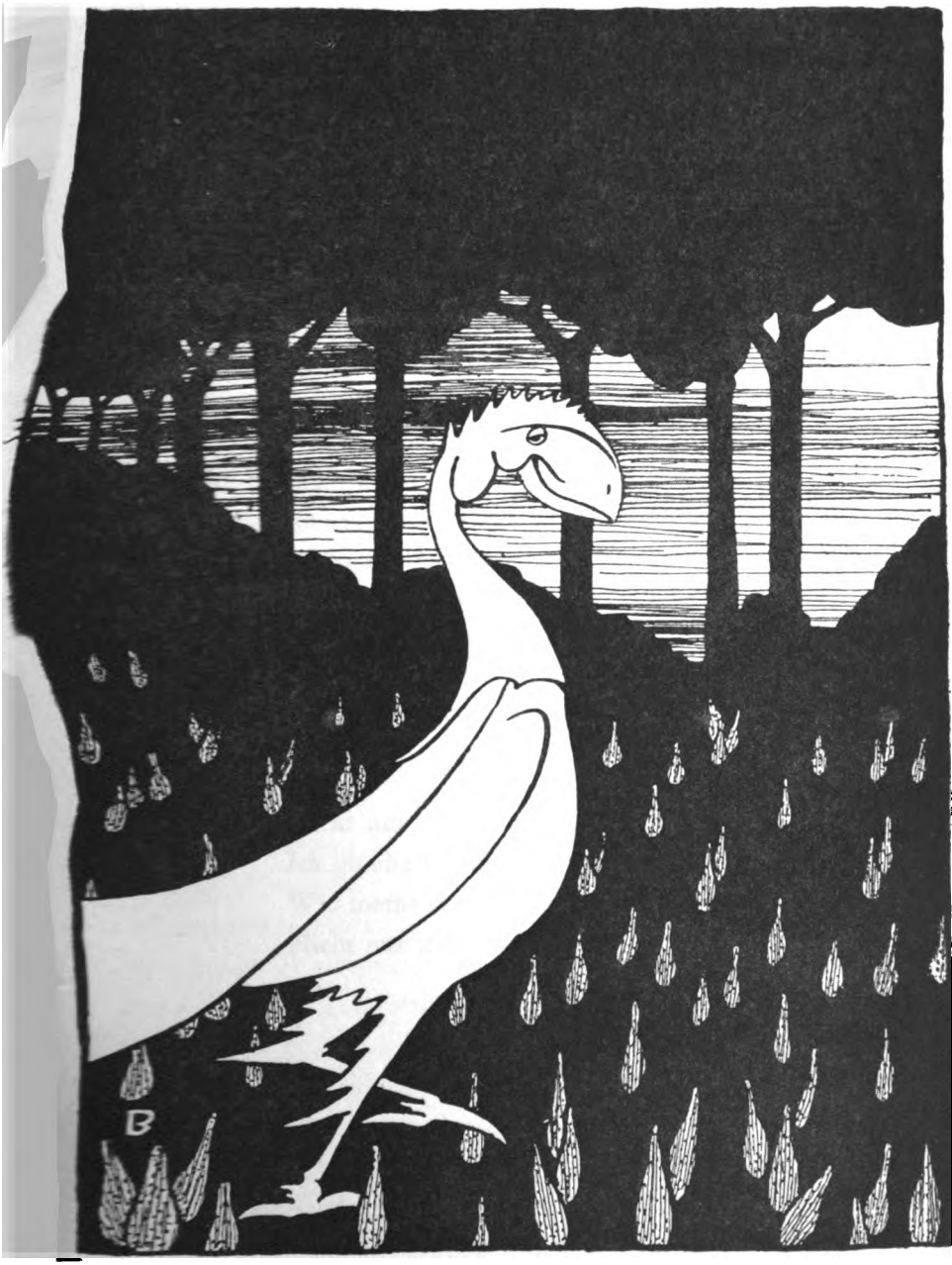
die hässlichen mied er soweit dies die Höflichkeit erlaubte, weil sie, wie er sagte, von schlechtem Charakter wären. Dies konnte man auch sonst in seinem Urteile über Menschen bemerken, dass er alles, was man aus Bequemlichkeit das Seelische zu nennen sich entschieden hat, aus dem Zustande des Körpers abzuleiten liebte, aus dessen Zustand und Pflege. Frauen mit schönen Haaren galten ihm als die vollkommensten, wie Männer mit schmalen schlanken Händen. Aus der Art des Ganges deutete er Fähigkeiten und Charakter.

Ein Freund des Prinzen hat für ihn einmal das Wort erfunden, er sei ein Amateur der Liebe, ein Wort, dessen Anwendung hier nicht ganz so unrecht ist wie da, wo es Fernstehende auf des Prinzen andere Thätigkeiten bezogen, deren häufiger Wechsel in jüngeren Jahren ihm das Urteil einbrachten, er sei ein Dilettant gewesen und es fehlte ihm die Ernsthaftigkeit. Und doch hatte gerade diese Ernsthaftigkeit ihn in seinen Entschlüssen bestimmt und zeigte sich gerade darin der völlige Mangel alles Dilettantischen, dass er selber seinem Thun prüfend nachging und sich keinem gütigen Einwande verschloss, was beides dem Dilettanten nicht eigentümlich ist. — Wirkung ging von diesen früheren Thätigkeiten des Prinzen wohl nur auf eine kleine Zahl, fast nur auf jene seiner Zeitgenossen, die Freude an schönen Büchern haben. Der Herstellung solcher mit eigenen Pressen und Lettern war Hypolit durch manche frühere Jahre mit vielem Eifer ergeben und mit gutem Erfolge. Denn auf seine Bemühungen um diese damals in Deutschland noch fremde Sache ist manche gute Aenderung zurückzuführen, und ist es der Einfluss der Hypolit-Drucke, dass das Buchdruckgewerbe wieder die Kunst wurde, die es zur Zeit der ersten Pressen war. Nach den 75 nun so gesuchten und teuer be-

zahlten prinzlichen Drucken zog sich Hypolit völlig von dieser Unternehmung zurück. Er sah seine That ihre Wirkung thun, und war diese vielleicht auch nicht in dem von ihm erwünschten Masse, so fand er doch die Zeit gekommen, da ein mehr zu thun von auch nicht grösserem Nutzen gewesen wäre. — Die Bücherfreunde werden auch jene Bändchen als kleine Schätze zeigen, die des Prinzen eigene Versuche enthalten. Es sind da Verse von ihm, jung und voller Freude am Leben, die sich nie preziös giebt, Verse, die im Ueberschwange fröhlicher Lust das strenge Mass oft nicht halten, mehr ein Lachen und Springen sind als wohlgesetzter Poesie sinnschöne Geberde. Und eine Prosa, deren Inhalte nicht anders sind, die aber in ihrer graziösen Nonchalance die Arbeit nicht verbirgt, die sich ihr Autor machte mit gutem Ueberlegen und Wägen der Worte und Sätze. Es stellt im ganzen eine heitere Jugend sich ungekünstelt vor, ohne Bemühen um diese Jugend und oft naiv, dass es der Autor selber nicht weiss. Es erschienen diese wenigen Bücher alle, da der Prinz in den ersten Zwanzigen war, und nachher keines mehr als eine anonyme Schrift »Bemerkungen zu Mozarts Don Juan«, die ein Freund des Prinzen aus einigen Briefen zusammenstellte und ohne Wissen des Autors für Freunde drucken liess. — Es möchte wohl nicht ohne Interesse sein, eine Antwort auf die Frage zu suchen, was den Prinzen veranlasst haben mochte, mit dem Anfange seiner künstlerischen Bemühungen schon ein so schnelles Ende derselben zu verbinden; denn dies ist durchaus anzunehmen, dass der rasche Schluss einer Ueberlegung entsprang.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

Zeichnung von Markus Behmer.



AN BELINDE/ GEDICHT VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER.

NICHT nur mein Herz,
Mein Finger selbst begehrt nach dir,
Mein Atem selbst gehört nicht mir,
Nicht nur mein Herz.

Nicht nur mein Herz.
Mein Leben nicht nur, auch mein Tod
Ist dein und leidet deine Not,
Nicht nur mein Herz.

Nicht nur mein Herz. —
Oh Herz der Ferne, nahmst du schon
Viel andre Herzen dir in Frohn,
Nicht nur mein Herz?

Nicht nur mein Herz.
Ich glaube Gottes Herze zeigt
Wie meins sich deiner Lust geneigt,
Nicht nur mein Herz.

STENDHAL/ VON WILHELM WEIGAND.

I.



IEBE zur Kunst ist Liebe zum Leben. Die Kunst selbst ist gebändigtes Leben. Wer aber dem Problem der Dauer vor den Werken hoher Kunst nachgeht, wird leicht von jener Melancholie befallen, die mit dem Blick des Kenners fragt: Was verleiht die höchste Dauer und die rätselhafte Schönheit, auf der ein Duft der Ewigkeit zu ruhen scheint? Die Form, die, als schöne Notwendigkeit, abschliesst und beruhigt? Der Geist, der die überquellenden Gefässe liebt und leicht den Zwang verschmäht, den die strenge Form nur allzu oft verhüllt? Oder Form und Geist in jener Einheit, die eine glückliche Hand, ein gebildetes Auge, ein gutes Künstlergewissen verraten?

Wir Alle sind Dichter. Unser Auge ist der grösste Dichter dieser Welt. Selbst die Schatten, die wir mit flehenden Augen auf der Dämmerwiese der Erinnerungen wandeln sehen, sind unser Gedicht. Ihre Sehnsucht nach dem Lichte unseres Geistes, der auch das Vergangene rechtfertigen muss, ist unsere Dichtung. Wir können gar nicht anders: wir müssen vor dem Leben des Einzelnen zum Dichter werden; wir müssen die Aeusserungen seiner Seele auf ihre Bedeutsamkeit hin prüfen und bei den Offenbarungen verweilen, in denen sich die wesentliche Fülle enthüllt. Nur die überströmende Fülle hat Wert, mag auch die Sehnsucht einzelne Laute und Klänge von verführerischem Zauber finden, die an unsere eignen Wunden, an unsere scheuen Heimlichkeiten rühren. Nur die Fülle darf uns verraten, wohin die alte Sehnsucht auf dem alten Meere der Schönheit steuerte.

Nur die Fülle darf Richterin und Verklärerin des Lebens sein. Doch das Leben und die Schönheit lieben ihre Heimlichkeit, voll der Scham jener Göttlichkeit, die einen leidenden Sprecher wählt, um ihre Sehnsucht zu verkünden: den Menschen, der durch Leiden reift. Sie offenbaren ihre leuchtendste Sehnsucht oft genug erst aus dem Dunkel, wenn ein Geschlecht erstanden ist, das die Ruhe in der Vergangenheit zu ehren weiss, vielleicht weil es am Leben leidet, vielleicht weil es die abgeschlossenen Gebilde liebt. Auch die Vergangenheit ist eine Dichterin: Sie giebt Perspektive, sie ordnet das Zerstreute, sie schenkt dem Einzelnen Sinn und verstärkt die Klänge, die uns um eine Antwort fragen.

II.

SEITDEM Nietzsche Stendhal als letztes grosses Ereignis des französischen Geistes gefeiert und das Glück, in diesem Geist einen Rechtfertiger eigner Hoffnungen kennen gelernt zu haben, in leicht begreiflicher Weise gepriesen hat, fangen die Deutschen an, sich für den scharfblickendsten Immoralisten der französischen Litteratur zu interessieren. Wir andern, denen Stendhal lang vor Nietzsche zum Anreger geworden war, haben vielleicht einigen Grund, diesem Interesse mit Misstrauen zuzusehen. Man kann nicht dem Gott der Wahrheit, der das Leben liebt, und der Mode zugleich dienen; man kann nicht einen grossen Realisten verehren und zugleich, nach der Art unserer langfingerigen Aestheten, voll ästhetischer Genussgier nach allen Bildern der Weltlitteratur greifen. Der Geniessende mag in den Gegensätzen, die sich im Individuellen ausleben, das hohe Wellenspiel des Lebens oder ewiger Schönheit ehren; der Schaffende hat es nicht so gut oder — wenn man will — besser. Er darf nicht mit rückwärtsgewendeten Augen, die alles verzeihen, leben; er muss

wissen, wo er Ahnen zu verehren und seine Väter zu suchen hat. Wir alle haben Väter, die wir nicht nach Belieben wählen können. Die Deutschen, die sich nur vor dem Hexenkessel aller Kulturen und aller Ideen wohl fühlen, haben vielleicht Grund, über diese Probleme einer unsicheren Kultur einmal gründlich nachzudenken. Besonders den Theaterdichtern, welche sich neuerdings an den Gestalten der Renaissance versucht haben, darf man das Studium Stendhals empfehlen. Vielleicht erfahren sie bei dieser Gelegenheit, was ästhetische Scham ist; vielleicht empfinden sie auch nur reine Langeweile: — denn Stendhal ist kein Künstler, der goldene Aepfel auf silbernen Schalen bietet: er verlangt Psychologen oder ausgezeichnete Weltmenschen zu Lesern. Und wo wären diese im heutigen Deutschland, dem Lande der schlechten Romane und psychologischen Tölpel zu finden, wo sich Litteratrinen und Grünschnäbel das Recht herausnehmen, uns durch ihre krankhafte Kataphysik des Geschlechtlichen zu belästigen?

Man muss das Leben Stendhals kennen, um diesen seltenen Geist würdigen zu können, nicht weil sein Leben in die Zeit Napoleons fiel, sondern wegen der Spiegelungen, die bewegte Schicksale in seiner Seele hervorriefen.

Henri Beyle, der wahrscheinlich nach dem Geburtsort Winckelmanns das Pseudonym Stendhal wählte, ist schon der Geburt nach der Mensch einer Uebergangszeit. Am 23. Januar 1783 als Sohn eines Advokaten, der sich zum Rechtsadel zählen durfte, in Grenoble geboren, kommt er mit 17 Jahren nach Paris und durch die Familie Daru in Beziehungen zu der Umgebung des ersten Consuls. Er macht den italienischen Feldzug im Jahre 1800 mit, zunächst als Beamter, dann als Wachtmeister und Dragonerleutnant, als welcher er Gelegenheit fand, die Eintönigkeit des

Garnisonslebens kleiner Städte kennen zu lernen. Später, nach einer Pause von einem Jahr, das er, aus Liebe zu einer Schauspielerin, als Commis in Marseille verbrachte, tritt er wieder in Hofdienste, wird Inspektor des Mobiliarvermögens der Krone und Intendant in Braunschweig, in Schlesien, in Russland, wo er dem Brande Moskau's anwohnte und ausgezeichnete Dienste auf dem Rückzug leistete. Nach dem Fall Napoleons lebt er als geniessender Dilettant und Lebenskünstler in Mailand, von wo er 1821, als des Carbonarismus verdächtig, ausgestossen wird, und in Paris. Die Juli-Revolution öffnet dem inzwischen verarmten Schriftsteller die Laufbahn eines Beamten: er wird Consul in Triest und, da Metternich ihm das Exequatur verweigert, in Cività-Vecchia, von wo aus er bei besonderen Gelegenheiten den seligen Cicerone in Rom spielen konnte. Stendhal starb an einem Schlaganfall, am 23. März 1842, während eines Urlaubs in Paris. Für seinen Grabstein hatte er selbst die Inschrift gewählt: Arrigo Beyle Milanese. Visse scrisse amò. Die Bilder, die wir von ihm haben, und das Medaillon des David d'Angers im Museum Carnavalet zeigen einen breitschulterigen, stämmigen, stiernackigen Mann mit einem etwas verkniffenen Mund, einer gewölbten Stirn und beweglichen, lüstern geöffneten Nasenflügeln, die Sinnlichkeit und Geist verraten.*

* Werke: Vie de Haydn, de Mozart et de Métastase. (1814) Rome, Naples et Florence. Histoire de la Peinture en Italie. (1817) De l'Amour. (1822) Racine et Shakespeare. (1822) Vie de Rossini. (1824) Armance. (1827) Promenades dans Rome. (1828) Le rouge et le noir. (1830) Vie de Napoléon. (1837) Mémoires d'un Touriste (1838) La Chartreuse de Parme (1839). Nach seinem Tod erschienen seine Chroniques et Nouvelles (in verschiedenen Ausgaben) und seine Correspondance (1853). Neuerdings hat C. Stryenski eine Reihe nachge-

Die Lebensschicksale Stendhals weichen nicht allzusehr von jenen ab, die manchem Manne der napoleonischen Zeit beschieden waren, den kein Name nennt. Nicht das Leben hat Wert, sondern die Gefühle, die es hemmend oder fördernd auslöst oder reifen lässt.

Stendhals Eltern gehörten jener höheren Bourgeoisie an, die sich dem Adel nah genug glaubt, um ähnliche Gefühle zu hegen, wie sie der Patrizierssohn Goethe gelegentlich äussert. Seine Mutter starb, als der heissblütige Knabe 7 Jahre alt war. Er hasste seinen Vater, in dem er nur den heuchlerischen Tyrannen sah, ingrimmig, und litt schwer unter dem Druck eines Elternhauses, wo die naiven Ausdrücke einer täppischen Lebenslust und seine Begeisterung für die Revolution und ihren Erben Napoleon als Verbrechen galten. Zärtlich geliebt wurde er von seinem Grossvater Gagnon, einem hochangesehenen Arzt und Voltairianer, und seiner Grosstante Elisabeth, die jenes stolze Gefühlsleben in ihm nährte, das er später mit dem Glanze des spanischen Ehrbegriffes in Verbindung brachte. In einem Onkel lernte er die Don-Juan-haftigkeit der Provinz kennen, die im ancien régime noch voller Leben war.

In seinem späteren Leben pflegte Beyle seine ganze einsame Jugend als verfehlt zu betrachten, weil seine Gefühlswelt durch den Druck zu einer Welt des dauernden Ressentiment erstarrte. Er hat seinem Vater gewisse Handlungen, die ein anderer naturgemäss vergisst, nie verziehen. In seinen geistlichen Lehrern lernte er daneben die Tyrannei der kleinen Seelen hassen und in

lassener Schriften veröffentlicht: Lamiel, Vie de Henri Brûlard, Souvenirs d'Egotisme, Journal, Lucien Leuwen, die unzweifelhaft das Interesse aller Freunde Stendhals verdienen, aber die Stellung ihres Urhebers nicht verändern.

seinen Mitschülern, die den stiernackigen hässlichen Knaben mit den Karfunkelaugen »tour ambulante« nannten, die Brutalität menschlicher Gesellschaft kennen, die jede Verschiedenheit und Absonderung mit Hass bestraft. Ueberall, wohin der Feuerblick des Knaben fiel, sah er Lüge und Heuchelei, Kleinlichkeit und Feigheit, und so wurde er früh zum Wahrheitsfanatiker, sich und anderen gegenüber, aber nicht als freier Mensch, der mit allem fertig wird, sondern als Mann mit einer wunden Seele, die nicht vergessen kann. Man darf diesen Gemütszustand eines Mannes, der von sich selbst und anderen nicht loskommt, niemals ausser Acht lassen, wenn man Stendhal verstehen will. Er trieb leidenschaftlich Mathematik, weil — man in ihr nicht lügen könne, und weil sie ihm Gelegenheit bieten mochte, aus dem verhassten Zwang einer heuchlerischen Stadt in die freie Welt nach Paris zu kommen, wo Napoleon, der Mann der Zeit, sein unerhörtes Glück gemacht hatte.

Wir gehorchen einem tiefen Zwang, indem wir unsere Eigenschaften oder Erinnerungen auf frühere Verhältnisse zurückführen, die Notwendigkeit genug sind, um ihnen eine Bürde aufzuladen. Stendhal liebte es, seine Verschiedenheit von den Franzosen und Parisern, die ihm zu einer Quelle des Leides und des Spottes wurde, auf seine Stammeszugehörigkeit zurückzuführen: »Ich mache den Leser darauf aufmerksam, dass der Dauphineser seine Art zu empfinden für sich hat: lebhaft, hartnäckig, raisonnierend, wie ich sie in keinem anderen Lande gefunden habe. Für klarblickende Augen dürften die Musik, die Landschaft, die Romane alle drei Breitegrade wechseln. Die dauphinesische Natur zeigt eine Fähigkeit, eine Tiefe, einen Geist, eine Feinheit, die man vergeblich in der provençalischen oder burgundischen Kultur, ihren Nachbarinnen, suchen würde. Wo

der Provençale in wilde Schmähungen ausbricht, denkt der Dauphinese nach und hält Zwiesprache mit seinem eignen Herzen. Jedermann weiss, dass die Dauphiné ein von Frankreich getrennter, seiner Politik nach halb italienischer Staat war, bis zum Jahre 1349. Später verwaltete Ludwig XI., der als Prinz mit seinem Vater zerfallen war, das Land mehrere Jahre, und ich möchte glauben, dass dieser tiefe, ausserordentlich furchtsame und zurückhaltende Geist dem dauphinesischen Charakter seinen Stempel aufgedrückt hat. Noch zu meiner Zeit war Paris, nach der Meinung meines Grossvaters und meiner Tante Elisabeth, wahren Typen der energischen und grossmütigen Gefühlsweise meiner Familie, kein Muster, sondern eine ferne feindliche Stadt, deren Einfluss zu fürchten war.« (Vie de H. Brûlard, p. 37.)

Stendhal behauptete mütterlicherseits von Italienern abzustammen und deutet an, irgend ein Herr Guadamini habe wohl wegen eines kleinen Mordes aus Italien fliehen müssen und sich in Grenoble niedergelassen. Es machte ihm offenbar besonderes Vergnügen, durch irgend ein liebenswürdiges Verbrechen mit den Männern einer kraftvollen Zeit verwandt zu sein, deren Energie er über Alles schätzte. Er vergisst auch nicht, zu erwähnen, dass sich in der Bibliothek seiner Mutter ein Dante fand, und dass seine geliebte Grosstante Elisabeth des Italienischen mächtig war; in der Bibliothek seines Grossvaters konnte er daneben andere Bücher, wie »Félicia ou mes fredaines«, kennen lernen, die seine ungeheure Sinnlichkeit auf sichere Pfade lenkten.

Ich kenne keinen Schriftsteller, der, von Jugend auf, die Verschiedenheit von anderen, das Anderssein so tief wie Stendhal empfunden hätte. Dies Gefühl eines Beobachters aus innerem

Zwang verliess ihn keinen Augenblick: er ist sich seiner in den Augenblicken bewusst, wo die Schönheit übermächtig in ihm zu werden drohte; er verdankt ihm seine tiefsten Genüsse und den Schmerz, der nur die Kehrseite eines solchen Gemütszustandes ist.

Ueber seine erste Reise, die ihn durch die Schweiz in das unbekannte Land der Erfüllung führen sollte, bemerkt er in der angeführten Autobiographie: »Ich war, ohne mir Rechenschaft darüber abzulegen, ausserordentlich empfänglich für die Schönheit der Landschaften. Da aber mein Vater und Seraphie, (seine verhasste Tante) als echte Heuchler, die sie waren, die Schönheiten der Natur beständig lobten, so glaubte ich diese zu verabscheuen. Wenn mir Jemand von den Schönheiten der Schweiz gesprochen hätte, hätte er mich angeekelt. Ich übersprang ähnliche Phrasen in den »Bekenntnissen« und der »Neuen Héloise« Rousseau's, oder vielmehr, um genau zu sein, ich las rasch darüber hinweg. Aber diese schönen Sätze rührten mich gegen meinen Willen.« (Brûlard, p. 283.)

Im russischen Feldzuge, wo er sich durch seine Energie und Kaltblütigkeit auszeichnete, spielte er, mitten im tiefsten Unglück, den kalten Beobachter, der jeden Tag frisch rasiert zum Vorschein kommt und bedauert, dass das grosse Schauspiel des tragischen Rückzuges so kleine Zuschauer habe. Wie alle leidenschaftlichen Naturen, die der Dichtung tiefe Eindrücke verdanken, war er um jene Zeit das, was wir einen Litteraturmenschen nennen: er denkt vor einer Landschaft an irgend eine schöne Stelle in einer Dichtung, bei einer That an Calderon und bei einem Liebesabenteuer an die Anmut einer Liebesgeschichte Rousseau's.

Beyle zählte 17 Jahre, als er, im mittelbaren Gefolge des ersten

Consuls, das Land kennen lernte, das ihm, in mehr als einer Hinsicht, zum Schicksal werden sollte. An einem Frühlingstage des Jahres 1800 ritt er in Mailand ein. Er empfand es vom ersten Augenblicke an als Land der Freiheit, des vollen und geheimen Lebens, als Land der Schönheit und vor allem als Gegensatz zu Frankreich. Er betrat es mit der Naivetät eines überströmenden Temperamentsmenschen, der seine Freiheit mit einer Trunkenheit geniesst, die alle einzelnen Erinnerungen auslöscht, aber Herz und Geist für immer modelt. Er sagt es ausdrücklich: die Landschaft um Mailand herum war für ihn das Land der Schönheit.

Vielleicht wird es gut sein, die Kultur, in die er als junger Offizier eintrat, mit dem Auge des späteren Rassepsychologen zu betrachten.

Der milde Glanz der oktoberlichen Abendröte, der über späten Kulturen liegt, hatte in der Lombardei und ganz Italien die Erinnerungen an die heroische Zeit der Renaissance ausgelöscht. Wir wissen aus den Memoiren Casanovas, die Stendhal, vom Stil abgesehen, über den Gil Blas zu stellen wagte, dass die italienische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts ohne Ideale lebte. Von der aristokratischen Kultur Frankreichs, die im Denken einen Ersatz für die mangelnde Freiheit fand, nahmen diese schwachen Seelen nur die äusseren Lebensformen und Sitten an, die einem behaglichen Verkehr jenen Firnis geben, der als vornehm gilt. Der mailändische Adel sah seinen höchsten Ehrgeiz erfüllt, wenn es ihm gelungen war, ein kaiserliches Ordensband oder einen Kammerherrntitel zu ergattern. Niemand fand es bedenklich, dass sich der österreichische Erzherzog, der das Land regierte, mit Getreidespekulationen abgab und das Brot verteuerte. Es waren, um es kurz zu sagen, die Zustände einer

Monarchie im Kleinen, deren Uebelstände nicht, wie in Frankreich, durch Spottlieder, sondern durch den Beichtvater und die Galanterie gemildert wurden. Der Liebesgenuss war die einzige Leidenschaft, die dem Herzen dieser Epikuräer aus Zwang teuer war. Oft war diese Galanterie im Gewande südlicher Leidenschaft nur ein Mittel, andere Triebe zu dämpfen, gleich wie das Spiel, das hier mit südlicher Vehemenz betrieben wurde, oder die Musik. Im Hintergrunde eines solchen Lebens, das keine Denker, keine Künstler, keine Männer hervorbringt, droht die Langeweile. Dies darf man nicht vergessen, wenn man die Begeisterung verstehen will, die mit dem Einzug Napoleons wie ein Bergstrom über die Lombardei hinbrauste. Man sah plötzlich ein, dass man, um glücklich zu sein, nach zwei Jahrhunderten der Heuchelei und kleinlicher Empfindungen etwas mit wirklicher Leidenschaft lieben musste, ja dass man bei Gelegenheit sein Leben in Gefahr bringen durfte. Die Reaktion gegen die alte Zeit äusserte sich in einer lachenden Lebenslust, die alle Tiefen der norditalienischen Seele aufwühlte und vielen nur eine Fortsetzung jenes Karnevals der Schönheit bedeutete, als welcher das italienische Leben der kleinen Staaten ausklang. Stendhal trat als Mitgeniessender in dieses neue Leben ein, das von einem einzigen Manne, von Napoleon, ausging. Allein die naive Trunkenheit, mit der er es genoss, hinderte ihn nicht, den Ursachen dieses Ausbruches lang gehemmter Triebe nachzuspüren. Auch hier bleibt er der Mensch, der in der Gegenwart nur immer den Kontrast zu einem schimmernden Bilde sieht und aus diesem Anblick Qual und Wonnen schöpft. Von hier aus, auf der Brücke der Natürlichkeit, gelangte er in die freiere Welt der Renaissance, deren Menschen er mit dem Blick einer verwandten Natur erkannte.

Die Hauptleidenschaften Stendhals waren Krieg und Liebe. Er liebte die Liebe in zwiefacher Hinsicht: als Leidenschaft und als Genuss; er liebte den Krieg als Kunst und als Aeusserung der Energie, die in dem grossen Feldherrn, in dessen Gefolge er, als bewusster Kosmopolit, Europa durchzog, ihre Feste feierte. Beide gewährten ihm von Zeit zu Zeit den Genuss des göttlich Unvorhergesehenen, du divin imprévu, dem er in einem alten Kulturland, wie Frankreich, wo jeder seinen Nachbarn oder dessen Zunge fürchtet, nicht mehr zu begegnen hoffte. Aber in dem Masse, wie seine Zarthäutigkeit zunahm, wurde ihm auch der Krieg verleidet. Als Napoleon zu Falle kam, war er seiner Genossen, des gens qui auraient rapetissé le Colisée et la mer de Naples, gründlich satt. Le sabre tue l'esprit! Les intérieurs d'âmes que j'ai vus dans la retraite de Moscou m'ont à jamais dégoûté des observations que je puis faire sur les êtres grossiers, sur ces manches de sabres, qui composent une armée.« Dies ist deutlich genug.

Die Liebe aber, der er bis zu seinem Grabstein treu blieb, gewährte ihm ein doppeltes Vergnügen: — sie versprach ihm Glück, wie die Schönheit, und sie gestattete ihm, sich selbst auf jenem Schlachtfelde zu beobachten, wo der Unterliegende der Sieger ist. Und dabei blieb dieser Mensch der offenbaren Widersprüche im Angesicht des Ewig-Weiblichen der Ewig-Naive, als Beobachter und als Psycholog, dessen Beobachtungen das Entzücken aller Kenner bilden. Seine Aperçus streifen nicht bloss die Oberfläche, wie die Voltaires, — sie gehen in die Tiefe; aber es sind Aperçus, die einem gleichförmig enthusiastischen Seelenzustand entspringen. Wer liebt, empfindet in der Regel nicht das Bedürfnis, das von Tag zu Tag Erkannte in ein System zu bringen, das furchtsamen Seelen Schutz gewährt und

Blössen verdeckt. Es ist ein Luxus, als Glücklicher dem Glück des Augenblickes heiteren Ausdruck zu geben und Gefahr zu zu laufen, der Erfahrung von heute morgen widersprechen zu müssen.

Stendhal hat ein berühmtes Buch über die Liebe geschrieben. Es bietet keine Metaphysik der Liebe; es nimmt die Liebe ganz einfach als eine Thatsache, die eine schöne Ursache hat und beschrieben werden kann, wie eine goldene Kette, an der das Glück einherzieht.

Die modernen Psychologen, die sich ihres Blickes — eines Blickes leidender Menschen — rühmen, stehen dem Weibe kritisch gegenüber. Sie sehen allzuleicht in der Frau nur die Gegnerin oder jenes Wesen, in dem Schopenhauer oder Nietzsche das Hemmnis einer freien Entwicklung erblicken, die heutzutage, in den Schranken zahmer Unkultur, in den Geleisen des asketischen Ideals zu verlaufen pflegt. Sie messen die Frau, die selbst am Leben leidet, im besten Falle an dem eigenen Idealbilde, das in eine nahe Zukunft weist. Sie drücken, um es kurz zu sagen, das Weib zu einem theoretischen Wesen herab, und die Frau, die vielleicht unbewusst nach den Idealen der Männer lebt, hilft ihnen dabei getreulich mit.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

Holzschnitt von Felix Vallotton. (Aus einer Reihe von Scenen aus der Pariser Welt-Ausstellung.)





ZWEI KLEINE GESCHICHTEN/ AUS DEM FRANZÖSISCHEN DES JULES RENARD.

I. Das Porträt.

UM eine natürliche Pose einzunehmen setze ich mich wie ich es gewohnt bin, strecke das rechte Bein, biege das linke, spreize die eine Hand und schliesse die andere auf meinen Schenkeln, halte mich gerade und drei viertel Profil, fixiere einen Punkt und lächle.

— Warum lächeln Sie? sagt der Photograph.

— Lächle ich zu viel?

— Wer hat Sie gebeten zu lächeln?

— Ich will vermeiden, dass Sie mich darum ersuchen. Ich kenne die Gebräuche. Ich lasse mich nicht zum erstenmal photographieren. Ich bin kein Kind, dem man sagt: »Da kommt ein kleiner Vogel heraus.« Ich lächle schon, ohne das, von vornherein, und kann lange so lächeln. Es ermüdet mich gar nicht.

— Mein Herr, sagt der Photograph, Sie wollen doch eine wirkliche Photographie und nicht so ein unpersönliches und vages Bildnis, von dem die Schmeichler nichts weiter als höflich sagen können: »Ja, es hat etwas.«

— Ich will eine Photographie, sage ich, ähnlich, lebendig, frappant, zum Sprechen, zum Schreien, zum aus dem Rahmen herausspringen etc. etc.

— Wenn es so sein soll, sagt der Photograph, dann hören Sie zu lächeln auf. Der glücklichste Mensch zieht eine Grimasse dem Lächeln vor. Er schneidet eine Grimasse, wenn er leidet, wenn er sich langweilt, wenn er arbeitet. Er schneidet eine

Grimasse aus Liebe, aus Hass, aus Freude. Ohne Zweifel lächeln Sie manchmal Fremde an, oder das Spiegelbild, wenn Sie sicher sind, allein damit zu sein. Aber Ihre Eltern und Ihre Freunde kennen nichts von Ihnen als eine langweilige Figur, und wenn Sie etwas darauf halten, ihnen ein Porträt zu schenken, das ich garantiere, so, glauben Sie mir, mein Herr, so schneiden Sie eine Grimasse.

II. Die Nadel.

ALS ihr Bräutigam in den Krieg zog schenkte ihm Blanche eine Nadel, die er wohl zu bewahren schwor.

— Du giebst mir die Nadel, sagt Pierre, damit ich immer an Dich denke.

— Nein, ich weiss, dass Du mich nie vergessen wirst, sagt Blanche.

— Vielleicht, dass sie mir Glück bringen soll?

— Nein, ich bin nicht abergläubisch.

— Ich suche also keinen Grund, sagt Pierre, es genügt, dass sie von Dir kommt und dass Du mich liebst.

— Ich liebe dich, sagt Blanche, doch meine Nadel wird Dir nützen.

Aber es geschah, dass Pierre eine Kugel in den linken Arm bekam, der ihm abgenommen werden musste.

— Ich kenne Blanche, sagt er sich, sie wird unsere Hochzeit nur beschleunigen.

Er kommt heim und sein erster Besuch ist zu Blanche. Wie er so geht, glücklich, auf der Welt zu sein, und voller Eile, sieht er seinen leeren Aermel: schlaff und platt hängt er herunter,

baumelt nach rechts, nach links oder springt in die Höh wie ein abgehacktes Fischschwänzchen.

— Diese nachlässige Haltung, sagt Pierre, macht mich ein bischen lächerlich.

Mit der Hand, die ihm geblieben, hebt er seinen Aermel, faltet ihn in der Mitte und steckt ihn ordentlich auf der Schulter fest — mit der Nadel.

ANMERKUNGEN.

Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Von Viktor Ottmann. Stuttgart 1900. Für die Gesellschaft der Bibliophilen in 1000 Exemplaren gedruckt. 192 S. in 8° mit Porträts und Faksimiles.

DER Autor dieses Buches hat sich die grossen Dankes werte Mühe gemacht, in die verworrenen Verhältnisse der Casanova-Bibliographie einige Ordnung zu bringen, und so ist ihm dieses auch so weit gelungen, dass wir nun, neben weniger wichtigen Dingen, das eine bestimmt wissen, keine getreue Originalausgabe der Memoiren im Druck zu besitzen, da mancher Art Umstände den Eigentümer des Manuskriptes, Brockhaus, immer abgehalten haben, eine wörtliche Ausgabe davon zu veranstalten. Käme diese nun endlich zu stande, so wäre das wohl ein weiteres Verdienst des Ottmann'schen Buches, das dann hinreichend gross wäre, um die Fehler der Schrift übersehen zu machen, die sich uns aus einer ganz schiefen Auffassung des genialen Aventuriers zu ergeben scheinen. Ottmann meint, »in dem ehrlichen Bemühen« Casanovas um religiöse, ethische, wissenhaftliche etc. Fragen liege »die Gewähr der Verzeihung für manche Verfehlung, der Aussöhnung mit den Schwächen seines Charakters und Temperaments.« Nun sind diese wissenschaftlichen etc. Bemühungen gewiss aller Hochachtuug wert, aber in ihnen liegt, selbst wenn ihre Resultate bedeutender wären, nicht die Bewunderung begründet, die wir dem Casanova in so hohem Masse schenken müssen, und es haben seine wissenschaftlichen etc. Versuche auch weder Anspruch noch Eignung, uns mit den »Schwächen seines Temperamentes auszusöhnen«, über die wir nicht nur nicht böse sind, die uns so-

gar allein die Bedeutung Casanovas ausmachen. Ottmann erzählt auf den ersten 98 Seiten seines Buches das Leben des Erotikers und folgt darin den Memoiren — ein Unternehmen, dessen Zweck man nicht einsieht, weil der Autor auf psychologische Vertiefung verzichtet und verzichten muss, da er, wie aus dem citierten Satze hervorgeht, sich über die Genialität Casanovas, die in seiner Erotik liegt, vollkommen täuscht. Und was den Beweis für die historische Glaubwürdigkeit der Memoiren betrifft, den Ottmann durch die Art seiner Lebensdarstellung führen will, so war dieser auch zu diesem Zwecke überflüssig, denn diesen Beweis hat Barthold in seinem gelehrten Buche schon vor 60 Jahren und ausführlicher besorgt. — Um das Wort erotiche Genialität vor Missdeutung zu bewahren, möchte ich bemerken, das ich daruntesr nicht die starke Lust und Kraft zur Liebe allein verstehe, sondern diesen ganzen Komplex von Leidenschaft und Weisheit, Cynismus und Schwärmerei, Kühnheit und prahlerischen Stolz, wie all dieses sich dem als Frucht zeitigt, der das Leben durch sein Stärkstes, das Weib, erfährt. Jedes Wort und jede Handlung Casanovas hat den letzten Grund im Erotischen. — Dem, der es nicht weiss, sei aus Ottmanns Bibliographie mitgeteilt, dass die zur Zeit beste Ausgabe der Memoiren jene erste französische ist, deren zwölf Bände in den Jahren 1826—38 an verschiedenen Orten erschienen sind. Nächst dieser ist die deutsche Ausgabe von L. Buhl, Berlin 1850 —51, in sechs Bänden die vollständigste. — F. Bl.

DIE beiden Geschichten von Julius Renard sind dem Bande »le Vigneron dans sa Vigne« entnommen, der vor kurzem im Verlage des »Mercure de France« erschienen ist. Wir möchten

unsere Leser auf diesen Autor aufmerksam machen, dessen Ironie nicht nur das Ziel des Witzes sucht, deren tiefer Sinn vielmehr eine schöne Menschlichkeit bedeutungsvoll vorstellt. F. Bl.

DIE Heinse'schen Aphorismen, mit deren Abdruck wir in diesem Hefte beginnen, sind eine Auswahl aus den Notizen der Tagebücher, die in der Gesamtausgabe vollständiger gebracht werden sollen. Es befinden sich Offenherzigkeiten darunter, die vielleicht zu Heinses Zeiten hätten gedruckt werden können, aber nicht heute.

DIE Vallotton'schen Scenen aus der Weltausstellung, von denen wir in diesem Hefte die erste geben, werden im Verlaufe des ersten Halbjahres alle (sechs an der Zahl) gebracht werden.

DIE INSEL. III. JAHRGANG. 1. QUARTAL Nr. 1. OKTOBER 1901. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: OTTO JULIUS BIERBAUM, MUENCHEN.

DIE INSEL, HERAUSGEGEBEN IM INSELVERLAGE G. M. B. H. LEIPZIG VON OTTO JULIUS BIERBAUM, GEDRUCKT IN DER W. DRUGULINSCHEN OFFICIN IN LEIPZIG, ERSCHEINT UNTER VERANTWORTLICHKEIT DES IN MÜNCHEN WOHNHAFTEN HERAUSGEBERS. ✲ REDAKTIONELLE EINSENDUNGEN SIND AN DEN HERAUSGEBER UNTER DER ADRESSE DER INSEL-REDAKTION: MÜNCHEN, LEOPOLDSTR. 4, ZU RICHTEN. ✲ UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WERDEN NICHT ZURÜCKGESCHICKT. ✲ ANTWORT ERFOLGT NUR IM FALLE DER ANNAHME.

DIE INSEL

HERAUSGEGEBEN VON

OTTO JULIUS BIERBAUM

ZWEITES HEFT — *NOVEMBER 1901*



TEXT:

Wilhelm Weigand: *Stendhal* / Rud. Alex. Schröder: *Abendlied und zwei Gedichte* / Franz Blei: *Prinz Hypolit* / Wilhelm Heinse: *Aphorismen* / Verner von Haidenstam: *Herbstlied* / Heinrich Mann: *Ein Gang vors Thor* / Arno Holz: *Die Dichterin* / Ludwig Geiger: *Eine Ausgestossene* / Gottfried August Bürger: *Zwei Gedichte.*

BILDERBEIGABEN:

E. R. Weiss: *Der Stern* / *Holzschnitt* / Kunisada: *Holzschnitt* / Markus Behmer: *Initiale B* / *Zeichnung* / Felix Vallotton: *Holzschnitt aus einer Reihe von Scenen aus der Pariser Weltausstellung.*

PREIS DES HEFTES EINE MARK

INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG.
PRINTED IN GERMANY



DIE INSEL. DRITTER JAHRGANG.
NR. 2. NOVEMBER 1901.

STENDHAL/ VON WILHELM WEIGAND.

(Fortsetzung.)



TENDHAL aber steht der Frau, oder besser, der Italienerin seiner Zeit mit der Naivetät eines Mannes gegenüber, der in dem Weibe, als einem Naturwesen, die edelste Quelle heimlichen Glückes verehrt. Er ist als Liebender ebenso naiv wie die mailändischen Frauen, deren Geist nicht durch Kultur verbildet war. Diese Naivetät der Italienerinnen ist nicht die Naivetät der Französinnen des ancien régime, die den Mittelweg zwischen Natur und Kultur mit der ererbten Grazie alter Geschlechter zu gehen wussten. Ihr Selbstbewusstsein ist nicht durch den Reichtum einer Welt gesteigert, die in der Langeweile einen Feind zu bekämpfen hat und der Natur durch sentimentale Bildung nahe kommen mag: es giebt auch eine Naivetät der Kultur, die aus einer unbewussten Sehnsucht entspringt. Die Frauen, die den Siegern von Marengo ihre Huld schenkten, besassen jene Naivetät des Südens, die der weiblichen Psyche alle Instinkte lässt. Stendhal liebte diese leidenschaftliche Natürlichkeit, die mehr Sinne als Seele hat und dem überspannten, übersinnlichen Tier, als welches der Mann anbetet, erlaubt, in die schöne Hülle eine schönere Seele zu träumen. Er besass auch die Fähigkeit, dauernd unglücklich zu lieben und seinen gröberen Instinkten ein Ventil durch eine echt französische Don-Juanerie zu schaffen, die seine Bekannten über sein wahres Wesen täuschte. Wer vor der Frau mit der Maxime prahlt: „Ayez-la! C'est tout ce que vous lui devez, et vous l'estimerez après, si vous pouvez!“ läuft Gefahr, auf einen solchen Satz hin ein für

allemal in eine bestimmte Kategorie eingereiht zu werden. Stendhal ist auf jeden Fall das Gegenteil eines Weiberhassers; er steht, — von seinem gelegentlichen cynisme de bravade abgesehen, — der Frau ähnlich gegenüber wie Goethe, der schon als Dichter vor den Ungerechtigkeiten theoretischer Weiberhasser geschützt war; er ist selbst dankbar für das Leid, das er als Liebender zu dulden hat, weil es der Stunde einen Inhalt giebt. Ja, so seltsam es auch scheinen mag, dieser merkwürdige Dragoner und Husar des Geistes legt die Erinnerung an jenes vielbesprochene Wort Philinens nahe: Wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an? Sollte sich hier eine Wesensverwandtschaft zwischen der männlichen und weiblichen Psyche verraten, die ihr leichtes Glück auf gleichen Wegen zu finden suchen?

Ein Don-Juan, der die Fähigkeit zur Reflexion, zur Analyse besitzt, ist ein seltener Fall für einen Psychologen. Ob ein solcher Don-Juan überhaupt den Typus zerbricht oder als zufällig gelungene Synthese eines Nord- und Südländers gelten darf, bleibe dahingestellt. Der Südländer, der Italiener, der in Stendhal lebte und liebte, war von einem heimlichen Franzosen überwacht, der seine Erfahrungen in der Kunst zu lieben theoretisch fixierte, um seinen eigenen Geist zu geniessen. Indessen sei hier nicht verschwiegen, dass Stendhals Buch über die Liebe für uns nicht die Bedeutung haben kann, wie für einen Franzosen. Es ist auch vielfach überschätzt worden. Nur Dichter und Psychologen, die den Wert bestimmter Einzelheiten zu würdigen wissen, mögen es mit grossem Nutzen lesen. In das allgemeine Kulturbewusstsein der Franzosen ist nur seine berühmte Einteilung der Liebe übergegangen: — er unterscheidet zunächst die Liebe aus Leidenschaft, amour-passion, und die Liebe als Galan-

terie, amour-goût, wie sie in den Salons des alten Frankreichs zu schönster Blüte gedieh. Wir begreifen am besten, was diese Liebe bedeutete, wenn wir uns des Wortes einer alten Marquise erinnern, die einem gealterten Liebhaber, der darüber klagte, dass er sie umsonst verehrt habe, lachend entgegnete: »Eh mon dieu, pourquoi ne me l'avez-vous pas dit? Vous m'auriez eue comme tous les autres!« Stendhal selbst sagt: »Die Liebe als Galanterie, als amour-goût, die in Paris gegen 1760 herrschte, glich einem Bilde, auf dem Alles, bis in die Schatten hinein, rosenfarbig sein muss, in das unter keiner Bedingung etwas Unangenehmes geraten darf, wenn der Vorwurf vermieden werden soll, dass etwas gegen den guten Ton, die Delikatesse etc. geschieht. Ein wohlgeborener Mann kennt zum Voraus Alles, was er thun muss und was ihm in den verschiedenen Zuständen dieser Liebe begegnen wird. Da es hier keine Leidenschaft und nichts Unvorhergesehenes giebt, so zeigt er meistens mehr Zartheit als wirkliche Liebe, zumal er immer sehr viel Geist besitzt; im Vergleich zu einem Gemälde Correggio's ist diese Liebe eine kalte, hübsche Miniatur, und während die Leidenschaft uns über all unsere Interessen hinaushebt, versteht es die Galanterie immer, darauf Rücksicht zu nehmen.« (De l'amour, p. 1.) In dieser herbstlichen Welt ist die Liebe, um das Wort des bitteren Chamfort zu gebrauchen, le contact de deux épidermes et l'échange de deux fantaisies.

Die beiden weiteren Arten der Liebe sind: l'amour physique und die Liebe aus Eitelkeit. Stendhal verachtete diese Eitelkeitsliebe, die er nur in Frankreich fand, — er spottete: »Pour un bourgeois une duchesse n'a toujours que trente ans« — während er dem leichten Genusse sonst durchaus nicht aus dem Wege ging; l'amour de vanité braucht Zuschauer, wie die

französische Heiterkeit, die nicht der inneren Lebensfülle, sondern einer oberflächlichen Natur entspringt. Die seelischen Vorgänge beim Verlieben hat er Kristallisation genannt: das Bild ist von dem Zweig genommen, der nackt in eine Salzmine geworfen und später mit Kristallen bedeckt herausgezogen wird. Das Wort, das ihm von Puristen manche Anfeindung zuzog, will sagen: Die Liebe ist schöpferisch, aus innerem Zwang, indem sie Alles auf den geliebten Gegenstand bezieht. Jeder Fehler wird als ein glücklicher Umstand empfunden, und jeder Vorzug als eine Erhöhung des Glücks genossen. Selbst der Zweifel wird zum Glück, indem er ein geliebtes Bild umspielt, und erhöht die Sicherheit des heimlich webenden Gefühls: « Toujours un petit doute à calmer, voilà ce qui fait la soif de tous les instants, voilà ce qui fait la vie de l'amour heureux. (De l'amour, p. 90.)

Es sei mir gestattet, einige bezeichnende Maximen Stendhals aus seinem Buche »Von der Liebe« zu übersetzen oder im Wortlaut zu zitieren:

»Die Liebe ist eine köstliche Blume; aber man muss den Mut haben, sie am Rand eines Abgrundes zu pflücken.« (S. 126.)

»Die Vollkommenheit der Kultur würde darin bestehen, die feinen Genüsse des 19. Jahrhunderts mit der häufigeren Gegenwart der Gefahr zu vereinen.« (S. 126.)

»L'amour tel qu'il est dans la haute société, c'est l'amour des combats, c'est l'amour du jeu.« (S. 228.)

»En amour on doute souvent de ce qu'on croit le plus.« (S. 233.)

»Eine Frau gehört von Rechtswegen dem Manne, der sie liebt und den sie mehr liebt als ihr Leben.« (S. 264.)

»Nur die Bande, die durch eine wahre Leidenschaft geknüpft werden, sind für immerdar legitim.« (S. 268.)

(Man bemerke die Verwandtschaft mit den Ideen der Jungdeutschen, die in der Faunin George Sand eine Vorkämpferin besassen.)

Der Leser empfindet vor ähnlichen Maximen ein Gefühl von Freiheit und Befriedigung, weil sie seinen Durst nach Klarheit befriedigen und ein Gefühl der Ueberlegenheit in seiner Seele wecken: er vergisst dabei, dass sie nur allzuoft einem Notstand entquellen, den ungebrochene Naturen nicht kennen. Stendhal war nur in Gedanken der cynische Draufgänger und Husar, der die Salonmenschen, die seine Paradoxe als Nichtpsychologen anhörten, mit moralischer Entrüstung erfüllte; in Wirklichkeit blieb er Zeit seines Lebens des zartesten Gefühls, der heimlichsten Leidenschaft fähig, die froh ist, wenn sie in bittersüssem Selbstgenusse schweigen darf. »L'état habituel de ma vie a été celui d'amant malheureux aimant la musique et la peinture.« (Brûlard, p. 15.) Ein solches Geständnis giebt zu denken. Indessen soll nicht unerwähnt bleiben, dass es der Träumerei eines Fünfzigers vor den schönsten Ruinen der Welt entschlüpft, zugleich mit der tief menschlichen Frage:« Qu'ai-je été? Que suis-je? En verité, je serais bien embarrassé de le dire!«

III.

DIE deutschen Philosophen haben es, vielleicht mit Recht, abgelehnt, der spekulativen französichen Philosophie des 18. Jahrhunderts besondere Wichtigkeit beizulegen und die Bedeutung der grossen Denker des ancien régime in deren Ansichten über die Gesellschaft gefunden. Stendhal war als spekulativer Franzose und Epikuräer des Geistes in einer anderen Lage; was er von deutscher Philosophie kennen lernte, — es war wenig genug — lehnte er ab. Er spottet über Kant, den er nicht

kennen konnte, und »le mysticisme de Schlegel« — (es ist Wilhelm gemeint, mit dem er in Mailand persönlich verkehrte) — ist für ihn einfach ein Schimpfwort. Ein Epikuräer, der zugleich ein theoretischer Mensch ist, hat vielleicht auch einigen Grund, Condillac höher zu schätzen als einen protestantischen Verkündiger des kategorischen Imperativs.

»Man nehme eine Statue und gebe ihr Sinne, und man hat ein menschliches Wesen.« »Unser Ich ist nur die Gesamtheit der Sensationen, die es empfindet und welche die Erinnerung wieder aufleben lässt.« Diese Sätze Condillacs mussten Stendhal entzücken, der, nebenbei bemerkt, von einem Philosophen die Trockenheit eines Bankiers verlangte, damit er fähig sei, zu erkennen, was ist. Ein Epikuräer empfindet nicht nur die Unmittelbarkeit eines wohlthuenden Eindruckes; er wird auch leicht geneigt sein, diesen in das Moralische oder Aesthetische zu erheben und in der Angenehmheit vieler Sensationen Inhalt und Ziel des Lebens zu erblicken. Durch seine sensualistische Philosophie, die eine polemische Geistesstimmung nur stärken konnte, hängt Stendhal mit dem 18. Jahrhundert zusammen.

Hierher gehört auch seine Definition des Schönen, die durch Nietzsche berühmt geworden ist oder vielmehr grössere Bedeutung gewonnen hat. Stendhal betrachtet das Schöne als »une promesse de bonheur;« ein anderes Mal lautet die Definition sogar »la promesse du bonheur«, (De l'amour, p. 34), was eine Steigerung bedeutet: Das Schöne ist nicht ein Glücksversprechen, es ist das Versprechen des Glückes überhaupt. Nietzsche hat diese Definition in der bekannten Weise gegen Kant ausgespielt, indem er mit beredter Leidenschaft darauf hinwies, dass Stendhal, als durchaus sinnliche Natur, gerade in dem Reiz das Wesen der Schönheit erblicke, während Kant die

Interesselosigkeit als das betrachtet, was die Schönheit ausmache. Der Agitator hat sogar den grossen Schatten Plato's aufgerufen und auf die Auslassungen über den zwiefachen Eros im Gastmahl verwiesen. Dem tiefer Blickenden entgeht die Schwäche dieser Beweisführung, welche die leidenschaftlichsten Worte wählt, nicht: denn sie sagt im tiefsten Grunde doch nichts über das Wesen des Schönen aus: sie spricht im Grunde nur von einer Wirkung, so gut wie die Kant'sche. Beide Definitionen sprechen von zwei ersehnten Seelenstimmungen, die vor einem Werk der Schönheit ganz gut in einer Seele zusammenfliessen können: — auch das Willenkalmierende kann eine Bedingung des Glückes sein. Und ist das, was etwa ein Hottentott als promesse du bonheur empfindet, auch schön? Müssen wir nicht auf das Rassen- oder Kulturproblem hier aufmerksam machen? Ich will ferner nicht verschweigen, dass Stendhal in einer Fussnote den Folgerungen, die Nietzsche an einen oft genug nuancierten Ausdruck zu knüpfen liebte, direkt widersprochen hat. Er schreibt im Jahre 1815: »Ma beauté, promesse d'un caractère utile à mon âme, est audessus de l'attraction des sens; cette attraction n'est qu'une espèce particulière.« (De l'amour, p. 24.) Das ist deutlich genug. Wir sind, um es kurz zu sagen, auch mit dieser Stendhal'schen Definition nur schlechte Steurer auf dem Ozean des Schönen, das als Urphänomen des Lebens jeder Analyse spottet. Sollen wir nicht lieber sagen: Schön ist die Fülle des Lebens, wo wir sie als grosse Sicherheit der abgeschlossenen Form geniessen? Sollen wir nicht auf das Individuelle, auf das schöpferische Element ein grösseres Gewicht legen, indem wir uns des Meisterspruches Albrecht Dürer's erinnern, dass die Kunst, die wahrhaftig in der Natur stecke, der allein habe, der sie heraus reissen könne? Ich will hier

auch nicht verfehlen, auf das Bekenntnis Dürer's hinzuweisen, der einmal gelegentlich bemerkt, er selbst wisse nicht, was Schönheit sei. Ein schaffender Künstler braucht es auch nicht zu wissen; es genügt, dass er die Schönheit schaffen kann. Das Persönliche ist alles, die Formel ist nichts. Aber in einem Punkt hat Nietzsche mehr als recht: es ist hohe Zeit, dass die Aestheten und Aesthetiker sich auf den Standpunkt der Künstler, der Eroberer und Vergewaltiger des Lebens stellen, in deren Mund das Schlagwort von dem Versprechen des Glücks eine andere Bedeutung hat als in dem der Betrachter, deren Entzücken passiv bleiben muss, wenn es einen hohen Grad erreichen soll. Vielleicht verlohnt es sich auch, nach der Herkunft der Stendhal'schen Formel zu fragen, die, wie ich gerne zugeben will, sehr wohl einen Epikuräer des Geistes befriedigen mag. Erinnern wir uns hier, dass der Italiomane an einer anderen Stelle, in seiner Geschichte der Malerei in Italien, das Schöne als den Ausdruck der Tugenden einer Gesellschaft definiert hat; (S. 64) vergessen wir auch nicht, dass er, wie zahlreiche Stellen seiner Schriften beweisen, die Idee der Schönheit nicht von der Idee der Nützlichkeit zu trennen pflegte. Dürfen wir daraus die Folgerung ziehen, dass Stendhal die Hobbes'sche Formel kannte: Pulchrum est quod promittit bonum?

Auf alle Fälle ist das Schöne ein Kulturbegriff, der in dem Falle Stendhal indirekt auf die französische Kultur zurückleitet, als welche eine ausgesprochene Vorliebe für das Zierliche und Hübsche zeigt, das allerdings insofern den Neigungen eines geselligen Volkes besser entsprechen mag, als es den Geist nicht isoliert und selbst den flüchtigen Augenblick noch adeln und verschönern kann. Wer aber die Schönheit, als soziale Tugend genommen, in dem Walten und dem Ausdruck grosser Leiden-

schaften sieht, muss sich von einer Zivilisation abgestossen fühlen, die in dem Geist (esprit) einen Ersatz für die Schönheit überhaupt besitzt und eingesteht: denn die Gesellschaft, die auf die sogenannten Mitmenschen angewiesen ist, beruht auf der schweigend anerkannten Gleichheit, die das persönliche Element, l'expression, zerstört. Und worin besteht denn eigentlich die Kunst? Stendhal antwortet: L'expression est tout l'art (Histoire de la peinture en Italie, p. 90).

IV.

Es ist bekannt, dass sich Stendhal, der Verkannte, mit der Prophezeiung zu trösten suchte, man werde ihn um 1880 lesen. Diese Prophezeiung hat sich erfüllt, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, dass die breite Masse auch heute noch nichts mit den Schriften des geistreichen Weltmanns anzufangen weiss. Dafür haben Stendhals Werke ausgezeichnete Leser gefunden: Denker und Dichter, Psychologen und Romanciers, die erfreut und glücklich waren, einen solchen Ahn zu den Rechtfertigern ihrer eigenen Werke und Versuche zu zählen. Es ist bezeichnend für diese Zeit, dass selbst die naivsten unter uns Künstlern mit Eifer nach Vorläufern Ausblicke halten. Der Beobachter mag daraus auf einen Notstand vieler Seelen schliessen. Man kennt Nietzsches Begeisterung für Beyle, die vielleicht nur deshalb so laut war, weil sie aus dem ersten Erstaunen floss, dass ein solcher Mann und Immoralist gerade zur Zeit Napoleons und der Romantiker gelebt hatte. In Frankreich selbst hat sich eine ganze Schule gebildet, die in ihm den Altmeister und grössten aller Psychologen feiert. Wir aber dürfen fragen: woher rührt die Begeisterung so vieler Künstlernaturen, die in Stendhal, wenn sie ehrlich sein wollen, doch

nur eine nuancenreiche Halbnatur sehen können? Wir rühren hiermit an ein schwieriges Problem, an das Problem der Modernität.

Stendhal war einer der ersten Menschen, in denen das nationale Kulturbewusstsein gebrochen erscheint. Seine Leidenschaftlichkeit, seine Sinnlichkeit, sein Durst nach Schönheit hatten ihn aus dem Paradies der altfranzösischen Kultur vertrieben, die mit einer chinesischen Mauer umhegt war, über die nur der Genussadel Europas mit der Grazie, die sich selber kennt, zu tänzeln vermochte. Er mass diese überreife Kultur, die den glücklichen Teilnehmern am Lebensfest in der Erinnerung wie eine Insel der Seligen vorkam, an der Umgebung seiner Jugend und der Bourgeoisie, die nur das Erbe der französischen Revolution angetreten hatte. Wohin er in dem Frankreich seiner Mannesjahre blickte, sah er Willensschwäche, Eitelkeit, Unfähigkeit zu grosser Leidenschaft und zum Schönen, Heuchelei und Spiessbürgertum. Aus dem Tigeraffen Voltaires war ein »être vain et vif« geworden, welches das klassisch-nivellierende Erziehungssystem Napoleons über sich ergehen lassen musste. Stendhal selbst besass wohl die Kraft zur Verachtung, aber nicht die Kraft zu schweigen und seine innere Welt um so schöner auszugestalten. Auch er ist in dieser Hinsicht ein Sohn Rousseau's, des ersten Plebejers, wenn ihn auch im übrigen seine ganze Weltanschauung mit einiger Skepsis auf den Genfer Doktrinär zurückblicken liess, in dem er eigentlich nur den Schöpfer zärtlicher Gefühle verehren konnte. Man ist stets am tiefsten durch seine Schwächen mit der Zeit verbunden. Im übrigen darf man ihn wohl als die verwickeltste Natur des damaligen Frankreichs, ja des Europas jener Zeit betrachten: Jakobiner aus Neigung und Talent, Dilettant und Epikuräer aus Schönheits-

bedürfnis, Dichter und Liebender aus innerer Not, Beobachter und Denker als Mann des 18. Jahrhunderts, Logiker und Anbeter der Schönheit, Romandichter mit realistischen Tendenzen: dabei schüchtern und verwegen, cynisch und übersensitiv, Spötter und Enthusiast, — wem von seinen Zeitgenossen dürfte man diesen seltenen Mann vergleichen, der als Anreger die fruchtbarsten Einflüsse ausgeübt hat?

Was an seinen Bekenntnissen, die einen dauernden inneren Notstand des Glückes verraten, zunächst auffällt, ist seine allzeit wache Fähigkeit der Selbstbeobachtung, der Selbstanalyse. In den Momenten höchster Leidenschaft, die ihm ein lang ersehntes Glück nahebringen, beachtet er die Vorgänge in seiner Seele, wie ein Feldherr das Schlachtfeld. Er giebt allen Liebenden den Rat, abends ihre Eindrücke niederzuschreiben, um so die Klarheit zu erlangen, die alle Ereignisse mit doppelter Heftigkeit geniesst. Dem Beobachter wird dabei die Leidenschaft zur Lebensnotwendigkeit: ohne Liebe tauge ich nichts, gesteht er selbst, vielleicht aus jener Melancholie heraus, die dem alternden Manne die Welt verdunkelt und farblos macht.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

Der Stern.
Holzschnitt von E. R. Weiss.

VERSE VON R. A. SCHROEDER.

Abendlied.

WENN die Schatten dunkler werden,
Wächst Verlangen auf den Wegen;
Sieh am Himmel tausend Erden,
Blitzen, funkeln sich entgegen!

Hör, die Bäume, wie sie rauschen,
Und die Vögel, wie sie singen,
Wie sie flattern, wie sie lauschen;
Will ein Ton nicht zu mir dringen?

Einsamkeit, die macht uns bange;
Ach, wir sind so hingegeben! —
Komm, oh Liebste; und empfange
Du mein Leben.

Zwei Gedichte.

I.

NOCH einmal kommt die Sonne wieder,
Noch einmal scheint die Welt ganz grün,
Als wollte wieder
Ein Frühling blühn.

Ich denke fast, ich hörte wieder
Im nahen Baume süssen Schall,
Ich hörte wieder
Die Nachtigall.

Oh nein, oh nein, das kommt nicht wieder,
Die ersten Zeiten sind vorbei;
Ihr kommt nicht wieder:
Du und der Mai.

II.

Was wir wünschen, ja was wir wollen,
Was die vollen, übervollen
Herzen wollen, sag ich nicht.
Was wir sagen und was wir reden,
Ist ein Haus offen für jeden.
In meins lass ich jeden nicht.

Sei nur schweigsam, sei verschwiegen;
Will dir ein Wunsch am Herzen liegen,
Ein Verlangen, so sei still.
Mancher kommt in der Welt gegangen,
Der dir gern aus deinem Verlangen
Einen Schmerz bereiten will.

Denke nicht, du kannst mit Vertrauen
Auf das Herz des Nächsten schauen;
Alle Herzen sind sich fremd.
Du nur bleibe mit dir alleine,
Wenn du traurig bist, so weine
Im Verborgnen ungehemmt.

Das sind so die besten Seelen,
Die ihr Bestes der Welt verhehlen,
Die mit Guten schlecht verfährt.
Du sollst nichts zu Tage bringen;
Wirds von selbst zu Tage dringen,
Sei es auch des Tages wert.

VIER GROTESKEN/ VON FRANZ BLEI.

III. PRINZ HYPOLIT.

(Fortsetzuung.)

ES war aber die Art des Prinzen mehr diese, in den Künsten zu empfangen und aufzunehmen als zu geben; seine hier stark impressionable Natur bildete nicht viele Widerstände aus und sie kam so immer leicht in die Gefahr, sich allen Lockungen hinzugeben, (denn in seiner Fähigkeit zum Genusse sah er keine Grenzen, die ihn auf Sparsamkeit damit gewiesen hätten), und mehr aufzunehmen als zu verdauen möglich ist. Beschränkung ist der Jugend nicht gegeben. Seltener aber noch die Schätzung eigenen Könnens, wie sie der Prinz besass. Mit solcher Art vertrug es sich wohl, dass er das Talent des künstlerischen Gestaltens übte wie das des Reitens oder Jagens, als eine nun einmal vorhandene Fähigkeit, die ungeübt zu lassen irgendwo als ein Uebel zum Vorschein gekommen wäre. Doch als Letztgeborner einer in den höchsten Geschäften des Lebens durch Jahrhunderte thätigen Familie, hatte er ein Erbe menschlicher Kultur im Blute, das sein Leben in Breite und Tiefe gross bestimmte, ihm aber jenes Eigentümliche versagte, was den Künstler macht: er konnte Menschliches zu Menschlichem erwerben und zum Höchsten bilden, aber das Göttliche war ihm versagt, das sich der Eigensinn zum Centrum schafft, das etwas vom Bornierten, etwas vom Gemeinen, aber Anfang und Ende vom Gotte hat. Doch — Gründe und Ursachen zu vermuten und ihre Möglichkeit zu konstruieren ist hier das Reizvolle, zu vermuten, nicht zu behaupten. Vielleicht war es ganz anders, und nie ist dieser Zweifel an Deutungen

natürlicher als wo es sich um dieses Problem des künstlerischen Schaffens handelt, in dem alle Hülfsmittel der allgemeinen Psychologie versagen. Es fällt in jene Zeit, da der Prinz sich von aller eignen Litteratur zurückzog, sein ausschliesslicher Verkehr mit Herrn J. G. und der Einfluss dieser Persönlichkeit dürfte den Prinzen in dieser Sache zum Entschlusse bestärkt haben. J. G., der dem geschriebenen Wort nur diese Berechtigung zuerkannte, dass es eine unmittelbare That wirken müsste und etwas geringschätzig von dem Luxus einer geschriebenen Kunst an und für sich dachte, gehörte zu jenen Naturen, die einem Leichterregbaren und darum häufig Unsicheren durch die eigene Energie in ihrer Lebensführung und das Harte und Sichere ihrer Sätze imponieren müssen und Verworrenes klären, zur Einsicht auffordern und auf die Täuschung beruhigender Worte oder nachgiebiger Launen durch ihr helles, einfaches Wesen, das nicht ohne gute Ironie ist, aufmerksam machen. Die Jugend des Prinzen kann hier wohl manches geschaut und erfahren haben, das seinem weiteren Leben zu nutz war, obzwar dieses in der Erfüllung weit mehr brachte als man dem Einflusse J. G.'s zuschreiben möchte, der, wie die besten seiner Zeit, seine starke Kraft zu den grössten Dingen nicht zu nützen vermochte und den die neue Zeit der deutschen Kultur, in welche die Mannes-zeit der Prinzen fällt, nicht mehr jung genug fand, als dass er der Aenderung alter Gewöhnungen fähig gewesen wäre. Doch kann dieses das Verdienst G.'s nicht schmälern, der wie sonst keiner in diesen verwirrten Zeiten den guten Geschmack in den künstlerischen Dingen vertrat und ihn in die beruhigten Zeiten retten half. —

So merkwürdig diese dreissig Jahre, die auf die deutschen Siege folgten, für den Kulturbeschreiber sind, so barbarisch waren

sie für den, der sie unbeteiligt erlebte. Die christliche Moral erfuhr ihre letzte Renaissance in dem Sozialismus und diese mit einer solchen obstinaten Brutalität, dass es die Geduld der Zögernden erschöpfte und sie nun laut und förmlich die andere Artung ihrer moralischen Gefühle ausriefen, wobei sie sich auch einer zweifelhaften Antike bedienten, um einem merkwürdigen Individualismus die dem Deutschen so teure historische Grundlage zu geben. Und da die Deutschen geneigt sind, wie sonst kein anderes Volk, die Idee über alles zu schätzen und ihr Tradition und Würde und Natur zu opfern, so geschah es auch jetzt so, dass sich alles einem Wettkampfe der Schlagworte hingab, wovon ein ruhiger Zuschauer den Eindruck bekommen musste, dass hier eine Nation in Irrung und Verwirrung einen pathetisch-lächerlichen Selbstmord begeht. Moralische Behauptungen wurden ästhetisch wegdisputiert und umgekehrt; keiner verstand mehr den andern und jeder führte ein autoritäres hölzernes Schwert, das einer Narrenpritsche wohl gleichen mochte. Alle Form und Sitte war gelöst, aller Sinn für das Leben verloren. Dies war der Zustand Deutschlands, der auf die 30 Jahre nach dem Kriege folgte, nun, da der neue Staat nicht mehr zur Festigung und Fügung die Arbeit aller brauchte, vielen Geist frei setzte und bürgerlicher Wohlstand dem Gefühle der Weltmachtstellung eine solide Grundlage gegeben hatte. Die durch das politische Staatserbauen lahmgelegte Kraft der Künstler war nun, da der Luxus wieder nach ihnen verlangte, unsicher geworden und um dies zu verbergen oft gemacht brutal und laut. Andere wieder, denen diese Täuschung nicht zusagen wollte, denen es aber doch um vernehmliche Aeusserung zu thun war, verfielen in Manier, und die meisten, die sich ohne Ueberlegung den Künsten hingegeben hatten und

nun, da sie sie nützen sollten, in sich nichts vorfanden, fanden alles bei den Fremden. Diese Unsicherheit in den Künsten ist nur ein Beispiel für die, welche allenthalben in der Gesellschaft herrschend war. Wie dort noch die Persönlichkeiten fehlten und sich für die Geschicklichkeiten mühten, so hatte auch hier die Sicherheit in Form und Gehaben, in Anschauung und Meinung einem problematischen Verhalten Platz gemacht, das einmal die Willkür gut hiess und alle wohlerworbene Form verlachte, das andere Mal nichts weiter hervorbrachte als das mühsam aufgeputzte Requisit einer vergangenen und verlebten Mode. Man zerstörte alle Form, da das Neue formlos auftrat und predigte die Formlosigkeit als den neuen Geist. Man gab sich keine Mühe, das Neue zu beherrschen, was nur durch die Form möglich ist, sondern ergab sich dem Zufall des Tages. Jeder zeigte »Interessen für Alles« und lief den Dingen nach; keiner dachte daran, mit dem Neuen zu leben, nur es zu erleben war er begierig. So gaben viele das geringe, aber doch eigene Leben hin für fremdes, mit dem sie sich zu vertiefen meinten, da sie sich doch nur zum Bemitleiden schlecht damit schmückten. Keiner frug sich, was ihm eigentümlich sei, sondern nur, was ihm fehle und da nahm er dann ohne Wahl alles an sich ohne jenen organischen Sinn für Wohlbekommen und Gesundheit. Daher kam es, dass man in dieser Zeit so wenig Erwachsene, Vollendete traf, so wenige, deren Gegenwart man spürte; jeder war in jeder Zeit anders — ewige Neugeborene. Keiner vermochte eine feste Bildung gegen einen Eindruck zu setzen: die Lust nach der anderen Sensation hatte die Erregbarkeit zur feinsten Sensibilität gesteigert, die ein fortwährendes Beben und Zittern war und nichts mehr anzeigte als die Schwäche ihres Besitzers.

Den Künstlern war in dieser kunstfeindlichsten Zeit Deutschlands die Aufgabe geworden, in eine bessere Zeit diese Köstlichkeit der Kunst zu retten und sie mussten es mit allen Uebertreibungen und vielem Dandismus thun, dem es zu danken ist, dass wir das Schloss in den Pyrenäen nicht verloren haben. So unerträglich und pervers damals ihre Einseitigkeit auch den Meisten erschienen ist, so war sie nötig und natürlich, und nun ist das Unerträgliche von damals ein schönes Ergötzen für uns geworden, da wir wieder einige Klarheit und Besonnenheit gewonnen haben und nicht mehr über die Stile und die Richtungen streiten, wie damals, als man so viel schrieb und nicht schreiben konnte, als man so viele tiefe Ideen hatte und keine heiteren guten Einfälle, als eine durch den wirren Lärm und das Unvermögen verursachte barbarische Ueberschätzung der Künste uns diese und alles zu vernichten drohte. Die Meinung der Künstler, dass von den Künsten aus eine Neubildung der geselligen Formen einzig erreichbar sei, dies ist als nicht weiter merkwürdig hinzunehmen. Aber die gleiche Hoffnung erfasste auch die Laien und Aussenstehenden, die den Zufall des schönen Genusses zur Permanenz zu zwingen meinten, indem sie alle ernste wenn auch bescheidene Lebensführung aufgaben, um als berufsmässige Bohémiens dem Kunstenthusiasmus zu obliegen. Die Täuschung jener Zeit war so vollkommen, dass alles Wirken thatsächlich nur durch das Medium der Künste möglich schien, dass selbst eine so starke Intelligenz wie die J. G.'s sich desselben anfangs bedienen zu müssen glaubte, um seiner Kraft die Arbeit zu verschaffen. Es wurde sogar unter den Frauen dieser Typus bedenklich häufig, der in dem Erotischen kein Temperament offenbarte sondern Litteratur. — Wohl kam die Renaissance der deutschen Kultur durch die Künste, aber anders als man es

sich dachte; nicht nämlich durch ihre unerhörten Leistungen, sondern durch einen Prozess, der einer Auflösung glich; manche sprachen von einem völligen Bankerott.

Es waren keine Zeichen dafür da, dass der Kunstgenuss die ihm eigentümliche physiologische Wirkung hervorgebracht hätte, die eine Steigerung des Lebensgefühles ist. Kann man aber auch sagen, dass jener Kultus der Kunst ein Genuss der Kunst war? Bei den Künstlern, die vom Leben ausgeschlossen, sich eines in ihrem Werke schaffen, dieses dann für das eigentliche Leben erklären und auch von den Laien verlangen, dass sie darin das Leben erblicken sollen — bei den Künstlern ist aller und auch dieser Irrtum erlaubt. Doch die Menge, die sich den Künsten hingab, that dies aus Schwäche und Erschöpfung; zwischen ihr, die am Tage den Berufen oblag und nach dem Tage sich den Künsten hingab, — zwischen ihr und der Kunst fehlte jene sichere Brücke der glücklichen Wahl und der guten Vorbereitung, die nur dann vorhanden ist, wenn der Wert des eigenen auch bescheidenen Lebens gehoben ist von der Lebensführung Aller, — wenn ein Sinn des Lebens feststeht und dieser von der Konvention gehalten wird. Gütige Formen und Heiterkeit, Liebe zur Stunde, die auch ein Geringeres nur zu gewähren braucht, Sicherheit der Gefühle und ein weises Mass des Ueblen und Guten für die Erhaltung des Lebens. An Stelle all dessen war Unsicherheit und Angst um das Morgen, Hast um nichts zu versäumen und wieder müssiges Warten auf einen Erlöser, hysterische Langeweile indessen, die sich ohne Besinnen einem Vergnügen hingab, das für alle angerichtet war.

Es war das Theater ja nie eine Freude der Verfeinerten gewesen, aber zu keiner andern Zeit als dieser offenbarte es so stark seinen direkten Bezug zur Menge, an deren Instinkte, Dummheit,

schlechte Leidenschaften und niedere Anschauungen es sich wendet. Die Sinnlosigkeit des Unternehmens, einer unbekannten, vielartigen, in einen Raum gedrängten Menge ein Werk der Kunst zum Genusse zu übergeben, dieses selbst abhängig von allen Zufälligkeiten der Mittel, — war vielleicht von manchen jener, die eine gewisse Leidenschaft zur Mittelmässigkeit für das Theater zu schreiben trieb, wohl erkannt worden, aber so sehr war alles diesem gemeinen gemeinsamen Vergnügen am Theater zugewandt, dass selbst die Lyriker ihre kleinen Gedichte wie eine Komödie auf die Bühne stellen und im Kostüme singen oder deklamieren lassen mussten, weil sie anders von niemand wären gehört worden. Die armen Romaneschreiber wurden bedauert, weil mit ihren Romanen sich so gar nichts demokratisch öffentliches anfangen liess.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Holzschnitt von Kunisada.


東都月の名所
隅田堤の春の月

APHORISMEN VON WILHELM HEINSE/ (AUS TAGEBUECHERN VON 1788—90/) MITGETEILT VON CARL SCHUEDDEKOPF.

(Fortsetzung.)

BEYM Uebersetzen darf man die Worte des Originals platterdings nicht für etwas so wichtiges achten, sondern hauptsächlich auf die Bilder und Gedanken sehen, und sie in ihrer Schönheit und Stärke wieder geben. Man erzählt wieder als ein Mann von eignem Charakter, was ein andrer nicht hören konnte; und nicht als Sklav und Kind, die auswendig lernen müssen, wenn sie etwas von ihrem Herrn zu berichten haben. Ein Uebersetzer muss gleichsam ein geschickter Abgesandter seyn. Es muss seyn, wie mit dem Vortrag in der Musik. Der Sänger, der jedes Nötchen des Meisters auswendig lernt, wird auch mit der glattesten Kehle die Wunder nicht hervorbringen, die Marchesi und Pacchiarotti und Mara und Todi auf dem Theater thun, die von den Melodieen ihrer Tonsetzer fast nur Takt und Harmonie und Zuschnitt des Ganzen brauchen. Freylich sind auch die Pacchiarotti und Todi selten. Es darf sich eben keiner an einen Autor wagen, den er nicht gewissermaassen selbst vorstellen kann. Nur der mittelmässige Kopf sollte treu seyn, wenn er ja von einem vortreflichen etwas übersetzen wollte; denn dann ists doch immer besser, als wenn er den vortreflichen affectirt. Gerade wie auch mit den Sängern; es ist nichts unerträglicher, als wenn Einfaltspinsel die himmlischen Melodien eines Jomelli und Traetta mit ihren Läufen und abge-

schmacktem Bombast verhunzen, nicht wissen, was sie sagen, und nur dumm künstlich seyn wollen.



Der Mensch hat vielen Tieren ihr Bestes abgelernt; warum nicht zum Exempel auch den Schwalben, die im Winter blind und taub und ohne Gefühl sind gegen den rauhen Boreas und Kälte, und Regen und alles Schneegestöber, in ihren Felsenritzen liegen und schlafen, bis sie der Blüthen- und Blumenreiche May aufweckt, wo sie mit leichtem Flug wieder in den heitern Lüften spielen. Eben so soll er gegen das Ungemach und alle Leiden des Lebens ohne Gefühl und blind und taub seyn; und die Freuden doppelt geniessen.



Regieren überhaupt ist: Kräfte nach seinem Willen brauchen. Es gehört also dazu Wille und Kraft.

Regieren mit Verstand ist: Kräfte nach seinem Willen zu einem gewissen Zweck brauchen.

Glücklich regieren ist: den Zweck erreichen.

Ein Fürst regiert: wenn er die Talente und Kräfte des Landes nach seinem Willen braucht.

Er regiert mit Verstand, wenn er sich und sein Volk furchtbar macht und erhält.

Er regiert gut, wenn er sich und ihm Genuss verschaft.

Dazu gehört er muss die Talente kennen und an ihren Posten setzen; und muss die vorzüglichen Personen mit Wohlthaten und Gewalt sich treu erhalten. Diess that Alexander, Caesar, Karl der grosse, Friederich.

Eine Privatperson regiert, wenn sie die Gewalt des Fürsten nach ihrem Willen zu gebrauchen weiss. Dazu gehört: sie muss sich

seinem Verstand und Leidenschaften unentbehrlich machen; ihm Furcht und Liebe einflössen.

Wille bleibt immer der Anfang und das göttliche, und besteht selbst in erster lebendiger Kraft, die andre Kräfte nach ihrer Regung bändigt und leitet.

Ein Mensch, der keinen eignen Willen hat, ist in nichts unterschieden von einem Stück Metall oder Holz, oder andrer Materie. Denn Talente, welche Feldherrn und Fürsten brauchen, sind wieder so viel eigne Willen, die andre bändigen und leiten. Und so geht alles von oben lebendig bis auf die letzte Wirkung.

Seinen eignen Willen haben, ist das göttlichste Leben. Freyheit, so viel wie möglich, geht über alles, über Fürsten Gunst und Republiken Lob. Ohne eignen Willen, ohne Freyheit gibt es keinen rechten Genuss. Wer den mehrsten Willen hat, ist Fürst und König; denn er hat alsdenn auch die mehrste Kraft. Leben selbst ist weiter nichts als Wille zu wirken, und That: Wille, der seinen Zweck errreicht, Wille in Wirkung. Leben ist selbstständige Regung des Wesens, das göttliche in der Natur.

Der Verständige gehorcht nur, wenn er dadurch mehr Willen über andre erhält, als er vorher hatte. Und so wird es auch in der menschlichen Gesellschaft abgewogen. Der ist ein elender Kerl, der bloss gehorcht.

Das neunte und zehnte Jahrhundert in Europa ist ein rechtes Löwen und Tiger Leben. Karl der grosse, Heinrich der Vogler, und Otto der grosse ragen darin hervor. Weiber kommen darin wenig zum Vorschein, ausser der Adelaide, der Burgunderin in Italien gebildet, die mächtig über Otto den grossen

mag geherrscht haben, und noch in den folgenden zwey Regierungen wirkt. Theophania, die Griechin, Gemahlin des zweyten Otto herrschte nach ihr; und mit ihr beym dritten Otto Mathildis, die Schwester Otto des zweyten, Aebtissin von Quedlinburg, noch jung und vermuthlich schön. Man kann diese drey die berühmtesten und geistreichsten Weiber ihres Zeitalters nennen. Es ist auf einmal ein ganz andrer Styl als bey den Carolingern.



Und wenn auch der stärkste Sturmwind der Vernunft meiner Leidenschaft entgegen blies: sie ging fort ihren Zug wie ein Strom mit schäumenden und rauschenden Wellen nach dem unermesslichen Meere der Glückseeligkeit.

Wenn er sich bewegen soll: so ists, als wenn ein grosses Floss sollte flott gemacht werden; man muss erst ein paar Dutzend Anker lichten. Aber alsdenn gehts auch fort unaufhaltbar. Und wenn nicht recht gelenkt wird: werden Wasserbaue nie dergerissen.



Die schönsten Morgenröthen sind, wo ein lichtes Gewölk am Himmel schwebt, und das äusserste Ende des Horizonts selbst rein ist. Da geniesst man die ganze Herrlichkeit des Aufgangs. Süsses Bild der weiblichen Grazie, bis die holde Tochter der Natur dem flehendlich wartenden Geliebten sich ergibt. Bey einer solchen Morgenröthe kann man recht sehen, welch ein Feuermeer, welch ein ungeheurer Weltbrand die Sonne seyn muss. Allmächtig treibt sie sich herauf wie ein Gebirg, bis sie frey ist, und schwimmt im unermesslichen Aether. Das Farbenspiel hat ein Ende, und die starke Feuersäule steht im Rheinstrom, bis die flammende Kugel über das Gewölk kömmt,

und das Farbenspiel wieder rückwärts, aber nur leicht und kurz wie ein Echo angeht.

Den 18. Jun. 90 Fünf Minuten nach ¾ auf Vier.
Wenn die Menschen nur das Schicksal überwinden wollten, dann könnten sie glücklich leben. Aber kaum der Wille der Klügsten ist selten so stark. Unvernünftige Sitten und Gebräuche herrschen gewiss nur so lange, als man will. Die Natur geht über alles. Die grösste und ausgebildetste Königin überlässt sich einem schönen jungen raschen feurigen Bauerbuben, wenn er sie in Einsamkeit ergreift. So nahe bleiben sich die entferntesten Menschen; und weder Moral noch Gesetz können sie von einander fesseln.

Wenn man sich lange vorher kennt, das gibt schaale Ehen. Die schönsten Mädchen bey uns müssen einen Fremden wegfangen, der sie noch nicht kennt. Die Griechen hatten Recht, und noch jetzt die Orientalen, dass sie ihre Mädchen verwahren und verschliessen, damit sie die Jünglinge nicht sehen, wie einen köstlichen Wein, der an der Luft den Spiritus verliert. Wenn bey uns ein Vater eine schöne geistreiche Tochter hat und gut verheurathen will: so muss er mit ihr reisen, wo es reiche und gute Männer giebt. Bey unsern Sitten gewinnt das Publikum, und das Individuum verliert. So viel können auch die Orientalen immer erfahren, dass sie keine Katze im Sacke kaufen.
Gute Eroberungen müssen alle bald gemacht werden. Lange Belagerungen taugen nichts und kosten zu viel, bey Städten und Menschen. Ein guter Kopf benutzt also gleich den Anfang jeder interessanten Bekanntschaft. Sich selbst aber tief einlassen

darf man nie, bis man auf den Grund sieht; oder man müsste denn ein ausnehmender Schwimmer seyn.

Die wesentlichen Züge eines vortreflichen Menschen überhaupt sind wohl: zarte Sinnlichkeit, Verstand, und Einbildungskraft. Eines Künstlers: das Vermögen, ein Ganzes wohlgeordnet zu fassen, und leicht darzustellen. Bey dem bildenden Künstler muss die Sinnlichkeit am meisten wirken, bei dem Dichter die Einbildungskraft, bey dem Philosophen der Verstand. Die erste fasst; die zweyte setzt zusammen; der dritte prüft, und vergleicht, bis er wesentliches und Vollkommenheit findet. Zur Sinnlichkeit gehört gesunder, geübter Körper. Zum Verstand Erfahrung; zur Einbildungskraft reiches Gedächtnis, gleichsam wohlversehene Vorrathskammer.

Das Volk ist wie die Wolken, ein Ding, das wenig oder keinen Willen hat, an hohen Bergen nur mögen sie sich gerne aufhalten; und wenn es recht warm ist, vereinigen sie sich zuweilen, um eine feuerschwangre, und blitzen und donnern. Aber ein tüchtiger Wind jagt sie bald wieder auseinander. Gut sind sie zum regnen, und machen fruchtbar das Land, das ihre Feuchtigkeit mässig auffängt.

Wohlgeordnete Vereinigung allein macht einen Haufen Menschen stark; und ohne Vereinigung bleibt ein Herkules schwach gegen mehrere schwache, die sich gut vereinigt haben. In jedem Staat triumphirt die Parthie, die sich gut vereinigt hat, gegen die andern, die es weniger sind. Vernunft und Moral allein entscheidet nicht; eine Bande Strassenräuber, die wohl angeführt werden, zerstören ein himmlisches Jerusalem auf Erden,

das weiter nichts als fromme und gutherzige Einwohner hätte. Einerley Interesse muss wie ein Wille einen Haufen bewegen. Und diess wird verschieden in Staaten ewig die Regierungsformen verändern. Eine unvermischte Demokratie kann nur entstehen, wo alle, oder beynah alle, Hungerleider sind; und ich möchte schier sagen, eine Aristokratie, wo die verständigsten Hungerleider sind, und eine Monarchie, wo ein Heros, der über alle andre hervorragt, grosse Bedürfnisse zu befriedigen hat. Das Bedürfniss und der starke Trieb, es zu befriedigen, macht am Ende alles Neue. Der Umsturz der Regierungsformen in der Geschichte kam allezeit, dass die Besitzer grosser Güter vom Thron abgesetzt wurden, nicht mehr allein regieren und befehlen und die ersten Ehrenstellen haben durften. Eben weil sie kein Bedürfniss mehr hatten, keinen Trieb mehr, sich bey Verstand und Stärke über die andern zu erhalten. Die Hungerleider wurden stark und verständig durch das Bedürfniss, sich Mittel zum Genuss zu verschaffen; und die Reichen wurden schwach und weichlich und dumm durch Ueberfluss; und obendrein übermüthig und tyrannisch, und schwelgten und prassten, und nothzüchtigten u. s. w. Der Mensch ist zwar ein Thier, das sich durch Gewohnheit erstaunlich fesseln lässt, und eben desswegen gehorchen auch die Verständigen und Starken, wenn sie sich gleich vereinigen könnten, noch lange aus Gewohnheit auch dem blossen Symbol von Macht und Herrschaft. Aber nur ein einziger ausserordentlicher Stoss von Tyranney, die Nothzüchtigung einer Lucretia, eine neue Auflage auf Oel, ein luxurieuses Fest bey Theurung, ein Verhaftsbrief an einen allgemein verehrten Mann bringt sie aus dem alten Schlaf und Traum und die Revolution geht vor sich. Die Starken an Körper und Geist herrschen wieder, und die Larve verschwindet

beym ersten Strahl der Sonne. Besitzung allein von Geld und Gut und angeerbtem Titel setzt einen Menschen nicht über den andern. Kein Fürst und König, wenn er weiter nichts persönliches hat, wiegt mit seinem äusserlichen einen Newton, Leibnitz und Macchiavell auf, so wenig dem gesunden Sinn eines kräftigen Jünglings aller Prunk und Pracht einer sechszigjährigen Katharina die ärmste Phryne aussticht.

An der Revolution in Frankreich sind allein die Ausschweifungen und Dummheiten der königlichen Familie und des Hofes Schuld, und dass die verständigsten und mächtigsten an Beredtsamkeit in der Nazionalversammlung gerade die Hungerleider waren. Was die Nazion selbst betrift, so war genug, dass sie nur lesen konnte, dass die Soldaten und Taglöhner und Handarbeiter und Bauren erfuhren, sie brauchten nicht mehr dem Adel und der Geistlichkeit abzugeben, als sie wollten. Dumm war es vom König und Hof eine Nazionalversammlung zusammen zu berufen; wenig Päbste waren so dumm, eine Kirchenversammlung über sich zu setzen. Diess ist allezeit platte Dummheit, wenn man der oberste ist, einen andern über sich zu setzen. Und dumm war es vom Adel und der Geistlichkeit, dass sie in der Nazionalversammlung nicht den ersten Rang behaupteten. Aber sie konnten eben nicht, weil die Hungerleider sie weit übersahen. Die Hungerleider werden nun bald wieder die Reichsten werden, und eben so alsdenn den Verstand verlieren und in Ausschweiffungen gerathen.

Ein Glück ists, dass die Hungerleider gerade durch Philosophie gebildet und vernünftig waren, und dass die gemeinen Leute zu Paris gebildet sind und die Reichen bändigten.

Wer Geld und Gut besitzt, hat weiter kein Recht, als es zu geniessen, und darüber zu disponiren. Der Staat hat das Recht aber an ihn, dass er davon abgebe so viel als hinlänglich ist, ihn beym Besitz zu vertheidigen, wozu denn alles gehört, was die Form der Constitution erhält. Wenn er die Tactik nicht versteht, und schon keine Feldzüge mitgemacht hat, kann er desswegen nicht fordern General zu werden. Wenn er die Einkünfte des Staats nicht kennt, die Quellen, und nicht die Ausgaben, kann er nicht Finanzminister werden. Und eben so ist es und noch viel mehr mit blossem Adel. Wenn einer bloss ein Herr von ist, hat er damit noch keine Ansprüche auf eine Admiralsstelle, Oberjägermeisterstelle, Aufsicht über irgend etwas. Der die besten Einsichten hat, soll sie bekommen, und die Erfahrendsten darüber urtheilen. Ist der Vortreflichen eine Menge, so müssen sie auf einander warten, und einer und der andre wird immer etwas vorzügliches haben, sollt es auch nur das Alter seyn. Wärs ein Auswärtiger, ein Heide, ein Türk: warum nicht, wenn er der beste ist? Die Hauptsache ist: er muss verdienen, arbeiten mit Kopf und Hand; und jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Der Staat ist offenbar schlecht, wo die Müssiggänger mehr Lohn haben, als die Arbeiter.

Der Adel hat weiter nichts für sich als die Wahrscheinlichkeit einer bessern Erziehung. Aber die Wahrscheinlichkeit steht weit hinter Wirklichkeit. Der vorige König von Preussen hat zu viel auf *Esprit du corps* gerechnet. Wenn auch der vortreflichste Bürgerliche dem schlechtesten Adelichen nachstehen soll, ist offenbare Ungerechtigkeit. Und die Bürgerlichen haben das allergrösste Recht es nicht zu dulden, wenn sie nicht mit eiserner Gewalt dazu gezwungen werden.

Die Kunst wird, ausser dem Reichthum an schönen Formen und Begebenheiten in der Natur, schon geweckt im Menschen durch vortrefliche Mittel zur Darstellung. Die Obelisken, Pyramiden, Tempel u. s. w. in Aegypten hatten ihre Entstehung schon den Marmor- Granit- Porphyr- und Jaspisgebirgen am rothen Meere (bey Cosseir) zu verdanken. Der leichteste Gegenstand in der Natur reizte hernach. Z. B. zu Syone die Wendung der Sonne, und die Anzahl der Tage im Jahre zu bestimmen. So gab der Parische Marmor den Griechen Gelegenheit die menschlichen Formen nachzuahmen: so ihre Sprache zu verschiednen Sylbenmaassen und Gedichten. In reiner Luft und Thälern zwischen hohen Gebirgen wurde vielleicht die kriegerische Trompete und Pauke erfunden.

Den 4ten Sept. 19 Minuten auf 6 Uhr. 1790.

Nach und nach erblassten die lieblichen Hörner des bald unsichtbaren Mondes, und verschwand der süsse Morgenstern. Das schönste Purpurroth färbte den Saum still harrender Wolken und verging in Feuer. Der heitere Lichtdunst durchglänzt den reinen Aether: und nun blendet der Aufgang der Göttlichen und ihre Strahlenkrone flammt mitten über Hochheim und durch ihre Feuersäule strömt der helle Rhein.

Er ergötzte sie mit Scherz und Witz, wie nach einem heissen Tag ein frischer Abendwind mit einer schlanken Pappel spielt, dass alle Blätter murmeln und Zweig und Wipfel in Entzückung sich bewegen.

Den 14. September.

Ein dünner Nebel dampfte auf dem Rhein, umhüllte die fernern Rebenhügel, nur die höhern Bäume, Häuser und Kirchthürme der Dörfer ragten daraus hervor. Die ganze Gegend eine pitto-

reske Masse, gross und harmonisch, ein erhabnes Werden. Der schönste Purpurbrand am Himmel in den leichten äusserst feinen gleichsam damascirten Streifwölkchen; wahre Süssigkeit fürs Auge. Der Morgenstern entfernt sich verschämt wie ein kleiner weisser Punkt. Der Altkönig und Feldberg beherrscht als Grossvater die Gegend. Die Bergstrasse ist verwischt in Duft und Nebel. Herrliches einfaches Ganze, wo nur die grossen Formen sich sanft erheben. Die Sonne kämpft unüberwindlich und allmächtich mit dem schwachen Gebilde niederer Feuchtigkeiten. Nur die Spitze von Hochheims Thurm schaut hervor. Der Morgenstern ist verschwunden. Der Tag nimt überhand, und die Kontraste werden schwächer. Die Sonne flammt und glüht durchs Gewölk über dem Nebel hundert Schritt weit gen Süden von Hochheims Thurm. Versteckter Aufgang in dunstigem und nebellichtem Gewölk macht den schönsten Tag. Schon strahlt sie weit und breit durch die freyen Räume des Aethers.

(Drey Viertel auf sechs Uhr.)

(Den 15. September den Schlag vier Uhr.)

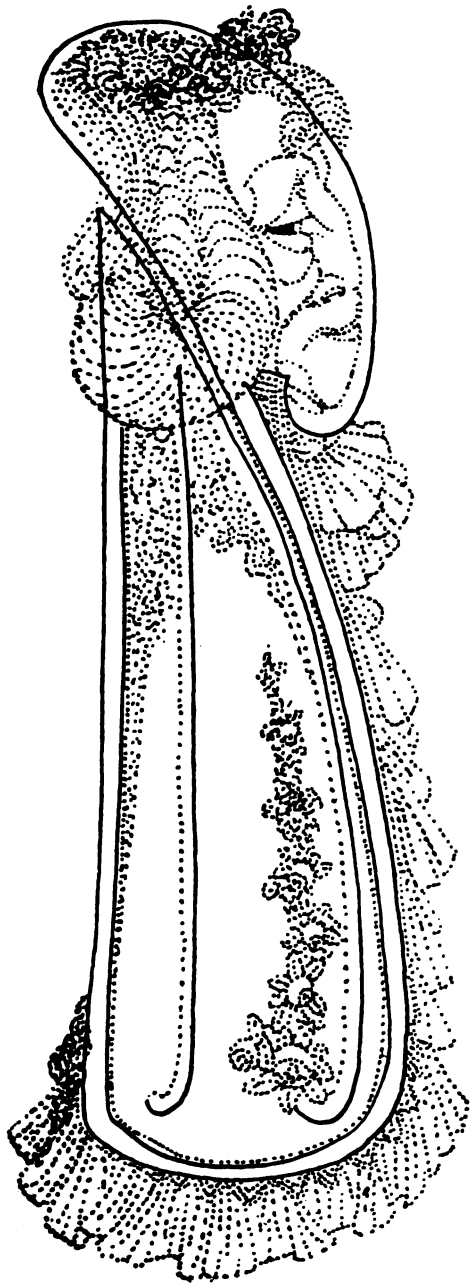
Heitre Nacht, frische Luft. Sirius, Orion, und der grosse Bär strahlten gerad über dem Rhein einander gegenüber, und führten gleichsam wie eine Braut den tiefern Morgenstern herauf, der sich im Strom spiegelte wie eine Fackel. Ein leises Piano von Sonnenlicht glänzte Pyramidenförmig von Osten herauf wie Nordschein, nur freudig und von lebendigem Quell. Die Eulen wünschten sich kreischend guten Tag, wie wir Menschen gute Nacht; und eilten in ihre Nester. Bald darauf zeigte sich, was die Italiäner treffend Alba nennen.

Wenn man sagt, die Seele ist unsterblich: so ist es gerad als ob man sagte, das Herz, die Leber, der Magen, die Lunge ist un-

sterblich; denn sie macht eben so einen Theil vom Ganzen Menschen, und hat ihre besondern Verrichtungen. Das ist: sie beobachtet das Aeussere vermittelst der Sinnen, und überlegt; gleichsam ein General mit seinen Officieren, der die Festung bewacht und beschützt. Gewiss bleibt sie das edelste, das klarste und freyeste im Menschen. Das andre arbeitet alles bloss wie Stamm und Wurzel und besorgt das innere. Harmonie und Zusammenhang herrscht überdiess durchaus.



Initiale B.
Zeichnung von Markus Behmer.



HERBSTLIED / VON VERNER VON HAIDENSTAM.

(UEBERTRAGUNG AUS DEM SCHWEDISCHEN NACH DEM VERSMASSE DES ORIGINALS VON E. STINE.)

GESTREIFT vom ersten Froste,
hat sich der Bucht gezackter Strand
gefärbt wie einer Sense Rand,
die rot bespritzt vom Roste.
Der Bäume ganze Sippe
steht da in Herbstes kaltem Schein,
missfarben wie Geröll und Stein,
wie Leichen und Gerippe.

Was thut's? Gardinen runter!
Dieweil ich jetzo ein Idyll
von Lenz und Lachen dichten will,
Füll ich mein Tintfass munter.
Denn hinter den Gardinen
Gilt mir für nichts der Blätter Flug,
Und Herbstpoeten giebts genug.
Gott schütze uns vor ihnen.

Und dennoch! Soll ich senken
den Laden? Ach, wie leuchtend bricht
sich in der Flut das Sonnenlicht
an steilen Uferbänken!
Schon umgestülpt am Wege
steht Fischers Nachen und Gerät.
Vom Hofe tönen früh und spät
im Takt der Drescher Schläge.

Nun, wehe, fliegt das krasse
Grauwetterreimzeug spukhaft aus
Pandora's Büchse jäh hinaus
vom nordischen Parnasse.
Wie so ein fad' Gewimmer
kann grosse starke Kerle freun,
die Braten nicht verschmähn und Wein,
das fasse nun, wer immer.

Sie sagen, dass sie »leiden«.
Was drückt nur ihre Brust so sehr?
Ist Verseschreiben denn so schwer,
dass es ins Herz muss schneiden?
Weint ein Poet per Stunde
ein Fingerhütchen voll daheim,
scheint es zuletzt, der böse Reim
sei seines Busens Wunde.

Mag auch das Leben bergen
ein Gran der Lust, ein Pfund der Qual —
der Stolze leert den Giftpokal
und lächelt seines Schergen.
Wir ziehn der Väter alte
gebrochne Laute auf das Knie
und spielen ihre Melodie,
die einst so herzhaft hallte.

Mit Fieber auf der Wange,
so tanzen in des Todes Näh,
wie Männer von Termopylä
bei Schwert- und Schilderklange,

die Blätter in Verzückung
der letzten Stunde trunken hin.
Lasst tanzend uns entgegenziehn
auch unseres Morgens Schickung.

Lasst Bacchus' Scepter walten!
Heil ihm, des wilden Taumels Gott,
der nie erlahmt zu müdem Trott,
um grübelnd zu erkalten.
Wenn Vogelbeeren reifen
und hochrot schwillt des Apfels Ball,
dann ruft uns, die Getreuen, all
zum Fest des Sturmes Pfeifen.

Wir stopfen allen Plunder
in des Papierkorbs engen Schlund,
so Schrift als Korrekturen und
verbrennen ihn wie Zunder.
Wir streichen Russ und Asche
in Haar und Bart. Mit Saus und Braus
erstürmen wir das nächste Haus
und klopfen an die Flasche.

Wir holen Violinen,
Triangel, Oboë und Bass
und öffnen die Bouteillen, dass
sie spritzen gleich Delphinen.
Wir poltern und wir singen,
dass sich des Daches Mörtel löst
und Staub auf uns herniederbläst
und alle Gläser springen.

Wir stülpen Tisch und Betten,
die Speisekammer stürmen wir
und heften uns zu Schmuck und Zier
als Mäntel die Servietten.
Wir schleudern mit Gelächter
Anjovis, Salz und Sülze auf
den stillen Hof und fangen drauf
des Hauses junge Töchter.

Wir heben aus den Haken
wie Trunkene das schwere Thor
und tragens in die Laube vor
und decken es mit Laken.
Wir schmausen Fisch und Hummer
und trinken, was den Gaumen würzt,
und schaffen, wenn ein Kämpe stürzt,
vereint ihn heim zum Schlummer.

Und dreht der Sturm am Ende
die Tafel um im Uebermut,
dann stehn wir, die dem Sturme gut,
und klatschen in die Hände.
Aus Gold geschmiedet gleisen
Stadt und Gebirge bläulichrot.
Ich will inmitten Herbst und Tod
Bethört das Leben preisen.

EIN GANG VORS THOR/ VON HEINRICH MANN.



UKAS war schon auf der Schwelle, er stiess schon die geborstene Thür zurück; aber er blieb noch einmal stehen, die hohle Stimme des Alten, die längst von den Zeiten verschlungen schien, gewann noch einmal Macht über ihn.

»Geh' hinaus und durchkämpfe die Welt! Wenn sie hinter Dir auf den Knieen liegt und Du heimkehrst zu uns wie jeder zu uns heimkehrt, was hast Du dann weiter gethan als einen Gang vors Thor?«

Die drei Greisinnen bliesen wimmernd ihren kalten Atem in die kalte Luft des feuchten Saales. In den Mauern erweiterten sich täglich die Risse, die Eichentafeln faulten an den Wänden, und alle Scheiben erblindeten, hilflos und mit Schweigen.

Die erste der Greisinnen hatte einen berghoch angeschwollenen Bauch, die zweite einen ungeheuren Blähhals, die dritte einen Buckel. Womit nährten sie ihre fürchterlichen Auswüchse? Lukas meinte, mit seiner Jugend, die in ihren alten Fängen zerdrückt wie eine Taube den Kopf drehte und zitterte; mit seinem frischen Blut, das ihre verlebten, enttäuschten Lehren aus seiner Brust leckten.

Der Alte war blind. Womit füllte er sein verstopftes Gehirn? Mit Lukas' neuen strahlenden Bildern, mit den Bildern von Blumenwiesen, wo junge Frauen in schwarzen Haaren blonde Ritter mit Rosen krönten; von weissen Städten, die an violetten Meeren von ihrem Eroberer träumten. Der Alte nahm sie

ihm alle und sagte, sie seien nichts wert. Er klagte aus der Tiefe:

»Geh doch und erlöse Gott aus der Gefangenschaft seiner Feinde! Zwinge Satan um Gnade zu flehn! Geh' doch und erobere Reiche! Geh' doch und mache das Weib zu deiner Kaiserin! Am Ziel erfährst Du, nüchtern und ohne Stolz, dass alles grösser und schöner war, als Du noch träumtest. Das Beste ist geschehn, bevor Du die Augen öffnetest; dein Traum hat es vorweggenommen. Er eilt Dir voran und führt das Schwert, das Du nicht tragen kannst. Du schleichst ihm nach, mit leeren Händen.«

Eine Fledermaus strich durch den finstern Saal und an Lukas' Wange vorbei. Er hielt sie für des Alten Wort, das ihn anwehte. Er schüttelte sich und lief über den Hof, zum Thor hinaus. Er war schon halb den Hügel hinab, von der traurigen Burg sah er nur noch schiefe, zerrissene Dächer.

Drunten lag im grauen Abend ein weites Feld. Es flog darüber hin wie die Schatten von Dingen, die man nicht sah. In der Höhe bewegten sich schwer geballte Wolken. Eine Herde von winzigen Schafen drängte sich, ängstlich und verlassen, in einen Punkt der Riesenfläche dicht zusammen. Der Hirt sass tief in den Falten seines Mantels auf einem Stein und rührte sich nicht. Kein Hund schlug an, und doch erkannte Lukas genau, wie ein Mann, auf dessen Hut eine Feder stand, ein Lamm ergriff und damit fortrannte.

Sogleich fing auch Lukas zu laufen an. Er drückte sein Schwert gegen die Hüfte und machte grosse Sätze. »Mag jener die ganze Herde stehlen,« dachte er, »nur dieses Lamm nicht!« Ob er ihn einholen würde, bevor der Mann im Walde verschwand? Er stolperte über den unbekannten Boden und schrie unaufhörlich: »Nur dieses nicht! Hörst du, nur dieses nicht!« Aber

der andere erreichte schon die Bäume und Lukas war dreissig Schritte hinter ihm. Er wollte sein Schwert aus der Scheide ziehn: Da sprengte ein schwarzer Gepanzerter aus dem Busch und hieb mit der Klinge dem Dieb über den Arm, so dass er das Lamm fallen liess. Er entfloh kreischend, das Pferd mit dem Gepanzerten verschwand im Dickicht, Lukas stand allein und keuchend vor dem Lamm.

Er hob es auf und trug es langsam und zärtlich in den Wald hinein, zu einer Kapelle, die im Sternenschein auf einer Lichtung stand. Er setzte es vor das Muttergottesbild auf den Altar; und sogleich ward aus dem Lamm ein kleiner Knabe, der lächelnd mit der Linken die Hand der Jungfrau erfasste. Die Rechte erhob er segnend gegen Lukas, der sich auf die Kniee niederliess. »Was ist das?« dachte er mit gesenktem Haupt, »was habe ich gethan? Wer that es, ich oder der Gepanzerte?«

Er mochte den Knaben nicht mehr ansehen und schlich gebeugt hinaus. Aber draussen richtete die duftende Nacht ihn auf, er ging zwei Stunden, bis die Bäume seltener standen. Dort vernahm er ein gelles Geschrei und gewahrte den schwarzen Gepanzerten, der mit langem Schwert einen grauen Mönch um eine Fichte trieb. Der Mönch umklammerte den Stamm mit beiden Händen und schwenkte sich, die Streiche meidend, blitzschnell im Kreise. Er kreischte: »Gnade! Gnade! Herr, befreit mich von dem Mörder! Seht ihr nicht, dass es der Teufel selbst ist?« Lukas stürzte wütend auf den Gepanzerten los, der einen frommen Mann bedrohte. Er rief: »Du warst es also doch, der mir den Dieb verjagte! Du hast mich gehindert, mit meinen Händen das Lamm zu retten!« Und er stiess ihm seine Waffe ins Gesicht.

Rasselnd sank jener auf den braunen Nadeln zusammen; der

Mönch lachte wie eine Ziege. Lukas blickte hin: er war fort, ein scharfer Geruch war übrig geblieben.

Lukas murmelte voll Scham: »Stehe auf, ich bitte dich!« Der Gepanzerte stützte sich auf ein Knie, er hob seine Hakennase gegen den Mond; aus seiner linken Augenhöhle, die ausgeleert klaffte, floss das Blut breit über seine weisse Wange.

»Du bist müde,« sagte Lukas, und er führte ihm sein Pferd zu. Der andere erwiderte: »Es ist für Dich. Du hast gesiegt, ich gehöre Dir.« Und er nötigte Lukas, auf seine eiserne Hand zu steigen, um den hohen Pferderücken zu erreichen.

Sie legten einen langen Weg zurück, und Lukas hörte nichts als das Klirren des Eisernen, der vor seinem Tiere herging, er sah nichts als ein dunkelrotes Band, so oft jener den Kopf wandte.

Da bekam die Strasse einen Saum von blühenden Büschen, die der Nachtwind bewegte. Hoffnungen, noch verschlafene Vögel, begannen aus der Dunkelheit herzuflattern. Hinter halb geöffneten Gartenthoren bat ein weisser steinerner Busen: »Bleibe!« Doch drüben, wo im zweifelhaften Mondlicht der Pfad hinter dem Berge verschwand, eilte es fiebernd vorbei: ein Zug von Abenteuern die zu bestehen waren, von Schönheit, die gefunden zu werden, von Grösse, die erkämpft zu werden begehrte.

Im Morgentau, als der Tag seine ersten Rosen auf die grauen Wege warf, hielten sie hoch über Orangenhainen, aus deren Mitte die spitzen Türmchen eines Schlosses in den Himmel hineinstachen. Die Stadt stieg mit träumenden Häusern auf Felsterrassen zum Meer hinab. Es lag hinter einem Zaun von Cypressen in leerem Nebelblau. Weit hinten am Vorgebirge verwehte es wie ein Flug grauer Wandervögel; ein einzelnes

Segel, das von der Küste fortflüchtete, ward von den andern eingeschlossen, und alle zusammen drängten sich um die Bergecke.

Lukas verstand nicht, wovon plötzlich seine Füsse leichter wurden, wovon sein Atem höher ging. Es klirrte neben ihm; das einzige Auge des Gepanzerten war auf ihn gerichtet:

»Dianora, die Tochter des Grafen von Melfi, ist heute Nacht vom Sultan der Berberei geraubt worden, und noch weiss Niemand es. Der Ruf ihrer Schönheit hat ihm nicht eher Ruhe gelassen, als bis er sie auf seinem Schiffe hatte. Nun ist sie schon weit.«

»Ich hole sie zurück!« rief Lukas und stieg den Pfad nach Melfi hinunter. Aber sein Genosse war ihm längst voraus.

Drunten standen alle Felsstufen voll bunten Volkes, das die ohnmächtigen Arme nach dem verödeten Meere ausstreckte und schallend jammerte: »Sie ist fort, wie sollen wir noch leben?« Alle Gesichter waren bleich vor Schmerz, in alle Thüren war das Unglück getreten.

»Ich hole sie zurück!» rief Lukas, und sogleich verfolgten ihn jubelnde Scharen, die auf seine That warteten. Das Schlossthor ging auf, der Gepanzerte kam heraus und neben ihm der Graf von Melfi, der Lukas die Hand küsste: »Ihr holt sie zurück, Herr! So holt ihr sie Euch selbst zurück, sie ist Euer!«

Ein kleines Schiff ward ihnen ins Wasser gezogen. Der Gepanzerte stellte sich an den Mastbaum, Lukas sass am Steuer. Keine Stimme vom Lande holte sie mehr ein, sie jagten schneller als Gedanken den Berbersegeln nach. Jene tauchten schon aus dem blauen Dunst, sie waren schon so gross wie Reiherflügel. Lukas sann: »Der Räuber ist noch nicht daheim, er hält seine Beute auf schwachem Boden, sie kann ihm entfallen.«

Der Harnisch des Gepanzerten rasselte. Sie waren ganz nahe und schauten zu, wie alle Schiffe der Heiden zerschellten. Die Bretter fielen klatschend ins Wasser, die Masten sanken um.
Lukas beugte sich hinüber: Dianora schwamm unter seinen Händen, doch diese zitterten. Der Gepanzerte war es, der das Weib ins Schiff hob. Aus Scham und um etwas auszurichten, schlug Lukas dem Sultan und den beiden Mohren, die ihm zunächst im Wasser trieben, die Köpfe ab. Er steckte einen ans Steuer, den andern auf den Schnabel, und den des Sultans oben auf den Mast. Darunter lag auf Kissen Dianora; Lukas sah sie an und empfand plötzlich eine Pein und war versucht in Thränen auszubrechen: so schön war sie.
Ihr Gesicht glänzte mattweiss und still, wie ein vom Schatten zugedecktes Kleinod. So oft sie es wandte, spiegelte ein rosiger oder ein blassblauer Schein darüber hin. Aus den Augen tauchte ein violettes Licht. Es waren zwei Amethyste in einem Opal, und um das kühle Rund des Steins legte sich, schwer von Trauer und Gedanken, der Ebenholzkranz ihres Haars.
Zur Heimfahrt wollte kein Wind wehen. Sie landeten an einer steilen Insel, wo alte Greifen ein graues, vergittertes Schloss bewachten. Dianora lehnte sich an eine Stufe der zersprungenen Treppe, ganz unten, und ihr weisses Kleid flatterte über dem blauen Abgrund. Aber der Gepanzerte stand bei ihr, die eiserne Hand neben ihrer schwachen Schulter.
Lukas sprach zu ihr aus banger Entfernung:
»Ich habe Dich aus dem Meer und aus den Händen der Heiden gezogen: willst Du nicht mein sein?«
Sie antwortete:
»Das Meer hat mich genommen, und der Sultan nahm mich: Ich danke Dir nicht.«

Er sah entsetzt zu dem blutigen Kopf hinauf, auf dem ein goldener Turban schwankte. Auch Dianora blickte hin.
»Hast Du ihn geliebt?« murmelte er.
»Nein. Er war nicht mächtig genug, da ja seine Schiffe zerbrachen.«
»Und ich, der ich ihn überwunden habe? Bin ich mächtig genug?«
»Du fragst? Dann bist Du nicht mächtig genug.«
Der Gepanzerte musste sie wieder ins Schiff tragen. Lukas trachtete schweigend: »Ich will mächtiger werden,« und inzwischen liessen sie die Meere hinter sich. Sie stiegen an einer Küste aus, wo weisse Strassen zwischen steinigen Aeckern in ein Land voller Ungewissheiten führten.
Vier Knechte trugen Dianoras Sänfte, voran schritt der Gepanzerte und Lukas hinterher. Zwei des Wegs Ziehende schlossen sich an, ein Gebräunter im roten Mantel und ein blasser dünnbärtiger Gauch mit schwarzem Schnürkittel. »Ich habe schon einen Mühlstein um den Hals gehabt,« sagte er. Der andere sagte: »Ich lag im Block, mit Feuer an den Füssen.«
Sie gingen weiter und es wurden ihrer immer mehr, die mitgingen: Männer mit noch blutrünstigen Wunden und andere mit Pestgeschwüren hoch am entblössten, fleischlosen Schenkel. Sie brachten Gebreste, Lüste und Todesverachtung aus glühenden Ländern mit. Ihre Augen funkelten, ihre Sinne wurden von Gier verbrannt.
Unterwegs plünderten sie die Dörfer, verkündeten die Herrschaft des neuen Gebieters und nahmen sich das Vieh und die Weiber. Einmal blieben alle stehen. Fern, in der Höhe thronte auf weissen Felsen die Stadt: des Reiches leuchtende Hauptstadt, die Hauptstadt des Kaiserreiches Trapezunt. Es hingen goldene Paniere von den Mauern und Rosengewinde zogen darauf hin. Die Abenteurer stöhnten und fluchten.

Sie traten in eine Schlucht von schwarzen Felsen, so eng und hoch, dass sie darüber am Mittag die Sterne erblickten. Auf den Bergkämmen standen die Verteidiger, sie rissen Blöcke los und warfen sie hinab. Aber der Fels zog sie an: sie hafteten, keiner fiel, und die Krieger stürzten in Verzweiflung und Grauen sich selbst in die Tiefe.

Als sie das schmale Thal verliessen, sahen sie wieder die Stadt, doch waren Fahnen und Kränze fort. Es rannte wirr auf den Mauern umher, ein Zittern von tausend angstvollen Atemzügen stieg zum Himmel. Die Abenteurer nickten sich zu und kicherten.

Nun kam ein Wald, davor hatte das Heer des Reiches sich aufgestellt. Es sah dem Gepanzerten in das einzige Auge und senkte die Waffen, um still mitzugehen auf dem Schicksalsgange des Siegers.

Zum dritten Male lag vor ihnen die Stadt. Sie war verstummt, schwarze Tücher schlotterten von allen Dächern. Das Entsetzen breitete die hagern Arme nach dem Ueberwinder aus, bereit in sein Schwert zu fallen. Die Abenteurer keuchten vor Lust.

Sie rannten die Mauern ein, Lukas öffnete die Sänfte und rief: »Das ist Eure Herrin!«

Ein paar Stimmen antworteten: »Wir haben einen Kaiser. Er ist ein Kind und hat keine Eltern, und wir lieben ihn.«

Lukas winkte, und die Abenteurer begannen ein Gemetzel. Als sie aufhörten, hatte die neue Herrin manchen Männern Achtung und Liebe eingeflösst. Aber aus den Häusern der winkligen Gassen schütteten die Weiber, mit Todesrufen auf die Mörder, siedendes Oel herab. Man nahm ihnen die Kinder weg, auch der junge Kaiser ward seinen Beschützern entrissen, und alle starben, wie Lukas es befahl.

Da ward Dianora, der schon so viel geopfert war, dem Volk

zu einer Heiligen. Sie zerfleischten sich an ihrem Wege und küssten den Kot von ihrer Sänfte.

Lukas erbaute ihr auf dem Säulenplatz vor dem Palast einen schmalen Thron aus wachsgelbem Marmor. Daran lehnte sie sich, im goldenen Ornat, mit purpurnen Schuhen, und das blutige Licht eines ungeheuren Rubins floss über ihre unbewegte Stirn. Um sie her war ein metallener Glanz bestickter Gewänder und silberner Rüstungen, ein Funkeln und Glitzern von Geschmeide, ein Leuchten von Kronen, die voll Gemmen prangten, von emaillierten Schalen, goldenen Thronen und Purpurteppichen, übersät mit Edelgestein.

Mit dem Flügelrauschen eines Riesenvogels brach die Menge ins Knie. Zehntausend lallten und brüllten ihre Anbetung. Besessene, die unablässig tanzten, warfen den Kopf mit weissen Augen zurück und verkündeten ihre Heilung. Posaunen und kupferne Pauken rasselten und schmetterten.

Der Weg zum Thron war mit Lorbeer bestreut; Lukas beschritt ihn allein. Er erstieg die Stufen und blieb stehen, weil er Dianoras Atem auf seiner Schläfe fühlte.

»Jetzt bist Du Kaiserin,« sagte er und wartete.

Sie sah ihn an: er trug auf den Wangen die Fahlheit aller begangenen Verbrechen, seine Lippen bluteten. Sie sagte:

»Du bist nicht mächtig genug.«

Da kehrte er um und verschloss sich im Palast.

Er wanderte rastlos, Tag für Tag durch goldene Säle voll gewirkter Decken, zwischen blauen goldgeäderten Säulen; silberne Blätterranken hingen von einer zur andern. Silberne Brunnen dufteten wie die Wunden heiliger Frauen. Lukas aber erschrak tödlich, wenn draussen in den Gartenwegen die goldenen Kiesel knirschten unter den Tritten der Sklaven, die Dianoras Sänfte

trugen. Sie sang zur Laute; ihre Stimme schwankte, sanft und schwermütig, über den Schwingungen der Saiten hin, wie ein Schmetterling über einem wogenden Blumenanger. Und droben, im spitzen Porphyrrahmen seines Fensters, lag Lukas, die Faust an der Stirn.

Er schlich ihr nach, wenn sie badete, in der Abendkühle, bei der warmatmenden Aloë von Mandal, unter Cedern und vergoldeten Palmen. In der Mitte des scharlachnen Brunnens schlug ein Schwan mit silbernen Flügeln. Sie stand am Rande, nackt, mit lässigen Armen, und einen breiten Gürtel aus getriebenem Gold um die Hüften. Von ihren Brüsten tropfte das Wasser, ihr Fleisch erbebte im Schmeicheln der Abendluft. Rosiger Sonnenstaub umspielte sie; manchmal flog mit schrillem, seltsamem Schrei ein grosses gold- und silberblau schillerndes Tier schwerfällig über sie hin.

Lukas' gekrampfte Finger zerknickten die Büsche, die ihn verbargen. »Ich bin mächtig genug,« stöhnte er, »ich will sie nehmen.«

Am Abend ging er nach ihrer Kammer. Der Vorhang war zurückgeschlagen, er erblickte sie: Ihre weissen Glieder hingen an der schwarzen Eisenbrust des Gepanzerten.

Lukas füllte darauf seine Säle mit Weibern und seinen Sinn und alle seine Gedanken mit dem Wogen grosser Brüste, mit den Schlangenwindungen fleischiger Hüften, mit einem Knäul mächtiger Glieder und dem verzehrenden Lächeln breiter blasser Gesichter.

Er ersann Martern und teilte sie rings unter die Sklaven aus; seine vorgeschobene Unterlippe zitterte, seine Hände umkrampften die Lehnenknäufe seines Thrones. Dann stahl er sich in die Kerker und flehte die Elenden an, ihm zu vergeben und seine Freunde zu sein.

Auf seinen weissen Terrassen, auf die blau und feierlich ein unerbitterlicher Himmel drückte, brach er in Hilferufe aus: »Gnade! Hör' auf!« Niemand vernahm es als seine stummen schwarzen Eunuchen. Nichts bewegte sich als ihre rollenden Emailaugen, und Lukas stürzte, die Arme weit geöffnet, zu Boden, so dass das Juwelenband seines Hauptes auf den Marmorfliesen zersprang.

Eines Nachts tastete er sich durch finstere Gänge. Die Mordgedanken, die er hegte, glühten vor ihm her und zeigten ihm den Weg. Er kratzte an Dianoras Pforte, sie ging klagend auf, und er sah, dass es schon geschehen war: Ihr Kopf hing mit schwerem Haar über den Rand ihres Lagers, ihr Hals trug den dunkel unterlaufenen Abdruck einer eisernen Faust.

Er floh, und lebte als schweifendes Tier. Er heulte ihren Namen dem Sturmwind entgegen, er fluchte ihn zum Himmel hinauf, er brüllte ihn den Ungeheuern in die Erdhöhlen hinein. Er tobte, bis sein Leib von Stahl und seine Seele erschöpft war. Allmählich sah er sie nur noch als schwaches Traumbild an der Oberfläche seines Schlummers vorüberwandeln. Und endlich fühlte er, wenn er an sie dachte, nur noch in dämmeriger Ferne ein paar Augen hinter sich, wie die einer sanften Geopferten, die uns von ihrer Schattenwand in stiller Kapelle immer nachschaut auf unsern Gängen durch die lauten Strassen der Welt.

Seine Miene zeigte weder Hoffnung noch Reue; aber er schlief nie anders als hinter verschlossenen Thüren, denn er fürchtete, sein Schlaf möchte etwas zu verraten haben. Er war ein Abenteurer, dem nichts neu dünkte, ein Sieger ohne Hochmut und ein Geniesser mit kalten Lippen.

An einem grauen Abend schritt er über ein weites Feld. Es flog

darüber hin wie die Schatten von Dingen, die man nicht sah. In der Höhe bewegten sich schwer geballte Wolken. Er erstieg einen Hügel: schiefe, zerrissene Dächer erschienen ihm. Er war schon im Schatten der traurigen Burg, er stand schon unter dem Thor. Die drei Greisinnen im feuchten Saal bliesen wimmernd ihren kalten Atem in die kalte Luft. Sie sagten: »Lukas ist heimgekehrt,« und sogleich begann des Alten hohle Stimme, die längst von den Zeiten verschlungen schien.

»Nun hast Du die Welt durchkämpft, sie hat hinter Dir auf den Knieen gelegen, und Du bist zu uns heimgekehrt, wie jeder zu uns heimkehrt. Was hast Du nun weiter gethan als einen Gang vors Thor?«

Da Lukas schwieg, sprach der Alte weiter.

»Du hast Gott aus der Gefangenschaft seiner Feinde erlöst, Du hast Satan gezwungen um Gnade zu flehn! Du hast Reiche erobert und das Weib zu Deiner Kaiserin gemacht! Am Ziel hast Du, nüchtern und ohne Stolz, erfahren, dass alles grösser und schöner war, als Du noch träumtest. Das Beste ist geschehen, bevor Du die Augen öffnest; Dein Traum hat es vorweggenommen. Er ist Dir vorangeeilt und hat das Schwert geführt, das Du nicht tragen konntest. Du bist ihm nachgeschlichen, mit leeren Händen.«

Lukas senkte die Stirn und erhob sie wieder.

»Das alles ist wahr,« sagte er. »So war mein Leben. Aber wenn ich weiter nichts gethan habe als einen Gang vors Thor, so will ich jetzt dennoch nicht bei Euch Alten sitzen bleiben, die Ihr so weise seid. Lieber thue ich einen zweiten Gang vors Thor und beginne alles was ich versucht habe, noch einmal, und lasse es mich nicht gereuen, wenn mir der Tod auf einer Landstrasse begegnet. Dann will ich mich auch mit ihm messen; vielleicht

fühlt er meine Streiche, vielleicht ich seine. Ich decke ihn mit meiner roten Fahne zu, oder er mich mit seiner schwarzen.«
Darauf wandte er sich und schritt den Hügel wieder hinab, und über Felder und Steige. Junge Mädchen, über herbstliche Beete geneigt in den Gärten am Wege, bewarfen den Vorübergehenden mit Astern. Eine grosse rote Blume haftete auf seinem grauen Haar; es flatterte lang im Winde.

(Holzschnitt von Felix Vallotton. Aus einer Reihe von Scenen aus der Pariser Welt-Ausstellung.)


FV

DIE DICHTERIN/ FRAGMENT AUS DER BLECHSCHMIEDE/ VON ARNO HOLZ.

Powrer noch als Zink und Zinn
ist die deutsche Dichterin.

Vor der ersten gelben Primel
leiert sie ihr Lenzgeschwimel.

Lilien, Heliotropen, Rosen
wiegen sie in Duftnarkosen.

Hyazinthen und Azalien
frisst ihr Vers wie Viktualien.

Zwischen Rittersporn und Malven
knallt sie ihre Liedersalven.

In Salbei und Türkenbund
weint sie sich die Aeuglein wund.

Hinter ihr mit ernster Miene
runzelt sich die Georgine.

Erst die herbstlich blaue Aster
klebt auf ihre Wunde Pflaster.

Träumt sie nächtens von Melissen,
klammert sie sich um die Kissen.

Centifolien, Mohn und Nelken,
einsam muss ich hier verwelken!

Tuberosen, Nachtviolen,
und sie wälzt sich wie auf Kohlen.

Da, auf einem Besenstiel,
naht ein Marschall namens Niel.

Naht sich Bakkios mit dem Eppich,
krümmt sich ihres Leibes Teppich.

Naht sich Gabriel, der Engel,
greift sie nach dem Tulpenstengel.

Küsst das Morgenrot Verbenen,
sehrt sie immer noch ihr Sehnen.

Kaiserkronen und Jasmin,
endlich, endlich hat sie ihn!

Raden, Wegerich und Rapps,
ach, er ist ein zweiter Abs.

Hühnerfuss und Hahnenkamm,
endlich nennt man sie Madamm.

Durch Kamelien und Kakteeen,
hat sie ihn zuerst gesehen.

Bienen summten um den Stock,
blaugrün war sein Havelock.

Klang ein Lied ihr »Still im Stillen«,
und sie glitt in die Kamillen.

Schämig hauchten die Skabiosen,
kuck, das Kind hat keine Hosen!

Zärtlich seufste das Reseda,
ach, sie ist so lieb wie Leda!

Keusch am Busen blaue Veilchen,
kocht sie ihm jetzt Käsekeilchen.

Meiran, Dill und Krauseminze,
alle Mittwoch bäckt sie Plinze.

Bohnen, Erbsen, Weisskohl, Wrucken
stopft sie ihm in alle Lucken.

Und welch eigne Poesie
schafft ihm erst ihr Sellerie!

Schon fragt sie ein Tausendschönchen:
wirds ein Töchterchen, ein Söhnchen?

Rosmarin und Amaranth,
schliesslich siegt das Wickelband!

EINE AUSGESTOSSENE (ELISE BUERGER)/ MITTEILUNG VON LUDWIG GEIGER.



lise Hahn-Bürger, »das Schwabenmädchen«, 1769—1833 hat in der Geschichte keinen guten Ruf. Im Jahre 1790 heiratete sie den Dichter G. A. Bürger unter bekannten Umständen, die übrigens im Nachstehenden ausführlicher erörtert werden. Am 31. Mai 1792, zwei Jahre vor des unglücklichen und andere unglücklich machenden Dichters Tode, wurde sie geschieden. Wo sie erwähnt wird, geschieht dies mit einem verächtlichen Beiwort. Sie wird sittlicher Verderbtheit beschuldigt, der grössere Anteil an dem ehelichen Unglück ihr zugemessen. Nur F. W. Ebeling machte den Versuch zu ihrer Rettung, der jedoch von dem Herausgeber der Bürger'schen Briefe, A. Strodtmann, als leichtfertig bezeichnet wurde. In den von Strodtmann veröffentlichten Ehescheidungsakten ist ausser von dem Herrn von Hardenberg, der auch in den folgenden Aufzeichnungen eine Rolle spielt, von ihren Vergehungen mit Dr. Michaelis, dem Bruder der gleich zu nennenden Karoline und einem Livländer die Rede; — alles dies freilich nach Aussage der Dienstmägde. Aber aus den Briefen Bürgers, die gleichfalls bei Strodtmann zu finden sind und aus den Antworten der Elise am angeführten Orte geht deutlich hervor, dass sie eine durch und durch unwürdige Hausfrau und eine gewissenlose Mutter war. Die fernere Erzählung, die Bürger Elisens Mutter macht, lässt, wenn man Bürger nicht als den gemeinsten Lügner qualifizieren will, nicht den geringsten Zweifel übrig, dass Elise wirklich mit einem Geliebten — übrigens keinem der vorher Genannten —

beim Ehebruch ertappt wurde und dass sie freiwillig ihren Fehler zugestand. Was also Elise in dem nachfolgenden Aktenstück erzählt, ist, was das Zusammenleben mit Bürger betrifft, thatsächlich unwahr. Wie weit jedoch der sittlich verkommene Bürger selbst Schuld trug an der Verderbtheit seiner Frau, das lässt sich durch Akten nicht beweisen. Der von ihr geschriebene und unterschriebene Revers ihrer Schuld liegt vor und auf Grund dieses Reverses ist sie von dem Ehescheidungsgericht in Göttingen als der schuldige Teil erklärt und verurteilt worden. Aber auch hier dürfte der Psychologe nicht ganz so urteilen wie der Jurist und derjenige, der allein seine Meinung nach richterlichen Aktenstücken festlegt. Denn wer will sagen, ob die Frau nicht manches bekannte, nur um von dem verhassten Manne los zu kommen. Immerhin ist es psychologisch von grossem Interesse eine viel Verleumdete, selbst eine Schuldige, die später in einem langen Leben sich Respekt zu erwerben wusste, über die schlimmsten Zeiten ihres Lebens zu hören. Man kann sich eigentlich nicht denken, dass, wenn Elise Bürger wirklich ein so schamloses und verruchtes Weib gewesen ist, wie sie in den Briefen Bürgers und in den Urteilen der Göttinger juristischen Fakultät erscheint, sie noch mehr als vierzig Jahre nach der Scheidung als eine respektierte Frau gelebt und nicht nur durch ihre Kunst, sondern auch durch ihre Persönlichkeit Eindruck gemacht hat, lange nachdem ihre körperlichen Reize keine Lockung mehr ausüben konnten. — Nur diese psychologisch-historische Betrachtungsweise, nicht aber Lust am Skandal hat diese Veröffentlichung veranlasst.

Die hier folgende Schilderung rührt von einer Geschlechts- und Schicksalsgenossin Elisens her, von Therese Huber 1764—1829, der Tochter des Göttinger Professors Heyne, die sowohl unter

dem Namen ihres zweiten Gatten F. L. Huber, des Jugendfreundes Schillers, als unter dem ihres ersten Gatten, des Weltumseglers Forster bekannt ist. In einem Briefe an ihre Tochter aus erster Ehe, Therese, die damals 25 Jahre alt war, aber schon in ziemlich unmündigem Alter von der Mutter vertrauliche Aeusserungen aller Art empfing, sprach sich Therese über Elise aus. Die Schreiberin lebte damals in einem kleinen bayerischen Städtchen, Günzburg, kam aber von dort aus häufig nach dem benachbarten Ulm und nicht selten nach Stuttgart, dort wird sie wohl Elise getroffen haben. Was Therese an Elise fesselte, war zunächst wohl das Mitleid mit einer vielfach verleumdeten Frau, das sie bei ihren eigenen Schicksalen besser mitempfinden konnte als manche andere, zum Teil lag es daran, dass sie als Göttinger Professorstochter den Göttinger Ereignissen ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Schon als junges Mädchen, denn sie hatte die ersten zwanzig Jahre von 1764—84 in Göttingen gelebt, muss sie über Bürger mancherlei erfahren haben und wurde später namentlich durch zwei Freundinnen gleichfalls Göttinger Ursprungs, die mit ihr in Mainz zusammenlebten, Caroline Schlegel-Schelling und Margarethe Forkel-Liebeskind über die Göttinger Ereignisse, gewiss auch über die chronique scandaleuse des kleinen Universitätsortes genau unterrichtet. Frau Forkel wird in Bürgers Anklage geradezu als Elisens Genossin oder Mitschuldige denunziert.

Der Brief bedarf im einzelnen keiner Erklärung, nur wenige Bemerkungen mögen folgen. Die in unserem Brief Frau v. Marezoll genannte Frau wird in Bürgers Briefen Band 4, S. 180ff. als Frau v. Mahrenholz bezeichnet. Die Stelle »warum doch alle Welt Emil heissen darf«, bezieht sich darauf, dass Theresens künftiger Schwiegersohn, der von ihr wie ein Sohn geliebt, ja

mehr als ein Sohn schwärmerisch verehrt wurde, Emil v. Herder diesen Namen führte. Die am Schlusse angeführten beiden Frauen sind Frau Hendel-Schütz, geb. Henriette Schüler 1772 bis 1849, die seit 1808 mit dem Militärarzt Hendel in Stettin verheiratet war, eine Frau, die die abenteuerlichsten Schicksale erlebte und die gerade damals als mimische Darstellerin auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes stand. Frau Benzel ist die Gräfin Benzel-Sternau, mit der Therese während eines kurzen Aufenthaltes in Karlsruhe 1809 bekannt geworden war, die Frau eines seinerzeit vielgelesenen, ja hochberühmten Roman-Schriftstellers, von dessen Romanen heute freilich nur einige Titel, »das goldene Kalb« u. a. weiteren Kreisen bekannt sein dürften.

Der Brief, der die Schilderung der Elise Bürger enthält, lautet: Therese an ihre Tochter Therese Forster 18. Nov. 1809.

»Von der Elisa Bürger Lebensgeschichte bin ich Dir auch noch etwas schuldig. Sie war eine Stuttgarterin, ward durch eine Anwerbung in Versen, welche sie scherzhaft schrieb, ohne Takt wie alle Schwäbinnen sind, aus den Händen liess, und die ein ungebetner Freund Bürgern schickte, Bürgers Frau. In Goettingen trieb sie platt schwäbische Lustigkeit, beging unziemliche Unvorsichtigkeiten, trennte sich nach einem Eclat mit des Mannes Einwilligung von ihm, begab sich zur Schwester ihres Liebhabers, lebte dort eine Zeit mit ihm, dann verliess sie beide und ward Gesellschafterin einer Edelfrau in Leipzig, machte dann eine Reise in ihr Vaterland und ging endlich aufs Theater. Die Welt erzählt diese Umstände alle und begleitet sie mit tausend galanten Geschichten. Ich wusste das und war ziemlich neugierig eine solche Frau sich selbst erzählen zu hören.

Wie wir also den Abend nach dem Essen zusammensassen, kam es ganz von selbst, von mir nicht herbeigeführt, von ihr nicht

gesucht, dass sie mir eine Confession machte, bei der sie gewiss nichts verschönt hat. Sie war eine Stuttgarterin, von ihrer Mutter, einer Witwe, die aber etwas eigentümliches im Charakter haben muss, in der grössten Beschränkung der Begriffe und Gewohnheiten erzogen. Als Mädchen von 13 Jahren knüpfte sie eine innige Liebesgeschichte mit einem Herrn von Reischach, der jetzt Oberforstmeister ist, an, die recht vollständig aber höchst unsträflich geführt ward. Man hatte Rendezvous an einem eisernen Gitter, das Mädchen stand im Hemdchen aus dem Bette auf und beide Liebende blieben rein und rechtlich, das wäre schlimm, wenn man das nicht glauben könnte. Nach 4 Jahren machten die hohen und bürgerlichen Verwandten dem Dinge ein gewaltsames Ende, und Lieschen blieb einsam. Da lieh ihr einem Sonntag Frau Professor Nast ein Lesebuch Bürgers Gedichte. Liese ward entzückt, närrisch; sie hatte noch keine Dichter gelesen. Sie bringt das Buch zurück und sagt zum Professor Nast: so einen Mann möchte sie heiraten. — Das könnte sie ja, der wär Witwer. — Ja, der würde so ein dummes Schwabenmädchen nehmen wollen, so ein grosser Mann! — Nun scherzt man, spottet ihres Enthusiasmus, und sie wird so lebhaft, dass sie sich sogleich an Nast's Schreibtisch setzt und die Verse hinschmiert, welche damals in mehreren Zeitungen standen, und eine emphatisch treuherzige Liebeserklärung eines schwäbischen Mädchens an Bürger enthielten. Nast erstaunt über die schönen Verse, will sie behalten, Lieschen fährt damit zur Thür hinaus. Nach 8 Tagen weiss sie ihr Nast auf eine Viertelstunde aus der Hand zu spielen, schreibt sie ab, und nach kurzer Zeit findet sie Liesens Mutter zu ihrem unendlichen Verdrusse in einem öffentlichen Blatte. Bürger findet sie auch, dem alten Geck sticht der Hafer, er hält um das Mädchen an und

heiratet sie. Im Innern der Ehe verführte, reizte, zwang nun dieser ehrlose alte Wollüstling das 19jährige gesunde Weib zu einer Liederlichkeit, die zehnfach infamer ist wie die Zügellosigkeit öffentlich schlechter Sitten; in dem gesellschaftlichen Leben ward sie aus der bürgerlichen beschränkten Gemeinheit des Stuttgarter Bürgerstandes in die Grossthuerei des Goettingschen Professorlebens, und unter die Bewerbung der 800 grossen A.B.C.-Schützen geworfen. Liebhaber genug und ein Umgang, von dessen platten Verhältnissen ich nie einen Begriff hatte, sowie die Goettingschen Damen von dem stolzen Anstande und ganz unverholenen offen vor Augen liegenden Betragen meiner Jugend keinen Begriff zu haben scheinen. Briefwechsel, Rendezvous, entremetteusen und entremetteurs auf allen Seiten. Elise blieb ohne Verhältnis, bis sie einen Herrn von Hardenberg kennen lernte — nun wars um sie geschehen. Sie liebten sich nach allen Regeln der Leihbibliotheken, blieben aber ohne Vorwurf. Hardenberg musste nach Hannover zurück. Bürger hatte indes die Grundsätze seines Weibes durch die ehrlosesten Geständnisse aller seiner Liebeshändel zerstört, ihr die Tagebücher gezeigt, in der er seine bonnes fortunes bei den meisten Goettinger Damen aufgezeichnet hatte, souvenirs jeder Art, ihr alle seine aventuren beschrieben, — bei dieser Behandlung, zu der noch seine persönliche ekelhafte Widrigkeit kam, musste das junge Weib keine Ursache finden, ihrem Herzen zu gebieten — wunderbar dass sie ihren Handlungen gebot. Bürger schöpfte endlich Verdacht, er bewog den Postmeister zu der Schändlichkeit, ihm einen Brief an seine Frau auszuliefern, der ihn freilich das Ungeziemendste vermuten liess, aber ein enthusiastisches verbage des jungen Hardenberg war. Nachdem er ihn gelesen, siegelt er ihn und lässt ihn der Frau zukommen, überfällt sie

beim Erbrechen dieses Briefes, fordert ihn, zerrt sich mit ihr, um ihn ihr zu entreissen und misshandelt sie endlich mit Ohrfeigen, um sie zwingen. Nun war es um des Weibes Unterwürfigkeit geschehen. Sie gab ihn den Brief und erklärte, dass sie ihn verlassen würde, packte ihre Sachen, unterschrieb eine von ihm vorgelegte Schrift, in der sie zum besten ihres jährigen Sohnes auf ihr mütterliches Vermögen Verzicht leistete und Ehebruch eingestand, um die Scheidung zu bewirken. Der entschiedenste Abscheu gegen Bürger, die zerreissendste Kränkung, die bitterste Verachtung verblendeten sie gegen alle Folgen dieses ungereimten Schrittes. Sie wollte jedes Andenken, das sie zu des Elenden Weib machten, vernichten. Den folgenden Tag führte er sie in einem von ihm selbst bestellten Wagen, und sie reiste nach Braunschweig zu der Schwester ihres Geliebten, einer Frau von Marezoll, mit der sie in vertrautem Verhältnisse stand. Den Abschied von ihrem Kinde erleichterte die Versicherung, die ihr ein Freund gab, es stehlen und ihr zusenden zu wollen. Hardenberg eilte zur Marezoll und dort überliess sie sich seiner Leidenschaft, welche er durch eine Heirat gesetzlich machen wollte. Der alte Hardenberg widersetzte sich, er schrieb an Elise, diese hatte indes nach dem Taumel des ersten Moments Hardenberg ihren Begriffen nicht entsprechend gefunden, sie sah alle Hindernisse, die sich einer Ehe mit ihm widersetzten, und entsagte ihm. Von nun an mögen wohl aventuren auf aventuren gefolgt sein, von denen sie mir gewiss eine wahre Seite erzählt hat. Der Marezoll ihr alter ekelhafter Mann verliebte sich in sie, sie verliess das Haus und ward von Professor Trapp in Wolfenbüttel aufgenommen. Von dort suchte sie die Stelle einer Gesellschafterin und fand sie in Leipzig bei einer Frau von ? ?, dieser ihr Mann verliebte sich wieder in sie, und

sie entging seinen Nachstellungen, indem sie nach Stuttgart zu ihrer kranken Mutter ging. Dort war ihre Lage peinlich, sie begab sich nach Frankfurt zu wohlhabenden Verwandten, denen sie bei den Kriegsunruhen durch ihre Thätigkeit und Gegenwart des Geistes viel Dienste that. Sie stehen alle mit viel Demonstrationen in ihrem Stammbuche und die Cousinchen schenken ihr Geld und Strickbeutel von eigner Kunst. In Frankfurt entwickelte sich ihr Entschluss die Bühne zu betreten; sie ging nach Altona, wo sie mit der Lady Milford debütierte und Beifall erhielt. Dort verliebte sich der berühmte Arzt Unzer in sie, und zugleich sein Pflegesohn, sein ganz von ihm abhängender Famulus Pfefferkorn. Unzer war ein Mann von 50 — wie sie nun so liebten und Elise den Pfefferkorn unendlich — das ist die zweite Liebe von ihr, Hardenberg die erste — und die Pfefferkornsche Liebe vor Unzer musste verschwiegen werden, bot Unzer dem Körnlein seine Nichte und Erbin, denn er hatte keine Kinder, zur Frau an, seine Praxis hatte er ihm schon grösstenteils übergeben, nun gings an ein Verzweifeln, Elise opferte sich aber grossmütig und Pfefferkorn heiratete die Nichte, starb aber nach kurzer Zeit, auch Unzer starb und Elise ging indes auf die Leipziger Bühne, wo sie vom Könige von Sachsen ein Gehalt hat, aber zuerst 5 Jahre lang reisen darf. — Jetzt hat sie nun wieder eine Liebe in Frankfurt, einen Mann, der mit einer andern Frau in einem Verhältnisse lebt, diese Frau würde sterben, wenn er sie verliesse, und ist schon sterbend, er aber ist ein Halbgott, reich, und will Elise heiraten. Elise ist aber grossmütig und will die andere nicht töten, da liebt man denn und hofft; den Namen dieses Liebhabers wollte ich nicht wissen. — Das alles ist nun eine zehnmal wiederholte Geschichte, die nichts interessantes hätte als

den Beweis, dass die Männer an dem Verderben ihrer Weiber Schuld sind. Aber das Weib hat eine grosse Regsamkeit des Gefühls behalten, und ist durchaus gutmütig. In Frankfurt hat sie den Sohn Bürgers und der berühmten Molly aufgesucht, und ihn Wohlthaten erzeigt. Dieser arme Mensch ist die Frucht von der Liebschaft, die Bürger während seiner ersten Ehe mit der Schwester seiner Frau hatte, die belobte Molly kam damit heimlich in Franken nieder; Bürger unterstützte das arme Kind ärmlich, erkannte es aber nie an, selbst da nicht, wie er nach dem Tode seiner ersten Frau diese Molly heiratete — nicht aus Härte, sondern aus Unordnung, Nachlässigkeit. — Molly starb auch, er heiratet Elise, diese drang anfangs darauf, den armen Emil (wie doch alle Welt Emil heissen darf) zu sich zu nehmen, es sollte geschehen, aber die Verwirrung ihres Verhältnisses liess es wieder aus den Augen verlieren. So wuchs der arme Knabe auf ohne je Vater noch Mutter zu kennen, kümmerlich erhalten, demütigend behandelt, und ward endlich Ladendiener in einer kleinen Budike in Frankfurt. Wie Elise dort hinkam, liess sie ihn holen, erkannte ihn als Sohn, beschenkte ihn, und erleichterte seine Lage. Ihren eigenen Sohn hat sie nach des Mannes Tod sogleich zu einem Pfarrer, Bürgers weitläufigen Vetter, bei Leipzig gethan. Leider ist er kränklich und beschränkt, wenn er bis Ostern etwas fortgerückt ist, wünscht sie ihn zu Fellenberg zu bringen. Dieses Composé nun von Lebhaftigkeit, Güte und Geist wäre denn wohl besser als eine Menge rechtlicher Weiber, aber sie wird noch immer von dem Fluch ihres ersten Fehltritts verfolgt und ihrem Betragen fehlt die Würde, welche dem Publikum das Maul stopft. An vielen Orten findet sie kein Auditorium, weil sie vor 14 Jahren wegen Ehebruch geschieden ward, — und wenn sie, wie sie mir erzählte, zu dieser Scheidung

kam, wie unverdient ist dann diese lange Ahndung der unerbittlichen öffentlichen Meinung! Ich habe ihr meine Meinung über ihr Betragen gegen die Männer ganz frei gesagt. Sie meint, sie müsste jeden Stand gewinnen auch den Bürgerstand, den Mittelstand — ich habe ihr aber gezeigt, dass dieser in Süddeutschland besonders zu gemein ist, dass sie sich durchaus zu dem täppischen Ton nicht herablassen muss, dass sie an der table d'hôte durchaus stolz und steif, in bürgerlichen Gesellschaften gemessen und würdig thun muss — unter Vornehmen ist sie's ohnehin. Ihre Kunst studiert sie mit Fleiss, ihr Organ ist angenehm, ihre Figur schön, voll, junonisch, nicht mehr zur jungen Liebhaberin, aber zur Königin, zur jungen Mutter gemacht. Ich habe die Hendel, ihre Antogonistin, nicht gesehen. Diese Hendel giebt Attituden — Ariadne und Medea, die Jungfrau nach Albrecht Dürerschen Gemälden — das thut die Bürger nicht, sie deklamiert aber auch und wird von vielen der Bürger vorgezogen. Aber die Hendel ist schlecht gewachsen, hat durch Kindsadern ganz verkrüppelte Füsse, worin ihr Vorzug bestehen mag, möchte ich wissen. Die Gräfin Benzel sagte mir, ihr Ton sei ganz gemein in Gesellschaft. Allein die arme Bürger fand in Carlsruhe einen so schlechten Ruf, dass die Benzel nicht wagen durfte, jemand zu ihr einzuladen und ihr Deklamatorium nur aus 80 Menschen bestand. — Unglücklicherweise befand sich die Hendel mit ihr zugleich da. In Frankfurt hat die Bürger nie Erlaubnis zu spielen erhalten. In Ostdeutschland hingegen bis nach Ungarn hinein ist sie mit reichem Beifall aufgenommen. Von der liebenswürdigen Benzel war das so schön, dass sie die Bürger trotz der Strenge des elenden Publikums bei sich aufnahm und ihr Gastfreundschaft erzeigte.«

ZWEI GEDICHTE/ VON GOTTFRIED AUGUST BUERGER.

I.

An das Herz.

LANGE schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füsse durch die Welt:
Bald, den Lebensmüden beigesellt,
Ruh ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange;
Jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muss dich fragen: was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

Trotz der Zeit Despoten-Allgewallt
Fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend wie die Nachtigall zu schlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!

II.

Lied.

MEIN frommes Mädchen ängstigt sich,
Wann ich zu viel verlange.
Die Angst der Armen macht, dass ich
Von Herzen mit erbange.

Schwebt unversucht alsdann vor mir
Der Wollust süsse Angel,
So härmt sie sich noch ärger schier
Und wähnet Liebesmangel.

So, hier und dort gebracht in Drang,
Ersticken unsre Freuden.
O Liebe, löse diesen Zwang
An Einem von uns Beiden.

Gieb, dass sie mich an Herz und Sinn
Zum Heiligen bekehre,
Wo nicht, dass sie als Sünderin
Des Sünders Wunsch erhöre.

ANMERKUNGEN.



IR sind weit davon, dem S. 156 veröffentlichten Briefe der Therese Huber die Bedeutung eines Dokuments für Bürgers Leben zuzusprechen oder ihn als einen Beweis für Elisens Unschuld zu erkennen — wer wäre nach 110 Jahren noch so ungalant, an dieser zu zweifeln? Doch ist der Brief — und darum lohnt sich allein seine Veröffentlichung — einer der amüsantesten Klatschbriefe, die je eine Frau (eine geschiedene über eine geschiedene) geschrieben hat, und ist mit vielem Spass zu lesen; die historisch-psychologische Betrachtungsweise dünkt uns hierzu nicht nötig.— Uebrigens hat Bürger aus seinem »bischen Libertinage« nie ein Hehl gemacht und dieser Art Bedenkliches liesse sich manches citieren, wie jene Stelle in einem Briefe an Elisens Mutter, da er von seinem Verhältnis zu Sophie Wedekind, verehelichte Forkel erzählt, einer Dame, die »im stande war ein halbes Dutzend Liebesintriguen zu gleicher Zeit zu erhalten,« u. s. w. Wer Lust hat, kann es in Bürgers Briefen nachlesen oder in der umfangreichen Biographie des Dichters, die W. von Wurzbach bei Dieterich in Leipzig (1900) veröffentlicht hat. Die Güte, mit welcher der Autor das darstellt, was man so — um rascher damit fertig zu werden — die Schwächen des Charakters nennt, ist sehr sympathisch. Wurzbach enthält sich auch durchaus jener Rhetorik, die sich sonst in Darstellungen von Bürgers Leben immer dort findet, wo von dem trostlosen Philisterium die Rede ist, welches das Schicksal des Dichters, »dem (nach Herders Wort) in seinem Leben Brot versagt war«, durch die 46 Hunger- und Elendsjahre seines Lebens bestimmte. Es lobt Wurzbachs Darstellung, dass

das so monoton erbärmliche und freudenlose Leben eines unglücklichen Mannes in seinem Buche mit tieferer Rührung erfahren wird. F. Bl.

DER Marquis von Keith, das Schauspiel Frank Wedekinds, das die Leser der Insel unter dem Titel Münchner Scenen kennen gelernt haben, ist am Berliner Residenztheater in Scene gegangen, ohne die Würdigung zu finden, die es, zwar nicht als Drama, aber als Werk von Geist und künstlerischer Eigenart, verdient. Die Psychologie dieses Misserfolgs ist diese: Das Publikum glaubte sich vom Dichter gefoppt und wollte zeigen, dass es diese boshafte Absicht durchschaute. Gegenüber diesem Werke, das durchaus ernst gemeint, ja im eigentlichsten Sinne moralisch ist, muss man ein solches Schicksal bedauern, doch wird man zugeben müssen, dass das Missverständnis begreiflich ist. Wedekinds Stil wird von den Schauspielern noch nicht verstanden (nur die Reisenhofer traf instinktmässig das Richtige), — es ist vielleicht auch zu subtil für die Bühne, wie es denn überhaupt den Anschein hat, als eigne sich Wedekinds brillanter Dialog mehr zum beschaulichen Genuss durch die Lektüre, als dass er vom Bühnenpodium her wirksam wäre. Dramatisch hat das Stück vollständig versagt. Man muss das hinnehmen. Es ist eine Lehre, die alte: Drama heisst Handlung. Wer, wie wir, die höchsten Hoffnungen auf Wedekind setzt, wird wünschen müssen, dass auch er diese Lehre annimmt, die auch von dem geistreichsten Kopfe nicht ungestraft in den Wind geschlagen wird. O. J. B.

In dem Gedicht Devotionale auf Seite 55 des Oktoberheftes muss es in der ersten Strophe Lied heissen, nicht Leid.

DIE INSEL. III. JAHRGANG. 1. QUARTAL. NR. 2. NOVEMBER 1901. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: OTTO JULIUS BIERBAUM, MUENCHEN.

DIE INSEL.
NR. 3.

DRITTER JAHRGANG.
DEZEMBER 1901.

DIE INSEL, HERAUSGEGEBEN IM INSELVERLAGE G.M.B.H. LEIPZIG VON OTTO JULIUS BIERBAUM, GEDRUCKT IN DER W. DRUGULINSCHEN OFFICIN IN LEIPZIG, ERSCHEINT UNTER VERANTWORTLICHKEIT DES IN MÜNCHEN WOHNHAFTEN HERAUSGEBERS. ✲ REDAKTIONELLE EINSENDUNGEN SIND AN DEN HERAUSGEBER UNTER DER ADRESSE DER INSEL-REDAKTION: MÜNCHEN, LEOPOLDSTR. 4, ZU RICHTEN. ✲ UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WERDEN NICHT ZURÜCKGESCHICKT. ✲ ANTWORT ERFOLGT NUR IM FALLE DER ANNAHME.

DIE INSEL

HERAUSGEGEBEN VON

OTTO JULIUS BIERBAUM

DRITTES HEFT *DEZEMBER 1901*



TEXT:

O. J. Bierbaum: *Pandora/ Gedicht/* Wilhelm Weigand: *Stendhal/* R. Michel: *Hercegovinische Hirten/* Franz Blei: *Prinz Hypolit/* Detlev Freiherr von Liliencron: *Heilwig Wohnsfleth/ Zweiundzwanzigster Poggfred-Cantus/* Hans Adolar: *Brief an Dora/* André Gide: *Der schlechtgefesselte Prometheus.*

BILDERBEIGABEN:

E. R. Weiss: *Der Engel mit der Mandoline/ Holzschnitt/* E. R. Weiss: *Bildnis/ Holzschnitt/* Kunisada: *Holzschnitt/* Markus Behmer: *Zwei Zeichnungen/* Felix Vallotton: *Holzschnitt aus einer Reihe von Scenen aus der Pariser Weltausstellung.*

PREIS DES HEFTES EINE MARK

INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG.

PRINTED IN GERMANY

PANDORA/ VON OTTO JULIUS BIERBAUM.

ALS ich heute früh im schönen Parke,
Der voll lauter Birken steht, spazierte,
Sah ich (nun, ihr brauchts ja nicht zu glauben)
Eine nackte Dame auf mich zugehn.

— Sag, wer bist du, sprach ich, nackte Dame?
Reizend scheinst du mir und liebenswürdig,
Eine auserlesne Augenweide.
Selten sah ich noch so schöne Beine
Und so wohlgefügte volle Brüste,
Selten noch so schöne Haut: atlassen
Glänzend und vom Blut des frohsten Lebens
So von innen her erwärmt, durchleuchtet.
Oh wie schön (lass mich dich nah betrachten!),
Oh wie schön sind deiner weissen Brüste
Blasse Rosen, holder Frühlingsgarten.
Ach, und welch Entzücken darf ich fühlen,
Sieht mein Aug den Glanz der blonden Haare,
Wie sie von der Stirn im schönsten Bogen,
Aber wellig, hintenüber fallen
Und hinab den Rücken fliessen bis zum
Wohlig rundlichen Geschwisterpaare
Zweier ganz vollkommner Hemigloben.
Diese Grübchenhände! Diese Füsschen!
Jedes Glied ein tadellos Gebilde,
Jedes Nägelchen ein Schild der Schönheit,
Und der Mund: des Eros goldner Bogen.
Denn aus Gold sind deine Lippen, — seltsam,

Bernsteingoldig deine Augen, — seltsam,
Und dein Nabel eine weisse Perle.
Ei, was trägst du da in deinen Händen?
Solch ein kostbar Kästchen sah ich niemals:
Mattes Gold, durchsetzt mit Glutrubinen,
Die, ein Rosenkranz von Licht und Farbe,
Ringsherum wie trunkne Augen leuchten.

Also sprach ich und sank in die Kniee,
Küsste ihrer Füsse Lilienblätter
Und liess meine Lippen auf den Füssen,
Wünschend, dass ich ewig liegen dürfte
In so selig klarer, voller Andacht.

Da umflossen mich die gelben Haare
Wie ein Strom von allen Wohlgerüchen:
Rosen, Veilchen, Lilien und Narzissen,
Alle eins geworden, alle Düfte
Frühlings und des Sommers eins geworden:
Höchsten Lebens Atem, stark und lieblich.

Und die Schöne sprach zu meinen Häupten:
Weil du gläubig bist und immer wieder
Deine Hände, Adorant der Schönheit,
Betend, hoffend hebst ins Licht der Sonne,
Unbeirrt ein Jünger der Bejahung
Und der Künste allertreuster Diener,
Bin ich Nackte vor dich hingetreten,
Ich: Pandora, des Hephaistos Bildwerk.
Ich entstamme nicht der Kraft der Lenden,
Mich erschuf die Kunst des Feuergottes;
Nicht geboren ward ich: ward gedichtet.

Darum sind von Golde meine Lippen
Und von Bernstein meine grossen Augen
Und es leuchtet mir an Nabels Stelle
Eine Perle wie ein blindes Auge.
Andern heisse ich nur Schein des Lebens,
Spuk und Blendwerk, Spiel verzückter Sinne,
Doch dem Künstler bin ich höchstes Leben.
Ihm allein bin ich die Allbegabte,
Ihm allein gehören die Geschenke
Meines goldenen, verkleinodierten
Schreines, der des Daseins holdste Gaben
Alle in sich birgt. Willst du sie nehmen?

Bebend griff ich nach dem goldnen Kästchen,
Das mir nun die Wunderbare reichte,
Und ich sprach, mit Schleiern vor den Blicken:
Gieb! Ich weiss, die Gaben der Pandora
Heissen Uebel, und die Weisen fliehn sie,
Murmelnd, dass sie Gift und Wahnsinn seien,
Nebelgüter, die das Licht der Wahrheit,
Scheinbar hold, doch trügerisch verhängen.
Ach, die Weisen mit den blinden Augen!
Ach, die Weisen mit den Thranlaternchen!
Mögen sie die graue Wahrheit suchen
Und die Schönheit als ein Trugbild schelten:
Ich will lieber deiner Hände Gaben
Fromm empfangen, ob sie auch vergehen
Und nur schöne Formen sind und Farben.
Seiens Gifte, nebelnde Gespinnste:
Ich will lieber alle Gaben missen,

Die die andern wahre Güter nennen,
Und in ihrem Netze selig sterben.

Sprach die Göttin: Schilt mir nicht die Weisen!
Irre sind sie auf gewundnen Wegen,
Wunderlich Besessne, doch sie suchen
Mich auf ihre Art. Der Götter Träume
Sind unendlich vielgestalt; die Weisen
Sind der Götterträume Nebelbilder,
Und sie selber träumen Nebelhaftes.
Denn ein Jeder träumt nur, was er selber
In der Götter Traum ist: Blumen — Blumen,
Sterne — Sterne, Menschen — Menschen, und die Dichter
Sind, weil sie wie Götter schaffend träumen,
In der Götter Traum die hellsten Träume,
Denn sie wissen einzig, dass sie Traum sind.
Freue dich! Es giebt nicht höhre Gabe.
Selig, wer es fühlt, dass er geträumt wird,
Selig, wer ein guter, stiller Traum ist,
Selig, wer so stark ist, so zu träumen,
Dass Gestalten wie im Traum der Götter
Aus ihm gehen: tiefsten Lebens Zeugnis. —
Willst du, dass ich nun das Kästchen öffne?
Es ist leer, dein Herz ist viel, viel reicher.
Nur ein Klang ist in ihm. Lausche, Lieber,
Und lass nie aus Ohr und Herz dir schwinden
Dieses Klanges tiefe Offenbarung.

Lauschend legte ich mein Ohr ans Kästchen,
Und es schwoll wie von entfernten Harfen
Ein Gesang ins Herz mir: diese Worte:

Liebe ist des Traums der ewigen Götter
Einziger Sinn, wer Liebe träumt, den lieben
Sie als ihren schönsten Traum. Oh träume
Liebe, Dichter, sei kein Alb der Götter!

Leis verklang das Singen in dem Kästchen,
Brausen regte sich im Birkenwäldchen,
Lautlos schwand die Herrliche. Ich sah sie
Eine Kusshand noch herübersenden
Und ein Lächeln mit dem goldnen Munde.
Weisse Wölkchen stiegen aus den Birken
Und zerwehten schnell wie seidne Flocken
Zart am blassblau klaren Morgenhimmel.

Harfen haben mich nach Haus begleitet,
Harfen klingen durch mein ganzes Leben,
Seit Pandoren ich gesehn. Die goldnen
Lippen meiner Lieben Frau vom Traume
Leuchten mir durch alle meine Tage.

Der Engel mit der Mandoline, Holzschnitt von E. R. Weiss.


W

STENDHAL/ VON WILHELM WEIGAND.

(Schluss.)

FREILICH begegnet es ihm, dass ihm auch nach dem höchsten Augenblick jenes bittere Wort, das alle leidenschaftlichen Seelen nur allzugut kennen, auf die Lippen tritt: N'est-ce que ça? Ist es nur das? Wir haben es oft genug aus dem Munde reiner Phantasiemenschen und Vorausnehmer gehört, die mit Stendhal sagen können: Mein ganzes Leben lang hab' ich nur meine Idee und niemals die Wirklichkeit gesehen! Die Phantasie ist eine tragische Närrin, die sich ihre Wunder teuer bezahlen lässt. Stendhal war als Liebender ein Mensch der reinsten Einbildungskraft. Dieser Eigenschaft verdankt er seine Einblicke in das Wesen der Renaissance-Menschen, welche vor allem die Fähigkeit besassen, ein Bild lange in ihrer Seele festzuhalten. Man weiss, welche Anregung Burckhardt in diesen Ausführungen Stendhals gefunden hat.

Im Uebrigen trennt den theoretischen Betrachter die breite Kluft dreier Jahrhunderte von jenen Menschen der That und der Kunst. Wir haben immer die Fehler unserer Tugenden, und Stendhal, der die Energie vergötterte und den Plan hegte, eine Geschichte der Energie in Italien zu schreiben, ist einfach zu geistvoll, um sich dem Zauber einer schönen Stunde ganz hinzugeben. Auch der Geist muss seine Klarheit büssen, nach dem ewigen Gesetz der Ausgleichungen, das die Welt und ihre göttlichen Spiele ewigen Werdens beherrscht. Es war der Geist, der das seelische Gleichgewicht und das Triebleben des Italiomanen und Aestheten störte. Aus diesem Uebermass des Geistes allein

entsprang sein Misstrauen vor seiner Persönlichkeit als Don Juan und Schriftsteller: vor seinen Büchern dachte er, trotz aller Verachtung, doch immer wieder an die Pedanten, die sich darüber lustig machen konnten, und als Lebemann macht er gelegentlich die Bemerkung: »Die schlimmste aller Nasführungen, die uns die Kenntnis der Weiber bescheeren kann, ist, niemals zu lieben, aus Furcht, getäuscht zu werden.« Ein solches Bekenntnis verrät eine heimliche Wunde. Nur Don-Juane wissen, wie tief dieser Ausspruch ist. —

Wer zu viel vom Leben erwartet oder, um ein Bild Stendhal's zu gebrauchen, wer seine Netze zu hoch wirft, läuft Gefahr, in jenen persönlichen Pessimismus zu verfallen, der durch physiologische Zustände gestützt wird und mit zunehmendem Alter bitterer wird. Auch Stendhal erwartet immer mehr vom Leben, als es in der Regel geben kann. Vor einer schönen Landschaft, die seine Seele gleichsam als Instrument spielt, verlangt er, dass sie geistiges oder historisches Interesse wecke, um auf die Dauer zu gefallen. Hier gilt das Wort des Thomas von Aquino: Essentia beatitudinis in actu intellectus consistit. Dies ist ein eminent moderner Zug an ihm: die Seele des südlichen Epikuräers und Satyrs des Geistes, dem die Schönheit allein das Glück verspricht, wird so von ihren eigenen Zweifeln und Forderungen aus dem Gleichgewicht gebracht. Wir Nachgeborenen geniessen diesen Zustand als ein Schauspiel, das auf feinere, unglücklichere Naturen vorbereitet. Man kann sagen: auch dieser geistvolle Mensch war der Narr seines eigenen Geistes, der nur deshalb nicht das Grösste erreichte, weil er die Naivetät, die er als Liebender besass, nicht vor dem Leben bewahren konnte. Es heisst, man müsse als Künstler in das Leben verliebt sein, damit es, wie ein Weib, seine tiefsten Geheimnisse

verrate. Wir dürfen hinzufügen, das Leben selbst kann ein anderes Lebensideal werden als die Liebe, die zuweilen durch Besitz enttäuscht. Vor dem Leben sind wir Ewigwerbende, und der Don Juan des Geistes darf wähnen, dass er, als Jäger eines Ideals, auf dem Wege zu den Göttern ist, die unser noch mehr durch Schweigen als durch Lachen spotten.

V.

ALS Schriftsteller besass Stendhal nicht die Ueberzeugung, die dem Künstler aus der wechselnden inneren Lebensfülle quillt; er schrieb, seinem eigensten Geständnis zufolge, um sich selbst zu geniessen. Er verschwendete auf diese Weise seinen Geist von Tag zu Tag, mochte er nun seinem Bedürfnisse nach Gedankenaustausch in einem Salon genügen oder den Einfall der Stunde in fliegender Schrift festhalten. Er zweifelte sehr oft, ob er überhaupt Talent besitze: das Bewusstsein, Geist zu haben, genügt dem Epikuräer nicht, dessen Blick das Grosse gemessen und erkannt hat. Auch als Schriftsteller blieb er von der Manie des Andersseins besessen: — während die französischen Romantiker, für die die Aussenwelt existiert, nach einem plastischen Stil streben, der den Eindruck übertreibt, liest er, ehe er sich an den Schreibtisch setzt, eine Seite aus dem code civil, um nüchtern zu bleiben. Er verkleidet die Unfähigkeit, als Künstler das Wesentliche zu sehen und in gefeilter Form festzuhalten, die Unfähigkeit zum Stil, in einer Weise, die eine Rechtfertigung seiner Mängel sein soll. Er weiss nicht, dass ein Künstler den bezeichnenden Zug, die bedeutsame Einzelheit wählen muss, um jenen höheren Anschein zu erwecken, der nur durch Kunst gesteigertes Leben ist, dass ein einziges Epitheton eine Weltanschauung verraten kann. Er

ist unfähig, auf eine Einzelheit oder eine Anekdote zu verzichten, die ihm gerade Vergnügen bereitet. Wir wollen ihm, dem Enthusiasten und Geschichtsschreiber der italienischen Malerei, seinen Mangel an sicherem Geschmack, seine lückenhaften Kenntnisse, seine Paradoxe, seine Vorliebe für das Hübsche allein, nicht vorwerfen; — die Sicherheit des historischen Blicks ist eine langsam erworbene Eigenschaft des deutschen Geistes, der hierin auf ein Jahrhundert pedantischer Zucht zurückblicken darf — aber es soll auch nicht verhehlt werden, dass der Plauderer den Schriftsteller oft genug unleidlich macht. Stendhal ist der eigentliche Vater jenes »faitalisme«, den Taine später auf die Spitze treiben musste, um ihm europäische Bedeutung zu verleihen. Von ihm rührt jene Vorliebe für die Anekdote her, die genau so gefährlich ist wie die Vorliebe für abstrakte Spekulation. Man darf, um den offenbaren Schwätzer nicht manchmal unausstehlich zu finden, nie vergessen, dass wir es mit den Auslassungen eines polemischen Menschen zu thun haben, der im Jahre 1840 sogar seine Entlassung als Franzose gab, weil die Haltung der französischen Regierung in der Orientfrage seinem Stolze nicht entsprach. Naivetät und Selbstanalyse sind nur in der Theorie Gegensätze; im Leben bedingen sie nur allzuoft das Glück einer Seele, die durch sie zum Verständnis alles Leidens heranreift. —

»Il n'y a que le vrai qui tienne!« Mit diesem Satz ist Stendhal zum Ahn der Naturalisten geworden, die indessen, meiner Ansicht nach, wenig Recht haben, ihn zu den ihrigen zu rechnen. Denn ein anderes Geständnis, das den Epikuräer der sinnlichen Schönheit verrät, widerspricht dieser Praxis eines polemischen Menschen, der sich seiner Verschiedenheit, das heisst seines Besserseins bei jeder Gelegenheit zu rühmen pflegt. In dem

bekannten Brief an Balzac gesteht er, dass er nach dem Leben arbeite, indem er irgend einen Bekannten zum Muster nehme; nur mache er ihn geistreicher; — er sagt wörtlich: »je lui donne plus d'esprit.«

Damit ist das plebejische Prinzip des Naturalismus von vorneherein gebrochen. Dass die Naturalisten Stendhal trotzdem zu ihrem Erzvater, neben Balzac, machten, darf nicht Wunder nehmen: die Beschränktheit des Geschmacks ist nun einmal mit der Idee des Naturalismus unzertrennbar verbunden, und ich weiss nicht, wer die Kunst in geistloserer Weise geübt hat, die Pariser oder die Berliner Naturalisten von der Art Hauptmanns, den — dies ist bezeichnend für die Deutschen — noch Niemand als Vertreter des heimlichen Ressentiments in Deutschland erkannt hat. Im Grunde läuft das Verfahren Stendhals auf jenes glückliche Thun und Sinnen hinaus, dem Gottfried Keller aus Erfahrung schönen Ausdruck zu verleihen wusste:

»Doch die lieblichste der Dichtersünden
Lasst nicht büssen mich, der sie gepflegt:
Süsse Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt.«

(Tod und Dichter. Gedichte, S. 377.)

Der Psycholog mag einer solchen Praxis, die auf besondere künstlerische und sentimentale Bedürfnisse hinweist, mancherlei entnehmen. Die wahre Bedeutung erhält sie erst durch den Menschen, der in ihr, als Dichter und als Mensch des Genusses, eine Quelle der Lebensfreude, des Glückes, der Schönheit erblickt.

Wenn die Sehnsucht nach der Schönheit sich den Groll über die Jämmerlichkeit einer Zeit als Genossen sucht und zu dichten anfängt, kommen in der Regel Werke zustande, die vor allem

bedeutsam als Dokumente sozialen oder geistigen Lebens wirken. Von den Romanen Stendhals sind in dieser Hinsicht hauptsächlich seine beiden Hauptwerke »Le rouge et le noir« (1830) und die »Chartreuse de Parme« (1839) bemerkenswert, während seine italienischen Chroniken (L'Abbesse de Castro, Vanina Vannini, S. Francesco a Ripa), den genialen Rassepsychologen und reinen Enthusiasten offenbaren. »Le rouge et le noir« — der Titel ist symbolisch und könnte etwa mit »Säbel und Weihwedel« übersetzt werden — gilt heute als Hauptwerk Stendhals, während die den »happy few« gewidmete Chartreuse etwas an Interesse verloren hat, obwohl sie in einzelnen Stellen das Talent Stendhals auf seiner Höhe zeigt.

Auch hier, beim Genusse dieser meisterlichen Seelengemälde, dürfen wir ihren Schöpfer keinen Augenblick aus dem Auge verlieren; wir müssen als Psychologen lesen, um das Talent des Erzählers recht zu würdigen.

Es giebt Künstler, die in ihrer Jugend, aus der Fülle ihrer Sehnsucht heraus, unsterbliche Werke schaffen: wie der junge Goethe, der den Werther schrieb, und der junge Musset; es giebt Künstler, die ihre innere Welt erst herausstellen können, wenn sie das Leben erkannt und genossen haben, wenn sie mit dem Leben fertig geworden sind. Zu diesen letzteren gehören fast alle Romandichter; — die epische Dichtung ist die Kunstform des Alters, das vielleicht keine anderen Genüsse mehr kennt, als das Spiel des Lebens noch einmal mit klaren Richteraugen zu geniessen. Es fehlt nicht an Leuten, die dem Romancier überhaupt den Titel eines Dichters absprechen, und wer in der Kunst schöne Verse zu machen das Wesen des Dichters sieht, wird auch Stendhal nicht für einen Dichter halten dürfen. Die Verse, die wir von ihm haben — der Mann, der das Komische zuweilen

hasste, wenn es nicht Ausfluss italienischer Bonhommie war, wollte in seiner Jugend der Nachfolger Molières werden! — sind jämmerlich; er hielt überhaupt wenig von der Versdichterei und erlaubte sich, den Alexandriner cache-sottise zu heissen. Auch die Fähigkeit zur Komposition ging ihm gänzlich ab: seine Bücher sind, als Ganzes genommen, das Werk einer unsichern Hand, die nicht über dem Werke steht und bei der ersten Zeile schon das Ende bedenkt. Er kennt nicht die Bedeutung der Episode — man vergleiche die Einflechtung der Episode Fervaques in »Rot und Schwarz« —; er weiss seinen gross angelegten Romanen nicht den schönen Abschluss zu geben, der die Bedeutung eines grossen Eindruckes steigert und die Befriedigung der Vollkommenheit gewährt. Der Schluss des genannten Romans ist jämmerlich, trotz der psychologischen Einzelheiten, die auf jeder Seite entzücken und alle Schwächen vergessen lassen.

Wir wissen nun aus Stendhals eigenen Geständnissen, wie er zu arbeiten pflegte: er hatte am folgenden Tag alles vergessen, was er am vorhergehenden niedergeschrieben. Da er aber die Fähigkeit der Renaissancemenschen besass, Gestalten und Situationen mit grösster Kraft der Phantasie festzuhalten, so gereichte ihm diese Methode, — die Methode eines Unkünstlers — zum Vorteil: er konnte der Mannigfaltigkeit des gleichgestimmten Seelenlebens wechselnden Ausdruck verleihen; er konnte die Uebergänge der Gefühle, die ihre Farbe von dem Tage und der Stunde nehmen, bis in ihre Einzelheiten beschreiben, die eine genaue Kenntnis des Mechanismus der seelischen Vorgänge verraten. Deshalb wirkt er auch so stark auf cerebrale Naturen, die der Pöbel abstösst, mag er Romane oder naturalistische Dramen schreiben.

Ganze Teile seiner Romane bestehen aus psychologischen Monologen und Selbstanalysen seiner Hauptpersonen; die Nebenpersonen sind klar erschaut, aber in der Manier eines Karrikaturisten mit einigen Strichen hingeworfen. Stendhals Männer gleichen ihrem Urheber: es sind geborene Logiker, die sich selbst beobachten und aus den einzelnen Situationen den Ansporn zur Behauptung ihres starren Wesens nehmen, geborene Genies und, wie jeder Franzose im Grunde seines Herzens, heimliche Indeterministen.

Man sehe sich nur die Gestalt des Julien in »Rot und Schwarz« an: wir haben einen genialen Macchiavelli im Pfaffenrock vor uns. Man kann die ganze Welt nach einem solchen genialen Heuchler von zwanzig Jahren durchsuchen, ohne ihn zu finden. Es ist der alte Stendhal, der als Mann des Kaiserreiches an der Zeit gelitten und mit dem Auge des Plebejers die Not so vieler junger Seelen, die zu Marschällen des Empire geboren waren und Priester werden mussten, erkannt hatte, der aus diesem willensstarken Bauernsohne spricht; es ist Stendhal, dessen tief geheime, wunde Liebeszärtlichkeit aus dem Gefühl des Fabrice in der »Chartreuse« redet. Es war Stendhal nicht gegeben, mit der Souveränität eines grossen Dichters eine Fülle individueller Gestalten vor uns hinzustellen: auch seine Frauen lassen sich auf zwei Typen zurückführen: auf die leidenschaftlich zärtlichen Seelen vom Schlag der Frau Rênal und der Clelia Conti, und auf die stolzen Naturen vom Schlag der »göttlichen« Mathilde de la Môle und der Herzogin Sanseverina, die auf dem Umweg der Reflexion in die Leidenschaft geraten, welche sich selbst kennt und voll Misstrauen auf den geliebten Mann blickt. Aber eines muss immer wieder betont werden: Stendhal besass den Reichtum seiner Armut; diese Gestalten leben ein verführe-

risches Leben, und es ist erstaunlich, dass es ihm gelungen ist, mit seiner trockenen Methode, die an das 18. Jahrhundert gemahnt, diese Lebensfülle zu erreichen. Diese Menschen, die sich selbst mit Leidenschaft beobachten, spotten jeder Analyse; sie sind die Kinder eines echten Menschenschöpfers, dessen Talent seinem Genie leider nicht ebenbürtig war. Wir Deutsche wissen, was dieser Satz besagen will; er verrät ein tragisches Geheimnis.

Es giebt Kritiker, — der Kathederfeuilletonist Brandes gehört dazu — die Stendhal zu den Romantikern zählen und meinen, seine Romantik offenbare sich ganz deutlich in dem hochgespannten Geistesleben und der überspannten Gefühlsweise seiner Helden, in der Ungewöhnlichkeit vieler Situationen und dem Hasse gegen den Philister, dem es vergönnt war, das Erbe der Revolution anzutreten. Nichts ist oberflächlicher als diese Ansicht: es genügt nicht, dass man den Philister hasse; — (dieser Hass verbindet alle Romantiker Europas, mögen sie nun träumen, wie der kranke Novalis, oder die Aussenwelt in glühenden Bildern schildern, wie der »garde national du délire« Victor Hugo, der nebenbei noch ein Schauspieler ganz armseliger Ideen war) — es genügt auch nicht, dass man als Husar eines Vorpostens gegen die akademische Kunst zu Felde ziehe. Différence engendre haine! Die Romantiker, welche den Glanz und die Unarten der Schule repräsentieren, hassten Stendhal, dessen Stil ihnen, als Pflegern der französischen Rhetorik, Gelegenheit gab, die Antipathie, die kleine Seelen gegen den überlegenen Geist hegen, mit dem Schein des Rechts zur Schau zu tragen; das Urteil des feinen Giftmischers Sainte-Beuve, dessen Sinnlichkeit sich ihrer Stärke schämte, zeugt von einem beispiellosen Unverständnis. Es ist allerdings wahr, dass auch die

Romantiker polemische Menschen waren; aber der Horizont, in dem sie lebten, war eng, und der Horizont Stendhals umschloss eine Welt, die auch uns vertraut ist.

Als Denker und Psycholog überragt Stendhal alle Romantiker. Die Fülle der tiefsten psychologischen Züge und Einzelheiten, welche seine beiden Hauptwerke offenbaren, ist gar nicht zu ermessen. Wir begreifen, dass viele Geister, welche die Klarheit der Analyse über alles schätzen, Stendhal als den grössten Psychologen des verflossenen Jahrhunderts betrachten.

Und noch eines möchte ich hier betonen: Wir sind bei Stendhal in einer Welt, wo Menschen leben und leiden, die uns näher stehen, als die kranken Plebejer der russischen Romandichter: Julien Sorel ist typischer für unsere Kultur als Raskolnikow, bei dem Leib und Seele nicht übereinstimmen. Die goldenen Fäden, die uns mit dieser Welt verbinden, sind fester als die Bande, die von dem kranken Gesindel der Tageslitteraten geknüpft werden. Die Schönheit, die ein Doppelantlitz trägt, ist uns teurer als die Vergötterung der kleinen Menschen, die an der Kultur leiden, weil sie ihnen als etwas Fremdes gegenübersteht. Ich ziehe die Welt Stendhals der Welt Dostojewskis oder Tolstois vor: der Empörer und Schönheitsanbeter, der mit Grimm in die verbürgerte Welt des 19. Jahrhunderts blickt und seine Helden an dem Widerstand kleiner Seelen reifen oder zugrunde gehen lässt, steht mir näher als der Halbasiate, dessen Ideale in dem Schoss der ersten christlichen Gemeinden wurzeln. Schönheit ist Tugend! Wer dieses Wort nicht versteht, weiss nicht, was Schönheit als Erbe und als Frucht der seelischen Zucht bedeutet.

VI.

STENDHAL hat seine Weltanschauung selbst Beylismus genannt. Worin besteht nun, in einige Sätze zusammengedrängt, dieser Beylismus? Soll ich sie als Antworten auf Fragen geben, die auch uns bedrängen? Was ist ein überlegenes Menschenwesen, un être supérieur? Der Mensch, der sich durchzusetzen weiss! (Aber man vergesse dabei nur Eines nicht: die Entfaltung, der Weg, der Moment ist alles, das Ziel ist nichts!) Was ist der Tod? Der Eingang ins Nichts, eine unschickliche (malséante) Funktion, die man, als Mann von Geschmack, am besten den Blicken der Neugierigen entzieht. Was ist die Seele? Die Gesamtheit der Leidenschaften! Was ist die Tugend? Die Summe der Genüsse! Soll ich hier noch erwähnen, wie man sich im Einzelfall die Stendhal'sche Tugend zu übersetzen hat? In »Rot und Schwarz« heisst es, »nachdem der Held von seiner Geliebten nichts mehr zu wünschen hat«: »La vertu de Julien fut égale à son bonheur.« Man errät, was Tugend hier bedeutet; das italienische virtù ist hier in einer spöttisch freien Weise ins Französische übertragen, die alle Akademiker, Puristen und Moralisten empören musste. Was ist die Keuschheit? Une vertu comique! Was ist die Pflicht? Der Vorsatz, niemals das aus dem Auge zu lassen, was man sich, je nach dem Augenblicke, selber schuldet, um sich durchzusetzen und die eigene Würde in den Augen Anderer zu bewahren. Einen ethischen Sinn hat das Wort Pflicht für Stendhal nicht; es ist etwas Fliessendes, ein negatives Prinzip, das seinen Wert von den Umständen erhält. Auch das Wort »moral« bedeutet bei ihm, wie auch bei Napoleon, der es sehr oft im Munde führte, nicht sittlich, sondern ganz einfach geistig. »Napoléon a refait le moral de son peuple« will sagen: — er hat ihm die Kraft, die

jenseits von Gut und Böse wirkt, wieder gegeben; er hat seine Energie geweckt; er hat es, als Volk und kriegerische Masse, lebensfähiger gemacht.

Bei einem Franzosen, sei er nun Freigeist oder gläubig, darf man dessen Verhältnis zur Kirche niemals ausser Acht lassen. Die Kirche ist im romanischen Süden die direkte Erbin des römischen Imperiums, eine Organisation, der gegenüber es erlaubt ist, den Freigeist zu spielen. Sie selbst ist mächtig genug, um dem Einzelnen, der an ihr einen Halt besitzt, diese Freiheit zu gestatten. Dem Germanen ist die Religion, die im Reich Gottes ihr Ziel ersieht, ein inneres Erlebnis, dem Romanen ist sie eine Form, mit der man sich äusserlich abfinden kann, selbst auf die Gefahr hin, von Protestanten Heuchler gescholten zu werden. Dem Protestanten bedeutet das Werk nichts, der Glaube alles; dem romanischen Katholiken offenbart sich die Göttlichkeit des Christentums, wie er es versteht, am reinsten in der Caritas, deren Gaben das Bewusstsein der Bruderschaft lebendig erhalten. Stendhal selbst stand der katholischen Kirche gleichgültig gegenüber, wenn er auch den Katholizismus zuweilen mit deutlicher Ironie »la plus belle des religions« nennt. Um so kräftiger hasste er die Jesuiten, die er, aus Furcht vor der Polizei der Restaurationszeit, in seinen Schriften und Briefen mit tejés zu bezeichnen pflegt. Im Uebrigen war er ein leidenschaftlicher Atheist, der als solcher zuweilen den guten Geschmack vermissen lässt; von ihm rührt das witzige Wort her: »La seule excuse de Dieu, c'est qu'il n'existe pas.«

Seine einzige Religion war und blieb, wie er selbst gesteht, Napoleon, der einzige moderne Mensch, in dem der Trieb zur Macht sich schrankenlos ausleben durfte. Auch hierin ist er der bewusste Vorläufer so vieler unserer Zeitgenossen, die in dem

theoretischen Kultus der Kraft einen Ersatz für die eigene Schwäche finden. Allein Napoleon war für den ehemaligen Soldaten, der, nach des Kaisers eigenem Geständnisse, le feu sacré, das heilige Feuer besass, nicht nur der legitime Nachfolger Alexander des Grossen, sondern auch ein Liberaler, der den Völkern Europas die Segnungen der Revolution brachte. Er empfand ihn, ohne jede Heuchelei, als Bringer einer Freiheit, die nur — und auch hierin war er ein Kind seiner Zeit — der Parlamente bedurfte, um die Völker glücklich zu machen. Die klangvolle Widmung, die er seiner Geschichte der Malerei in Italien voranstellt, ist ein einziges Stück seiner sonst so nüchternen, kurzatmigen Prosa: in einer Zeit, wo es gefährlich war, sich als Bewunderer des grossen Mannes zu bekennen, wagte er es, sein Buch Seiner Majestät Napoleon dem Grossen zu widmen. Indessen war er, trotz seiner leidenschaftlichen Bewunderung, nicht blind: hier in diesem bedeutsamen Bekenntnis, wo der Satz vorkommt »l'action de créer exige la force«, fällt auch die erstaunliche Bemerkung, dass das napoleonische Erziehungssystem verfehlt gewesen sei. Man weiss, welchen Nutzen Taine aus dieser geistvollen Bemerkung gezogen hat; sie verrät einen ausserordentlichen Beobachter, dessen Macchiavellismus, um sein eigenes Wort zu gebrauchen, mindestens fünfzig Jahre zählte. —

Beyle, der die Verschiedenheit von seinen erfolgreichen Zeitgenossen als Auszeichnung empfand, pflegte zu sagen: Ich schreibe nur für hundert Leser! Dabei wird es wohl auch bleiben: der überlegene Geist, der nicht an die Hoffnungen der Menge appelliert, die aus dem Herzen quellen, ist zum Einsiedler vorherbestimmt. Nur der Geist ist's, der den Geist empfindet. Es giebt Männer, die als Anreger geboren und als

solche empfunden werden; Beyle gehört zu ihnen. Wir finden Stendhalische Einflüsse bei Mérimée, der durch den Verkehr mit dem älteren Freunde in seiner Vorliebe für exotische Stoffe bestärkt wurde; wir finden sie bei Taine, der es als der erste wagte, seinen Vorläufer für den grössten Psychologen des Jahrhunderts zu erklären. Die ganze Theorie vom Milieu, der Taine die Starrheit eines Systems verlieh, ist in Stendhals Geschichte der Malerei in Italien vorgebildet. Die Idee, dass man Napoleon, um ihn zu verstehen, als spätgeborenen Zeitgenossen der kleinen italienischen Tyrannen, der Castruccio Castracani, der Malatesta, der Sforza betrachten müsse, stammt ebenfalls von Stendhal. Man weiss, dass Taine, nicht ohne Widerspruch, seine ganze Analyse Napoleons darauf gebaut hat. Dass Zola, der Erzprolet, mit Forderungen an Stendhal herantrat, die eine mangelhafte Bildung verraten, darf nicht Wunder nehmen, so wenig wie die Thatsache, dass er, um der Tradition willen, den Schöpfer der verführerischsten aristokratischen Frauenbilder als Rechtfertiger eigenen Schaffens vorzuschieben wagte. Die Pfleger des analytischen Romans haben ihr Werkzeug in der Schule Stendhals geschliffen und seine Technik in modernem Sinne weitergebildet. Burckhardt hat von dem Dichter der Renaissancenaturen gelernt, und Nietzsche hat seiner Begeisterung für den Seelenkenner und Immoralisten in einer Weise Ausdruck gegeben, die eine warme Dankbarkeit — die Dankbarkeit des genialen Agitators — und nicht allzuviel kritische Schärfe verrät.

Soll ich hier den Versuch machen, es wenigstens anzudeuten, was Stendhal jenen sein kann, die nicht als Dichter oder Denker an seine Werke herantreten? Leute, deren ästhetische Instinkte schwach sind, werden gut thun, vor den Werken der Dicht-

kunst stets zu fragen: Hat hier die Fülle oder der Mangel gedichtet? Damit ist eine Forderung gewonnen, die mit der Vergangenheit verbindet und in eine schöne Zukunft weist. Wer diese Forderung erhebt, gewinnt ein neues Verhältnis zu jenen Fragen, die einem modernen Menschen, der nach Schönheit hungert, auf die Seele brennen: Welches Werk ist edler: das Werk als Befreiung oder als Racheakt an der Welt? Das Werk als Selbstgenuss oder als Sternbild jener Ideale, die vielleicht nur ein Abglanz kranker Hoffnungen sind? Das Werk als Flamme, die den Schöpfer verzehrt, oder als langsames Heilmittel gegen die Krankheit der Zeit, die nur gehemmtes Leben ist? Das Werk als Verketzerung oder als Vergöttlichung der Seele und des Lebens? —

Ich rate jedem Kritiker, die vielgepriesenen »Meisterwerke« unserer Zeit mit solchen Fragen auf der Lippe zu betrachten: Die Streitereien über Technik, Richtung und Ismus werden plötzlich als das erscheinen, was sie sind: als Aeusserungen kleiner Seelen, die nicht wissen, dass sich jede Fülle den Becher schafft, aus dem sie getrunken werden will.

Die modernen Dichter sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Geistesplebejer, als welche sie nur einen Pfad zur Schönheit gehen dürfen: den Pfad der Sehnsucht, die im Groll nur an sich selbst verzweifelt. Die Sehnsucht aber fälscht alles, Vergangenheit und Zukunft, während der ruhige Besitz, der ererbt sein muss, die grosse Klarheit giebt, die überall ewige Gesetze walten sieht. Auch Stendhal war in gewissem Sinne ein Halbplebejer: als solcher schrieb er seine Romane. Aber als Dichter und Schönheitsenthusiast gehört er zu jenen Naturen, denen auch das Bewusstsein, dass dies Leben ein grosses Fragezeichen ist, nicht jene innere Fülle rauben kann, die Schön-

heit schafft und sie verzehrt. Diesen Dichter, der nur vor den vorübergehenden Zuständen einer nivellierenden Kultur den Gleichmut verliert, aber die edlen hohen Seelen mit schöner Zärtlichkeit liebt, sollen wir in dem formlosen Schriftsteller suchen und verehren. Dann wird uns die Grausamkeit seines Blicks, das ewige Schmollen mit seinen Landsleuten, seine Manie der Anekdote, seine Beschränktheit im Genusse der Kunst in einem ganz andern Licht erscheinen. Vielleicht lernt hierbei der eine oder der andere, den das plebejische Getriebe unserer Litteratur anwidert, dass Geist die höchste Männlichkeit bedeuten kann. Der Mann, der den Satz geschrieben: »Pour être admiré d'un parti, il suffit de fournir des phrases toutes faites à sa haine ou à son amour«, verdient jene unabhängigen Leser, die auch in den Schwächen eines Dichters einen notwendigen Ausdruck seiner Natur sehen und die schwere Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, mit Anmut üben. Vielleicht erkennen sie, dass auch die Behandlung moderner Stoffe, wie sie in »Rot und Schwarz« versucht ist, eine Steigerung ins Grosse durch den Geist verträgt. Ich empfehle diesen Geist, der die grossen Realitäten des Lebens und der Kunst niemals aus dem Auge verliert, als Heilmittel gegen Stimmungsduselei, verschwommene Symbolik, langfingerige Aesthetik, Sexualismus, Nervenkultus, und wie die modernen Formen ästhetischer Erkrankung alle heissen mögen. Nur freie Männer sollten das Recht zu dichten und zu richten in heroischem Sinne üben.

Doch »Menschen ist die grosse Lust gegeben, dass sie selber sich verjüngen«, um mit Hölderlin zu reden. Wir kennen keine bessere Art, die Jugend des Geistes zu stärken, als die zeitweilige Flucht in jene seltenen Kulturen, welche die trunkene Fülle alles Menschlichen und seine Bedingtheit offenbaren.

Hier werden wir immer auch dem geistvollen Manne begegnen, der, als Eroberer der Renaissance, es wagen durfte, die Fülle des Lebens ohne Rücksicht auf Moral und Sitte zu vergöttern.

Bildnis, Verkleinerung nach einem Holzschnitt von E. R. Weiss.


E.R.WEISS

HERCEGOVINISCHE HIRTEN/ VON ROBERT MICHEL.

ES war in der Gegend von Čitluk; aber es hätte geradesogut auf dem Podvelež sein können oder bei Cemerno gegen Montenegro zu oder noch auf irgend einem andern der hercegovinischen Karsthochländer, die sich im Sommer alle gleichen, alle sind ausgedorrt und kahl und grau.

Es war bei Čitluk und im höchsten Sommer war es. Ich sollte nach Ljubuški gehn. Die Richtung wusste ich nach der Karte; der steinige Türkenweg, auf dem ich ging, war wohl der richtige, nämlich der, der auf der Karte in einem dicken schwarzen Strich gegen Ljubuški zog. In der Wirklichkeit war er ein dunkler Streif zusammengetretener Steine, der sich durch das lichte Grau der Steinflächen hinschlängelte, bis er sich in der grauen Ferne verlor. Und doch sollte der Weg nach Ljubuški führen? Dort in dem Grau sollte Ljubuški liegen? Es schien vielmehr als sei der Weg nur da um meine Füsse zu ermüden. In der That meine Füsse waren ganz müde und die Sohlen waren wund vom Gehn auf den spitzigen Steinen und jeder Schritt war ihnen schmerzvoll; während beim Auftreten das Kreischen der Steine in der grossen Stille, die mich umgab, zu einem qualvollen Lärm wurde.

Ich musste ruhn.

Ich trat abseits des Weges und sah mich nach einem Ruheplatz um. In andern Gegenden wählt man seinen Ruheplatz am liebsten im Schatten, und so suchte ich auch hier unwillkürlich Schatten. Dabei fiel mir ein Baum auf, den ich sonst gar nicht

gesehn hätte: Ein dünner grauer Stamm, der sich mit fünf nackten Aesten gegen die Sonne wehrte. Der Nordwind, der einst den Samen von weither gebracht hatte, dass dieser Baum hier aufwachsen konnte, indem er allen Gefahren dieser Steinöde wie durch Zufall entkommen war, derselbe Nordwind hatte jetzt seine abgedorrten Blätter weit weg getragen; nach dem Kampf durch viele Jahre gegen diesen Wind war der Stamm ganz gebeugt gegen die Sonnenseite. Und sein Schatten lag über den kantigen Steinen bläulich wie der Schatten von einem Blitz. Von einem unbestimmten Angstgefühl ergriffen, ging ich noch einige Schritte weiter.

— Mittags dort Schatten — an den grösseren Steinen wäre soviel Schatten gewesen um zwei Hände vor der Sonne zu verbergen, soviel als eine Schlange zum verkriechen braucht, die ein Geräusch von ihrem Sonnenlager verscheucht hat.

Ich setzte mich auf einen grossen Stein.

Indessen war das kein Ruhn, in der brennenden Sonne aufrechtzusitzen inmitten all der Steine, die seit Jahren mit ihrer ganzen Schwere in der Erde und aufeinander ruhten, aufrechtzusitzen und sein eigenes Blut zu spüren, wie es den jähen Weg emporströmt bis an die erhitzten Schläfen; und umsoweniger war es ein Ruhn, als ein Teil meiner Körperlast doch auf die wunden Sohlen drückte. Ich musste liegen; und ich legte mich so auf die kleineren Steine hin, dass ich ihre Spitzen möglichst wenig spürte.

Während meine Augen über dieses endlose Grau öden Gesteins schauten, dachte ich an andere Gegenden unseres Vaterlandes, wo die Kraft des Bodens so wunderbar aufsteigt in immer sich ästenden Bäumen, in Halmen, Stengeln, Knospen und in Blüten und in Früchten. Hier aber schwieg der Boden; seit Jahr-

hunderten hatte er geschwiegen. Diese dichte lastende Decke von Steinen konnte die Kraft des Bodens wohl zurückhalten aber doch nicht gänzlich ersticken. Dass sie sich nicht in einem einzigen Blitzstrahl in den Aether hinauf befreite, diese seit Zeiten und Zeiten verhaltene Kraft, in einem Blitz inmitten dieser grauen Horizonte gerade hier, wo ich lag! —

Ich presste mich an diese Erde, die soviel Kraft schweigend hielt; aber die Steine drückten mich weg, als wollten sie mich in den blauen Himmel hinaufdrücken.

Ich stand auf, müder als zuvor.

Um mich her war Ruhe, unbedingte Ruhe. Hier war auch über der Erde Schweigen; während anderswo jedes Thal, jede Wiese, jeder Baum, die ihnen eigene Musik haben, die nie aufhört, bei Nacht nicht und an den ruhigsten Nachmittagen nicht. — Das Wiegen der Gräser, das Fallen der Blätter, das Schwirren der Insekten und der Schlag der Flügel und die vielen Stimmen der Vögel, deren jede für sich zu Musik werden kann. Um mich aber war es so still, dass ich hätte hören müssen, wenn ein Splitterchen in der Sonnenglut von seinem Steine lossprang, oder wie Steine sich senken und andere gehoben werden; dieses stumme Thun der Steine, dessen Fortschreiten man nach Jahren mit den Augen wahrnehmen kann, hätte ich mit dem Gehör merken müssen, so ruhig war es um mich. Aber ich hörte nur mein Blut, wie es den jähen Weg emporströmte bis an die erhitzten Schläfen, und das Strömen meines Atems — es war eine Stille, die zu ertragen man erst lernen muss.

Ich ging weiter.

Auch die Hercegovina hatte einstens ihre Wälder. Aber als die Küstenländer und Dalmatien schon ganz abgeholzt waren und die Venezianer noch immer neue Schiffe brauchten, da fiel in

der Hercegovina eine Tanne nach der andern. Die Stämme wurden zugehaun und an der Küste zu Schiffen zusammengefügt und die schlanken hohen wurden wieder aufgerichtet und festgepflanzt in den kunstvollen Bau; so sollten sie über der windgeblähten Krone lichter Segel zuhöchst im Wipfel das Zeichen Venedigs über weite Meere tragen.

Dann kam der Nordwind übers Land, dem keine dichten Kronen mehr wehrten und Span um Span trieb er von den modernden Stumpfen dem Meere zu den Schiffen nach, und er wühlte das Erdreich auf, und ehe das junge Holz hätte Wurzel fassen können, war auch alle Erde weggeweht bis in die breitern Thalsohlen und in das Meer; auf den Höhen und Hängen aber war nur kahles graues Gestein geblieben. Seither kommt in jedem Herbst und Frühjahr der Nordwind und bläst alle die kleinen Splitterchen weg, die in der Sonnenglut sich von den Steinen gelöst hatten oder die abgesprengt worden waren bei der langsamen Arbeit der Wurzel irgend eines Gewächses, das vom Wind gesät in einer Steinritze aufkeimte und dem Steine die nötige Kraft zum Leben abringen will. So bewahrt der Nordwind sein Werk.

Und dennoch ist es den Menschen gelungen, in diesen Steinwüsten fruchtbare Flecken zu gewinnen. An günstig gelegenen eingemuldeten Stellen gruben sie die Steine heraus und schichteten sie herum zu kleinen Mauern, zwischen denen die gewonnene Erde vor dem Nordwind geschützt blieb. Neben diesen kleinen fruchtbaren Flecken bauten sie ihre Wohnhütten, kleine Häuschen mit niedern flachen Dächern. Die Dächer sind von grossen grauen Steinplatten, weil sie dem Nordwind standhalten müssen, und sie scheinen aus den grauen Steinflächen gehobene grosse steinerne Maulwurfhügel zu sein.

Indessen ist es nicht dieser wenige Boden, der die Menschen ernähren könnte; ihre Schafe sind es, die ihnen das Notwendige zum Leben geben. Die Schafe aber helfen dem Nordwind in seiner Arbeit. Sie weiden die Kräuter und Gräser ab, die aus fernhergewehtem Samen in Steinritzen und zwischen den Steinen aufkommen, und wenn irgendwo ein Strauch wächst, sind seine Blätter und Knospen abgefressen, noch ehe der Sommer kommt. Und ehe der Sommer kommt und das letzte Blatt zwischen den sonnglühenden Steinen verdorrt ist, treiben die Hercegoviner ihre Herden auf die grossen Sommerweiden in Bosnien.

Ich war am Fusse des Berges angelangt, auf dessen jenseitigem Hange Ljubuški liegt und ich dachte mir: Ehe ich die Hercegovina verlasse, muss mir ein Maler so einen steinigen Hang malen; nichts anderes, bloss den Hang in seiner sonnigen grauen Schönheit — doch, auch Schafe müssten darauf sein. Er könnte ihn auch so malen: wenn er nach langem Regen ganz dunkel ist, und die Schafe wie kleine weisse Punkte glänzen; oder am besten so: wenn die Sonne über dem Kamme aufzugehn beginnt — der Hang selbst liegt noch in violettem Schatten und die ersten Strahlen streifen die Rücken der Schafe, dass sie aussehn wie verstreute Goldkörner.

Ich blieb stehn und schaute mich noch einmal um. Hätte sich all die verhaltene Kraft dieser grossen Steinwüste dort weit inmitten der grauen Horizonte in einem einzigen Blitzstrahl in den Aether hinauf befreit, in der That, es hätte mich mit Schrecken erfüllt, aber es hätte mich ebensowenig staunen gemacht wie das Sichloslösen einer reifen Frucht. Aber wie wunderbar wäre es, wenn diese überschüssige Kraft sich auf rätselhaften Wegen den Menschen mitteilte. —

Im vorigen Sommer trieben zwei junge Burschen von Čitluk,

Sulejman Mandrapa und Mujo Konjhodžić, die Herden ihrer Eltern auf die Sommerweiden nach Bosnien. Konjhodžić hatte schon im Jahre zuvor die Sommerweiden mitgemacht; Mandrapa aber ging das erstemal. Seit dem Vorjahre war Konjhodžić Mandrapas liebster Gefährte auf der Weide; während ihre Schafe zwischen den Steinen nach Grünem suchten, liess sich Mandrapa von seinem Freunde am liebsten von den bosnischen Weiden erzählen. Ihre Eltern, die ohnehin Nachbarn waren, vereinigten die Herden in eine. Die Schafe des Konjhodžić wurden auf dem Rücken mit grossen roten Flecken gemerkt und die Mandrapas blieben weiss. Das wäre übrigens gar nicht notwendig gewesen, denn jeder kannte genau jedes seiner Schafe.

Die erste Nacht über blieben sie bei Verwandten Mandrapas in Ljubuški.

Am folgenden Tage kamen sie in eine Gegend, die Mandrapa ganz unbekannt war, das weite Thal des Trebižat. Die Schafe hatten sich schon aneinander gewöhnt und untereinander so vermengt, dass es schwer gewesen wäre, die rotgefleckten von den andern zu trennen.

Mandrapa sah zum erstenmal grosse Felder und hohe Bäume; und wenn er etwas Neues sah, fragte er immer Konjhodžić, was es sei, denn Konjhodžić wusste von allen den Dingen schon ein ganzes Jahr. Und Konjhodžić im Gefühl seiner Ueberlegenheit nahm Mandrapa um den Hals, und während sie so der Herde folgten, erklärte er ihm alles und dann erzählte er ihm von den bosnischen Weiden, wo die Kräuter und Gräser so dicht ständen, dass, während ein Schaf ein Büschel abfrisst, ihn schon das nächste in der Nase kitzelt, so dicht wie die Flocken in einem geknüpften Teppich.

Als sie vor Vittina kamen, wo zuseiten der Strasse hohe Ge-

büsche stehn, gefielen Mandrapa die geraden starken Aeste und er schnitt für sich und für Konjhodžić je einen starken Stock zurecht.

Hinter Vittina mussten sie halten. Ein Mutterschaf, das ein Junges bekommen sollte, hatte sich laut blökend hinter einem grossen Stein verkrochen, deshalb hielten sie Rast. Konjhodžić, aus dessen Herde es war, scherzte: »Wenn das Junge keinen roten Fleck haben wird, so gehört es Dir.« Als das Junge ans Licht gekommen war, hörte das Schaf gleich auf zu blöken und leckte es unaufhörlich, während das Junge das Euter suchte.

Die zwei Burschen hatten unterdessen Käse und Brot gegessen und dann war Mandrapa mit der Kürbisflasche zum Trebižat um Wasser gegangen. Als er zurückkam, stand das Junge auf den Füssen und war ganz trocken und hatte die Augen offen. Es hätte wohl schon ein Stück Weges allein laufen können, aber Mandrapa nahm es auf den Arm, weil sie noch einen langen Weg zurücklegen wollten, um am nächsten Tag schon die Weiden zu erreichen; so gingen sie weiter.

Bei Sonnenuntergang sah sich Konjhodžić nach einem guten Platz für die Nächtigung um. Mandrapa wäre gerne noch weiter gegangen bis in die Nacht, weil er den Anblick der Weiden nicht erwarten konnte, wo die Kräuter und Grasbüschel ganz dicht nebeneinander stehn. Aber Konjhodžić erklärte ihm, dass die Schafe noch getränkt werden müssten, und ehe sie auf den Platz kämen, den er auf dem Abhang ausfindig gemacht hätte, würde es ohnehin ganz dunkel; dann versprach er ihm noch, dass sie morgen bestimmt schon die ersten Weiden sehn würden, und so gab sich Mandrapa schliesslich zufrieden.

Als sie nach dem Tränken die von Konjhodžić bestimmte Stelle erreicht hatten, legten sich die Burschen nieder und um sie

herum legten sich die Schafe, dicht aneinander gedrängt. Während Konjhodžić und Mandrapa noch ein wenig Käse und Brot assen, schliefen die Schafe ein. Manchmal noch, wenn ein Widder seinen Kopf zurechtlegte, hörte man die Töne seiner Glocke, wie sie in der Wolle des Nachbarschafes erstickten. Die Burschen hüllten sich in ihre Decken und schliefen auch ein.

Kaum dass es zu lichten begann, war die Herde schon munter. Auch Konjhodžić und Mandrapa wachten auf und trieben gleich weiter.

Als sich der Himmel rötete, waren sie schon über Rakitno hinaus an der bosnischen Grenze, und gerade als die Sonne aufging, kamen sie zur ersten Weide. Es war eine weite Fläche saftigen Grases, dessen Grün unter den schrägen Strahlen dunkel glänzte. Mitten durch die Weide lief ein Steinriegel von lichtglänzenden Steinen.

Mandrapa, der in seinem Leben nur graue Steinflächen gesehn hatte, war stehn geblieben, wie betäubt von dem Anblick dieser Weide. Konjhodžić, der das bemerkte, begann laut zu lachen; aber Mandrapa blieb ernst. Mittlerweile liefen die Schafe ins Gras und weideten gierig.

Da fiel es Mandrapa ein, dass er seine Schafe auf der einen Seite vom Steinriegel weiden werde, während Konjhodžić mit seiner Herde auf der andern bleiben müsse; und gleich begann er die Schafe ohne Flecken über den Riegel hinüber zu treiben. Da lachte Konjhodžić noch mehr und dann sagte er, dass die Weide beiden ganz gehöre, und hörte dabei auf zu lachen, weil er eigentlich doch gekränkt war, umsomehr, da ihm die Eltern Mandrapas ihren Sohn zur Obhut übergeben hatten.

Als Mandrapa seine Herde auf der andern Seite hatte, trieb

Konjhodžić noch das Jüngste hinüber, um Mandrapa zu ärgern, und er lachte dabei: »Da ist noch eins ohne roten Fleck.« Mandrapa jagte es zornig zurück. Aber Konjhodžić hob es nach einer Weile wieder hinüber. Darüber war Mandrapa so erzürnt, dass er seinen Stock emporhob und ihn auf das Kleine niederhieb. Fast gleichzeitig that Konjhodžić mit hochgeschwungenem Stock einen Satz über den Riegel und ehe Mandrapa Zeit hatte seinen Stock ein zweites Mal zu heben, taumelte er unter dem Schlage des Konjhodžić und fiel neben das tote Schaf ins Gras. Konjhodžić erschrak; er warf den Stock beiseite und kauerte sich neben Mandrapa; erst schüttelte er ihn einigemal, um ihn zu sich zu bringen. Als das nichts half, schüttete er ihm aus der Kürbisflasche Wasser über die Schläfen und dann wusch er ihm die Brust. Nach einer Weile schlug Mandrapa die Augen auf und sah Konjhodžić an, als könnte er sich nicht erinnern, worum es sich handle. Konjhodžić hatte noch nicht gefunden, was er zu Mandrapa sagen solle, als Mandrapa ein wenig den Oberkörper hob; und indem er sich auf den Stock aufstützte, den seine Finger noch fest umklammert hielten, sprang Mandrapa auf. Auch Konjhodžić wollte sich aufrichten, aber schon war er unter einem Hieb Mandrapas lautlos zurückgesunken. Der Bauer Ante Radulović aus Rakitno, der unweit von seinem Felde aus zugesehen hatte, lief zuhilfe.

Mittlerweile waren Konjhodžićs Schafe eines nach dem andern über den Riegel gesprungen und hatten sich wieder mit den Schafen Mandrapas vermengt. Es war Unruhe in der Herde. Die Schafe waren gewöhnt, wo sie irgend Grünes fanden, nicht weiterzugehn, bis es weggefressen war; und hier sahen sie immer die weite Fläche saftigen Grases vor sich. Kaum hatte eines ein Grasbüschel angefressen, so lief es kauend ungeduldig einige

Schritte weiter. So kam es, dass die Herde schon ziemlich weit weg war, als Radulović bei den Hirten anlangte.

Radulović fand Konjhodžić mit offenem Schädel, das Gesicht ins Gras gedrückt. Auch Mandrapa lag regungslos da, er hatte das Bewusstsein wieder verloren, indessen war noch Leben in ihm. Zwischen ihnen lag das kleine Schaf; auf dem Rücken hatte es in der lichten Wolle einen roten feuchten Fleck.

Mandrapa starb noch am selben Tage im Hause des Radulović an den Folgen des Stockhiebes.

Holzschnitt von Kunisada.


大日坊改天日坊
清水屋

VIER GROTESKEN/ VON FRANZ BLEI.

III. PRINZ HYPOLIT.

(Schluss.)



AN erinnert sich vielleicht noch des Theaters, das der Prinz in seinem Wiener Palais spielen liess. An zwei Abenden in der Woche oder im Sommer vormittags im Parke, fanden sich da die Gäste ein, um sich einem Vergnügen hinzugeben, in dem alles Schwere, Für-sich-Bestehende, das die Künste immer beanspruchen, in eine heitere Geselligkeit aufgelöst war, die des Spieles auf der Bühne nur als eines Anlasses bedurfte, der Gebundenes löste und voller Wirkung auf die eigene Schönheit diese steigerte. Der feine Geschmack des Prinzen machte die Gesellschaft, die sich bei ihm traf, sicher und vertrauend. Alle Neugierde verlor sich bald, wenn sie etwa mitgebracht wurde, denn nichts war auf ein Verblüffen abgesehen. Alles entsprach der Vorbereitung eines Jeden, ohne dass er es merkte und indem er die angenehme Täuschung gewann, er sei nicht Teilnehmer sondern Mitwirkender, was auch wirklich so wurde als der Prinz die Spiele seltener machte, dann ganz aufhören liess. So gab sich jeder die leichte Mühe zu Haltung und Form, lebte in dem Ganzen mit stärkerem Genusse seiner selber.

Was gespielt wurde ist hier nicht zu erwähnen; wohl Altes und Neues, Gutes und Schlechtes, Heiteres und Trauriges. Es ist aus diesem Grunde hier nicht weiter zu erwähnen oder gar (wie einst die Litteraturkritiker sagten) zu untersuchen, weil das Absehen des Prinzen weniger auf die theatralische Kunst als Pose ging sondern er sie als ein Mittel geselliger Kultur nützte. Er dachte

nicht an eine Reform des Theaters in Unwillen über die Zustände der öffentlichen Bühnen, die so sein mussten, weil sie öffentlich waren, und denen er keine andere Kritik zuwandte, als dass er sie nicht besuchte, nicht des Aufgeführten wegen, (wenn er auch in den Stücken den Triumph des Gemeinplatzes der Durchschnittsgesinnung immer wieder zu finden erklärte), sondern: »Ich komme im Theater in eine, sagen wir höflich in eine Gesellschaft, die ich nicht kenne, die mich nicht kennt, die sich untereinander nicht kennt — also ein Strassenauflauf, über dem ein Dach ist. Das setzt sich neben, über mich, hinter mich, vor mich, ist schlecht angezogen, lacht, spricht, klatscht, zischt, thut tausend Unarten — kurz, es ist barbarisch als reinlicher Mensch ins öffentliche Theater zu gehen, in eine Gesellschaft, die nur auf Grund eines bezahlten Entreebillets zusammenkommt.« — Zwei Dinge vermieden der Prinz und seine Intimen durchaus bei der Wahl der theatralischen Vergnügungen: das Dilettantische und das Platte, das sich in einer Wiederholung jener Natur gefiel, die die Natur nicht weiter auszeichnet; und zu dem Platten wurde auch gezählt, was in der gemeinen Weise der Durchschnittsexistenzen an Moralitäten und sogenannten Problemen zu Tag kommt; und dies war der grösste Teil der theatralischen Kunst jener Zeit, soweit sie den Forderungen der Bühne (so nannte man das) gerecht wurde, soweit sie den moralischen Qualitäten der Publikumsmehrheit gerecht wurde (so meinte man es). — Hypolit begünstigte den Tanz und den Vers, der die Geberden zur Harmonie zwingt und die Bewegung zum Rhythmus. Er liebte dazu etwa eine Musik von Haydn oder den alten Italienern, deren klare einfache Form das Ohr entzückt und es nicht wie die neuere deutsche, die der Prinz gar nicht schätzte, mit Charakter-und Stimmungsnüancen ermüdet. Er liebte

es die Frauen in langen schweren Gewändern tanzen zu sehen; alles halbe Entblössen war ihm ein Gräuel; die Kinder aber tanzten nackt, wenn es etwa die Scene so verlangte. — Doch sind alle diese Dinge, welche das Theater des Prinzen betreffen, von einer andern Bedeutung und möchten, noch mehr davon erzählt, vom Zwecke entfernen. Ich sagte, dass das Theater des Prinzen seltener wurde, dass es ganz aufhörte als das, was es einst zu erreichen geholfen hatte, erreicht war. —

Dies vermag Keiner: dass er seine Zeit aus der Barbarei in die Kultur höbe; die Absicht auf ein solches Unternehmen würde sich in abstrakten Ideen ausgeben, in thörichten Büchern und Wohlmeinungen, denn die Absicht selber ist ja nichts weiter als eine solche vom Lebendigen isolierte Idee. Doch ist es in Zeiten der Neubildung und Aenderung glücklichen Naturen gegeben, dass sie durch ihre Lebensführung wie ein Vorbild wirken, dass sich Zögerndes an ihrem Beispiele entschliesst und Schwankendes hält. Der Name des Prinzen hatte ihn schon im Beginne an einen hellen Ort gestellt; äusserliche Anerkennung war ihm durch Geburt und Reichtum leicht gemacht und im voraus gewiss und er führte sein Leben mit einer solchen Sicherheit, dass was er that und wie er es that, als ein durchaus Natürliches gefühlt wurde, so sehr verschieden es auch von dem Gewohnten sein mochte. Ja, man fühlte an seinem Beispiele eben dieses Gewohnte als sinnlose Willkür, und nun kam zu allmählicher Frucht und Reife, was in den rauhen Zeiten die Blüte nicht verloren hatte. Schüchtern, ohne sichtbares Wollen, wie etwas Selbstverständliches begann es, nicht mit dem lauten Lärm der Manier, die bis jetzt nachahmend und verderbend verfolgt hatte, was der Tag an guten und schlechten Einfällen brachte. Dieses zeugt, dass es nicht eine Laune des Prinzen war,

sein Leben in dieser Weise zu führen, sondern dass er nichts weiter that, als der eigenen Art ihren Weg zu lassen. Der Prinz liebte die Geselligkeit, doch musste mehr an ihr beteiligt sein als blosse Gäste, ein gutes Diner oder ein unterhaltliches Theaterspiel; es musste höchstes Leben in ihr sein, nicht ein Erholen vom Leben, ein Ausruhen von der Mühe, ein Spiel der kleinen Worte oder diese Debatten über Ideen und Ereignisse. Denn nicht die Gedanken sind es, die interessieren, sondern der Mensch, der sie hat. Hypolit ging den Gästen, die es noch nötig hatten, mit dem eignen Beispiel darin voran, dass er nicht nur seinen Witz frei liess und seine guten Einfälle, dass er vielmehr nichts von seinem Menschentume versteckte, mit seinem Leben alle Form erfüllte. Nie hatte man, bei nie zu übertreibender Würde, grössere Freiheit darin gesehen, dass Jeder die Art seines Lebens betonen konnte, wie immer diese auch war; dass ein ungeschriebenes Ceremonial des Verkehres wohl dessen Formen bestimmte und äussere Gleichheiten schuf, die nur um so stärker die Verschiedenheiten der Einzelnen zum Vorschein brachten.

Es ist kaum zu bestimmen, auf welchen Wegen die Wirkung von des Prinzen Beispiel in seine Zeit ging. Es wird so sein, dass diese ihm entgegen kam und er dem, das so werden musste, durch die Bedeutung seiner Persönlichkeit zu dem rascheren Werden verhalf, dass dieses nicht in Irrtümern schwankend sein Ziel erreiche. Es wird nicht mehr nötig sein, dieses Ziel in Worten zu beschreiben, die (seien sie wie immer) auch schon eine Kritik enthalten, wenn auch eine apologetische. Und solche Kritik hier zu üben, festhalten zu wollen, was Bewegung ist, hiesse dem Feuer sagen, dass es nicht brenne, dem Strom, dass er nicht fliesse. Käme ein Wesen aus einer andern Welt, fremd uns und wir ihm fremd und könnte sich dieses Wesen in unsere Art

ganz verkleiden, ohne dass es die eigne aufgäbe, so möchte wohl ein solches Wesen fähig sein, uns das Wort über uns selber zu sagen, das unser Thun richtet und ihm die Weihe der endgültigen Wertung giebt. Menschliche Weisheit aber liegt in der Beschränkung und unsere Wahrheiten sind glücklich, wenn sie den Tag ihrer Geburt ausleben und nicht mehr. —

Die Stimme der grossen Menge ruft unter den Fenstern, unsere Kultur sei das Gebilde einer Kaste und nicht des Volkes. Ist es so, so sei es auch so! Besser ist die Kultur der Wenigen als die Barbarei Aller. Und ist es nötig, dass sich das kultivierte Leben der Wenigen durch die Sklaverei der Vielen behaupte, so ist das Mögliche eben nur durch dieses Mittel erreichbar gewesen und wir lassen den Vielen die Köpfe, darüber nachzudenken, wie dies zu ihren Gunsten zu ändern sei, die Köpfe und — die Hände. Wir nennen Gegenwart, was wir mit unserer Energie und Lust am Leben an Zeit umfassen können und wissen wohl, dass es nur Vergangenes und Künftiges giebt. Aber die Kraft unserer Täuschung ist stärker und fruchttragender als einer Vernunfterkenntnis lahme Gewissheit. — —

Als der Prinz älter wurde — der Leser möge entschuldigen, dass ich die Lebensgeschichte des Prinzen so beschleunige und ein ganzes Jahrzehnt daraus übergehe, das Hypolit in einem sonderbaren Abenteuer hinbrachte, welches ich nur kurz erzählen kann: Er ging auf Reisen, kam zurück und blieb verschollen. Er sprach nie von dieser Zeit, die er — so erzählte man sich später — in Rouen als ein M. Dubois verbracht haben soll. Allgemein nahm man an, ich glaube, es wurde sogar offiziell so bekannt gegeben, er sei auf Java gestorben, als er — zehn Jahre waren inzwischen vergangen — wieder in M. erschien, und sein Leben wie früher weiter führte, als ob die zehn Jahre nur ein Tages-

ausflug ins Gebirge gewesen wären. Der Prinz übersah auch im Gespräche diese Zeit völlig und sagte »unlängst«, wenn er etwas meinte, das vor elf Jahren geschehen war. Aber man versteht, warum ich bei dieser Episode nicht länger verweile —). Da der Prinz älter wurde und reiferes Leben, das sich dem Ende zuneigt, der stillen Beschaulichkeit mehr zugewandt ist als dem »brüsken Auftreten der Ereignisse« (P. H.) — da der Prinz älter wurde, mochten sich wohl seine Freunde manchmal bei ihm darüber beklagen, dass er sich selten mache. »Wenn man alt wird, meinte er darauf, bekommt man so seine Krankheit; man neigt leicht dazu, sich in Sentenzen zu verlieren und damit langweilig oder in anderer Weise unartig zu werden, durch malitiöses Schweigen oder sonst zu beleidigen. Man gewöhnt sich Liebhabereien an und lebt nicht mehr so richtig. Man rekapituliert, macht Bilanzen, zieht Summen, wird zu früh schläfrig, der Magen macht Geschichten — lauter Dinge, die ganz unsociabel sind. Alter und Hässlichkeit mögen sich selber am besten in der Einsamkeit geniessen.« Der Prinz erkannte, wie naturgemäss das Alter vom Leben allmählig ausgeschlossen auf keine andere Thätigkeit als die des Gehirnes gewiesen wird, und »mit der Eigenartigkeit unserer Gedanken, ich bitte Sie, was macht sich eine junge Dame daraus! Man bekommt die Lorbeeren und man hat doch noch den Geschmack auf der Zunge von den süssen Früchten, die einem einstmals in den Mund geschoben wurden.« So viel sich auch der Prinz in dieser Zeit mit den moralischen Dingen beschäftigte* und sich zum Leben

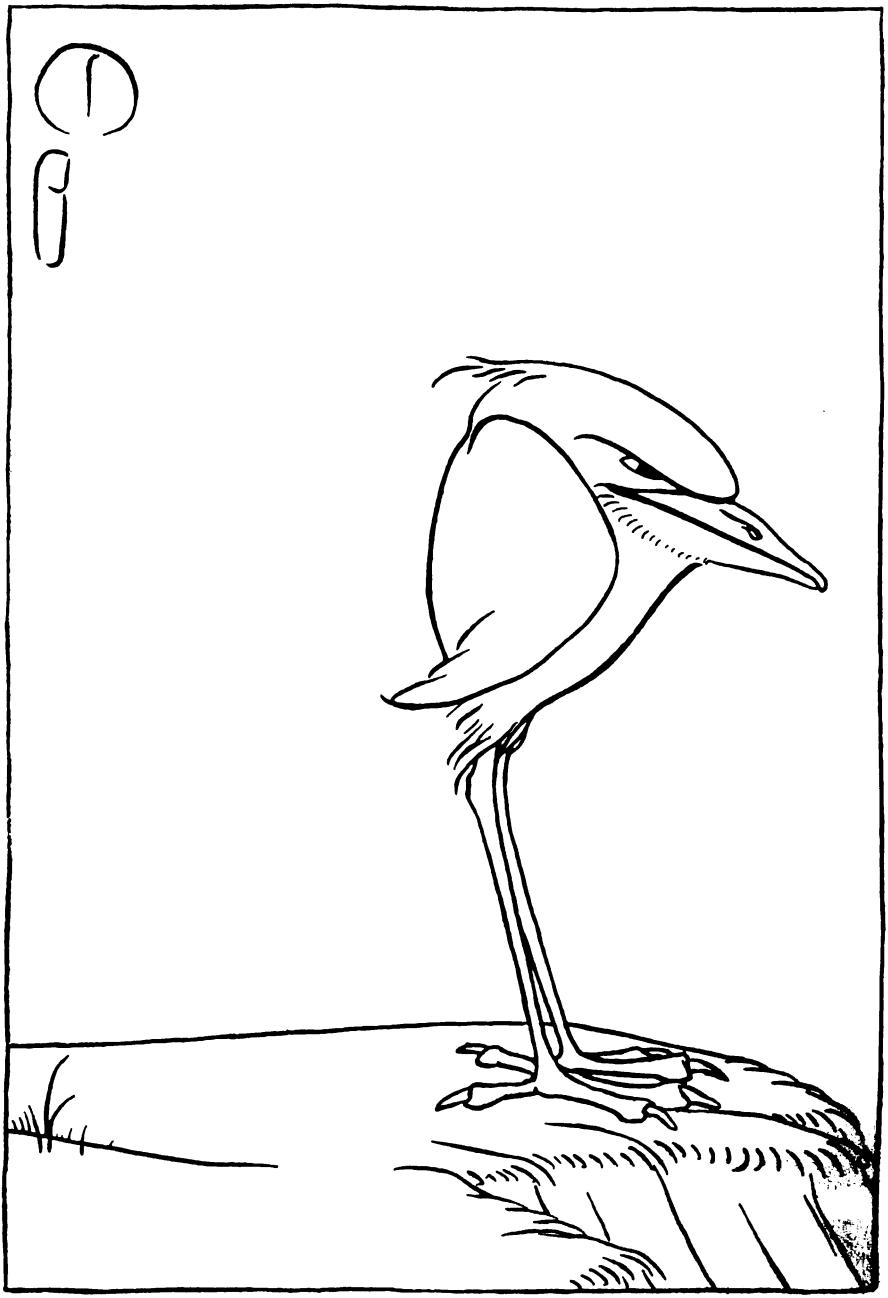
*»Die ästhetische Wertung der Dinge bezieht sich auf dessen Form, und darauf, dass diese unter der moralischen Wertung nicht leidet. Seien Sie im höchsten über etwas erregt, aber

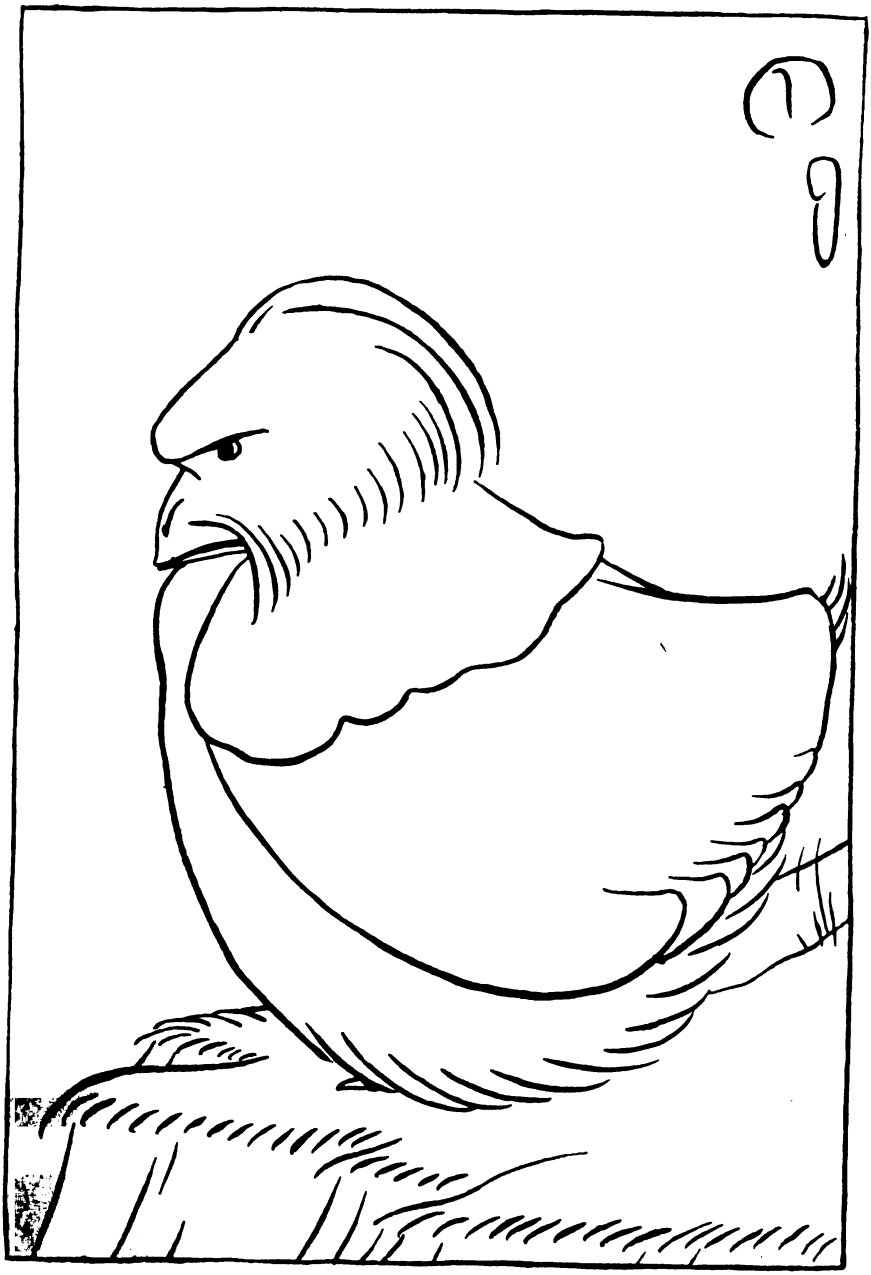
mehr als ein Betrachter stellte, so erklärte er dies immer für eine Alterserscheinung, die nicht eben von irgendwelchem Werte sei, wenn nicht von diesem vielleicht, dass sie den Abschied vom Leben erleichtere, indem die hélas! kühle Betrachtung es farblos und mechanisch mache. »Man hat seine Erinnerungen; aber wie Blumen in einem Herbarium geben sie keinen Geruch mehr und da beginnt man sie zu klassifizieren; ein schwacher Trost, wenn es nach dem eigenen System ist.« (P. H.)

Es würde die Meinung, die der Prinz selber von seinem Leben hatte, schlecht treffen und von dem Zwecke dieser Studie abziehen, würde ich bei dem Ende dieses Lebens, das nun nach innen ging, ausführlicher verweilen, wenn gerne ich auch von manchen der weisen und schönen Einsichten des Prinzen Kenntnis geben möchte und ausführen, wie in gütigen Harmonien hier ein Leben verging, von dem der Prinz auf seinem Sterbebette sagte, er würde es nie anders zu leben wünschen, wenn es ihm auch noch zehnmal gegeben würde. Doch dieses wäre eine andere Geschichte, die in der einen zu erzählen die Meinung dieser verdunkeln würde, welche keine sonst war als von der beiläufigen Art eines Menschen der neuen Kultur nichts weiter als eine Silhouette aus dem Papiere zu schneiden.

fuchteln Sie deshalb nicht mit den Armen und heben Sie darob nicht den gleichmässigen Ton ihrer Stimme zum Schreien«. (P.H.)

Zwei Zeichnungen von Markus Behmer.





HEILWIG WOHNSFLETH/ ZWEIUNDZWANZIGSTER POGGFRED-CANTUS/ VON DETLEV FREIHERRN VON LILIENCRON.

Im Faulbaum rief die Nachtigall:
Die Blüte flieht! Die Blüte flieht!
Richard Dehmel.

DIE Kindheit ist ein Nebel, ist ein Schleier,
Aus dem heraus durch unser spätres Leben
Ein Leuchten bleibt wie stille Weihnachtsfeier.

Doch hier und da nur. Manch furchtbares Beben,
Manch Schrecknis ist uns auch davon geblieben
Und lässt das Herz durch wilde Träume schweben.

Heut will ich mir Erinnerungen sieben,
Die fröhlich sich aus meinen Knabenjahren,
Phantastischfröhlich durcheinanderschieben.

Ich war ein Schwärmer damals, unerfahren,
Vielleicht ein Dichter schon im »Flügelkleid«,
Und bin ein Dichter noch mit grauen Haaren.

In einem Kloster, oft und längre Zeit,
Hab ich als Kind und Jüngling einst gewohnt,
Und immer denk ich dran mit Seligkeit.

Herrlich: auf ihrem Fürstensessel thront
Die Abbatissa mit dem Bischofsstabe,
Sie prangte mir wie Sonne, Stern und Mond.

Die Chanoinessen waren, als ich Knabe,
Die lieben alten Damen, mir »sehr gut«,
Und sinds gewesen bis zu ihrem Grabe.

Im Kloster lernt ich Whist und Glaubensmut
Und vieles Beten, etwas ennuyant —
Indessen kurz: ich war in treuer Hut.

Selbst als ich längst ein lustiger Leutenant,
Verwöhnten sie mich mit Geduld und Geld
Und löschten meiner Schulden grossen Brand.

Besonders liebt ich Fritze Ahlefeldt.
Bis in ihr hohes Alter blieb sie jung
Und trug Humor und Klugheit in die Welt.

Wie deutlich ist mir in Erinnerung:
Sonntags sass ich in ihrem wappenreichen
Kirchengestühl mit ihr im Andachtsschwung.

Da sah ich oft mit kindlichem Erbleichen
Auf wundervoll gemaltem Deckengrund
Ein roh getünchtes scheusslich Höllenzeichen:

In all dem rosigen Engelsputtenbund,
Der sich eng um Gottvater, Christum schaarte,
Grinste infam ein Teufelsfratzenmund.

Als immer wieder ich den Spuk gewahrte,
Befragt ich einmal meine Hüterin,
Die aber damals mir nur offenbarte:

»Mein Jung, dafür fehlt dir noch jeder Sinn.
Bist du erwachsen, will ichs dir erzählen;
Es kommt die Zeit, dann siehst du mehr darin.«

Heut braucht die Neugier mich nicht mehr zu quälen,
»Erwachsen« bin ich längst und konnte mir
Das Rätsel aus den Klosterakten schälen.

Was ich mit Rührung las, ich geb es hier:

Die Abbatissa Abel Pogwisch sass,
Unendlich adelsstolz und streng und fromm,
In ihrem Fürstenmantel und verlas:

»Wir bieten hiermit Unsern Willekomm,
Wir, Dei Sancti gratia Domina,
Battista Rovero dem Gentilhomme.

Von Meister Tizian aus Venezia
Auf Unsern Wunsch gesandt, um das zu schmücken,
Was unserm Kloster fehlt an Gloria.

So soll uns denn die Künstlerhand entzücken
Und, wo bisher die weisse Fläche schlief,
Aus diesem Nichts die schönsten Blumen pflücken.«

Battista nimmt und küsst den Willkommbrief,
Neigt sich graziös vorm adlichen Convent,
Vor der Aebtissin ehrfurchtsvoll und tief.

Ein Tuscheln rinnt, wird stärker, schwillt, läuft, rennt,
Als er gegangen, durch die Edeldamen,
Ach, und die jüngste, Heilwig Wohnsfleth, brennt.

Als sie zum andern Mal zusammenkamen,
Da brannte auch Battistas Herz wie Zunder,
Und Eros kicherte und sagte Amen.

Rauh war der Monat, leer stand der Hollunder,
Battista malt, von Kälte fast verzehrt,
Und fertig ist zum Weihnachtsfest das Wunder.

Die heilige Nacht: Abtissa hochgeehrt,
Sitzt im Empor der Kirche auf dem Thron,
Auf ihrem Schoosse liegt ein nacktes Schwert.

Nach beiden Seiten hin, fast wie zur Frohn,
Ein wenig rückwärts, sitzen die Chanoinessen,
Nach ihrem Alter, müde, monoton.

Im Schatten tönt die Orgel wie vergessen,
Und leiser Knabenchor; sonst darf Niemand
Sich dieser Stunde dieses Orts vermessen.

Die Kerzen strahlen ihren sanften Brand,
Und alles Licht fängt sich zum Funkelfeuer
Um einer Wiege diamantnen Rand.

Drin liegt als Jesuskind, als Welt-Erneuer,
Liegt eine Puppe, aufgeputzt mit Flittern,
Die Weihrauchsäule steigt, die Liebessteuer.

Fürstliche Gnaden, vor der alle zittern,
Wiegt sauersüss das Wachsbild mit dem Fuss,
Um den Brokat und Goldschuh leise knittern.

Wem sendet Heilwig Wohnsfleth ihren Gruss?
Sie starrt wie abwesend hinauf zur Decke,
Wo Gott gemalt ist mit dem Opfergruss.

Und dort der Engel in der Wolkenecke,
Wen sieht sie da: Das ist ihr hold Gesicht,
Das ihr entgegenlächelt vom Verstecke.

»Er liebt mich!« Und ein himmlisches Gedicht
Zieht durch ihr Herz. Kaum kann sie sich noch halten,
Und denkt nicht mehr an ihre herbe Pflicht.

Am ersten Feiertag, die Hymnen schallten,
Da fanden sich die zwei im Dämmerschein,
Der sie umschlug mit Himmelsmantelfalten.

Der nächste Tag der Feiersingerein
Pocht an den Elbdeich, mahlend ziehn die Schollen,
Da hatten sie ihr zweites Stelldichein.

Ein Krachen kommt vom Wasser her, ein Grollen,
Die Schollen schieben sich hart durcheinander,
Die Ebbe führt sie weg, sie knirschen, rollen.

Ans andre Ufer käme kein Leander,
Und Hero müsste warten, und vergebens,
Sie schlösse nie ans Herz den kühnen Strander.

Am Ufer diesseits suchten ihres Lebens
Die beiden dumpf die heissersehnte Stunde,
Und fanden sie, o Seligkeit des Gebens!

Ein Fischerhaus am Deich schenkt ihrem Bunde
Die sichre Ruh der Liebeständelei,
Bewacht von Schnut, dem hitzigen Schäferhunde.

Am Hüttchen flog ein Eisvogel vorbei,
Die Flügel blitzten wie beim Kolibri,
Du Märchenblau im grauen Einerlei!

Battistas grosses schwarzes Auge schrie,
Indessen Heilwigs Veilchen-Augen sanken,
Vor Wonne sanken, und er herzte sie.

Nur eine Woche band die Flatterranken
Der kleine Gott: Battista muss zurück,
Und mit ihm wandern Heilwigs Glutgedanken.

Der Liebe Reichtum ward zum Pfennigstück
Gar bald dem Flüchtling. Aber Heilwig glaubt
In treuester Erwartung an ihr Glück.

Der Frühling freilich hat es ihr geraubt,
Kein Brieflein kam, kein liebes Rückkehrzeichen,
Da ist ihr zarter Blumenweg verstaubt.

Sie fällt dem Schicksalswagen in die Speichen,
Er überfährt sie, keine Rettung mehr,
Sie will dem Tod die schmalen Hände reichen.

Schon taumelt sie, da kommt ein letzt Begehr:
Sie stürzt der kalten Fürstin vor die Füsse
Und beichtet ihren sündlichen Verkehr.

Doch die stösst von sich weg entsetzt die Süsse
Und giebt Befehl: Peitscht sie vom Kloster fort,
Dass sie im Elend ihre Schande büsse!

Das war ihr einzig, herrisch Abschiedswort.
Dann dreht sie ihr den Rücken, lässt sie stehn,
Und visitiert des Altars Gnadenort.

Ein Tüncher aus dem Dorf, so solls geschehn,
Beklext den Engelskopf mit roher Faust:
Seitdem ist dort das Teufelsmaul zu sehn.

Mit aufgelöstem Haar, vom Wind zerzaust,
Lief Heilwig irre durch Gestrüpp und Dorn,
Von Sturm und schwerem Regenguss umgraust.

Ein Fähnlein ritt vorbei am Winterkorn:
Ei, Mädel, komm mit uns ins Nachtquartier.
Und einer hebt sie auf den Sattel vorn.

Wo sie geblieben ist auf Erden hier?
Verdorben irgendwo im Pferdestall?
Gestorben wo? Das sagt kein Amtspapier.

Es war im Mai, es schlug die Nachtigall.

Holzschnitt von Felix Vallotton.
Aus einer Reihe von Scenen aus der Pariser Welt-Ausstellung.


ENTREE
50c
FV

BRIEF AN DORA/ VON HANS ADOLAR.

ALS ich gestern Sie im grünen Kleide sah,
— Amouretten guckten ach! aus jeder Falte! —
Doris, o, ich wusste nicht, wie mir geschah,
wusste nicht, ob ich den Reim behalte,
der sich Ihnen da zu Füssen legte,
Dora Doris, Frühlingswindbewegte:
Kleine Dame, süsse grüne Schäferin,
Leichtes Herz und leichter Sinn.

Als ich gestern Sie in Kreuzbandschuhen sah,
— weisse Strümpfe lachten unterm Kleide —
Ach! ich weiss nicht, dass es nicht sofort geschah
und ich nicht den Saum der grünen Seide
und die Spitzen Ihrer Schuhe küsste,
und ich fühlte doch so sehr, es müsste
wie ein kleiner Himmel herrlich sein für Beide,
Dora Doris, grüne helle Frühlingsfreude,
Kleine Dame, süsse blonde Schäferin,
Rotes Herz und rosaroter Sinn.

Als ich gestern Sie den Walzer tanzen sah,
— kleine Schritte und das Kleid im Winde —
Ach! mein Fräulein, ach! wie wurd mir da!
Eine Wiese sah ich unter einer Linde,
ich ein Schäfer führte Sie im Walzerschritt,
die Musik besorgten Nachtigallen,
und die Schafe unsrer Herden tanzten lustig mit.
Dora Doris, selig Wohlgefallen,
Kleine Dame, allerliebste Schäferin,
Leichtes Herz und leichter Sinn.

Als ich gestern — doch nun wird das Dichten schwer
und ich möcht den Vetter Damon bitten,
dass er mir dabei behilflich wär,
(da er doch im Dichter weiter vorgeschritten)
und mir was von seiner Kenntnis gebe,
dass die Schönheit dieser kleinen Schäferin
sich in meinen Versen ganz belebe,
dass in meiner Reime Her und Hin
sie zur Schönsten sich auch ganz erhebe —
Dora Doris, meine blonde Schäferin,
Rotes Herz und rosaroter Sinn.

DER SCHLECHTGEFESSELTE PROMETHEUS. AUS DEM FRANZOESISCHEN DES ANDRE GIDE/ VON M. B.



M Mai des Jahres 189., nachmittags um zwei Uhr, ereignete sich dieser sonderbare Vorfall:

Auf dem Boulevard, der von der Madelaine zur Oper führt, wurde ein dicker Herr mittleren Alters, durch nichts sonst merkwürdig als durch seine ungewöhnliche Korpulenz, von einem mageren Herrn angehalten, der ihm lächelnd und jedenfalls ohne an was Böses zu denken, ein Taschentuch übergab, das der dicke hatte fallen lassen. Dieser dankte ohne viel Redensarten und wollte seinen Weg fortsetzen als er sich eines Bessern besinnend zu dem Magern neigte, wie um eine Auskunft bittend, — die dieser ihm auch gab; denn der dicke Herr zog sofort Tintenfass und Feder aus der Tasche, reichte beides mit einem Briefumschlag, den er bishin in der Hand gehalten hatte, dem Mageren. Die Vorübergehenden konnten sehen, wie dieser eine Adresse auf den Umschlag schrieb. — Hier aber beginnt das Sonderbare der Geschichte, das bisher keine Zeitung gebracht hat. Der magere Herr, der Feder und Tinte zurückgab, hatte noch nicht Zeit für ein lächelndes Adieu gehabt, als der Dicke ihm zum Zeichen des Dankes eine Ohrfeige versetzte. Worauf er in einen Wagen stieg und verschwand, bevor auch nur einer der Zuschauer (darunter ich selbst) sich von der Ueberraschung erholt hatte und einem eingefallen wäre, den Menschen festzuhalten. Ich weiss seit dem, dass es Zeus, der Bankier, war.

Der magere Herr war durch die Aufmerksamkeit der Menge

sichtlich geniert und versicherte, dass er die Ohrfeige kaum gespürt hätte — dabei lief ihm das Blut aus den Nasenlöchern und von einer zerrissenen Lippe. Er bat, man möchte ihn in Ruhe lassen, um alles nur in Ruhe lassen, worauf die Spaziergänger sich zerstreuten. Der Leser möge erlauben, dass wir uns jetzt nicht weiter mit einem beschäftigen, den er in der Folge noch genügend oft wiedersehen wird.

Chronik der Privatmoral.

I.

ICH will nicht von der öffentlichen Moral sprechen, weil es keine giebt — doch bei dieser Gelegenheit eine Anekdote: Als Prometheus auf der Höhe des Kaukasus heraus bekommen hatte, dass ihn die Ketten, Klammern, Zwangsjacken, Brustwehren und andre Skrupel, überhaupt alles, steif machte, richtete er sich, um die Lage zu wechseln, auf der linken Seite in die Höhe, zog seinen rechten Arm heraus und stieg zwischen vier und fünf Uhr im Herbst auf den Boulevard herunter, der von der Madelaine zur Oper führt.

Verschiedene Pariser Berühmtheiten spazierten an ihm vorbei. Wo gehen die hin? frug er sich, und, nachdem er sich in einem Café vor einem Bock niedergelassen, den Kellner: »Kellner, wo gehen die hin?«

Geschichte vom Kellner und vom Müllionär.

— Wenn der Herr sie wie ich jeden Tag wieder zurückkommen sähe, sagte der Kellner, könnte er ebensogut fragen woher sie kommen. Das ist nämlich ganz alles eins, weil sie jeden Tag wieder zurückkommen. Ich sage mir: sie kommen zurück, weil sie nicht gefunden haben. Jetzt wird mich der Herr fragen: was

suchen sie? weil der Herr wissen möchte, was ich darauf antworte.
Und so frug Prometheus: Was suchen sie?
Und der Kellner: Weil sie nicht dort bleiben, so ist es das Glück nicht. Der Herr mag mir glauben oder nicht (und er kam ganz nah und flüsterte:) Was die suchen, das ist ihre Persönlichkeit! — der Herr sind nicht von hier?
— Nein, sagte Prometheus.
— Uebrigens, das sieht man, sagte der Kellner; ja: Persönlichkeit; das, was wir hier Idiosynkrasie nennen. Ich zum Beispiel, wie Sie mich da sehen, Sie würden schwören, ich sei ein Kellner. Aber Sie irren sich! Das bin ich nur so — aus Liebhaberei. Sie mögen mir glauben oder nicht: ich führe ein inneres Leben: ich beobachte. Es giebt nichts Interessanteres als die Persönlichkeiten; und dann die Beziehungen unter den Persönlichkeiten. Das ist hier in diesem Restaurant sehr gut eingerichtet, mit diesen Tischen für drei. Ich erkläre Ihnen den ganzen Betrieb sofort. Sie speisen doch bald, nicht? Man stellt Ihnen —
Prometheus war ein bisschen müde. Der Kellner fuhr fort: Ja, diese Tische für drei, das ist es, was ich ausserordendlich bequem finde: drei Herren kommen; man stellt sie sich vor (natürlich wenn sie es wünschen), denn in meinem Restaurant muss man vor dem Diner seinen Namen angeben; und dann, was man macht; um so schlimmer, wenn man sich täuscht. Dann setzt man sich (ich nicht); man unterhält sich (ich natürlich nicht) — aber ich stelle den Kontakt her; ich höre zu; ich forsche aus; ich dirigiere die Konversation. Am Ende des Diners kenne ich drei innere Wesen, drei Persönlichkeiten! Jene kennen nichts. Ich, Sie verstehen doch, ich höre, ich mache die Beziehung; jene gehen auf die Beziehung ein. — Sie werden mich fragen,

was mich das alles angeht? — Ganz und gar nichts. Mein Vergnügen ist, Beziehungen zu schaffen . . O! nicht für mich . . , nein, so wie, man möchte sagen, etwas, das man gratis abgiebt, eine Gratisthätigkeit.

Prometheus schien ein wenig ermüdet. Der Kellner fuhr fort: Eine Gratisthätigkeit! Sagt Ihnen das nichts, gar nichts? — Mir scheint das ganz ausserordentlich. Ich habe lange gedacht, das sei es, was den Menschen vom Tiere unterscheidet — eine Gratisthätigkeit. Ich nannte den Menschen: das Tier, das einer Gratisthätigkeit fähig; — aber später habe ich das Gegenteil gedacht: dass es das einzige Wesen ist, unfähig etwas umsonst zu thun; — umsonst! denken Sie mal: ohne Vernunft — ja, gut, das gebe ich Ihnen zu — aber ohne Grund: dazu ist er unfähig. Uebrigens fing mir das an langweilig zu werden. Ich sagte mir immer: warum macht er das? warum macht er dies? . . . Ich will nämlich nicht behaupten, dass ich Determinist sei . . übrigens, da fällt mir eine Anekdote ein:

Ich habe einen Freund, mein Herr; der ist — Sie werdens nicht glauben, Müllionär. Intelligent ist er auch. Der sagte sich: etwas thun umsonst? wie das? Sie müssen nicht vergessen, nicht um eine Thätigkeit, die nichts einbringt handelt es sich, denn ohne das . . . nein, eine umsonst! ein Akt, der durch nichts motiviert ist. Verstehen Sie? Nicht Interesse, nicht Leidenschaft, Nichts. Die interesselose uninteressierte That, geboren aus sich selber. Ohne Zweck, ohne Meister. Die freie That, die Autochthat.

— Wie? machte Prometheus.

— Passen Sie gut auf, sagte der Kellner. Mein Freund kommt eines Morgens herunter, mit einem fünfhundert Franksschein in einem Couvert und einer bereitgehaltenen Ohrfeige in der Hand. Es handelt sich darum, einen zu finden ohne ihn zu suchen. Also,

auf der Strasse lässt er sein Taschentuch fallen und zu dem, der es aufhebt (der gutmütig ist, weil er es aufhebt) sagt der Müllionär: — Entschuldigen Sie, mein Herr, kennen Sie vielleicht jemanden? Der andere: Ja, Mehrere.

Der Müllionär: Dann haben Sie, hoffe ich, die Güte und schreiben seinen Namen auf diesen Umschlag; hier ist Tisch, Tinte, Feder . . .

Der andere schreibt als ein Gutmütiger; dann: Bitte, möchten Sie mir erklären . . .?

Der Müllionär antwortet: — Das ist ein Prinzip; dann (ich vergass zu erwähnen, dass er sehr stark ist) haut er ihm die Ohrfeige ins Gesicht, die er in der Hand trug, ruft einen Fiaker an und verschwindet.

Verstehen Sie? Zwei einfach geschenkte Thaten auf einmal! Dieser fünfhundert Franksschein an eine Adresse, die er nicht gewählt hat und diese Ohrfeige, für einen, der sie sich ganz allein gewählt hat indem er ihm das Taschentuch aufhob. Sagen Sie, ist das nicht etwa gratis und geschenkt?

Und die Relation! die Beziehung! Ich wette, Sie beachten die Beziehung nicht genügend; während nämlich die That umsonst ist, ist sie auch wie wir hier sagen: reversibel, heimfällig; so nämlich: der eine, der 500 Franks für eine Ohrfeige giebt, der andere, der eine Ohrfeige für 500 Franks erhalten hat . . . und dann weiss man nichts weiter . . . man geht auseinander, verliert sich. — Denken Sie doch! Eine Leistung absolut umsonst! Es giebt nichts, das demoralisierender wäre. Aber der Herr beginnt Hunger zu bekommen; ich bitte vielmals um Entschuldigung; man kommt so ins Plaudern . . . Möchten mir der Herr gefälligst seinen Namen sagen, — wegen der Vorstellung . . .

— Prometheus, sagte Prometheus einfach.

— Prometheus! Ich sagte ja gleich, der Herr sind nicht von hier . . . und Beschäftigung, wenn ich bitten darf?

— Keine, sagte Prometheus.

— Ach nein, sagte der Kellner mit einem süssen Lächeln. — Nein. Man braucht ja den Herrn bloss zu sehen, um zu wissen, dass er sich mit etwas beschäftigt.

— Das ist so lang her, stammelte Prometheus.

— Um so schlimmer, um so schlimmer, meinte wieder der Kellner. Uebrigens möge sich der Herr beruhigen. Ich stelle, wenn man will, mit dem Namen vor, aber nie mit der Beschäftigung. — Und die Ihre, mein Herr . . was beliebten sie zu machen?

— Zündhölzer, murmelte Prometheus errötend.

Das Schweigen, das nun folgte, war etwas peinlich. Der Kellner sah ein, dass er Unrecht hatte, so auf seiner Frage zu bestehen, Prometheus fühlte, dass er nicht recht that, darauf zu antworten. Im Tone des Tröstens fing der Kellner an: Nun, der Herr machen ja keine mehr . . . Aber atwas muss ich doch einschreiben, ich kann doch nicht einfach schreiben: Prometheus-Punkt. Der Herr hat doch gewiss eine Profession, eine Spezialität . . oder weiss doch wenigstens etwas . . .

— Nichts, erklärte Prometheus.

— Dann schreiben wir: Schriftsteller. Nun, wenn es dem Herrn gefällig ist, in den Speisesaal einzutreten? ich serviere nicht draussen. Und er schrie hinein: Einen Tisch für Drei! Einen! . . Durch zwei Thüren traten zwei Herren ein. Man sah, wie sie dem Kellner ihre Namen nannten. Aber da die Vorstellung nicht verlangt wurde, setzten sie sich ohne das. Und als sie sassen:

II.

MEINE Herren, begann der eine, ich bin in dieses Restaurant, in dem das Essen elend ist, wegen der Unterhaltung gekommen. Ich habe ein Grauen vor einsamen Mahlzeiten und darum behagt mir dieses System des Tisches für Drei sehr, denn zu zweit würde man zu streiten anfangen . . . Aber Sie machen ein sehr schweigsames Gesicht?

— Ganz gegen meinen Willen, entgegnete Prometheus.

— Darf ich fortfahren?

— Ich bitte Sie darum.

— Ich sollte meinen, dass im Laufe einer Stunde drei Unbekannte Zeit hätten, sich kennen zu lernen — indem sie nicht zu viel essen (was hier leicht ist), indem sie wenig sprechen und die Gemeinplätze vermeiden; ich meine, dass jeder nur erzählt, was ihm durchaus eigentümlich ist. Ich behaupte ja nicht, dass diese Unterhaltung durchaus nötig wäre, aber, wenn sie uns nicht gefällt, wozu sind Sie eigentlich — man isst doch hier miserabel, wozu sind Sie eigentlich in dieses Restaurant gekommen?

Prometheus war sehr müde. Der Kellner beugte sich zu ihm herab und flüsterte ihm ins Ohr: Das ist Kokles. Und der, der spricht, das ist Damokles.

Damokles sagte:

Geschichte des Damokles.

Mein Herr, vor einem Monat wenn Sie mich das gefragt hätten, ich hätte nichts darauf zu antworten gewusst; aber seitdem mir das vor einem Monat passiert ist, existiert für mich nichts mehr von dem, was ich vorher dachte. Ich würde Ihnen auch nicht meine älteren Gedanken erzählen, wenn die Bekanntschaft

mit ihnen nicht zum vollen Verständnis meiner neueren Gedanken durchaus nötig wäre. — Nämlich, meine Herren: seit dreissig Tagen fühle ich mich als ein Original, als ein einzig dastehendes Original, mit einem merkwürdigen Schicksal. Und, meine Herren, bemerken Sie wohl, dass ich mich vorher durchaus als das Gegenteil davon fühlte. Ich führte ein ganz gewöhnliches Leben und machte mir diese Regel zur Pflicht: einem ganz gewöhnlichen Menschen zu gleichen. Jetzt weiss ich bestimmt, dass ein ganz gewöhnlicher Mensch gar nicht existiert, dass es einfach eine vergebliche Ambition ist, wie jederman zu sein. Weil jederman aus jedem zusammengesetzt ist und jeder nicht jedem ähnlich ist. Gleichwohl; ich studierte mich; ich trieb Statistik, ich berechnete das juste milieu — ohne zu verstehen, dass die Extreme sich berühren, dass derjenige, der spät zu Bett geht, dem begegnet der früh aufsteht und dass der, der den Platz in der richtigen Mitte sucht, sicher ist, sich zwischen zwei Stühle zu setzen. — Jeden Abend legte ich mich um 10 Uhr schlafen. Ich schlief acht und eine halbe Stunde. Ich trug Sorge, in jeder meiner Handlungen es der Art der grossen Menge gleich zu thun, in jedem meiner Gedanken so gewöhnlich als möglich zu sein. Genug.

Da begegnet mir eines Morgens ein ganz persönliches Abenteuer. Die Bedeutung desselben in dem Leben eines gesetzten Mannes kann man nur aus der Folge verstehen. Der Anfang ist gemacht. Jetzt kommen die Folgen. Es ist schrecklich.

III.

DENKEN Sie sich also, — an einem Morgen bekomme ich einen Brief. Meine Herren, daran, dass Sie nicht erstaunen erkenne ich, dass ich Ihnen meine Geschichte schlecht erzähle. Ich

hätte voraus schicken müssen, dass ich nie Briefe erwarte. Das heisst, ich bekomme jährlich drei: einen von meinem Hausherrn, der die Miete verlangt: einen von meinem Bankier, dass ich die Miete bezahlen könne; einen am ersten Jänner ... von wem kann ich Ihnen nicht sagen. Die Adresse war von einer mir gänzlich unbekannten Hand. Der gänzliche Mangel an Charakter in ihr, von dem mich zu rat gezogene Graphologen überzeugten, machte mir die Sache noch unklarer. Die Graphologen fanden Anzeichen einer grossen Güte, andere sprachen auch von einer gewissen Schwäche. Bestimmtes konnten sie aber nicht sagen. Die Schrift ... ich spreche wohlgemerkt nur von der Adresse; denn in dem Couvert war keine Zeile, kein Wort, nichts, nichts als — ein Fünfhundertfrankschein.

Ich trank gerade meine Chokolade, aber mein Erstaunen war so gross, dass ich sie kalt werden liess. Also ich suche, denke nach ... Niemand ist mir Geld schuldig. Ich habe meine bestimmten Einkünfte, meine Herren, und meine regelmässigen Ersparnisse im Jahre kompensieren so beiläufig meine Miete. Ich hatte nichts zu erwarten, wie ich Ihnen sagte. Und habe auch nie etwas verlangt. Die Regelmässigkeit meiner Gewohnheiten reizte mich nicht zu dem kleinsten Bedürfnis. Ich dachte viel nach, und nach der besten Methode: cur, unde, quo, qua? Woher, wozu, wodurch, warum? Und dieser Schein gab Antwort auf nichts.

Ich dachte: es ist ohne Zweifel ein Irrtum; ich werd ihn gut machen können. Die Summe war für einen andern mit gleichem Namen. Ich suche also im Bottin nach dem Gleichnamigen, der vielleicht schon auf das Geld wartet. Aber es giebt nicht mehr viele Träger meines Namens, und ich sehe wie ich das

enorme Buch durchblättere, dass ich der einzige Damokles bin. Ich dachte, dass ich durch die Schrift auf dem Umschlag zu einem Resultat käme und ging zu den Graphologen. Das Resultat war Null. Mein Unbehagen nahm zu. Diese 500 Franks bereiten mir mit jeden Tag mehr Schmerzen; ich möchte sie los sein und ich weiss nicht wie. Denn schliesslich ... wenn sie mir dennoch jemand und nicht irrtümlich gegeben hat, so verdient das doch mindestens meinen Dank. Dankbar möchte ich sein — aber ich weiss nicht wem.

In der Hoffnung auf einen neuen Zufall, der mich aus meinen Schmerzen erlöst, trage ich den Schein bei mir, Tag und Nacht; wie verwachsen damit bin ich. — Vorher, vor dieser Geschichte, war ich gewöhnlich aber frei. Jetzt gehöre ich jemandem. Dieses Abenteuer hob mich aus der Menge; ich war Irgendeiner, jetzt bin ich Jemand.

Seit diesem Erlebnis bin ich ganz verändert; ich suche Unterhaltung auf und komme oft in dieses Restaurant, dessen famose Einrichtung der Tische für drei mich hoffen lässt, dass einer der beiden andern vielleicht die Schrift dieses Couverts erkennt; sehen Sie mal.

Und da zog Damokles aus seiner Brust einen Seufzer und aus seiner Rocktasche ein gelbes beschmutztes Couvert. Sein Name stand da deutlich von einer mässigen Hand geschrieben.

Da passierte etwas Seltsames: Kokles, der immer geschwiegen hatte, schwieg auch jetzt noch, — aber er erhob seine Hand gegen Damokles, die der Kellner im Fluge aufzufangen gerade noch Zeit hatte. Kokles beruhigte sich wieder und sprach traurig die Worte, die erst in der Folge verstanden wurden; — Uebrigens ist es besser so, denn wenn ich Ihnen die Ohrfeige gegeben hätte, hätten Sie geglaubt, mir die 500 Franks

geben zu müssen, und ... sie gehören mir nicht. Und, da Damokles noch auf eine Erklärung von Kokles Handbewegung zu warten schien, sagte dieser noch: Ich habe darauf ihre Adresse geschrieben.

— Aber woher wissen Sie meinen Namen? frug Damokles, der die Sache übel nahm.

— Ganz zufällig — sagte Kokles sanft; übrigens hat das für die Geschichte keine grosse Bedeutung. Die meine ist nämlich weit merkwürdiger als die Ihre. Gestatten Sie, dass ich sie in wenigen Worten erzähle.

Geschichte des Kokles.

Ich habe nicht viele Beziehungen auf dieser Welt, hatte sie auch nicht bevor das passierte, was ich Ihnen erzählen will. Ich kenne meine Eltern nicht und habe lange einen Grund gesucht, warum ich mein Leben weiterführe. Ich ging auf die Strasse, um da irgend eine Bestimmung zu finden. Ich suchte den Zufall, irgend etwas, das ich thun müsste und das dann die Richtung meiner Existenz bestimmen sollte. Von Haus aus gut, wie ich Ihnen sagte, bestand meine That darin, dass ich ein Taschentuch vom Boden aufhob. Der es verloren hatte war noch keine drei Schritte vor mir her, ich lief ihm nach, überreichte es ihm. Er nimmt es ohne überrascht zu sein, — nein, überrascht war ich, als er mir ein Couvert überreicht, gerade das, welches hier liegt. — Wollen Sie, sagte er lächelnd, darauf eine Adresse schreiben? — Welche? frage ich. — Irgendeine, antwortete er. — Und dabei überreichte er mir, was man zum Schreiben braucht. Es war nicht mein Bedürfnis, mir das alles äusserlich motivieren zu lassen, ich that, was er verlangte. Ich sagte Ihnen schon, dass ich nicht viele Beziehungen auf

dieser Erde habe. Der Name, den ich aufschrieb und der mir gerade durch den Kopf schoss, war der eines mir völlig Unbekannten. Ich schreibe, glaube die Sache erledigt, grüsse und will gerade weitergehen — da bekomme ich eine ziemlich bedeutende Ohrfeige.

Das Erstaunen liess mich den Spender aus den Augen verlieren. Als ich zu mir selbst kam, war ich von einer Menschenmenge umringt. Alles sprach und gestikulierte. Einige packten mich und wollten mich zur nächsten Apotheke bringen.

Mit Mühe konnte ich mich damit losmachen, dass ich erklärte, mir thäte nichts weh, obschon ich aus der Nase blutete und mir der Unterkiefer ernstlich schmerzte. Der geschwollenen Backe wegen musste ich eine Woche lang zu Hause bleiben, welche Zeit ich mit Nachdenken verbrachte:

Warum hat er mir die Ohrfeige gegeben? Aus Irrtum natürlich. Was kann er gegen mich haben? Ich thu niemandem was zu leide, niemand kann mir ein Leid wünschen. Das Böse ist etwas, das man zurückgiebt.

Und wenn es kein Irrtum ist, — dachte ich, denn zum erstenmal dachte ich überhaupt. Wenn mir diese Ohrfeige richtig bestimmt war? Uebrigens, kam ich zum Schluss, was liegt an Irrtum oder Nichtirrtum, ich habe die Ohrfeige bekommen — und ... werde ich sie zurückgeben? — Ich sagte schon, ich bin von Hause aus ein gutmütiger Mensch; und dann war da noch ein Haken — der mich geohrfeigt hatte war viel stärker als ich.

Als meine Wange wieder normal war und ich endlich wieder ausgehen konnte, suchte ich meinen Ohrfeigenmann; ja, um ihm auszuweichen. Ich traf ihn nicht, und wenn ich ihn vermied, geschah es ohne mein Wissen.

Aber sehen Sie — und dabei beugte er sich zu Prometheus — sehen Sie, wie sich heute alles verkettet, alles sich kompliziert ohne sich zu explizieren: — Ich erfahre, dass Herr Damokles dank meiner Ohrfeige 500 Franks bekommen hat. . . .

— Erlauben Sie . . . sagte Damokles.

— Kokles ist mein Name, wandte sich Kokles an Damokles; Kokles, damit Sie so glücklich sind, zu wissen, wem sie Ihre 500 Franks zu danken haben. . . :

— Aber . . .

— Ja, ich weiss: sagen wir nicht: wem; sagen wir: dem Erdulden wessen . . . Denn leugnen und vergessen Sie nicht, dass Ihr Gewinn auf meinem Unglück . . .

— Aber . . .

— Regen Sie sich nicht auf, ich bitte Sie. Zwischen Ihrem Gewinn und meinem Schmerz besteht eine Beziehung; ich weiss nicht welche, aber es besteht eine Beziehung . . .

— Aber, mein Herr . . .

— Nennen Sie mich nicht: mein Herr.

— Aber, teurer Kokles.

— Sagen Sie: Kokles zu mir, ganz einfach.

— Also, mein lieber Kokles . . .

— Nein, mein Herr, — nein Damokles — Sie können sagen, was Sie wollen, ich habe hier auf meiner Wange noch eine Erinnerung an die Ohrfeige, eine Narbe, die ich Ihnen gleich zeigen will.

Die Unterhaltung wurde unangenehm persönlich. Und hier ist es, wo der Takt des Kellners schön ans Licht kam.

IV.

DURCH ein rasches Manöver — er goss einfach eine volle Schüssel auf Prometheus — lenkte er plötzlich die Aufmerksamkeit der beiden andern auf ihn. Prometheus konnte einen Ausruf nicht unterdrücken und seine Stimme klang nach denen der Beiden so tief, dass man nun bemerkte, dass er bis jetzt geschwiegen hatte.

Der Aerger des Damokles vereinte sich mit dem des Kokles.

— Aber Sie sagen ja gar nichts — schrien sie.

Prometheus spricht.

— O, meine Herren, was ich sagen kann ist so ohne Bedeutung ... Ich sehe nicht einmal, wie ... Je mehr ich nachdenke ... Nein, wirklich, ich weiss nichts zu sagen. Sie haben beide Ihre Geschichte, ich, ich habe keine. Sie müssen entschuldigen. Seien Sie versichert, dass ich mit Interesse der Erzählung Ihres Abenteuers folgte, dass ich ... könnte ich ... Aber ich kann mich nicht einmal leicht ausdrücken. Sie müssen mich wirklich entschuldigen, Verehrteste. Ich bin erst seit kaum zwei Stunden in Paris; nichts kann mir da noch passiert sein — als Ihre unschätzbare Bekanntschaft, die mich ahnen lässt, was aus einer Pariser Unterhaltung werden kann, wenn sie von geistreichen Leuten ...

— Aber vorher, bevor Sie hierher kamen, sagte Kokles.

— Da waren Sie doch wo, fügte Damokles hinzu.

— Ja, das muss ich zugeben, sagte Prometheus, aber, ich muss es wiederholen, das hat nicht die geringste Beziehung ...

— Das macht nichts, sagte Kokles, wir sind hierhergekommen, uns zu unterhalten. Wir beide, Damokles und ich, wir haben unsern Vorrat schon herausgezogen, nur Sie wollen nichts mit-

gebracht haben; Sie hören nur zu; das geht nicht. Jetzt ist es an Ihnen zu erzählen, mein Herr ...

Der Kellner fühlte mit seinem ganzen Takt, dass es Zeit zum Vorstellen sei, und nannte den Namen wie zur Vollendung des Satzes:

— Prometheus — sagte er einfach.

— Prometheus? nahm Damokles auf. — Entschuldigen Sie, aber mir ist als ob ich den Namen schon ...

— O, unterbrach ihn rasch Prometheus, das hat gar keine Bedeutung.

— Aber, wenn Nichts eine Bedeutung hat, riefen ungeduldig die Beiden, warum sind Sie denn dann hergekommen, werter Herr ... Herr ...?

— Prometheus, ergänzte Prometheus ruhig.

— Werter Herr Prometheus — denn schliesslich, ich bemerkte schon vorhin, fuhr Kokles fort, dass dieses Restaurant zum Reden einladet, und nichts kann mich glauben machen, dass der sonderbare Name, den Sie tragen, das Einzige ist, das Sie auszeichnet; wenn Sie nichts gethan haben, so werden Sie doch was thun; und was können Sie thun? Zeigen Sie uns doch Ihren Hauptcharakterzug: was haben Sie, das sonst Niemand hat? Warum heissen Sie eigentlich Prometheus?

Von dieser Flut der Fragen übergossen beugte Prometheus das Haupt und leise und mit noch tieferem Tone kam die beinah verwirrte Antwort:

— Was ich habe, meine Herren? — Was ich habe, ich? — Ach! Einen Adler.

— Einen was?

— Einen Adler — oder einen Aasgeier vielleicht ... man weiss nicht.

— Einen Adler! Sehr gut! Einen Adler! Und wo denn?
— Sie möchten ihn gern sehen?
— O, wenn es nicht indiskret ist. . .
Dann, ganz vergessend wo er sich befand, erhob sich Prometheus plötzlich und stiess einen Schrei aus, einen Rufschrei nach seinem grossen Adler.
Und dann passierte diese verblüffende Sache:

Geschichte vom Adler.

Ein Vogel, der in der Ferne enorm erschien, in der Nähe aber gar nicht so gross ist, verfinstert für einen Augenblick den Himmel des Boulevard, saust wie ein Windstoss gegen das Café, zerbricht die Glastafel der Thüre, drückt mit einem Flügelschlag dem Kokles ein Auge aus und lässt sich mit starkem, zärtlichem, wohl, doch auch bestimmten Gekrächze auf der rechten Schulter des Prometheus nieder.
Dieser öffnet sofort seine Weste und giebt dem Vogel von seiner Leber.

V.

DER Spektakel im Café war gross. Alles schrie und redete durcheinander, — denn es waren noch mehr Gäste gekommen.
— Aber geben Sie doch Acht! rief Kokles.
Aber sein Vorwurf wurde völlig übertönt von dem bedeutensten Lärm.
— Das? Ein Adler? Lassen Sie sich nicht auslachen!! — Dieser armselige zerzauste Vogel soll ein Adler sein? Machen Sie uns nichts weiss!! Das ist höchstens ein Gewissen.
Thatsache ist, dass es erbärmlich zum ansehn war, wie sich der

Vogel gierig auf die armselige Portion Leber stürzte; er schien seit drei Tagen nichts gefressen zu haben.

Leute kamen näher und redeten auf Prometheus ein: Glauben Sie doch nicht, Verehrtester, dass Sie der Adler irgendwie auszeichnet. Muss ich Ihnen erst sagen, dass wir im Grunde alle unsern Adler haben.

— Aber, sagte Einer ...

— Aber man trägt ihn nicht in Paris — fuhr der andere fort, — in Paris steht das nicht. Der Adler geniert. Schauen Sie nur, was er angerichtet hat! Wenn es Sie amüsiert, ihm von Ihrer Leber zu geben — gut, Ihre Sache; aber ich versichere Ihnen, dass das für die, die es mitansehn müssen, peinlich ist. Wenn Sie es schon thun, so machen Sie's heimlich.

Und Prometheus murmelte zerknirscht: Entschuldigen Sie, meine Herrn, — ich bin ganz untröstlich. Was soll ich thun?

— Aber, man entfernt das eben bevor man eintritt, Bestester.

Und die einen sagten: man erwürgt ihn.

Und die andern sagten: man verkauft ihn. Wozu sonst sind denn die Zeitungsredaktionen da?

In dem allgemeinen Tumult bemerkte keiner den Damokles, der plötzlich die Rechnung verlangte. Der Kellner schrieb ihm folgendes auf:

3 Déjeuners complets (mit Conversation)	30 Fr.
Eine Spiegelscheibe	450 Fr.
Ein Glasauge für Herrn Kokles . . .	3.50

..... behalten Sie den Rest, sagte Damokles und schob dem Kellner den Fünfhundertfranksschein hin. Dann entfernte er sich selig.

Das Ende dieses Kapitels ist weit weniger interessant. Das Restaurant wurde einfach nach und nach leer. Umsonst ver-

langten Prometheus und Kokles ihr Teil an der Rechnung: Damokles hatte alles bezahlt. — Prometheus verabschiedete sich vom Kellner, von Kokles, und indem er langsam dem Kaukasus zuging, überlegte er: verkaufen? ... Erwürgen? ... Zähmen vielleicht?

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

ANMERKUNGEN.

Zu Nietzsche's Gedächtnis. Von Ernst Horneffer. Göttingen 1901. 47. S. —

DAS kleine Heft enthält die Rede die H. am Sarge Nietzsches gesprochen hat und einen Vortrag: Nach Nietzsches Tode. Beides möchte ich unsern Lesern sehr empfehlen, die aus der Lektüre mit Genuss wahrnehmen werden, wie der Jüngling unserer Zeit von Nietzsche ergriffen ist, ihn als ein hohes Beispiel feiert und als den Führer zur neuen Kultur. Und dies in sinnstarken Worten, die kein Ueberschwängliches suchen und sich deshalb nie zu jener üblen Phraseologie verbinden, mit der die Nietzscherasten unserer Zeit ihr journalistisches Unwesen treiben. Denn so muss man diese Leute nennen, deren Verhältnis zu Nietzsche keiner als ein natürliches ansehen wird. Eine edle Keuschheit wird man in Horneffer's Rede finden, Worte des Herzens mehr als des Verstandes, und doch voller Ahnung des Problemes und voll froher Zuversicht, dass der Weg nun nicht mehr zu verfehlen sei. — So sagen uns, die wir dreissig alt sind, die Jüngeren, dass sie den starken Glauben haben. Wir, die wir oft ungläubig werden, könnten daraus lernen, dass gütige Geduld zu der Zeit die wir leben, diese vielleicht eher zum Besseren fördern könnte als unwilliges Abseitsstehen oder der Uebermut des Zornes.

Franz Blei.

WIR machen unsre Freunde darauf aufmerksam, dass, von E. v. der Heken besorgt, im Verlage der Cottaschen Nachfolger eine Auswahl Goethescher Briefe in sechs Bänden zu erscheinen begonnen hat. — Im gleichen Verlage ist in dritter Auflage die ausgezeichnete Hertzsche Neubearbeitung von Tristan

und Isolde Gottfrieds von Strassburg erschienen. — Der Verlag von Hermann Seemann Nachfolger giebt Joseph Bédiers Roman von Tristan und Isolde, ins Deutsche übersetzt von Julius Zeitler heraus, schön mit Schmuck und Illustrationen ausgestattet von Robert Engels. —

IN Paris starb im September dieses Jahres Toulouse-Lautrec. Wir werden aus Meier-Graefes Feder einen Aufsatz über den Künstler veröffentlichen.

AM 18. November trat zum ersten Male eine japanische Schauspielertruppe vor ein deutsches Publikum, die des Herrn Otojiro Kawakami, des Begründers der japanischen Freien Bühne, und seine Frau Sada Yacco, beides Künstler, über die es sich verlohnt, in einem der nächsten Hefte ausführlicher zu handeln.

IM Cassirerschen Kunstsalon Berlin wird demnächst eine Ausstellung zahlreicher Blätter eines bisher noch nicht an die Oeffentlichkeit getretenen jungen österreichischen Künstlers, Alfred Kubin, eröffnet werden. Wir nehmen davon Notiz, um unsre in Berlin wohnenden Freunde auf diese Ausstellung aufmerksam zu machen, die zwar einen noch in voller Gährung begriffenen, aber viel verheissenden Künstler vorführt.

DIE INSEL. III. JAHRGANG. 1. QUARTAL. NR. 3. DEZEMBER 1901. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: OTTO JULIUS BIERBAUM, BERLIN.

DIE INSEL, HERAUSGEGEBEN IM INSELVERLAGE G. M. B. H. LEIPZIG VON OTTO JULIUS BIERBAUM, GEDRUCKT IN DER W. DRUGULINSCHEN OFFICIN IN LEIPZIG, ERSCHEINT UNTER VERANTWORTLICHKEIT DES IN BERLIN WOHNHAFTEN HERAUSGEBERS. ✲ REDAKTIONELLE EINSENDUNGEN SIND AN DEN HERAUSGEBER UNTER DER ADRESSE BERLIN W., NEUE WINTERFELDTSTR. 38 III, ZU RICHTEN. ✲ UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WERDEN NICHT ZURÜCKGESCHICKT. ✲ ANTWORT ERFOLGT NUR IM FALLE DER ANNAHME.

DIE INSEL

HERAUSGEGEBEN VON

OTTO JULIUS BIERBAUM

VIERTES HEFT — *JANUAR 1902*



TEXT:

O. J. Bierbaum: *Wir wünschen* / Ralph Waldo Emerson: *Geschichte* / Detlev Freiherr von Liliencron: *Sicilianen* / André Gide: *Der schlechtgefesselte Prometheus* / Detlev Freiherr von Liliencron: *Elf Gedichte* / Paul Ernst: *Heinz und Ursula* / Otto Julius Bierbaum: *Zum Neuen Jahr.*

BILDERBEIGABEN:

George Minne: *Die Taufe Christi* / *Holzschnitt* / E. R. Weiss: *Der säende Engel* / *Holzschnitt* / K. Hofer: *Marionettentheater* / *Holzschnitt* / Felix Vallotton: *Holzschnitt aus einer Reihe von Scenen aus der Pariser Weltausstellung* / A. Dürer: *Die kleine Fortuna* / *Holzschnitt.*

PREIS DES HEFTES EINE MARK

INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG.

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL. DRITTER JAHRGANG.
NR. 4. JANUAR 1902.



Freyhold inv. E. R. Weiss. Sculp.

WIR WUENSCHEN

unseren Freunden das neue Jahr ruhig, heiter und an allen guten Dingen fruchtbar, dass sie es einmal von Herzen ein Jahr des Heils nennen mögen.

Im übrigen ist es ein bedenkliches Geschäft, Vielen auf einmal Wünsche darzubringen, denn:

»Aurora gilt dem Einen schön und rein,
Der Andre lobt Selenens Silberschein;
Der weiss sich bessres nicht, als eines Mädchens Kuss,
Dem sind die Weiber Wind und grämlichster Verdruss;
Ja, dieses sogar gilt: Liegt einer fromm vor Gott,
Steht hinter ihm schon wer, schabt Rüben und pfeift Spott.«

Darum ist es im allgemeinen eine nicht sehr inhaltsvolle Höflichkeit, zum neuen Jahr Glück zu wünschen, ausser unter Menschen, die irgend etwas Gemeinsames haben, das sie vor den andern auszeichnet.

Dieses Eine ist für uns die Insel, und in diesem Einen hofft der Herausgeber, dass sich unsere Wünsche in Aufrichtigkeit und Treue treffen. Der Hauptwunsch dürfte der sein, dass die Insel nicht untergehen möge, obwohl es fast wider die Natur wäre, wenn eine exklusiv ästhetische Revue in Deutschland älter als drei Jahre würde. Aber wir wollen es immerhin wünschen. Die Gründung der Insel war schon so etwas wie ein Wunder, und künftige Litteraturhistoriker werden ihre Doktorarbeit darüber schreiben, wie das Unbegreifliche Ereignis werden konnte, — warum sollte uns, da wir fromm und gut sind, das Wunder nicht treu bleiben?

Und wenn auch Viele hinter uns stehen, Rüben schaben und Spott pfeifen, — wir Inselfrommen lassen uns dadurch in unserer Andacht nicht stören und bleiben dabei, dass es ein angenehmes Ding ist, Götter zu haben, für die es vor der Hand noch keine Pfaffen giebt.

GESCHICHTE / EIN ESSAY VON RALPH WALDO EMERSON / UEBERSETZT VON THORA WEIGAND.



IN Geist ist es, der allen einzelnen Menschen gemeinsam ist. Jeder Mensch ist ein Zugang zu demselben und zu allen, die in ihm sind. Wem einmal das Recht an der allgemeinen Vernunft eingeräumt wurde, der wird zum Freibürger des ganzen Reiches. Was Plato gedacht, mag er denken; was ein Heiliger gefühlt hat, mag er fühlen; was zu irgend einer Zeit irgend einem Menschen widerfahren ist, kann er verstehen. Wer Zugang zu diesem allgemeinen Geiste hat, ist ein Teil alles dessen, was ist oder werden kann; denn er ist das einzige und souveräne Wirkende.

Geschichte ist der Bericht über die Werke dieses Geistes. Ihr Geist wird beleuchtet durch die vollständige Reihe der Tage. Der Mensch ist durch nichts weniger als durch seine ganze Geschichte erklärbar. Ohne Hast und ohne Rast geht der menschliche Geist von Anbeginn darauf aus, jede Fähigkeit, jeden Gedanken, jede Empfindung, die ihm eigen sind, in angemessenen Ereignissen zu verkörpern. Doch der Gedanke geht immerdar der That voraus; alle Thatsachen der Geschichte sind im Geist zum voraus als Gesetze vorhanden. Der Reihe nach wird ein Gesetz nach dem andern durch die Umstände zum vorherrschenden, und die Grenzen der Natur gewähren immer nur einem einzigen zu einer Zeit Macht. Ein Mensch ist der ganze Inbegriff aller Thatsachen. Die Schöpfung von tausend Wäldern ruht in einer Eichel, und Aegypten, Griechenland, Rom, Gallien,

Britannien, Amerika liegen schon zusammengefaltet im ersten Menschen. Zeitalter um Zeitalter, Feldlager, Königtum, Kaiserreich, Republik, Demokratie sind ganz einfach die Anwendung seines vielfältigen Geistes auf die vielfältige Welt.

Dieser menschliche Geist schrieb die Geschichte, und er muss sie auch lesen. Die Sphinx muss ihr eigenes Rätsel selber lösen. Wenn der ganze Inhalt der Geschichte in einem Menschen vorhanden ist, so muss sie sich ganz und gar aus der persönlichen Erfahrung des Einzelnen erklären lassen. Es besteht eine Wechselbeziehung zwischen den Stunden unseres Lebens und den Jahrhunderten der Zeit. Wie die Luft, die ich atme, aus der Vorratskammer der Natur geschöpft ist; wie das Licht auf meinem Buche von einem hundert Millionen Meilen weit entfernten Stern gespendet wird; wie die Schwere meines Körpers von dem Gleichgewicht zentrifugaler und zentripetaler Kräfte abhängt, so sollten die Stunden durch die Zeitalter belehrt und die Zeitalter durch die Stunden erklärt werden. Jeder einzelne Mensch ist eine neue Verkörperung des allumfassenden Geistes. Alle seine Eigenschaften bestehen in ihm. Jede neue Thatsache seiner persönlichen Erfahrung wirft ein Licht auf das, was grosse Massen von Menschen gethan haben, und die Krisen seines Lebens spiegeln nationale Krisen wieder. Jede Revolution war zuerst ein Gedanke im Geiste eines Menschen, und wenn derselbe Gedanke einem andern Menschen aufstösst, ist er der Schlüssel zu jenem Zeitalter. Jede Reform war einmal eine Privatmeinung, und wenn sie wieder eine Privatmeinung ist, wird sie das Problem des Zeitalters lösen. Die erzählte Thatsache muss einem Etwas in mir entsprechen, um glaublich oder verständlich zu sein. Wir müssen beim Lesen Griechen, Römer, Türken, Priester und König, Märtyrer und Henker werden; wir müssen diese Bilder

an eine Wirklichkeit unserer geheimen Erfahrung knüpfen, oder wir werden nichts recht lernen. Was dem Hasdrubal oder Cesare Borgia widerfahren, ist ebensosehr eine Erläuterung der Kraft des Geistes und seiner Entartung, als das, was uns begegnet ist. Jedes neue Gesetz und jede politische Bewegung hat eine Bedeutung für Dich. Stelle Dich vor jede ihrer Tafeln und sage: »Unter dieser Maske verbarg sich meine eigene Proteusnatur!« Dies heilt den Schaden unserer allzu grossen Selbstnähe. Dies giebt unsern Handlungen Perspektive. Und wie der Krebs, die Böcke, die Skorpione, die Waage und der Wasserkrug ihre Niedrigkeit verlieren, wenn sie als Zeichen im Tierkreis schweben, so kann ich meine eigenen Laster ohne Leidenschaft in den fernen Gestalten Salomons, Alkibiades' und Catilinas erblicken.

Es ist die allen gemeinsame Wesenheit, die den einzelnen Menschen und Dingen Wert verleiht. Das menschliche Leben ist geheimnisvoll und unverletzlich, weil es jene in sich enthält, und wir umhegen es mit Strafen und Gesetzen. Alle Gesetze leiten von da ihren letzten Grund ab; alle drücken mehr oder minder bestimmt einen Befehl dieses höchsten, unbegrenzten Wesens aus. Auch das Eigentum hängt mit der Seele zusammen, verhüllt grosse geistige Thatsachen, und wir klammern uns zuerst instinktiv mit Schwertern und Gesetzen, mit weiten und verwickelten Berechnungen daran. Das dunkle Bewusstsein dieser Thatsache ist das Licht all unserer Tage, die Forderung der Forderungen, der Vorwand zur Erziehung, zur Gerechtigkeit, zur Barmherzigkeit, die Grundlage der Freundschaft und Liebe, des Heroismus und der Grösse, die sich in Thaten des Selbstvertrauens offenbart. Es ist bemerkenswert, dass wir unfreiwillig immer als überlegene Geschöpfe lesen. Die allgemeine

Weltgeschichte, die Dichter, die Romanschreiber verlieren niemals unser Interesse bei ihren herrlichsten Schilderungen — in den priesterlichen oder kaiserlichen Palästen, bei den Triumphen des Willens oder des Genies —; nirgends lassen sie uns fühlen, dass wir Eindringlinge sind, dass ihr Werk für bessere Menschen bestimmt ist; sondern es ist vielmehr wahr, dass wir uns in ihren erhabensten Zügen am meisten heimisch fühlen. Alles was Shakespeare von dem König sagt, fühlt jener kleine Taugenichts, der in einer Ecke liest, als ebenso wahr von ihm selber. Unser Gefühl nimmt Anteil an den grossen Momenten der Geschichte, an den grossen Entdeckungen, den grossen Widerständen, dem grossen Glück der Menschen; — weil da für uns ein Gesetz verkündet, für uns die See durchforscht, das Land entdeckt, für uns ein Streich geführt wurde, wie wir es selbst an solcher Stelle gethan oder gebilligt hätten.

Das gleiche Interesse haben wir an Temperament und Charakter. Wir ehren die Reichen, weil wir fühlen, dass sie äusserlich die Freiheit, die Macht und Anmut haben, die nach unserm Gefühl dem Menschen eigen, uns eigen sind. So schildert alles, was die Stoiker, die orientalischen oder modernen Denker von dem Weisen gesagt haben, jedem Leser sein eigenes Bild, sein unerreichtes, aber erreichbares Selbst. Die ganze Litteratur stellt den Charakter des weisen Menschen dar. Bücher, Denkmäler, Gemälde, Gespräche sind Bildnisse, in welchen er die Grundlinien findet, die er selbst zieht. Der Schweigende und Redende preisen ihn und sprechen zu ihm, und er wird, wohin er auch gehe, wie durch persönliche Anspielungen angeregt. Ein wahrhaft Strebender hat es daher niemals nötig, im mündlichen Verkehr nach persönlichen oder lobenden Anspielungen auszuspähen. Er vernimmt nicht seine eigene Empfehlung, sondern

die süssere des Charakters, den er sucht, in jedem Wort über den Charakter, ja des weiteren in jeder Thatsache und jedem Umstand, — in dem strömenden Flusse und dem rauschenden Korn. Ruhm und Huldigung und Liebe quellen aus der stummen Natur, von den Bergen und himmlischen Lichtern hernieder.

Lasst uns diese Andeutungen, die sich gleichsam aus Schlaf und Nacht herniedersenken, im hellen Tageslichte anwenden. Der Forscher soll die Geschichte thätig und nicht leidend lesen, sein eigenes Leben als Text und die Bücher als Kommentare betrachten. So gedrängt, wird die Muse der Geschichte Orakelsprüche spenden, wie sie niemals die vernehmen, die sich selbst nicht achten. Ich hege nicht die Erwartung, dass irgend ein Mensch die Geschichte richtig lesen werde, der da meint, das, was in fernen Zeitaltern von Menschen mit weitklingenden Namen vollbracht wurde, habe irgend eine tiefere Bedeutung als das, was er heute thut.

Die Welt ist zur Erziehung jedes einzelnen Menschen da. Es giebt keine Epoche, keinen Gesellschaftszustand, keine Handlungsweise in der Geschichte, denen nicht irgend etwas in seinem Leben entspräche. Jedes Ding strebt in wunderbarer Weise darnach, sich selbst abzukürzen und dem Menschen seine eigenste Kraft zu gewähren. Er sollte erkennen, dass er die ganze Geschichte in seiner eigenen Person erleben kann. Er muss fest zu Hause sitzen und nicht dulden, dass ihn Könige oder Kaiserreiche einschüchtern, sondern wissen, dass er grösser ist, als alle Beschreibung und alle Regierungen der Welt; er muss den Gesichtspunkt, von dem aus die Geschichte gewöhnlich gelesen wird, von Rom und Athen und London in sein eigenes Selbst verlegen und seine Ueberzeugung nicht verläugnen, dass er der Hof ist und dass, wenn England oder Aegypten ihm etwas zu

sagen haben, er seinen Mann stellen wird; wenn nicht, so mögen sie für immer schweigen. Er muss den hohen Gesichtspunkt erreichen und fest halten, von dem aus die Thatsachen ihren verborgenen Sinn offenbaren und Dichtung und Geschichte gleich sind. Der Instinkt des Geistes, der Zweck der Natur verraten sich selbst durch den Gebrauch, den wir von den aussergewöhnlichen geschichtlichen Erzählungen machen. Die Zeit löst die harte Eckigkeit der Thatsachen in schimmernden Duft auf. Kein Anker, kein Tau, kein Gehege genügen, eine Thatsache als Thatsache fest zu halten. Babylon, Troja, Tyrus, Palästina und selbst das alte Rom sind bereits Fiktionen oder im Begriff, es zu werden. Der Paradiesgarten, die zu Gibeon stillstehende Sonne sind von da ab allen Völkern Dichtung. Wer fragt darnach, was die Thatsache gewesen, wenn wir ein Sternbild daraus gestaltet haben, das am Himmel als unsterbliches Zeichen hängt! London, Paris und New-York müssen denselben Weg gehen. »Was ist Geschichte anders« — sagte Napoleon — »als eine fable convenue?« Dieses unser Leben ist umhegt von Aegypten, Griechenland, Gallien, England, von Krieg, Kolonisation, Kirche, Hof und Handel, gleichwie mit so mancherlei Blumen und wildem Schmuck ernster und heiterer Art. Ich aber will sie nicht mehr für so wichtig halten. Ich glaube an die Ewigkeit. Ich kann Griechenland, Asien, Italien, Spanien, die britischen Inseln, den Geist und das schöpferische Prinzip eines jeden und aller Zeiten in meinem Geiste finden.

Immer gelangen wir mit den anspruchsvollen Thatsachen der Geschichte zu unserer persönlichen Erfahrung, um sie da auf ihre Wahrheit hin zu prüfen. Die ganze Geschichte wird subjektiv; mit anderen Worten: Es giebt eigentlich keine Geschichte, sondern nur Biographie. Jeder Geist muss die ganze Lehre für

sich selbst erkennen, — muss das ganze Gebiet beschreiten. Was er nicht sieht, was er nicht erlebt, wird er nicht zu wissen bekommen. Was das vergangene Zeitalter zu handlicher Bequemlichkeit, in eine Formel oder Regel zusammengedrängt hat, wird ihm all den Vorteil einer Selbstprüfung entziehen, durch die Mauer, welche die Regel um ihn aufrichtet. Irgendwo, zu irgend einer Zeit wird er die Ausgleichung für diesen Verlust suchen und finden, indem er das Werk selbst vollbringt. Ferguson entdeckte mancherlei Dinge in der Astronomie, die längst bekannt waren. Um so besser für ihn.

Derart muss die Geschichte sein, oder sie ist nichts. Jedes Gesetz, dass der Staat giebt, deutet auf eine Thatsache in der Menschennatur hin. Das ist alles. Wir müssen in uns selbst den notwendigen Grund für jedes Ereignis erkennen, — erkennen, wieso es sein konnte und sein musste. So stelle Dich vor jedes öffentliche und private Werk: vor eine Burke'sche Rede, vor einen Sieg Napoleons, vor das Märtyrertum des Sir Thomas Morus, Sidney's, Marmaduke Robinsons, vor die französische Schreckensherrschaft, vor einen Hexenprozess in Salem, vor eine fanatisierte Revivals-Versammlung* und vor den animalischen Magnetismus in Paris, oder in Providence. Wir nehmen an, dass wir unter gleichen Einflüssen auf gleiche Weise gepackt und das Gleiche durchführen würden; und wir trachten, die Stufen alle geistig zu meistern und dieselbe Höhe oder dieselbe Erniedrigung zu erreichen, die unser Gefährte, unser Stellvertreter erreicht hat.

Alle Altertumsforschung, alle Neugierde, die Pyramiden, aus-

* Sekten in Nordamerika (Shakers, Rauters), welche die religiöse Wiedergeburt predigen und bei deren Festen der religiöse Enthusiasmus oft an Raserei grenzt. D. Ue.

gegrabene Städte, Stonehenge, Ohio-Kreise, Mexiko, Memphis betreffend —, ist ein Verlangen, jenes rohe, wilde, widersinnige Dort oder Damals zu beseitigen, und an seine Stelle das »Hier« und »Jetzt« zu setzen. Belzoni gräbt und misst in den Mumiengräbern und Pyramiden Thebens, bis er den letzten Unterschied zwischen sich und dem ungeheuren Werk gewahren kann. Hat er sich selbst, im allgemeinen und im besonderen, überzeugt, dass jenes durch ein Wesen gleich ihm selbst mit ähnlichen Hilfsmitteln und Beweggründen und zu Zwecken, denen er selbst seine Arbeit gewidmet hätte, geschaffen ward, so ist das Problem gelöst; sein Gedanke lebt längs der ganzen Reihe der Tempel, der Sphinxe und Katakomben hin, durchläuft sie alle mit Befriedigung, und sie leben dem Geiste wieder auf, oder sie sind jetzt.

Ein gotischer Dom bestätigt, dass er von uns und doch nicht von uns erbaut wurde. Sicherlich geschah es durch einen Menschen; aber wir finden ihn nicht in unserm Menschen. Doch wir widmen uns der Geschichte seiner Entstehung. Wir versetzen uns in Stand und Stellung des Erbauers. Wir erinnern uns an die Waldbewohner, an die ersten Tempel, an das Festhalten am ersten Vorbild und seine Ausschmückung, als der Volkswohlstand sich vermehrte; der Wert, den das Holz durch Schnitzen erhält, gab Anlass zu der Steinmetzarbeit, die den ganzen Steinberg einer Kathedrale überzieht. Haben wir diese Entwickelung durchlaufen und hierzu die katholische Kirche gefügt, mit ihrem Kreuz, ihrer Musik, ihren Prozessionen, ihren Namensfesten und ihrer Bilderverehrung, so sind wir gleichsam der Mann gewesen, der das Münster erbaut hat; wir haben gesehen, wie es entstehen konnte und entstehen musste. Wir sind im Besitz des zureichenden Grundes.

Der Unterschied zwischen den Menschen liegt in ihrem Prinzip der Association. Einzelne Menschen ordnen die Dinge nach Farbe, Gestalt und anderen Zufälligkeiten der Erscheinung; andere nach der inneren Aehnlichkeit, oder nach dem Verhältnis von Ursache und Wirkung. Der Fortschritt des Intellektes geht auf die klarere Erkenntnis von Ursachen aus, die die Oberflächenunterschiede gering schätzt. Dem Dichter, dem Philosophen, dem Heiligen sind alle Dinge freundlich und heilig, alle Ereignisse nützlich, alle Tage Feiertage, alle Menschen göttlich. Denn das Auge haftet am Leben und schätzt den Zufall gering. Jede chemische Substanz, jede Pflanze, jedes Tier in seinem Wachstum lehrt die Einheit der Ursache, die Mannigfaltigkeit der Erscheinung.

Auferzogen und umgeben von dieser alles schaffenden Natur, die so weich und fliessend wie eine Wolke oder die Luft, — warum haben wir es nötig, solch eckige Pedanten zu spielen und einige wenige Formen zu verherrlichen? Warum sollen wir die Zeit, die Grösse oder die Gestalt überschätzen? Die Seele kennt sie nicht, und der seinem Gesetz gehorchende Genius versteht es, mit ihnen zu spielen wie ein kleines Kind mit Graubärten und in Kirchen spielt. Der Genius erforscht den causalen Gedanken, und weit zurück im Mutterschoss der Dinge sieht er, wie die Strahlen von einem Himmelskörper ausgehen und auseinanderstreben, ehe sie durch unendliche Fernen fallen. Der Genius belauscht die Monade durch alle ihre Verhüllungen hindurch, indem er die Metempsychose der Natur durchmacht. Der Genius entdeckt durch die Fliege ,durch die Raupe, durch die Larve, durch das Ei hindurch das dauernde Einzelwesen; durch zahllose Einzelwesen hindurch die feste Gattung; durch mancherlei Gattungen hindurch die Art; durch alle Arten den fest-

stehenden Typus; durch alle Königreiche des organischen Lebens hindurch die ewige Einheit. Die Natur ist eine sich wandelnde Wolke, die immer und nimmer die gleiche ist. Sie modelt den gleichen Gedanken in Haufen von Formen, wie ein Dichter zwanzig Fabeln mit einer Nutzanwendung macht. Durch die Roheit und Zähigkeit der Materie hindurch macht ein feiner Geist alle Dinge seinem Willen dienstbar. Vor ihm fliesst der Diamant in eine sanfte, doch bestimmte Form, und während ich sie betrachte, wechseln bereits wieder Umriss und Gewebe. Nichts ist so fliessend als die Form; doch niemals verneint sie sich selbst gänzlich. Im Menschen gewahren wir noch all die Ueberbleibsel und Andeutungen von all dem, was wir als Merkmale der Dienstbarkeit in den niedern Stämmen betrachten; aber in ihm erhöhen sie seinen Adel und seine Anmut. So beleidigt die Jo des Aeschylos, in eine Kuh verwandelt, die Phantasie; doch wie anders wirkt sie, wenn sie als Isis in Aegypten der Liebe Osiris-Jupiter's begegnet, ein schönes Weib, dem nichts von der Umwandlung geblieben, als die mondförmigen Hörnchen zum schimmernden Schmuck ihrer Brauen!

Die Identität der Geschichte ist gleichmässig innerlich; die Verschiedenheit gleichmässig offen daliegend. An der Oberfläche herrscht die unendliche Mannigfaltigkeit der Dinge; im Mittelpunkte die Einfachheit der Ursache. Wie mannigfach sind die Thaten eines Menschen, aus denen wir denselben Charakter erkennen! Man betrachte die Quellen unserer Kunde vom griechischen Geiste. Wir besitzen die politische Geschichte dieses Volkes, wie sie uns Herodot, Thukydides, Xenophon und Plutarch hinterlassen haben: eine durchaus genügende Darstellung dessen, was sie waren und was sie gethan haben. Wir haben denselben nationalen Geist wiederum vor uns in ihrer

Litteratur, in der epischen und lyrischen Poesie, im Drama und in der Philosophie: ein durchaus abgeschlossenes Gebilde. Wir haben diesen Geist ein weiteres Mal in ihrer Architektur vor uns, in einer Schönheit, die gleichsam das Mass selbst ist, auf die gerade Linie und das Viereck beschränkt, — eine Geometrie in Bauten. Wir haben ihn wieder in der Bildhauerei, in dem »Zünglein an der Wage des Ausdrucks«, eine Fülle von Formen in der äussersten Freiheit der Handlung und doch niemals die ideale Heiterkeit überschreitend; gleich den Wallern, die einen Tanz vor den Göttern ausführen und, ob auch bewegt von krampfhaftem Leid oder tötlichem Streit, niemals die Figuren und die Würde ihres Tanzes zu brechen wagen. So haben wir vom Geiste eines hervorragenden Volkes eine vierfache Darstellung: und was erscheint den Sinnen ungleicher als eine Pindarsche Ode, ein marmorner Kentaur, das Peristyl des Parthenons und die letzten Thaten des Phokion?

Jedermann muss Gesichter und Formen beobachtet haben, die, ohne jede Aehnlichkeit der Züge, den gleichen Eindruck auf den Beschauer machen. Ein vorzügliches Gemälde oder der Abdruck eines Gedichtes werden doch, wenn sie auch nicht die gleiche Reihe von Bildern erwecken, dieselben Gefühle wie ein wilder Bergspaziergang hervorrufen, obgleich die Aehnlichkeit keineswegs den Sinnen klar ist, sondern geheim und ausserhalb des Bereiches des Verstandes liegt. Die Natur ist eine endlose Verknüpfung und Wiederholung von sehr wenigen Gesetzen. Sie summt die alte, wohlbekannte Weise durch unzählige Variationen hindurch.

Die Natur ist voll einer erhabenen Familienähnlichkeit in allen ihren Werken; und sie gefällt sich, uns durch Aehnlichkeiten auf den unerwartetsten Gebieten in Erstaunen zu setzen. Ich

habe den Kopf eines alten Urwaldhäuptlings gesehen, der das Auge sofort an einen kühnen Berggipfel erinnerte, während die Furchen über den Brauen an die Felsschichtungen gemahnten. Es giebt Menschen, deren Manieren den gleichen wesentlichen Glanz haben wie die einfachen und erhabenen Skulpturen an den Parthenonfriesen und die Ueberreste der ältesten griechischen Kunst. Und man kann Darstellungen in derselben Manier in den Büchern aller Zeiten finden. Was ist die Aurora Guido Reni's in der Villa Rospigliosi anders als ein Morgengedanke, gleichwie die Pferde des Bildes bloss eine Morgenwolke sind? Wenn sich jemand nur die Mühe geben will, die Verschiedenheit der Handlungen zu beobachten, zu denen er in gewissen Geistesstimmungen gleichmässig aufgelegt, und jene, denen er abgeneigt ist, so wird er erkennen, wie tief die Kette der Verwandtschaft reicht.

Ein Maler erzählte mir, niemand könne einen Baum zeichnen, ohne in gewissem Sinne ein Baum zu werden; oder ein Kind zeichnen, indem er bloss die Umrisse seiner Gestalt studiere; — sondern indem der Maler eine Zeit lang dessen Bewegungen und Spiele belauscht, dringt er in seine Natur ein und kann es nun nach Belieben in jeder Stellung zeichnen. Roos »versetzte sich so in die innerste Natur eines Schafes«. Ich kannte einen Zeichner einer öffentlichen Landvermessungsanstalt, der fand, er könne die Felsen nicht skizzieren, bevor ihm nicht ihre geologische Struktur erklärt würde. Der gemeinsame Ursprung der verschiedenartigsten Werke ist in einem bestimmten Seelenzustand zu suchen. Es ist der Geist, der identisch ist und nicht die Thatsache. Durch eine tiefere Auffassung, und nicht erst durch mühsame Aneignung einzelner Handwerkskniffe, erwirbt der Künstler die Kraft, andere Seelen zu einer gegebenen Thätigkeit zu erwecken.

Es ist gesagt worden: »Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind«.* Und warum? Weil eine tiefe Natur durch ihre Handlungen und Worte, durch ihre einfachen Blicke und Manieren, in uns die gleiche Kraft und Schönheit weckt, wie eine Sammlung von Skulpturen, von Bildern oder feierlichen Reden.

Politische Geschichte und Naturgeschichte, die Geschichte der Kunst und der Litteratur müssen von der Geschichte des Individuums aus erklärt werden oder Wortschwall bleiben. Es giebt nichts, das uns nichts anginge, nichts, das uns nicht interessierte: Königtum, Schule, Baum, Pferd oder Huf, die Wurzeln aller Dinge sind im Menschen. Santa Croce und die Peterskirche sind matte Kopien nach einem göttlichen Urbild. Das Strassburger Münster ist ein steinernes Gegenstück zu der Seele Erwins von Steinbach. Die wahre Dichtung ist der Geist des Dichters. Das wahre Schiff ist der Schiffbaumeister. Im Menschen — wenn wir ihn blosslegen könnten — würden wir den Grund der letzten Schnörkel und Ranken seines Werkes erkennen; so wie jede Windung und Farbe der Seemuschel in den Absonderungsorganen des Tieres vorausbesteht. Das ganze Adelswesen und Rittertum besteht in der Höflichkeit. Ein Mensch mit feinen Manieren wird deinen Namen mit all der Würde aussprechen, die Adelstitel jemals hinzufügen könnten.

Die gewöhnliche Erfahrung jedes Tages bestätigt uns stets irgend eine alte Prophezeihung und wandelt die Worte und Zeichen, die wir ohne Aufmerksamkeit gehört und gesehen haben, in Realitäten um. Eine Dame, mit der ich im Walde ritt, sagte mir, die Wälder schienen ihr immer zu warten, als ob die

* Aus Schillers Epigramm »Unterschied der Stände«.

Geister, die sie bewohnen, ihr Thun unterbrächen, bis der Wanderer vorüber ist: ein Gedanke, den die Dichtung im Tanz der Feen verherrlicht hat, die bei der Annäherung menschlicher Füsse auseinanderstieben. Der Mensch, der einmal den Mond um Mitternacht aus den Wolken hervortreten sah, war wie ein Erzengel bei der Schöpfung des Lichtes und der Welt gegenwärtig. Ich entsinne mich eines Sommertages auf dem Felde: Mein Gefährte machte mich auf eine breite Wolke aufmerksam, die sich wohl eine Viertelmeile weit den Horizont entlang ausdehnen mochte, ganz genau in der Gestalt eines Cherubs, wie man ihn in Kirchen gemalt sieht, — in der Mitte eine runde Masse, die leicht durch Mund und Augen zu beleben war, während weitgestreckte, regelmässige Schwingen sie zu beiden Seiten trugen. Was im Luftreich einmal erscheint, mag sich oft zeigen, und jene Erscheinung war unzweifelhaft das Urbild des bekannten bildlichen Schmucks. Ich habe am Himmel eine Kette sommerlicher Blitze gesehen, die mir sofort zeigten, dass die Griechen nach der Natur arbeiteten, als sie den Donnerkeil in der Hand des Zeus abbildeten. Ich habe ein Schneewehen längs der Seiten einer Steinmauer gesehen, das auf den ersten Blick an die gewöhnliche architektonische Rankenverzierung an Türmen erinnerte.

Wir brauchen uns nur in die ursprünglichen Verhältnisse zu begeben, und wir erfinden aufs neue die Ordnungen und Ornamente der Architektur, wie wir auch sehen, wie jedes Volk seine primitiven Wohnstätten ausschmückte. Der dorische Tempel bewahrt die Aehnlichkeit mit der Holzhütte, in der die Dorier wohnten. Die chinesische Pagode ist offenbar ein Tartarenzelt. Die indischen und ägyptischen Tempel verraten noch die Höhlen und unterirdischen Häuser ihrer Vorfahren. »Die Gewohnheit,

Häuser und Gräber in den lebenden Fels zu hauen«, sagt Heeren in seinen Schriften über die Aethiopier, »bestimmte ganz natürlich den Charakter der nubisch-ägyptischen Architektur, indem sie auf grosse Formen hindrängte. In diesen Höhlen, die schon die Natur vorbereitet, gewöhnte sich das Auge an ungeheure Formen und Massen, so dass, als die Kunst der Natur zu Hilfe kam, sie sich nicht in kleinen Massen bewegen konnte, ohne herabzusteigen. Was wären Statuen von gewöhnlicher Grösse oder zierliche Säulengänge und Seitenflügel neben den riesigen Tempelhallen gewesen, vor denen bloss Kolosse als Wächter sitzen oder sich im Innern an die Säulen lehnen durften?«*

Die gotische Kirche hat offenbar ihren Ursprung in einer groben Verwendung der Waldbäume mit all ihren Zweigen zu einem festlichen oder feierlichen Bogengang, wie denn die Bänder an den gespaltenen Säulen noch die grünen Weiden andeuten, die jene zusammenhielten. Niemand kann einen Weg durch Tannenwälder gehen, ohne dass ihm das architektonische Aussehen des Waldes auffiele, besonders im Winter, wenn die Nacktheit aller anderen Bäume den niederen Bogen der Sachsen zeigt. An einem Wintertag wird man im Walde ebenso leicht den Ursprung der gemalten Glasfenster erkennen, mit denen die gotischen Dome geschmückt sind: in den Farben des westlichen Himmels, die durch die nackten, sich kreuzenden Zweige des

* Die angeführte Stelle scheint mehr eine Reminiscenz als ein Zitat zu sein. In A. H. L. Heerens Buch: »Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt«, findet sich nur im zweiten Bande (Afrikanische Völker: erste Abteilung: Karthager und Aethiopier) auf Seite 450 eine Stelle, die denselben Gedanken in etwas abweichender Form ausdrückt. D. Ue.

Waldes scheinen; noch kann irgend ein Verehrer der Natur die alten Prachtbauten Oxfords und die englischen Kathedralen betreten, ohne zu fühlen, dass der Wald den Geist des Baumeisters überwältigte, und dass sein Meissel, seine Säge, sein Hobel beständig dessen Farren, Blumenzacken, Akazien, Ulmen, Eichen, Pinien, Tannen und Fichten nachbildete.

Der gotische Dom ist eine Blüte in Stein, den das unersättliche Verlangen nach Harmonie im Menschen bewältigte. Der Berg aus Granit erblüht zu einer ewigen Blume, mit der Leichtigkeit und zarten Vollendung sowohl, als mit den ätherischen Verhält- und Perspektiven der Pflanzenschönheit.

In gleicher Weise müssen alle öffentlichen Thatsachen individualisiert, alle privaten Thatsachen verallgemeinert werden. Dann wird die Geschichte sofort flüssig und wahr, und die Biographie tief und erhaben. Wie der Perser in den schlanken Schäften und Kapitälen seiner Architektur Stempel und Blüte des Lotus und der Palme nachahmte, so gab der persische Hof in seiner Glanzzeit niemals das Nomadisieren seiner wilden Stämme auf, sondern zog von Ekbatana, wo der Frühling verbracht wurde, nach Susa im Sommer, und nach Babylon für den Winter.

In der frühesten Geschichte Asiens und Afrikas sind Nomadentum und Ackerbau die beiden einander entgegenwirkenden Thatsachen. Die geographischen Verhältnisse Asiens und Afrikas machten das Nomadenleben zur Notwendigkeit. Doch die Nomaden waren der Schrecken aller, die der Boden oder die Vorteile eines Marktes zum Städtebau getrieben hatten. Der Ackerbau war deshalb eine religiöse Vorschrift, weil dem Staate von dem Nomadentum Gefahr drohte. Und in so alten und civilisierten Ländern, wie England und Amerika, kämpfen diese Neigungen

noch in der Nation und im Individuum den alten Kampf durch. Die Nomaden Afrikas waren zum Wandern durch die Ueberfälle der Stechfliege gezwungen, welche das Vieh wahnsinnig machen und so den Stamm nötigen, während der Regenzeit auszuwandern und die Heerde in die höheren, sandigen Regionen zu treiben. Die Nomaden Asiens folgen der Weide Monat für Monat. In Amerika und Europa entspringt das Nomadentum dem Handel und der Neugier: gewiss ein Fortschritt von den Stechfliegen Astobaras zu der Anglo- oder Italomanie der Bostoner Bucht. Heilige Städte, nach denen zu wallfahren geboten war, oder strenge Gesetze und Gebräuche, die eine Kräftigung des nationalen Verbandes erstrebten, waren die den alten Räubern auferlegten Fesseln, wie es die angehäuften Vorteile einer langen Siedelung für die Reisesucht unserer Zeit sind. Der Gegensatz dieser zwei Tendenzen ist nicht weniger wirksam in den Einzelnen, je nachdem die Liebe zu Abenteuern oder die Neigung zur Ruhe zufällig vorherrscht. Ein Mann von kräftiger Gesundheit und strömendem Geiste hat die Fähigkeit rascher Eingewöhnung, lebt in seinem Wagen und durchfliegt alle Himmelsbreiten so leicht wie ein Kalmücke. Zur See oder im Urwald oder im Schnee schläft er ebenso warm, speist er mit ebenso gutem Appetit, knüpft er ebenso glückliche Verbindungen an, als an seinem eigenen Herde. Oder seine Gewandtheit vertieft sich vielleicht, in dem erweiterten Kreise seiner Fähigkeiten, zur Beobachtung, die seinem Interesse Anhaltspunkte bietet, wo immer neue Gegenstände seinem Auge begegnen. Die Hirtenvölker waren dürftig und verhungert bis zur Verzweiflung; und das intellektuelle Nomadentum richtet in seinem Uebermass den Geist zu Grunde, indem es seine Kraft an einen Mischmasch von Dingen verschwendet. Der eingesessene Mann von Geist

ist andererseits jene Mässigkeit und Zufriedenheit selbst, die alle Elemente des Lebens in ihrem eigenen Boden findet, dafür aber ihre eigenen Gefahren der Eintönigkeit und Entartung mit sich bringt, wenn sie nicht durch fremde Einflüsse aufgefrischt wird.

Alles, was das Individuum ausserhalb seiner selbst wahrnimmt, entspricht seinen Geisteszuständen, und eines nach dem andern wird verständlich, wenn sein vordringender Gedanke es mitten in die kausale Wahrheit hineinführt, der diese Thatsache oder Thatsachenreihe angehört.

Ich kann ebensowohl in diese Urwelt — oder Vorwelt, wie die Deutschen sagen — hinabtauchen, indem ich in mich selbst hinabtauche, als ich mit suchenden Fingern nach ihr tasten kann in Grabhöhlen, Büchereien, auf gebrochenen Reliefs und Torsos zerstörter Villen.

Welches ist der Grund des Interesses, das alle Menschen an der griechischen Geschichte, Litteratur, Kunst und Dichtung in allen ihren Phasen nehmen, vom heroischen oder homerischen Zeitalter abwärts bis zum häuslichen Leben der Spartaner und Athener, vier oder fünf Jahrhunderte später? Was anderes als der Umstand, dass jeder Mensch persönlich eine griechische Periode durchlebt? Das Griechentum ist das Zeitalter der natürlichen Ausbildung des Körpers, der Vollkommenheit der Sinne, der in völliger Einheit mit dem Leib entwickelten geistigen Natur. Damals blühten jene menschlichen Gestalten, die dem Bildhauer die Modelle zu Herkules, Phöbus und Zeus lieferten; keine Gestalten, wie sie in den Strassen moderner Städte wimmeln, mit Gesichtern, deren Züge wirr und verwaschen sind, sondern Gestalten mit unverdorbenen, scharf geschnittenen, regelmässigen Zügen, deren Augenhöhlen so gebildet, dass es

ihren Augen unmöglich wäre, zu schielen und verstohlene Blicke hierhin oder dorthin zu werfen, sie müssten denn den ganzen Kopf wenden. Die Manieren dieser Zeit sind einfach und stolz. Die Ehrfurcht, die man zur Schau trägt, gilt den persönlichen Vorzügen, dem Mut, der Geschicklichkeit, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Kraft, Behendigkeit, einer lauten Stimme, einer breiten Brust. Luxus und Verfeinerung sind unbekannt. Eine spärliche Bevölkerung und geringe Bedürfnisse machen aus jedem Menschen seinen eigenen Diener, Koch, Metzger und Soldaten, und die Gewohnheit, selbst für seine eigenen Bedürfnisse zu sorgen, bildet den Körper zur Vollbringung wundervoller Leistungen aus. Solcher Art sind der Agamemnon und der Diomedes Homers, und nicht sehr verschieden ist die Schilderung, die Xenophon von sich und seinen Landsleuten im Rückzug der Zehntausend entwirft: »Nachdem das Heer den Fluss Teleboas überschritten, fiel ein so unermesslicher Schnee, dass die Waffen und die liegende Mannschaft bedeckt wurden ... Als aber Xenophon sich ermannte, unbekleidet aufzustehen und Holz zu spalten, da erhob sich auch bald ein anderer, der ihm die Arbeit abnahm.« In seinem Heere herrscht durchweg eine unbeschränkte Redefreiheit. Sie streiten um die Beute, sie hadern mit den Führern wegen jedes neuen Befehls, und Xenophon ist so scharfzüngig wie irgend einer, ja scharfzüngiger als die meisten, und giebt ebenso treffende Antworten als er empfängt. Wer sieht nicht ein, dass dies ein Haufe grosser Knaben ist, mit ebensolchem Ehrencodex und solch loser Disciplin, wie sie grossen Knaben eigen?

Der köstliche Reiz der alten Tragödie und in der That der ganzen antiken Litteratur besteht darin, dass die Menschen einfach sprechen, — als Personen, die einen grossen, trefflichen

Verstand besitzen, ohne es zu wissen, bevor noch die Gewohnheit der Reflexion die vorherrschende Geistesgewohnheit geworden. Unsere Bewunderung der Antike ist nicht Bewunderung des Alten, sondern des Natürlichen. Die Griechen sind nicht reflektierend, sondern von vollkommenen Sinnen und vollkommener Gesundheit, mit der feinsten physischen Organisation der Welt. Erwachsene handelten mit der Einfachheit und Grazie der Kinder. Sie schufen Vasen, Tragödien und Statuen, wie es gesunden Sinnen entsprach, das heisst mit gutem Geschmack. Solche Dinge sind immer zu allen Zeiten gemacht worden und werden immer gemacht, wo immer eine gesunde Grundlage vorhanden ist; aber als Masse genommen haben die Griechen durch ihre überlegene Naturanlage alle übertroffen. Sie vereinen die Spannkraft der Mannheit mit der anziehenden Unbewusstheit des Kindes. Die Anziehungskraft dieser Manieren beruht darin, dass sie dem Menschen eigen sind und dass sie jedermann kennt, weil er einmal ein Kind gewesen; abgesehen davon, dass es immer einzelne Menschen giebt, die diese Eigentümlichkeiten beibehalten. Ein Mensch mit kindlichem Geiste und eingeborener Energie ist stets ein Grieche und frischt unsere Liebe zur Muse Hellas' auf. Ich bewundere die Liebe zur Natur im Philoktet. Indem ich diese schönen Apostrophen des Schlafes, der Sterne, Felsen, Berge und Wogen lese, fühle ich, wie die Zeit gleich einem verebbenden Meere vergeht. Ich fühle die Ewigkeit des Menschen, die ewige Identität seines Denkens. Der Grieche hatte, wie es scheint, dieselben Mitmenschen wie ich. Sonne und Mond, Wasser und Feuer rührten sein Herz genau wie sie meines rühren. Also erscheint der berühmte Unterschied zwischen Griechisch und Englisch, zwischen den klassischen und romantischen Schulen oberflächlich und pedan-

tisch. Wenn ein Gedanke Platos mein Gedanke wird — wenn eine Wahrheit, welche die Seele Pindars befeuerte, meine eigene durchglüht, dann ist die Zeit nicht mehr. Wenn ich fühle, dass wir uns in einer Empfindung begegnen, dass unsere Seelen von der gleichen Farbe überhaucht werden und gleichsam in eins zusammenfliessen, warum sollte ich da Breitegrade messen, warum ägyptische Jahre zählen?

Der Forscher legt das Zeitalter des Rittertums nach seiner eigenen Periode der Ritterlichkeit aus, und die Tage der Seeabenteuer und Erdumsegelung nach seinen eigenen genau entsprechenden Erfahrungen im kleinen. Zu der heiligen Geschichte der Welt hat er den gleichen Schlüssel. Wenn die Stimme eines Propheten aus den Tiefen des Altertums ihm bloss ein Gefühl seiner Kindheit, ein Gebet seiner Jugend wiedergiebt, dann gelangt er zur Wahrheit durch all die Verwirrung der Ueberlieferung und das Zerrbild der bestehenden Einrichtungen hindurch.

In gewissen Zeiträumen tauchen in unserer Mitte seltene, ausserordentliche Geister auf, die uns neue Thatsachen der Natur enthüllen. Ich sehe, dass Menschen voll des Gottes von Zeit zu Zeit unter den Menschen wandelten und bewirkten, dass Herz und Seele ihrer geringsten Zuhörer ihre Sendung fühlend anerkannten. Dies ist offenbar der Ursprung des Dreifusses, des Priesters und der Priesterin, die göttliche Eingebung begeistert. Jesus erschreckt und überwältigt sinnliche Menschen. Sie können ihn nicht mit der Geschichte in Uebereinstimmung oder mit sich selbst in Einklang bringen. Wenn sie dahin gelangen, ihre Eingebungen zu ehren und sich bestreben, heilig zu leben, erklärt ihnen die eigene Frömmigkeit jede Thatsache, jedes Wort. Wie leicht fassen diese alten Lehren Moses', Zarathustras, Manus und Sokrates' in dem Geiste Wurzel! Ich kann

kein Altertum in ihnen finden. Sie gehören mir so gut wie ihnen.

Ich habe die ersten Mönche und Anachoreten gesehen, ohne Meere oder Jahrhunderte zu durchfliegen. Mehr als einmal ist mir ein Individuum begegnet, mit ähnlicher Verachtung der Arbeit und ähnlicher kontemplativer Lebensweise aus innerem Zwang, ein hochmütiger Almosenempfänger, im Namen Gottes bettelnd, der dem neunzehnten Jahrhundert den Säulenheiligen Simeon, die Eremiten der thebaischen Wüste und die ersten Franziskaner ersetzte.

Der Priestertrug des Ostens und des Westens, der Magier, Brahminen, Druiden und Inkas erklärt sich durch das Privatleben des Einzelnen. Der hemmende Einfluss, den ein strenger Formalitätenkrämer auf ein junges Kind ausübt, indem er seinen Geist und Mut unterdrückt, seinen Verstand lähmt, und alles das, ohne dass er Unwillen, sondern bloss Furcht und Gehorsam, ja selbst viel Sympathie mit der Tyrannei hervorruft — ist eine bekannte Thatsache, die dem Mann gewordenen Kinde klar wird durch die blosse Wahrnehmung, dass der Unterdrücker seiner Jugend selbst ein Kind ist, den die Namen, Formen und Worte tyrannisieren, deren Einflüssen er als blosses Sprachrohr bei der Jugend diente. Diese Thatsache lehrt ihn besser, wie Baal angebetet und wie die Pyramiden gebaut wurden, als die Champollionsche Entdeckung der Namen aller Werkleute und der Kosten jedes Ziegelsteins. Er findet Assyrien und die Grabhöhlen Cholulas vor seiner Thüre, und er selbst hat den Weg dahin gebahnt.

In dem Protest hinwiederum, den jeder bedeutsame Mensch gegen den Aberglauben seiner Zeit erhebt, wiederholt er Schritt für Schritt das Thun der alten Weltverbesserer, und in dem

Streben nach Wahrheit findet er wie sie neue Gefahren für seine Tugend. Er lernt aufs neue, welch sittliche Kraft notwendig ist, um den Gürtel eines Aberglaubens zu ersetzen. Einer Reformation folgt eine grosse Zügellosigkeit auf den Fersen nach. Wie oft in der Weltgeschichte hatte der Luther des Tages den Verfall der Frömmigkeit in seinem eigenen Hause zu beklagen. »Doktor«, sagte sein Eheweib zu Martin Luther eines Tages, »wie kommt es, dass wir, als wir noch Papisten waren, so oft und mit solcher Andacht gebetet haben, während wir jetzt mit äusserster Lauheit und sehr selten beten?«

Der reifende Mensch entdeckt, welch tiefes Eigentum er an der Litteratur besitzt, — an aller Dichtung sowohl, als an der ganzen Geschichte. Er findet, dass der Dichter, der seltsame und unmögliche Situationen schilderte, kein Verrückter war, sondern dass der allgemeine Mensch mit seiner Feder eine Beichte schrieb, wahr für einen und wahr für alle. Er findet sein eigenes, geheimes Leben in wundersam klaren Zeilen, die hastig hingeworfen wurden, ehe er zur Welt kam. In seinen persönlichen Erlebnissen findet er eine nach der andern, alle die Fabeln Aesops, Homers, Hafis', Ariosts, Chaucers, Scotts, und kann sie mit eigenem Kopf, mit eigenen Händen prüfen.

Die schönen Fabeln der Griechen sind, als eigentümliche Schöpfungen der Phantasie und nicht der Laune, allgemeine Wahrheiten. Welche Reihe von Bedeutungen und welch ewige Tragweite hat der Mythus des Prometheus! Neben seinem ursprünglichen Wert als erstes Kapitel der Geschichte Europas — (die Mythologie verhüllt nur leicht wirkliche Thatsachen, die Erfindung der Handwerke und die Gründung von Kolonien) — bietet er dem Glauben späterer Zeiten mit einiger Genauigkeit die Geschichte der Religion. Prometheus ist der Jesus der alten

Mythologie. Er ist der Menschenfreund; er steht zwischen der ungerechten »Gerechtigkeit« des ewigen Vaters und dem Geschlecht der Sterblichen und duldet bereitwillig alles um ihretwillen. Aber wo sich der Mythus von dem calvinistischen Christentum trennt und Prometheus als den Herausforderer des Zeus zeigt, repräsentiert er einen Geisteszustand, der sofort auftritt, wo der Theismus in grober, buchstäblicher Form gelehrt wird, und der als die Selbstverteidigung des Menschen gegen diese Unwahrheit erscheint; nämlich als Unzufriedenheit mit der geglaubten Thatsache, dass es einen Gott giebt, und als Gefühl, dass die Pflicht der Verehrung lästig ist. Es möchte, wenn er könnte, das Feuer des Schöpfers stehlen und abseits und unabhängig von ihm leben. Der gefesselte Prometheus ist der Roman des Skepticismus. Nicht weniger wahr für alle Zeiten sind die Einzelheiten dieser gewaltigen Apologie. Die Dichter sagen, Apollo hütete die Schafe des Admet. Wenn die Götter sich unter die Menschen mischen, bleiben sie unerkannt. Jesus wurde nicht erkannt. Sokrates und Shakespeare wurden nicht erkannt. Den Antaeus erstickte der umschlingende Griff des Herkules; aber jedesmal, wenn er seine Mutter Erde berührte, erneuerte sich seine Kraft. Der Mensch ist der gebrochene Titan, und bei aller seiner Schwäche findet sein Körper und sein Geist Stärkung durch die Gewohnheit des Verkehrs mit der Natur. Die Macht der Musik, die Kraft der Poesie, der festen Natur gleichsam Schwingen zu geben und sie zu lösen, deutet das Rätsel Orpheus. Der philosophische Begriff der Identität durch endlosen Wechsel von Formen hindurch, lässt ihn Proteus erkennen. Was bin ich anderes, der ich gestern lachte oder weinte, der ich in der verwichenen Nacht wie ein Toter schlief und diesen Morgen stand und ging? Und was seh

ich auf irgend einer Seite anderes, als die Wandlungen des Proteus? Meinen Gedanken kann ich zum Symbol machen, indem ich den Namen irgend eines Geschöpfes oder einer Thatsache gebrauche, weil in jedem Wesen der Mensch handelnd oder leidend wiederkehrt. Tantalus ist bloss ein Name für dich und mich. Tantalus bedeutet die Unmöglichkeit, von der geistigen Flut zu trinken, die im Angesicht der Seele immerdar schimmernd wogt. Die Seelenwanderung ist keine Fabel. Ich wollte, es wäre so. Doch Männer und Frauen sind bloss Halbmenschen. Jedes Tier des Hofes, des Feldes und des Waldes, auf Erden und der Wasser unter der Erde war darauf bedacht, in einem oder dem andern dieser aufrechten, himmelwärts blickenden Sprecher festen Fuss zu fassen und eine Spur seiner Züge und Formen zu hinterlassen. Ach, Bruder, hemme die Ebbe deiner Seele, — das Zurückströmen in Formen, in deren Zustand du nun für manche Jahre unmerklich geraten bist! Ebenso nahegehend und für uns passend ist auch die alte Fabel von der Sphinx, die am Wege sitzen und jedem Vorübergehenden Rätsel aufgeben sollte. Wenn der Mann keine Antwort geben konnte, verschlang sie ihn lebend. Konnte er das Rätsel lösen, so war sie besiegt. Was ist unser Leben anders, als eine endlose Flucht beschwingter Thaten oder Ereignisse! In schimmernder Mannigfaltigkeit vollzieht sich das Wechselnde, und alles stellt dem menschlichen Geiste Fragen. Die Menschen, die nicht diese Thatsachen und Fragen der Zeit mit überlegener Weisheit beantworten können, sind ihnen dienstbar. Die Thatsachen bedrängen und tyrannisieren sie und schaffen aus Menschen der Routine Menschen der Sinne, in welchen ein buchstäblicher Gehorsam den Thatsachen gegenüber jeden Funken des Lichtes ausgelöscht hat, durch das der Mensch wirklich Mensch ist. Doch wenn der Mensch seinen

besseren Instinkten oder Gefühlen treu ist und die Herrschaft der Thatsachen ablehnt, als ein Abkömmling eines höheren Geschlechtes, wenn er treu zur Seele hält und das schaffende Prinzip erkennt, dann sinken die Thatsachen willig und geschmeidig auf den ihnen gebührenden Platz zurück; sie erkennen ihren Meister, und die geringste von ihnen verherrlicht ihn.

Man beobachte in Goethes Helena dasselbe Verlangen, dass jedes Wort ein Ding sein möge. Diese Figuren, wollte er sagen, diese Chiron, Greife, Phorkias, Helena und Leda sind etwas und üben einen besonderen Einfluss auf den Geist aus. So weit sind sie denn ewige Entitäten, als sie heute ebenso wirklich sind, als zur Zeit der ersten Olympiade. Nachdem Goethe sie lang mit sich herumgetragen, lässt er seiner Laune freien Lauf beim Schreiben und gestaltet sie seiner eigenen Phantasie gemäss. Und obgleich dies Gedicht so unbestimmt und phantastisch ist wie ein Traum, ist es dennoch viel anziehender, als die regelmässigeren Dramen desselben Autors, weil es sich, mit den abgebrauchten Gewohnheitsbildern verglichen, dem Geiste mit wundervoller Deutlichkeit aufdrängt und die Erfindungsgabe und Laune des Lesers durch die wilde Freiheit seiner Zeichnung und die unaufhörliche Folge stossartig überraschender Wendungen erregt.

Die allumfassende Natur, allzu mächtig für die kleinliche Natur des Sängers, sitzt diesem auf dem Nacken und schreibt mit seiner Hand; so dass eine genaue Allegorie zum Vorschein kommt, wenn er einer blossen Laune und einem wilden Sang nachzugeben scheint. Daher meinte Plato, dass die Dichter grosse, weise Sachen aussprechen, »die sie selbst nicht verstehen«. Alle Erdichtungen des Mittelalters erklären sich selbst als verhüllter oder ausgelassener Ausdruck dessen, was der Geist dieser

Zeit in schwerem Ernste zu vollenden strebte. Die Magie und alles, was ihr zugeschrieben wird, ist eine tiefe Vorahnung der Kräfte der Wissenschaft. Die Siebenmeilenstiefel, das Siegschwert, die Macht über die Elemente, über die geheimen Kräfte der Metalle, die Fähigkeit die Vogelstimmen zu verstehen, sind dunkle Bemühungen des Geistes auf dem richtigen Wege. Die übernatürliche Tapferkeit des Helden, die Gabe ewiger Jugend und dergleichen sind in gleicher Weise das Bestreben des menschlichen Geistes, »das Schaugepräng der Dinge des Geistes Wunsch gemäss zu lenken«.

Im Parzival und Amadis von Gallien blühen ein Blumengewind und eine Rose auf dem Haupte der Getreuen und welken auf der Brau der Unbeständigen. In der Geschichte von dem Knaben und dem Mantel mag selbst der reife Leser einen Schimmer reinen Vergnügens bei dem Triumph der edeln Genelas empfinden; und in der That, alle die Forderungen der Elfengeschichten: dass die Feen nicht gern genannt sein wollen; dass ihre Gaben launenhaft sind und ihnen nicht zu trauen ist; dass der Schatzgräber nicht sprechen darf und dergleichen, finde ich in Concord wahr, wenn sie auch in Cornwall oder der Bretagne spielen mögen. Geht es in dem neuesten Roman anders zu? Ich lese die »Braut von Lammermoor«. Sir William Ashton ist ein Deckmantel für eine gewöhnliche Versuchung, Ravenswood Castle ein feiner Name für stolze Armut, und die auswärtige Gesandtschaft eines Staates bloss ein zum Zweck anständigen Erwerbs verkleideter Bunyan. Wir können alle einen wilden Bullen, der das Gute und Schöne hin und her schleudert, niederschiessen, indem wir den Ungerechten und den Sinnenmenschen niederzwingen. Lucie Ashton ist ein anderer Name für Treue, die immer schön und immerdar mit Missgeschick in dieser Welt verknüpft ist.

Doch mit der bürgerlichen und geistigen Geschichte des Menschen schreitet eine andere täglich vorwärts, die der äusseren Welt, mit welcher er nicht weniger eng verwoben ist. Er ist das Kompendium der Zeit; er ist auch das Korrelat der Natur. Seine Kraft ruht in der Menge der Beziehungen, in der Thatsache, dass sein Leben mit der ganzen Kette des organischen und unorganischen Seins verflochten ist. Im alten Rom gingen die öffentlichen Strassen vom Forum aus nach Norden, Süden, Osten, Westen, in den Mittelpunkt jeder Provinz des Reiches, und machten jede Handelstadt Persiens, Spaniens und Britaniens den Soldaten der Hauptstadt zugänglich: so führen vom Menschenherzen gleichsam Landstrassen in das Herz jeden Gegenstandes der Natur, um sie der Herrschaft des Menschen zu unterwerfen. Ein Mensch ist ein Bündel von Beziehungen, ein Geflecht von Wurzeln, deren Blüte und Frucht die Welt ist. Seine Fähigkeiten weisen auf die Natur ausser ihm und verkünden die Welt, die er bewohnen soll, wie die Flossen des Fisches anzeigen, dass es Wasser giebt, oder wie die Schwingen eines Adlers im Ei die Luft voraussetzen. Er kann nicht ohne eine Welt leben. Man setze Napoleon in ein Insel-Gefängnis, man lasse seine Fähigkeiten keine Menschen finden, um sie zu gebrauchen, keine Alpen zum Ueberschreiten, kein Wagnis, um damit zu spielen, und er wird in die Luft schlagen und sinnlos erscheinen. Man bringe ihn in grosse Länder, in dichte Bevölkerungen, verwickelte Interessen, vor eine widerstrebende Gewalt, und man wird sehen, dass der Mensch Napoleon, so beschränkt, das heisst, durch solche Grenzlinien und Aussichten gehemmt, nicht der wirkungskräftige Napoleon ist. Dies ist bloss Talbots Schatten:

»Sein Wesen ist nicht hier:
Denn was ihr seht, ist bloss das kleinste Mass

Und der gemeinste Teil der Menschheit;
. . . . Doch wär' sein ganz Gebilde hier,
Es ist von so gewalt'gem, hohem Wuchs,
Eu'r Dach genügte nicht, es einzuschliessen.«

König Heinrich VI. I. T. 2. Akt. 3. Scene.

Kolumbus bedurfte eines Planeten, um seine Fahrten über ihn zu führen. Newton und Laplace brauchten Myriaden von Zeitaltern und dicht ausgestreuter Himmelskörper. Man kann sagen, ein gravitierendes Sonnensystem ist schon in der Natur des Newtonschen Geistes vorausverkündet. Nicht weniger anticipiert das Gehirn Davys oder Gay-Lussacs, das von Kindheit an die Verwandtschaft und Abstossung kleinster Teilchen erforscht, die Gesetze der Organisation. Sagt nicht das Aug des menschlichen Embryos das Licht voraus? Oder das Ohr Händels die Zauberkraft harmonischer Töne? Zeigen nicht die geschickten Finger Watts, Fultons, Whittemores, Arkwrights zum voraus die schmelzbare, harte und härtbare Dichtigkeit der Metalle, die Eigenschaften des Steins, des Wassers und des Holzes an? Prophezeien nicht die liebenswürdigen Eigenschaften eines jungen Mädchens die Verfeinerungen und Verschönerungen der gebildeten Gesellschaft? Auch hier werden wir an die Einwirkung des Menschen auf den Menschen erinnert. Ein Geist könnte seinem Gedanken durch Jahrhunderte nachsinnen und doch nicht soviel Selbsterkenntnis gewinnen, als ihn die Leidenschaft der Liebe in einem Tage lehrt. Wer kennt sich selbst, bevor der Unwille über eine Beleidigung ihn durchbebt, oder bevor er eine beredte Stimme vernommen, oder den Pulsschlag Tausender bei einer nationalen Begeisterung oder Sorge geteilt hat? Kein Mensch kann seine Erfahrung vor der eigentlichen Zeit machen, oder erraten, welche Fähigkeit oder welches Gefühl

ein neuer Gegenstand erschliessen wird, so wenig er heute das Gesicht eines Menschen zeichnen kann, den er morgen zum ersten Male sehen wird.

Ich will jetzt nicht über diese allgemeine Darlegung hinausgehen, um den Grund dieser Wechselbeziehungen zu erforschen. Es möge genügen, dass die Geschichte im Lichte dieser zwei Thatsachen, nämlich dass der Geist Eins und die Natur sein Korrelat ist, geschrieben und gelesen werden soll.

So vereint der Geist all seine Schätze für jeden einzelnen Schüler in einem Punkt und schafft sie für jeden neu. Er auch soll den ganzen Kreis der Erfahrung durchlaufen. Er soll die Strahlen der Natur in einem Brennpunkt sammeln. Nicht länger soll die Geschichte ein stumpfsinniges Buch sein. Verkörpert soll sie in jedem Gerechten und Weisen einherschreiten. Du sollst mir nicht in Sprachen und mit Titeln das Verzeichnis der gelesenen Bücher aufzählen. Du sollst mich fühlen lassen, welche Perioden du gelebt hast. Ein Mensch soll der Tempel des Ruhmes sein. Er soll einhergehen, wie die Dichter jene Götter geschildert haben, in einem Gewand, das über und über mit wundersamen Ereignissen und Erfahrungen bemalt ist; seine eigene Gestalt und seine eigenen Züge in gesteigerter Harmonie sollen dies bunte Gewand bilden. Ich werde die Vorwelt in ihm finden, in seiner Kindheit das goldene Zeitalter, den Baum der Erkenntnis, den Zug der Argonauten, die Berufung Abrahams, den Bau des Tempels, die Ankunft Christi, das dunkle Mittelalter, die Erweckung der Schriften des Altertums, die Reformation, die Entdeckung neuer Welten, die Offenbarung neuer Wissenschaften und neuer Gebiete im Menschen. Er soll der Priester Pans sein und mit sich die Segnungen der Morgensterne und aller gepriesenen Wohlthaten des Himmels und der Erde in niedere Hütten tragen.

Liegt in dieser Forderung etwas übermässig Anspruchvolles? Dann verwerfe ich alles, was ich geschrieben habe; denn was nützt die Behauptung, man wisse etwas, was man doch nicht weiss? Aber es ist die Schuld unserer Schönrednerei, dass wir eine Thatsache nicht genau feststellen können, ohne anscheinend eine andere zu fälschen. Ich achte unser gegenwärtiges Wissen sehr gering. Höre die Ratten in der Mauer, sieh die Eidechse am Zaun, den Schwamm zu deinen Füssen, das Moos am Stamme. Was weiss ich, mitfühlend und verstehend, von einer dieser Welten des Lebens? Ebenso alt als der Mensch kaukasischer Rasse, — vielleicht älter — sind diese Geschöpfe neben ihm ihren Weg gegangen, und es giebt keinen Bericht über irgend ein Wort oder Zeichen, das von einem zum andern gelangt wäre. Welche Verbindung zeigen uns die Bücher zwischen den fünfzig oder sechzig chemischen Elementen und den historischen Epochen? Ja, was berichtet die Geschichte doch über die metaphysischen Annalen des Menschen? Welches Licht wirft sie auf die Geheimnisse, die wir mit den Namen Tod und Unsterblichkeit verhüllen? Doch sollte alle Geschichte mit einem Wissen geschrieben werden, das den Umfang unserer geheimen Verwandtschaften erriete und die Thatsachen als Symbole nähme. Ich schäme mich, wenn ich sehe, welch einfältige Dorfgeschichte unsere sogenannte Geschichte ist. Wie oft müssen wir Rom, Paris und Konstantinopel sagen! Was weiss Rom von der Ratte und der Eidechse? Was sind Olympiaden und Konsulate diesen nachbarlichen Systemen von Lebewesen? Ja, welchen Unterhalt oder welche Erfahrung und Hilfe gewähren sie dem robbenjagenden Eskimo, dem Kanaka-Indianer in seinem Kanoe, dem Fischer, dem Güterpacker, dem Lastträger?

Breiter und tiefer müssen wir unsere Annalen schreiben, von

einer sittlichen Reformation, von einer Hochflut des ewig jungen, ewig heilenden Gewissens aus, — wenn wir unsere zentrale, weitverzweigte Natur treulich darstellen wollen, anstatt dieser alten Zeitrechnung der Selbstsucht und des Stolzes, der wir allzu lang unsere Augen geliehen haben. Schon ist dieser Tag für uns erstanden und leuchtet uns, den Unaufmerksamen. Doch der Pfad des Wissens und der Schreiberei ist nicht der Weg zur Natur. Der Einfältige, der Indianer, das Kind, der ungebildete Bauernknabe, stehen dem Lichte, in dem die Natur gelesen werden soll, näher als der Anatom und der Altertumsforscher.

Die Taufe Christi, Holzschnitt von George Minne. (Stark verkleinert.)



SICILIANEN/ VON DETLEV FREIHERRN VON LILIENCRON.

Nichts ist wahr und Alles ist erlaubt.

DAS fürchterliche Wort der Assassinen;
Mir graust, erwäge ich das »Resultat«.
Da muss ich lachen, denk ich an die Mienen
Der Guten mit dem »Tugend«-Apparat.
Herr oder Knecht, befehlen oder dienen,
Willst du Lakai sein, tanzt du gleich am Draht,
Sie füttern dich mit alten Apfelsinen,
Und du verkommst in deinem Bettelstaat.

Leblose Dinge.

GEH ich zur Ruh, und ist mein Tag vollbracht,
Seh ich noch einmal mich im Zimmer um:
Die Erde schweigt und todstill ist die Nacht;
Wer sagt mir dann Schlafwohl noch, heimlich, stumm?
Mein Schreibtisch, meine Bilder, Alles wacht,
Und Alles grüsst mit Linien grad und krumm.
Habt ihr belauscht, was ich gethan, gedacht?
Das wär mir eigentlich kein Gaudium.

Ich las auf einer Sonnenuhr: Horas non numero nisi serenas.

NA ja'chen, schön, das lass ich mir gefallen,
Dass einer ausstreicht unsere ewigen Stunden,
Herrgott, das Leben zeigt doch stets die Krallen,
Von Rosen sind wir selten nur umwunden.

Doch las ich es mit grossem Wohlgefallen,
Der zeigte Mut, der diesen Spruch gefunden.
Nun einerlei, es klingt wie Nachtigallen:
»Ich zähle immer nur die heiteren Stunden«.

Die bleiche Blume.

IN einem schmutzigen sumpfigen Graben fand
Ich eine bleiche Nachtlichtnelke stehn.
Sie bog ihr Haupt wie ekelübermannt,
Als müsse sie vor tiefer Schmach vergehn.
Einst hab ich unter ferner Sonne Brand
Solch bleiche Mädchenblumenstirn gesehn:
Sie bog ihr Haupt und hielt es abgewandt;
Es warb um sie ein Dickwanst aus Athen.

Herrschsucht und Eitelkeit.

DER Herrschsucht hält die Eitelkeit die Schleppe,
Nein, das ist ungenau. Ein ander Bild:
Die Eitelkeit steht unten an der Treppe,
Und oben zeigt die Herrschsucht Schwert und Schild.
Die Eitelkeit trägt gar die Trauerschneppe,
Wenn ihr die Herrschsucht sagt: ich bins gewillt.
Kurzum, sie schneidet Flappe oder Fleppe,
Bis sie der Herrschsucht Mütchen hat gestillt.

Kindergeplapper beim Erwachen.

WELCH süss Geplapper Morgens in den Betten.
»Wollt ihr wohl ruhig sein, sonst kommt die Rute.«
Ja, was hilft das! Sie zwitschern in Duetten
Und werfen ihre Kissen nach der Knute.

»Das ist zu toll, wie soll ich mich denn retten?«
Halloh und Lärm, Getümmel und Getute.
Weh mir, jetzt hängt mir gar am Hals wie Kletten
Die liebe Last der kleinen Thunichtgute.

Kalter Frühlingsabend.

KEIN Vogelruf, verlassen liegt das Feld.
Fern grenzt der Wald: Das ist das grosse Schweigen,
Und hinter ihm, als letzte Spur der Welt,
Will langsam eine fahle Wolke steigen.
Käm doch ein Huf, klipp klapp, umstaubt, umbellt,
Wär nur ein wenig Grün erst in den Zweigen,
Hätt sich der drollige Starmatz eingestellt.
Wann werden sich die lieben Primeln zeigen!

An die Musik.

FERN eine Drehorgel: Sie stimmt mich weich.
Erinnerung kommt. Was ist das ganze Leben?
Ein Schattenspiel? Ein Traum? Ein Narrenstreich?
Da steht der Tod, wir müssen uns ergeben.
Die neunte Symphonie: Das Himmelreich.
Horch auf, mein Herz: es schweigen Streit und Streben.
Es hebt, es reisst dich hoch, dem Phönix gleich,
Bald wirst du nicht mehr an der Erde kleben.

Wechselnder Beruf.

WEIT in der Ebne blinkende Trompeten,
Husaren und Fanfaren, Sonnenlichter.
Mir fällt die Schlacht ein, Trommeln und Drommeten,
O Manneszeit, der Tod als Leichenschichter,

Die Dörfer loderten, die Fahnen wehten.
Statt dessen steckt der »nürenberger Trichter«
Mir jetzt im Schädel; Pest euch Musageten!
Grässlich! Ich bin ein teutscher Versetichter.

Regentag im Sommer.

ENDLICH der Schluss des ewigen Sonnenbrandes,
Der Regen wird den ganzen Tag regieren.
Bravo! Kaum wird ein Streifen des Gewandes
Der Menschen heut den Pflasterstein passieren.
Ich bin allein, Gottlob! es wird niemandes
Geschwätz mein Zimmer grausam profanieren.
Ein Sprichwort sagt, ich weiss nicht welchen Landes:
Im Regen geht der Pöbel nicht spazieren.

Roy ne puis, duc ne daigne, Rohan suis.

DER Rohans stolzes, steinumtürmtes Wort,
Wie einer Sonnenblume Mittagspracht.
Herrn Meiers und Herrn Müllers Lebenssport
Hälts minder nicht, wie jeder Mensch, in Pacht.
Ein Rohan hat, als ihm der Saft verdorrt,
Am Sarg noch dies sein Motto angebracht;
Herrn Meiers und Herrn Müllers Ehrenhort
Versinkt, nu äben, seicht und sacht in Nacht.

Die Wiese.

I.

DREI Hundert Schritt vor mir liegt eine Wiese
Im grellsten Sommersonnenmittagsschein
Wie tiefste Einsamkeit im Paradiese,
Von Knicks gefasst, ein grüner Edelstein.

Ein einziger Baum steht mittendrin, ein Riese,
Und bohrt ein Schattenloch ins Feld hinein.
Dort, wollt ich, säss ich mit der braunen Lise
Und, ich muss dringend bitten, ganz allein.

II.

Ich trat auf meine Wiese diese Nacht,
Im blanken Vollmondschein tanzt da Undine,
Nirgends ein Teichlein. Bin ich überwacht?
Ich kam von einer Ananasterrine.
Wer tanzt denn weiter in der Silberpracht?
Es tanzen Melusine und Zerline,
Und alle Elfen tanzen, glutentfacht,
Und eine tanzt, weiss Gott, die Serpentine.

III.

Der Wiese naht sich seltsamer Besuch:
Ein Sarg, beblitzt von einer goldnen Krone,
Bedeckt mit Kränzen und Standartentuch.
Ein Paukenschläger, Trauerbataillone,
Choral, gedämpfte Trommeln, Leichenspruch,
Die Kammerherren, Pagen, Reichsbarone,
Der fernen Glocken thränenschreiender Fluch —
All Leid vorbei und alle Erdenfrohne.

Indische Weisheit.

Hast du dir einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber — es ist nichts.
Und ist dir einer Welt Besitz zerronnen,
Sei nicht voll Leid darüber — es ist nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen, gehn die Wonnen,
Geh an der Welt vorüber — es ist nichts.

DIE abgedankte Weisheit der Brahminen,
Nein, nein, die dankenswerte, sollt ich meinen.
Denn keine bessre ist mir je erschienen
Und wird mir bis zum Tode nicht erscheinen.
Wie anders lauten unsere Doctrinen,
Mit denen man uns plagt seit Kindesbeinen.
Wer hat nun Recht; Wer wird die Welt verdienen?
Kopf hoch! Und lass die Krokodile weinen.

Der Ruhm.

WAS ist der Ruhm? Sieh dir mal auf der Weide
Das Vogelschiessen an: Dort, wie bekannt,
Verliert der Adler stückweis sein Geschmeide
Und dient als Scheibe jeder Zielerhand.
Was ist der Ruhm? Der Neugier und dem Neide
Ein immer ausgestellter Gegenstand.
Ich bitt euch, kommt in meine leere Haide,
Von keinem angeglotzt und angerannt.

Die tägliche Schlacht auf Erden.

IST jeder Tag nicht eine mörderische Schlacht
Für alle, jeden Standes, jeder Bildungsstufe?
Belügst, betrügst du nicht von früh bis in die Nacht,
Zermalmen dich sofort, mein Lämmlein, Rad und Hufe.

Nun also weisst du, wie mans unter Menschen macht,
Drum kehr dich nicht an »Tugend« und Entrüstungsrufe,
Sonst wirst du noch am Ende weidlich ausgelacht
Und weggeschleift ins Grab auf einer Schinderkufe.

Die vier weissen Schornsteine.

VIER weisse Schornsteine, gleichweit getrennt,
Auf einem Dach, drunter vier Käthnerpaare,
Dem jeden dort ein eignes Feuer brennt.
Ich sehs vom Fenster aus seit manchem Jahre,
Hier weht die Friedensfahne permanent:
Familienglück, vier Gärtchen, Storch und Staare.
Nur einmal log das Sabbathsparlament:
Die acht Grossmütter lagen sich im Haare.

Die beiden jungen, neben einanderstehenden Platanen.

DREI Meter hoch erst, stehn sie keck und grade,
Und freuen sich des heissen Sonnenlichts.
Sie stehn so stuhr, als stünden sie Parade
Im Schraubstock eines Generalsgesichts.
Neulich, in einem blauen Mondscheinbade,
Standen sie wie zwei Wächter des Gerichts.
Welchen Gerichtes? Eines ohne Gnade?
Vielleicht des Reichsgerichtes aus dem Nichts.

Eine in der Ferne im brennendsten Sommermittagssonnenlichte flimmernde, glitzernde, funkelnde, blendend weisse Villenkolonie.

ICH habe meinen Standort an der Mühle;
Es strahlt, blau wie die Röcke der Dragoner,
Der Himmel durch die erste Morgenkühle.
Bis sich der Sonnengott, der Nachtenthroner,
Grosspratschig räkelt auf dem Mittagspfühle.
Fern gleisst ein Villendorf, das die Bewohner
In ihren Schatten sog, nach dem Gewühle
Der grossen Stadt ein köstlicher Belohner.

Heimliche Liebe.

WAS muss ich sehn, fern von der grossen Stadt,
Wo ich am frühen Morgen schon spaziere,
Noch rührt sich kaum im Knick ein Haselblatt:
Wer kommt denn da? Wer stört mir die Reviere?
Wahrhaftig, Er und Sie, und nur ein Rad!
Kam Er, kam Sie »per« Rad? Nun, ich pariere,
Sie wars, und Er kam mit der Bahn anstatt;
Hier trafen sich die näschigen Schnabeltiere.

Ach, könnt ich noch einmal so lieben, »Wie damals im Monat Mai«.

DER Orgeldreher bringt mich noch zum Rasen,
Den ganzen Nachmittag, bald nah, bald fern,
Umkreist er meine Wohnung auf den Strassen,
Die Melodie wird mich zum Selbstmord zerrn.

Und doch und doch, auch diesen Blödsinnsphrasen
Am Ende horch ich immer wieder gern —
In welchen Zeiten, welchen Lebensphasen
Kannt ich auch diesen glutenheissen Stern?

Der Baum im Weltall.

HEUT hatt ich einen ganz kuriosen Traum:
Es wuchs, ähnlich wie Jakobs Himmelsleiter,
Aus meiner Brust ein Baum, der Freiheitsbaum,
Der immer länger wurde, runder, breiter,
Bis ihm aus einem schmalen Wolkensaum
Der liebe Gott zurief: Halt! Nun nicht weiter!
Sonst sprengst du mir noch meinen Sternenraum;
Ein Blitz, und unten liegen deine Scheiter.

Aus der grossen Hammelherde der sanften Heinriche.

ICH kenne einige berühmte Dichter,
Sie sind der Charme der Musenprofessoren,
Sie setzen Schatten auf, so fein wie Lichter,
Und ich auch schätze sie als Donatoren.
Allein, sie haben ewig Schafsgesichter
Und treten niemals aus den Anstandsthoren.
So seid doch endlich einmal »Bösewichter«!
Langweilige Engel, macht euch mal zu Mohren.

Der Hohenfriedeberger.

DIE Instrumente her! Dass ihr euch sputet,
Wenn einst der Tod macht in mein Buch den Klecks,
Den grossen Klecks, der Alles überflutet.
Den Schlachtentrumpfer blast, und nicht perplex!

Den Hohenfriedeberger trommelt, tutet,
Mit seinen Pauken sei mein Leben ex!
Und komm ich oben an so unvermutet,
Aufbrüll ich: Vivat Fridericus Rex!

Die Haubenlerche.

LIEBST, Tierchen, du, gleich mir, die Einsamkeit?
Ich find dich immer nur auf stillen Stegen.
Scheint dir die Welt, gleich mir, voll Not und Neid?
Verzeih mir, solche Vorstellung zu hegen.
Glaubst du, gleich mir, an ewigen Hass und Streit?
Nun denn, was ist uns beiden dran gelegen,
Die Menschheit, denk ich, ist so lang wie breit,
Wir bleiben, Vögelchen, auf unsern Wegen.

Der wunderschöne Junitag.

DU wunder — wundervoller Sommertag!
Cyanenblauer Himmel wirkt durchsichtig
Durch einen wipfelschwanken Buchenschlag,
Die Sonne nimmt ihr hohes Amt nicht wichtig.
Heut soll sich freuen, wer sich freuen mag,
Ich lad euch ein, die Stunde ist grad richtig:
Wir setzen uns gemeinsam zum Gelag,
Und alle Sorgen seien null und nichtig.

Mein täglicher Spaziergang.

NUR ein paar Birken, Einsamkeit und Leere,
Ein Sumpf, geheimnisvoll, ein Fleckchen Haide,
Der Kiebitz giebt mir im April die Ehre,
Im Winter Raben, Rauch und Reifgeschmeide,

Und niemals Menschen, keine Grande Misère,
Nichts, nichts von unserm ewigen Seelenleide.
Ich bin allein. Was einzig ich begehre?
Stürmt meine Abwehr nicht und Schanzenscheide.

Der säende Engel, Holzschnitt von E. R. Weiss.



DER SCHLECHTGEFESSELTE PROMETHEUS. AUS DEM FRANZOESISCHEN DES ANDRE GIDE/ VON M. B.

(Fortsetzung.)

Zweiter Teil: Die Gefangenschaft des Prometheus.

I.



ENIGE Tage später sah sich Prometheus, von der freundschaftlichen Fürsorge des Kellners denunziert, als Zündholzfabrikant ohne obrigkeitliche Erlaubnis im Gefängnis. Das lag ganz abseits von der Welt und gab nur Aussicht auf den Himmel; von aussen sah es aus wie ein Turm und drinnen langweilte sich Prometheus sehr.

Der Kellner kam ihn besuchen.

— Oh! sprach zu ihm Prometheus und lächelte, wie freue ich mich, Sie zu sehen! Ich sterbe vor Langeweile. Sie kommen von draussen, erzählen Sie mir was; die Gefängnismauern trennen mich von allem und ich erfahre nichts mehr von den Andern. Was machen sie? — Und vor allem — was machen Sie?

— Seit Ihrem Skandal, antwortete der Kellner, fast nichts; es kommt kein Mensch mehr zu uns. Und dann hat man viel Zeit verloren mit der neuen Fensterscheibe, die man einsetzen musste.

— Ich bin untröstlich darüber, sagte Prometheus; — aber doch wenigstens Damokles? Haben Sie Damokles wiedergesehen? Er verliess damals so schnell das Restaurant; ich konnte ihm nicht Adieu sagen, was ich bedaure. Denn er schien ein sanfter Mensch zu sein, voll Anstand und Gewissen; er sprach von

seinen Leiden mit einfacher Kunstlosigkeit und er rührte mich. War er wenigstens als er den Tisch verliess, wieder heiter?

— Das war nicht von Dauer, sagte der Kellner. Ich sah ihn am nächsten Tag und seine Unruhe war eher schlimmer. Während er mir davon sprach weinte er sogar. Was ihn besonders beunruhigt ist der Gesundheitszustand des Kokles.

— Geht es ihm denn schlecht? fragte Prometheus.

— Dem Kokles? Ach nein, antwortete der Kellner. Ich möchte fast sagen: Er sieht besser seitdem er nur mehr mit einem Auge sieht. Er zeigt jedem Menschen sein Glasauge und ist glücklich, wenn man ihn bemitleidet. Wenn Sie ihn wiedersehen sollten, sagen Sie ihm, dass ihm sein neues Auge famos steht, dass er es nicht ohne Grazie trägt; aber fügen Sie hinzu, dass er sehr gelitten haben müsse . . .

— Er leidet also?

— Davon, dass man es ihm nicht sagt — ja, vielleicht.

— Aber wenn es Kokles gut geht, wenn er nicht einmal leidet, worüber beunruhigt sich denn Damokles?

— Dass Kokles hätte leiden müssen.

— Sie empfahlen mir doch gerade, zu sagen.

— Zu sagen, ja, aber Damokles denkt es; und das bringt ihn um.

— Und was macht er sonst?

— Nichts. Diese einzige Beschäftigung erfüllt ihn völlig. Unter uns: er ist ein Mann, der sich verzehrt. — Er sagt, dass ohne seine 500 Franks Kokles nicht unglücklich wäre.

— Und Kokles?

— Der sagt es auch . . . Uebrigens ist er sehr reich geworden.

— Wieso?

— Ich weiss nicht recht; — aber man hat ihn in den Zeitungen

sehr bedauert; man hat zu seinen Gunsten eine Subskriptionsliste eröffnet.

— Und was macht er damit?

— Er ist ein Geriebener. Mit dem Geld, das ihm die Kollekte einbringt, will er ein Hospiz gründen.

— Ein Hospiz?

— Ein ganz kleines, ja; für die Einäugigen. Er hat sich zum Direktor ernannt.

— Sie interessieren mich lebhaft, rief Prometheus.

— Das hoffte ich, sagte der Kellner . . .

— Und was ist mit . . . dem Müllionär?

— Ach der! Glauben Sie, dass den das alles irgendwie bekümmert? Er ist wie ich: er beobachtet . . . Wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich ihn Ihnen vorstellen — wenn Sie wieder heraus sind aus der . . .

— Uebrigens, begann Prometheus endlich, weshalb bin ich denn hier? Wessen klagt man mich an? Wissen Sie es, Kellner, der Sie so viel wissen?

— Wahrhaftig: nein, heuchelte der Kellner. Ich weiss nur das eine, dass dies bloss Untersuchungshaft ist. Wenn man Sie verurteilt haben wird, werden Sie wissen warum.

— Um so besser, sagte Prometheus, ich ziehe es immer vor, genau zu wissen.

— Adieu, sagte da der Kellner; es wird spät. Merkwürdig, wie einem mit Ihnen die Zeit vergeht . . . Aber sagen Sie mal: Ihr Adler, was ist aus dem geworden?

— Ich dachte gar nicht mehr an ihn, sagte Prometheus. Und, nachdem der Kellner fort war, begann Prometheus an seinen Adler zu denken.

Er muss wachsen und ich muss abnehmen.

Und als Prometheus sich langweilte, rief er am Abend seinen Adler. — Der Adler kam.

— Ich habe lange auf dich gewartet, sagte Prometheus.

— Warum hast du mich nicht früher gerufen? antwortete der Vogel. Zum erstenmal betrachtete Prometheus seinen Adler, der sich breit auf den Gitterstäben des Fensters niedergelassen hatte. In der goldenen Abendsonne sah er noch viel matter und glanzloser aus; er war grau, hässlich, verkümmert, verdrüsslich, resigniert, elend; er schien zu schwach zum fliegen; als Prometheus das sah, weinte er aus Mitleid über seinen Adler.

— Treuer Vogel, du scheinst zu leiden — sag: was fehlt dir?

— Ich habe Hunger.

— Iss, sagte Prometheus und deckte seine Leber auf.

Der Vogel ass.

— Du thust mir weh, sagte Prometheus.

Aber der Adler sprach an diesem Tage kein Wort mehr.

II.

Am andern Morgen im Tagesgrauen schon, verlangte es Prometheus nach seinem Adler; er rief ihn aus den tiefen Röten des Tagerwachens, und der Adler kam mit der Sonne. Er hatte vier Federn mehr. Prometheus schluchzte vor Zärtlichkeit.

— Wie spät du kommst, sagte er und streichelte die Federn.

— Das ist, weil ich noch nicht schnell genug fliegen kann. Ich schleife den Boden . . .

— Weshalb?

— Ich bin so schwach.

— Was brauchst du, um schnell zu fliegen?

— Deine Leber.
— Hier; iss.
Aber am nächsten Morgen hatte der Adler acht Federn mehr; und wenige Tage darauf kam er der Morgenröte zuvor. Prometheus aber magerte ab.
— Erzähl mir von draussen, sprach Prometheus zu ihm, was geschieht aus den andern?
— O! jetzt schwebe ich, antwortete der Adler; jetzt weiss ich nichts mehr als den Himmel und Dich.
Seine Schwingen waren langsam weit und stark geworden.
— Schöner Vogel, was erzählst du diesen Morgen?
— Ich habe meinen Hunger in den Lüften spazieren geführt.
— Adler! Wirst du niemals weniger grausam sein?
— Nein! Aber ich kann sehr schön werden.
Prometheus, verliebt in die künftige Schönheit seines Adlers, gab ihm jeden Tag mehr zu essen.
Und eines Abends ging der Adler nicht mehr fort.
Auch den nächsten Tag nicht.
Der Adler gab dem Gefangenen die Wunden und dieser ihm die Zärtlichkeit seiner Liebkosung. Und Prometheus wurde mager und verzehrte sich in Liebe, da er die Federn streichelte, des Nachts unter dem Flügel schlief und ihn mit Musse stark werden liess.
— Süsser Adler! wer hätte das gedacht?
— Was denn?
— Dass unsere Liebe so schön sein würde.
— Ach Prometheus . . .
— Du weisst es, sag, du, mein süsser Adler! warum bin ich hier eingesperrt?
— Was liegt daran? Bin ich es denn nicht mit dir?

— Ja; was liegt mir daran! Aber bist du auch zufrieden mit mir, schöner Adler?

— Ja, wenn du mich sehr schön findest.

III.

DER Frühling kam; und um die Gitter des Turmes blühte duftender Flieder.

— Eines Tages werden wir gehen, sagte der Adler.

— Wirklich? rief Prometheus aus.

— Denn ich bin sehr stark geworden; und du so mager; und so kann ich dich tragen.

— Adler, mein Adler . . . trag mich.

— Und der Adler trug Prometheus fort.

Ein Kapitel in Erwartung des folgenden Kapitels.

An diesem Abend trafen sich Kokles und Damokles und plauderten miteinander; natürlich fühlten sie sich geniert.

— Was wollen Sie, meinte Kokles, unsere Gesichtspunkte sind entgegengesetzte.

— Erlauben Sie, erwiderte Damokles. Ich möchte ja nur, dass wir uns verstehen.

— Das sagen Sie, aber Sie verstehen sich nur selber.

— Und Sie, Sie hören mich nicht einmal an.

— Ich weiss alles, was Sie sagen wollen.

— So sagen Sie es doch, wenn Sie es wissen.

— Sie behaupten es besser zu wissen als ich.

— Mein Gott, Kokles, Sie geraten in Aerger; — aber, um Himmelswillen, sagen Sie mir: was soll ich thun?

— Absolut nichts für mich, ich bitte Sie darum; Sie haben mir ein Glasauge zugezogen . . .

— Natürlich aus Glas, es giebt kein besseres, teurer Kokles.
— Ja, nachdem Sie mich blind gemacht haben.
— Doch nicht ich, Teuerster!
— Uebrigens, das ist das Geringste; und dann, Sie waren in der Lage, es zu bezahlen — dank meiner Ohrfeige.
— Kokles! Vergessen wir das Vergangene! . . .
— Natürlich passt es Ihnen, das zu vergessen.
— Das wollte ich nicht sagen.
— Aber was wollen Sie denn sagen? Was denn eigentlich?
— Sie hören mir ja nicht zu.
— Weil ich weiss, was Sie sagen wollen! . . .

Die Unterhaltung, welche aus Mangel an neuem Stoff eine unangenehme Wendung zu nehmen drohte, wurde plötzlich dadurch unterbrochen, dass die beiden auf ein umfangreiches Plakat aufmerksam wurden. Und da war zu lesen:

Diesen Abend 8 Uhr
im
Saale der Nouvelles Lunes
wird
der befreite Prometheus
von seinem
Adler
sprechen.

Um $8^1/_2$ Uhr wird der Adler einige Touren ausführen.
Um 9 Uhr wird durch den Kellner eine Kollekte vorgenommen werden zu Gunsten von Kokles Asyl.

— Das muss man sich ansehen, sagte Kokles.
— Ich gehe mit Ihnen, sagte Damokles.

IV.

PUNKT 8 Uhr trat die Menge in den Saal der Nouvelles Lunes.

Kokles setzte sich in das linke Zentrum, Damokles in das rechte; der übrige Teil des Publikums in die Mitte. Donnernder Applaus begrüsste den Eintritt Prometheus; er kletterte die Stufen der Estrade hinan, setzte sich den Adler zur Seite und richtete sich. Im Saale ängstliche Stille ...

Die Petitio Principii.

— Meine Herren, fing Prometheus an, ich habe nicht die Pretention, Sie mit dem zu interessieren, was ich Ihnen sagen will, und deshalb nahm ich diesen Adler mit mir. Nach jeder langweiligen Stelle meiner Rede wird er Ihnen ein bisschen vorfliegen. Ich habe auch obscöne Photographien und Raketen bei mir: bei den ernsteren Stellen meiner Rede werde ich dafür sorgen, das Publikum damit zu zerstreuen. So darf ich also auf einige Aufmerksamkeit hoffen, meine Herren.

An jedem Wendepunkte meiner Rede, werde ich, werte Versammlung, die Ehre haben, Sie der Fütterung meines Adlers beiwohnen zu lassen, — denn, meine Herren, meine Rede hat drei Teile; ich glaubte, diese Form nicht zurückweisen zu dürfen, die meinem klassischen Geiste gefällt. — Und damit es gewissermassen als Wegweiser diene, nenne ich nun ohne viel Wortgepränge und im Voraus die beiden ersten Punkte meiner Rede:

Erster Punkt: Man muss einen Adler haben.

Zweiter Punkt: Im übrigen haben wir alle einen.

Fürchtend, dass Sie mich der Parteilichkeit beschuldigen, meine Herren; fürchtend auch, die Freiheit meines Gedankenganges zu stören, habe ich meine Rede nur für diese beiden Punkte

ausgearbeitet; der dritte wird sich ungezwungen aus den beiden andern ergeben; ich lasse da der Begeisterung ihre Rechte. — Zum Schluss, meine Herren, wird der Adler einsammeln.

— Bravo! Bravo! schrie Kokles.

Promotheus nahm einen Schluck Wasser. Der Adler flog pirouettierend dreimal um Prometheus, dann grüsste er. Prometheus blickte in den Saal, lächelte Damokles zu, Kokles zu, und da sich noch kein Zeichen der Langweile bemerkbar machte, hob er die Raketen für später auf und begann:

V.

WELCH rednerisches Geschick ich auch immer hineinlege, weiss ich doch nicht, meine Herren, wie ich vor Ihrem klarsehenden Geiste mit dieser petitio principii zurechtkomme, die mich am Beginn meiner Rede erwartet.

Meine Herren, wir können jedes thun was wir wollen, wir entgehen nicht der petitio principii. Ich frage nun: was ist eine petitio principii? Meine Herren, ich wage zu sagen: jede petitio principii ist eine Bejahung des Temperaments; denn wo die Prinzipien fehlen, da behauptet sich das Temperament.

Wenn ich erkläre: Man muss einen Adler haben, so können Sie alle ausrufen: Wozu? — Nun, was wollen Sie, das ich antworte und das sich nicht auf diese Formel der Behauptung meines Temperaments zurückführen liesse: Ich liebe die Menschen nicht; ich liebe, was sie vernichtet.

Das Temperament, meine Herren, ist es, was sich durchsetzen muss. Eine neue petitio principii, werden Sie sagen. Aber ich bewies, dass jede petitio eine Behauptung des Temperamentes ist. Und wie ich sagte, dass man sein Temperament behaupten muss (denn es gebietet es), so wiederhole ich: ich liebe die

Menschen nicht; ich liebe, was sie vernichtet. — Was nun vernichtet den Menschen? Sein Adler. Darum, meine Herren, muss man einen Adler haben. Ich denke das zur Genüge bewiesen zu haben . . . Pardon, meine Herren, ich sehe, dass ich Sie langweile; einige von Ihnen gähnen. Ich könnte nun, es ist wahr, einige Spässe einfügen; aber Sie würden das gezwungen finden; ich habe eine unheilbar ernsthafte Geistesverfassung. — Ich ziehe es daher vor, einige von den freien Photographien zirkulieren zu lassen; sie werden die beruhigen, die meine Worte langweilen; was mir erlauben wird fortzufahren.
Prometheus nahm einen Schluck Wasser. Der Adler flog piroetutierend dreimal um Prometheus und grüsste dann. Prometheus fuhr fort:

Fortsetzung der Rede Prometheus.

— Meine Herren, ich habe meinen Adler nicht immer gekannt. Dies führt mich zu dem Schluss — durch eine Ueberlegung, die einen mir momentan entfallenen bestimmten Namen in der Logik hat, die ich übrigens erst seit acht Tagen studiere — mich zu dem Schluss, sage ich, dass, wenn auch der einzige hier anwesende Adler der meinige ist, Sie doch alle einen haben.
Ich habe bis jetzt über meine Geschichte geschwiegen, die ich übrigens bis jetzt auch nicht ganz gut verstanden habe. Und wenn ich mich jetzt entschliesse, sie Ihnen zu erzählen, so ist es, weil sie mir durch meinen Adler nun so wunderbar erscheint.

VI.

MEINE Herren, ich sagte Ihnen schon, ich sah meinen Adler nicht von je. Vor ihm war ich ohne Wissen und schön, glücklich und nackt, ohne es zu wissen. Was für Tage! Auf den wasserreichen Gehängen des Kaukasus umarmte mich

die lüsterne Asia, nackt und glücklich auch sie. Zusammen sprangen wir durch die Wälder und Thäler; wir fühlten die Luft singen, das Wasser lachen, die gewöhnlichsten Blumen wohlduften. Oft legten wir uns zu schlafen unter breites Geäst, auf Blüten, wo flüsternde Bienenschwärme sich wiegten. Asia verband sich mit mir unter Lachen; dann mengte sich das Summen der Bienen, der Blätter und das Murmeln der Bäche in Eines und lud uns zu süssestem Schlafen. Alles um uns erlaubte, alles beschützte unsere aussermenschliche Einsamkeit — da, eines Tages, sprach Asia zu mir: Du solltest dich um die Menschen kümmern.

Da musste ich sie suchen gehen.

Ich sollte mich wohl um sie kümmern; aber: um mit ihnen Mitleid zu haben.

Sie hatten kein Licht; ich erfand einiges Feuer für sie; und davon begann mein Adler. Es war an jenem Tage, da ich bemerkte, dass ich nackt war.

Bei diesen Worten kam von hier und da im Saale Händeklatschen. Plötzlich brach Prometheus in Thränen aus. Der Adler schlug die Flügel und gurrte. Mit einer grässlichen Geste öffnete Prometheus seine Weste und hielt dem Vogel seine schmerzhafte Leber hin. Der Beifall begann von neuem. Dann flog der Adler pirouettierend dreimal um Prometheus; dieser trank einen Schluck Wasser, richtete sich und fuhr mit folgenden Worten in seiner Rede fort.

VII.

MEINE Herren, meine Bescheidenheit liess ihn sich vergessen; entschuldigen Sie; es ist das erste mal, dass ich öffentlich spreche. Doch nun soll ihn mein Freimut sich vergessen

lassen: meine Herren, ich habe mich viel mehr der Menschen angenommen als ich sagte. Meine Herren, ich habe viel für die Menschen gethan. Meine Herren, ich habe die Menschen leidenschaftlich, erbarmungswürdig, wie ein Verliebter geliebt. — Ich habe für die Menschen so viel gethan, dass ich wohl sagen könnte, sie sind mein Werk; denn: was waren sie vorher? — Sie waren, aber sie hatten kein Wissen davon. — So wie das Feuer, um ihnen zu leuchten, so meine Herren, machte ich ihnen aus all meiner Liebe das Wissen um sich selber. — Das erste Wissen war das um ihre Schönheit. Und dieses Wissen um ihre Schönheit liess sie sich fortpflanzen. Der Mensch lebte sich weiter in seinen Nachkommen. Die Schönheit der ersten wiederholte sich, gleich schön, undifferenziert, ohne Geschichte. — Das bekümmerte mich, der ich schon in mir ohne es zu wissen das Ei meines Adlers trug, ich wollte mehr und besseres. Diese Fortpflanzung, dieses zerstückte Sich-Weiter-Leben schien mir bei ihnen eine Erwartung anzuzeigen — und es war in Wahrheit nur mein Adler, der wartete. Ich, ich wusste nicht; diese Erwartung glaubte ich im Menschen; diese Erwartung legte ich in den Menschen hinein. Ja, jetzt versteh ich es: da ich den Menschen nach meinem Bilde gemacht habe, jetzt versteh ich es, dass in jedem von ihnen etwas Unerschlossenes wartete; in jedem von ihnen war das Ei des Adlers . . . Und dann, ich weiss nicht; ich kann das nicht erklären. — Was ich weiss ist dies, dass ich nicht zufrieden damit war, ihnen das Wissen von sich selber zu geben, ich wollte ihnen auch Grund ihres Daseins geben. Ich gab ihnen das Feuer, die Flamme und alle Künste, deren Nahrung eine Flamme ist. Ich erhitzte ihren Geist und ich liess in ihnen den verzehrenden Glauben an den Fortschritt sich entfachen. Und ich hatte eine merkwürdige

Freude daran, dass sich die Gesundheit des Menschen abnützt beim Werke die Gesundheit zu erzeugen. — Kein Glaube an das Gute mehr, aber kranke Hoffnung auf das Bessere. Der Glaube an den Fortschritt, meine Herren, das war ihr Adler. Unser Adler ist unser Grund zur Existenz, meine Herren.
Das Glück des Menschen nahm ab, nahm ab und es war mir gleich: der Adler war zur Welt gekommen. Meine Herren! Ich liebte die Menschen nicht mehr, das, was von ihnen lebte, liebte ich. Aus war es da für mich mit einer Menschheit ohne Geschichte . . . die Geschichte der Menschen, das ist die Geschichte der Adler, meine Herren.

VIII.

HIER erfolgte einiges Händeklatschen. Prometheus entschuldigte sich verwirrt:
— Meine Herren, ich habe gelogen: verzeihen Sie: so schnell war das gar nicht: nein, ich habe die Adler nicht immer geliebt: ich zog noch lange den Menschen vor; sein lädiertes Glück war mir teuer, denn, da ich daran gerührt hatte, glaubte ich mich dafür verantwortlich, und immer wenn ich daran dachte, des abends, traurig wie ein innerer heimlicher Vorwurf kam mein Adler essen. Er war zu dieser Zeit mager und grau, bekümmert und elend und kränklich wie ein Aasgeier. — Meine Herren, sehen Sie ihn jetzt an, und verstehen Sie warum ich spreche; warum ich Sie hier versammle, warum ich Sie beschwöre, mich anzuhören: es ist, weil ich dieses entdeckt habe: der Adler kann sehr schön werden. — Nun, jeder von Ihnen hat einen Adler; ich habe Ihnen das gerade bewiesen. Einen Adler? — Ach! Aasgeier vielleicht! . . . nein, nein! keinen Aasgeier, meine Herren, man muss einen Adler haben . . .

Und jetzt komme ich zu der wichtigen Frage: — warum den Adler? . . . Ah! warum? — er soll es selbst sagen. Sehen Sie hier den meinen, meine Herren? ich bringe ihn Ihnen . . . Adler! wirst du antworten, jetzt? . . .

Aengstlich wandte sich Prometheus zu seinem Adler hin. Der sass unbeweglich und still . . . Prometheus fing mit verzweifelter Stimme wieder an:

— Meine Herren, ich habe meinen Adler vergeblich gefragt . . . Adler! sprich jetzt: alle hören dich . . . Wer schickt dich? — Warum hast du mich erwählt? Woher kommst du? Sag: welches ist deine Art? . . . (der Adler blieb stumm) — Nein, nichts! Kein Wort! Kein Schrei! — Ich dachte, er würde sprechen, zu Ihnen sprechen; deshalb brachte ich ihn mit . . . Spreche ich denn allein hier? — Alles schweigt! Alles schweigt! — Was ist da zu sagen? . . . Ich habe umsonst gefragt.

Dann, indem er sich zur Versammlung wandte:

— Oh, ich hoffte meine Herren, dass Sie meinen Adler lieben würden, dass Ihre Liebe seiner Schönheit gerechten Grund zum sein gäbe. — Deshalb habe ich mich ihm ergeben, habe ich ihn mit dem Blute meiner Seele gross und stark gemacht . . . aber ich sehe, ich bin es allein, der ihn bewundert . . . Oh! genügt es Ihnen nicht, dass er schön ist? — oder geben Sie mir wenigstens seine Schönheit zu? — Sehen Sie ihn doch wenigstens an . . . Für nichts anderes sonst habe ich gelebt — und nun bringe ich ihn: hier ist er! — Ich, ich lebte für ihn — aber er, wofür lebt er? — Adler! den ich mit meinem Blute nährte, mit meiner Seele, den ich mit meiner ganzen Liebe geliebkost habe . . . (hier unterbrachen Thränen Prometheus) — soll ich jetzt die Erde verlassen ohne zu wissen, warum ich dich geliebt habe? noch was du nach mir sein wirst, machen wirst

auf der Erde . . . auf der Erde, . . . ich habe umsonst, . . . ich habe umsonst gefragt . . .
Die Worte erstickten ihm im Hals, die Thränen verschluckten seine Stimme.
— Entschuldigung, meine Herren — begann er nach einer Weile ruhiger; — entschuldigen Sie, dass ich Ihnen so ernste Dinge sage; aber wenn ich noch ernstere weiss, so sind es die, die ich noch sagen werde . . .
Prometheus trocknete sich die Stirn, nahm einen Schluck Wasser und:

Ende der Rede Prometheus'.

— Es ist nur bis hier her, dass ich vorbereitet . . .
Bei diesen Worten erhob sich ein grosser Lärm im Saal; mehrere, die sich zu sehr langweilten, wollten fort.
— Meine Herren, rief Prometheus, — ich beschwöre Sie zu bleiben; ich werde ganz kurz sein; aber das wichtigste ist noch zu sagen, wenn ich Sie noch nicht überzeugt haben sollte . . . meine Herren! ich bitte Sie! . . . schnell ein paar Raketen, die schönsten heb ich mir für den Schluss auf.
— Meine Herren, haben Sie Mitleid und setzen Sie sich wieder; schauen Sie: glauben Sie nicht, dass ich spare: ich zünde sechs auf einmal an. — Uebrigens, Kellner, lassen Sie die Thüren schliessen.
Die Raketen machten einen genügend guten Eindruck. Fast alle, die sich erhoben hatten, setzten sich wieder.
— Aber, ja, wo war ich stehen geblieben? fing Prometheus an.
— Ich rechnete auf den Schwung; aber Ihr Aufstehen hat ihn abgebrochen.
— Um so besser, schrie einer.

— Ach ja, ich weiss . . . fuhr Prometheus fort — ich wollte Ihnen noch sagen . . .

— Genug! Genug! schrie man von allen Seiten.

. . . dass Sie Ihren Adler lieben sollen.

Einige ironische »Warum« erhoben sich.

— Ich höre, meine Herren, dass man mich »warum« frägt: ich antworte: weil er davon schön wird.

— Aber wenn wir davon hässlich werden!

— Meine Herren, was ich hier vorbringe, sind keine Interessenfragen . . .

— Das sieht man.

— Es sind Worte der Ergebung, meine Herren, man muss sich seinem Adler ergeben . . . (Bewegung; viele erheben sich) meine Herren, stehen Sie doch nicht auf: ich will persönlich bemerken . . . Es ist unnötig, hier an die Geschichte von Kokles und Damokles zu erinnern. Sie alle, die Sie hier sind, kennen sie. Gut. Also ich sage dieses Ihnen ins Gesicht: das Geheimnis Eures Lebens liegt in der Ergebung in Eure Schuld; Du Kokles, in Deine Ohrfeige; Du Damokles, in Dein 500-Franksbillet. Kokles Du sollst Deine Narbe aushöhlen und tiefer machen Deine leere Augenhöhle, o Kokles; Du, Damokles, sollst Deine 500 Franks behalten, fortfahren, sie ohne Scham zu behalten, sie noch mehr zu behalten, sie mit Freuden zu behalten. Das ist der Adler für Euch; es giebt andere; es giebt glorreichere. Aber dies sage ich Euch: Der Adler, sei er wie immer, frisst uns auf, Laster oder Tugend, Pflicht oder Leidenschaft, seid was immer, Ihr entrinnt ihm nicht. Aber . . .

(Hier ging die Stimme des Prometheus fast völlig im Tumult unter)

— aber wenn Ihr Euren Adler nicht mit Liebe pflegt, so bleibt er grau, elend, unsichtbar allen und verschlossen; er ist es dann,

den man Gewissen nennen wird, unwürdig der Beschwerden, die er verursacht; ohne Schönheit. — Meine Herren, man muss seinen Adler lieben; lieben, damit er schön wird; denn weil er schön sein wird, darum sollen Sie Ihren Adler lieben. Ich schliesse, meine Herren, mein Adler wird absammeln; meine Herren, man muss seinen Adler lieben. — Schnell noch einige Raketen

.

Dank der pyrotechnischen Ablenkung endete die Versammlung ohne allzugrosse Unzufriedenheit; aber Damokles zog sich auf dem Heimweg eine Erkältung zu.

(Schluss im nächsten Heft.)

Marionettentheater, Holzschnitt von K. Hofer (Karlsruhe)



ELF GEDICHTE/ VON DETLEV FREIHERRN VON LILIENCRON.

Lockung in die Ferne.

BLAUE Berge, Sehnsuchtsberge,
Schützt ihr das ersehnte Glück?
Meinen Schritt will ich verdoppeln,
Und ich kehre nie zurück.

Schlug die Liebe mich verwirrend,
Fühl ich ihren Flammenkuss,
Dass ich nicht den Weg beginne,
An der Scholle haften muss?

Natur.

WIDERLICHES Wort: Gekose;
Leider reimt es sich auf Rose.
Immer auch die Herzenschmerzen
Und die liebe Wonnesonne.
Nimm das Mädel in den Arm
Und vergiss den Lebensharm.
Küsse ihr den weissen Nacken,
Küsse ihr die roten Backen.
Lachen wird ihr frischer Mund,
Und besiegelt ist der Bund.

Aussicht vom Schlosse.

(Sommernacht.)

MUEDE des Tagetriebes entschlummert allmählich das Städtchen.
Fröhliche Kinder umschrien vor wenigen Stunden die Kirche,

Lärmten in Garten und Hof, dann fing sie der Schlaf in den Armen.
Auf den Bänken der Häuser erzählen sich ruhige Nachbarn,
Dicht aneinandergesellt, mit Schrecken das grosse Ereignis:
Peter Johannsen verstarben am Morgen zwei Kälber auf einmal.
Tiefer steigen die Schatten, es ziehen die Sterne vorüber,
Unbarmherzig und kühl, im ewigen stummen Triumphzug.
An die Pforte gelehnt des kleinen bescheidenen Gartens
Schaut zu den Welten hinauf die pflichtüberbürdete Mutter:
Waschen und kochen und nähen und flicken und Kindererziehung
Füllte den Wochentag aus, nun hat sie zum Atmen Erlaubnis.
Tiefer steigen die Schatten, es biegt sich tiefer der Hahnschweig,
Der in der Sonne so stolz und breit auf der Strasse geschaukelt,
Kauernd lagert die Ohnmacht in allen Ecken und Winkeln.
Nur in der Laube der Nachttau benetzt ein heimliches Brautpaar.
Müde des Tagewerks liegen muckstill unten die Dächer.
In phosphorischem Licht verschwimmend, umgrenzen die Ufer
Träumend den schimmernden Fluss, umfächert vom leisesten Westwind.
Auf der Liliputinsel verdunkeln sich einzelner Eichen
Raunende Kronen, die, tiefschwarz, täuschend gleich den Palmen.
Und ein zärtliches Lied, das fern in der Schenke in Smyrna
Einst ich gehört, es sprach es der bronzene Märchenerzähler,
Dringt ans Ohr mir wieder. Wie deutlich hör ich die Worte.

Ringsum schweigende Wälder, in denen sich äsendes Rehwild
Weiter zieht vertraut auf mondbeschienener Lichtung.
Saugend holt die Erde allmählich die Nacht in die Tiefen.
Weit, weit hinter den Wäldern im ruhigsten, äussersten Morgen

Zeigen sich rötliche Streifen. Es überschütten vom Himmel
Goldene Rosen die Wipfel, den rauschenden Fluss und das
Städtchen.

Armut, Einsamkeit und Freiheit.

ARM wie Jesus Christus.
Wie Jesus Christus?
Den die Reichen der Erde
Als ihren Schutzpatron ausrufen
Gegen den »Pöbel«.
Und des Menschen Sohn hat noch nicht,
Wo er sein Haupt hinlegen könnte.
Nein!
Eins erbitt ich mir doch vom Schicksal:
Täglich jeden Abend,
Nach der mörderischen Hetzjagd des Daseins
— Diese mörderische Hetzjagd
Müssen wir alle über uns ergehn lassen —
Meine Henry Clay rauchen zu dürfen
Zur Beruhigung —
Sonst nichts.

Denn arm sein bringt auch Erfrischung.
»Ich bin arm«:
Ei, wie einen alle gleich meiden,
Wie einen Pestkranken.
Keine Bettelbriefe mehr,
Keine lästigen Besucher mehr.
Und dann das angenehme auf dem Balkon stehn

Und auf die Menge lächelnd hinunterschaun:
Auf diesen Schmutzhaufen von Neid und Scheelsucht
Und all die andern unzählbaren Lieblichkeiten
Des Lebens und des lieben Nächsten.
Ich sehe das Alles so fröhlich
Vom Balkon meiner Armut.

Das ist der Armut schöne Einsamkeit,
Das ist der schönen Einsamkeit
Noch viel, viel schönere Freiheit:
Ich kann auf die Haide gehn
Und mir eine Höhle graben
Und darüber schreiben:
»Lat mi tofreeden.
Hier wohnt Herr Friedrich Wilhelm Schultze.
Eintritt verboten!«
Eia, muss das herrlich sein!

Unvermutetes Rendezvous.

EIN unerhörter Fall hat sich begeben:
Zwei Gondeln stiessen im Canale Grande
Unsanft zusammen. Das war eine Schande,
Wer glaubte je, solch Plumpstück zu erleben.

Die Insassen, die just vor Wonne beben
Bei ihren Schönen, unter der Guirlande,
Erwachen aus der Liebe seligem Brande,
Um ihre Stirnen zornig zu erheben.

Will heut das Schicksal einen Festtag feiern?
Sie drohn sich an und liegen auf der Lauer:
Wer wird sein Quidproquo zuerst entschleiern?

Es rieselt durch die Welt ein heiliger Schauer:
Cosi mi chiamo, well, Milordo Byron!
»Und ich, ich heisse Arthur Schopenhauer«.

Nis van Bombell.

DAS ist der Nis van Bombell,
Ein Seemann harsch und hell.
Er war eines Friesenbauern Sohn,
Diente auf Bombell in Clanxbüllkjon
Mit Grethen um kargen Frass und Lohn,
Und blieb ein frischer Gesell.

Da kam der Steenbock marschiert
Und hat sich dort einquartiert.
Von seinen Dragonern ein frecher Hund,
Dem stiess Nis sein Messer in den Schlund,
Weil er sein Grethen fand zu rund.
Und Nis ist echappiert.

Nach Holland floh er dann,
Ward Matros und Steuermann.
Nach Indien fuhr er hin und her,
Durchfurchte die Meere kreuz und quer
Im Orlogsmars, in Jack und Ther,
Immer obenan.

Die Flotte, ohne Wahl,
Macht ihn zum Admiral.
Da blieb er fürder auch nicht faul,
Schlug den Englischmann neunmal aufs Maul,
Entschlüpfte jedem Netz und Knaul
Geschmeidiger als ein Aal.

Als nun der Friedenstag,
Schreibt er beim Festgelag:
»Mien Grethen, kenns mi noch? Man to,
So mak di glüks man op de Schoh
Un kam to mi un war mien fro.
Dien Admiral inne Haag.«

Und Grethen segelt geschwind
Mit dem nächsten Süderwind.
Dann thaten sich zusammen die zwei,
Das gab eine Hochzeit, ha, juchhei,
Der König schenkte sein Konterfei,
Und bald kams erste Kind.

Martje Flors Trinkspruch.

VOR Tönning, auf Catharinenherd,
Zechen Steenbocks Offiziere.
Sie haben fleissig die Humpen geleert,
Der Weiser zeigt auf früh viere.

Durchs Fenster glüht das Morgenrot
Auf die trunknen Cavaliere,
Auf ihre Sturmhauben à la Don Quixote,
Die verschobnen Bandeliere.

Auf im Nacken schwankenden Federhut,
Auf Koller und spiegelnde Sporen,
Auf ihr in Hitze geratnes Blut,
Auf manchen »hochedelgeborenen«.

Der eine hats Elend, der andre lacht,
Zwei haben den Pallasch gezogen,
Der stiert vor sich hin wie in Geistesnacht,
Der äfft nach den Fidelbogen.

Zwei andre halten Verbrüderungsfest,
»Herzbruder« schwimmt im Pokale.
Und der unten am Tisch säuft Rest aus auf Rest
Und denkt an kein Finale.

Da tritt ein kleines Mädchen herein,
Und steht mitten im wüsten Quartiere.
Martje Flor ists, des Wirtes Töchterlein,
Zehn Jahr' nach dem Taufpapiere.

Sie nimmt das erste beste Glas
Und hebt sich auf die Zehe:
»Auf dass es im Alter, ich trink euch das,
Im Alter uns wohlergehe«.

Mit weit offnem Mund, mit bleichem Gesicht
Steht die ganze besoffne Bande
Und starrt entsetzt und rührt sich nicht,
Und steht wie am Abgrundsrande. —

In Schleswig denken sie heut noch erbost
An die schwedischen Klauen und Klingen
Und denken dankbar an Martjes Toast,
Wenn sie die Becher schwingen.

Der Teufel in der Not.

EIN Ritter aus dem Stegreifbund,
Der emsig seine Bauern schund,
Der musste was erleben.
Wie das so kam und wie's geschah,
Erzählte mir die Grossmama,
Und die kann Märchen weben.

Der Ritter hatte einen Wald,
Von süssem Vogelsang durchschallt,
Drin standen viele Eichen.
Die eine, umfangreich wie nie,
Sechs Männer kaum umspannten sie,
Fand nirgends ihresgleichen.

Einst sprach der Junker voller Hohn
Zu einem Käthner: Komm, mein Sohn,
Begleit mich in den Hagen.
Siehst du die alte Eiche hier?
Die fällst du in zwei Stunden mir,
Sonst soll der Block dich plagen.

Der Bauer winselt und beschwört
Vor seinem Herrn, von Angst bethört,

Das könn er niemals zwingen.
Doch der sagt weiter ihm kein Wort,
Dreht ihm den Rücken und geht fort:
Es wird ihm schon gelingen.

Da steht der Aermste nun allein.
Wer steht vermummt im Sonnnenschein?
Ists einer von den Seinen?
Du alter Knecht, was willst du hier?
Den Baum zu schlagen helf ich dir,
»Gehöre zu den Deinen«.

Ein Glanz wie Blitz, die Eiche schwankt,
Die Krone kracht, die Wurzel wankt,
Nun liegt sie starr im Staube,
Ein Wagen kommt, drei Rappen vor:
Jetzt fahren wir durchs Gartenthor
Dem Grafen vor die Laube.

Die Klapper keuchen durch den Kot,
Die Peitsche knallt, die Peitsche droht,
Die Peitschenhiebe sitzen.
Und unbarmherzig trifft im Hag
Wie Hagelwetter Schlag auf Schlag,
Die magern Gäule schwitzen.

Die Zügel hält der alte Knecht
In seiner Linken fahrgerecht,
Die Peitschenhiebe sausen.
Aus seinen Fingern, fort im Trott,
Spritzt Funk auf Funke, straf mich Gott,
Den Käthner packt das Grausen.

Der Graf, als er den Zug gewahrt,
Fährt sich verdutzt durch Haar und Bart:
Das ist ja meine Eiche!
Heda, wer ist der andre Mann?
Woher die Pferde, das Gespann?
Was sind mir das für Streiche?

Da schnarrt der alte Fuhrmann plump:
Du Leuteschinder, Lauselump,
Sieh dir mal an die Kracken:
Dein Vater, Grossvater sind zwei:
Dein Urgrossvater, das macht drei,
Die kannten auch das Placken.

Ich bin der Teufel, schäbiger Schuft,
Der gern dich in die Hölle ruft,
Da sollst du nicht verfrieren.
Nimm dich in Acht, du Hundesohn,
Und denk an mich und meinen Thron,
Sonst fahr ich bald mit Vieren!

Das Opfer.

BEI den Mohawk-Indianern,
Die am Niagara wohnen,
Bringen sie ein Löseopfer
Jahr um Jahr dem Grossen Geist:

Dass der todessichre Strudel
Ueber sie kein Unheil speie,
Opfern sie die schönste Jungfrau
Jahr um Jahr aus ihrem Stamm.

Wenn der Tag herangekommen,
Schmücken sie den weissen Nachen,
Dass er absticht von den andern,
Legen ihn am Ufer fest.

Und bei Vollmond ist die Weihe,
Abschied nimmt das schöne Mädchen;
Ihren Eltern, ihrer Sippe
Sagt sie wortlos Lebewohl.

Zwischen Früchten, zwischen Blumen
Sitzt die junge Menschenblüte,
Sitzt auf Grizzlibärenfellen
Psanschadana im Canoe.

Und sie lenkt den Kahn geschmeidig
Von den Ufern ihres Stammes,
Von den Ufern ihrer Kindheit
Mitten in den breiten Strom.

Ruhig treibt dahin die Strömung,
Ruhig wartet Psanschadana;
Und im grellen Mondschein aufrecht
Gleitet sie den Fluss hinab.

Klingt Gesang her von den Wassern?
Breitet sie die braunen Arme?
Brausen Flügel durch die Nacht hin?
Poltert dumpf der Grosse Geist?

Psanschadana steht im Einbaum,
Regungslos das Ruder haltend.
Reissend wird die breite Strömung,
Laut her brüllt der Katarakt.

Felsen, Wirbel, Schäume, Abgrund,
Donner schlagen an die Sterne,
Psanschadanas Opferseele
Jauchzt hinan: Es ist vollbracht!

Der Blitzzug.

QUER durch Europa von Westen nach Osten
Rüttert und rattert die Bahnmelodie.
Gilt es die Seligkeit schneller zu kosten?
Kommt er zu spät an im Himmelslogis?
Fortfortfortfortfortfort drehn sich die Räder
Rasend dahin auf dem Schienengeäder,
Rauch ist der Bestie verschwindender Schweif,
Schaffnerpfiff, Lokomotivengepfeif.

Länder verfliegen und Städte versinken,
Stunden und Tage verflattern im Flug,
Thäler und Berge, vorbei, wenn sie winken,
Traumbilder, Sehnsucht und Sinnenbetrug.
Mondschein und Sonne, noch einmal die Sterne,
Bald ist erreicht die beglückende Ferne,
Dämmerung, Abend und Nebel und Nacht,
Stürmisch erwartet, was glühend gedacht.

Dämmerung senkt sich allmählich wie Gaze,
Schon hat die Venus die Wache gestellt.
Nur noch ein Stündchen! Dann nimmt sich die Strasse,
Trennt, was sich hier aneinander gesellt:
Reiche Familien, Banquiers, Cavaliere,
Landrat, Gelehrter, ein Prinz, Offiziere,
»Damen und Herren«, ein Dichter im Schwarm,
Liebliche Kinder mit Spielzeug im Arm.

Nun ist das Dunkel dämonisch gewachsen,
In den Coupés brennt die Gasflamme schon,
Fortfortfortfortfortfort, glühende Achsen,
Schrillt ein Signal, klingt ein wimmernder Ton?
Fortfortfortfortfortfort, steht an der Kurve,
Steht da der Tod mit der Bombe zum Wurfe?
Halthalthalthalthalthalthalthaltein —
Ein andrer Zug fährt mitten hinein.

Anderen Tags, unter Trümmern verloren,
Finden sich zwischen verkohltem Gebein,
Finden sich schuttüberschüttet zwei Sporen,
Brennscheren, Uhren, ein Aktienschein,
Geld, ein Gedichtbuch: »Seraphische Töne«,
Ringe, ein Notenblatt: »Meiner Camöne«,
Endlich ein Püppchen, im Bettchen verbrannt,
Dem war ein Eselchen vorgespannt.

Couplet.

Er:

VERGISS es nicht, das alte Heck,
Das zwischen stillen Wiesen liegt,
Wo wir im sicheren Versteck
Uns einst geküsst und eingewiegt.

Beide:

Uns eingewiegt in einen Traum,
Der ach, so kurz und flüchtig war
Wie Wolkenzug und Wellenschaum,
Ein Taubenopfer am Altar.

Sie:

Im Wäldchen hinter uns pfiff laut
Die Drossel ihren Hochzeitssang,
Und immerzu, so treu und traut
Zu ihrer Sehnsucht heissem Drang.

Er:

Du schlugst um meinen Hals den Arm,
Dein Auge hob sich scheu zu mir.
Ich hielt dich fest und liebewarm,
Und keine Zweifel kamen dir.

Sie:

Und Hand in Hand, und ohne Wort,
Und ich war deine Königin,
So zogen zögernd, zag wir fort
Durch junge grüne Saaten hin.

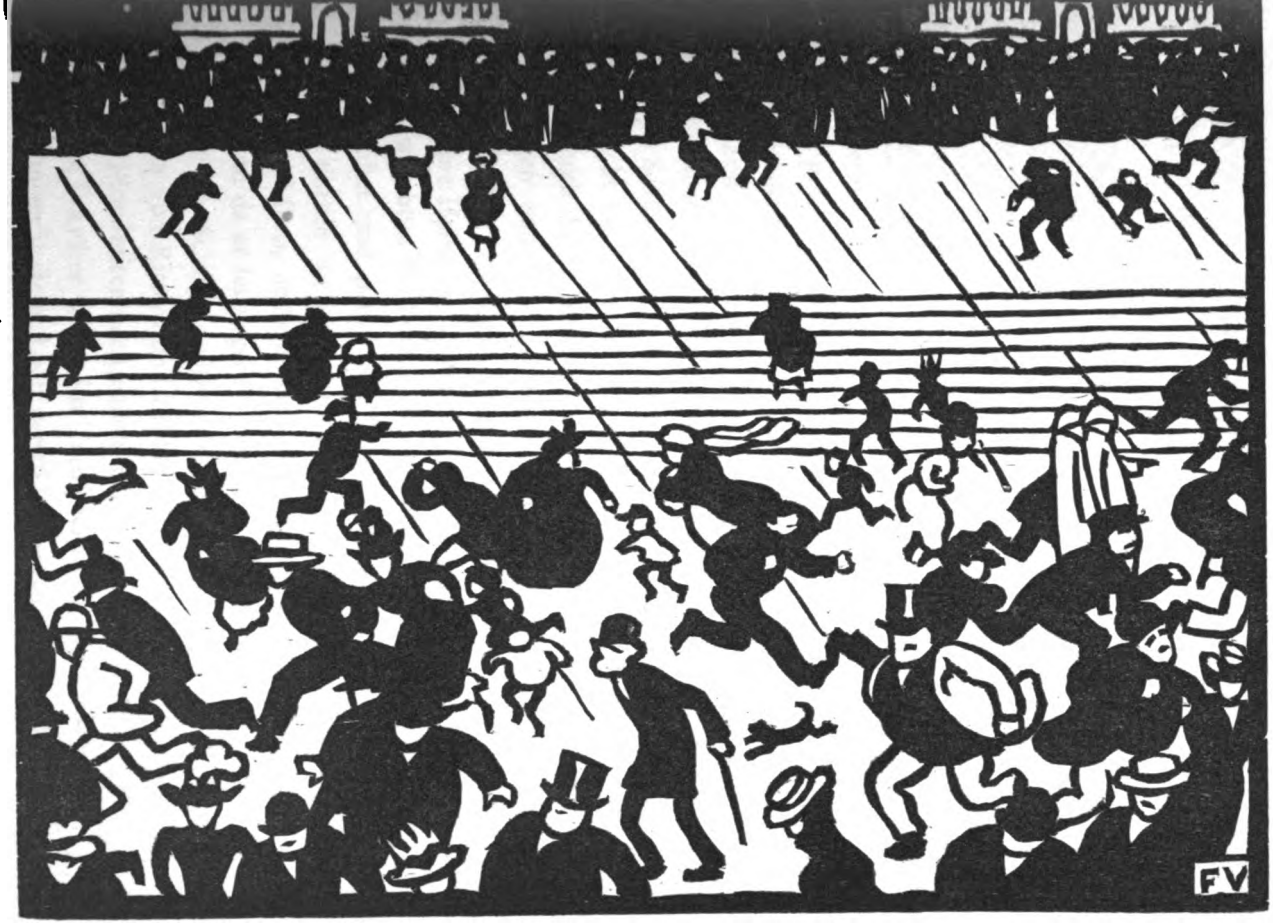
Er:

Vergiss es nicht, das alte Heck,
Das zwischen stillen Wiesen liegt,
Wo wir im sicheren Versteck
Uns einst geküsst und eingewiegt.

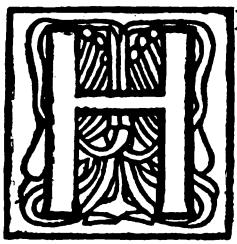
Beide:

Uns eingewiegt in einen Traum,
Der ach, so kurz und flüchtig war
Wie Wolkenzug und Wellenschaum,
Ein Taubenopfer am Altar.

Holzschnitt von Felix Vallotton (aus einer Serie von der Pariser Weltausstellung).


FV

HEINZ UND URSULA/ NOVELLE VON PAUL ERNST.



EINZ von Scharfenstein war der jüngste Sohn eines verarmten Ritters. Der alte Vater mit rotem Gesicht und schneeweissem langen Haar und Bart streckte die Beine unter den langen Tisch in der grossen Stube und sprach zuweilen mit sich selbst; wenn die Enkel Ball spielten und ihn etwa einer traf, welches auch wohl mit Absicht geschah, so machte er böse Augen, worüber die Enkel dann spassten und lachten. Er rühmte sich häufig, dass zu seiner Zeit die Esse nicht kalt geworden sei, und dass immer Schweinernes oder Kälbernes auf dem Tisch gestanden habe in grossen Schüsseln, so viel jeder wollte; aber die jetzige Jugend habe nicht Lust, weder zum Lernen, wie man den Harnisch putze und die Armbrustschnur drehe, noch zu ritterlichen Uebungen und Kriegsfahrten. Die Schwägerin — denn der älteste Bruder war beweibt und die andern in der Fremde mit Ausnahme Heinzens — war über die Massen zanksüchtig, hielt aber, wie böse Weibsleute pflegen, den Hausstand ordentlich und sauber und putzte den Buben fleissig die Näschen. Der Bruder musste ihr gehorsamen und war ein schwacher, engbrüstiger Mann, denn er hatte in seiner Jugend einen Fall gethan; und da er lesen gelernt hatte, so sass er viel über dicken Büchern in Schweinsleder gebunden, mit verwickelten Geschichten von Rittern und Zauberern; auch grub er fleissig zu sichern Mondzeiten nach einem heimlichen Schatz, der aus der Zeit der Vorväter unten im Turm verscharrt war; hatte auch schon ein recht tiefes Loch gewühlt, aber bis dahin nur ein alt

verrostet Gerät gefunden, etwa einen Bratenspiess, welchen er jedoch mit grosser Sorgfältigkeit aufhub.

Der junge Knabe Heinz, welcher zu der Zeit wohl an die achtzehn Jahre zählte, musste für den Haushalt aufkommen, welches er auch ehrbarlich und unbekümmerten Sinnes that. So zog er in des Morgens Frühe, wenn der Tau noch auf den Gräsern lag, in den Wald, wo die kleinen Vögel auf den Zweiglein zu singen begonnen und schoss etwa ein Reh, oder wenn sich eines Bauern Ziege verlaufen hatte, so brachte er das Tierlein mit und sperrte es in den Stall, wo die Schwägerin ein Schwein fett machte zur Winterzehrung an den Sonn- und Festtagen. Auch hatte er einmal einen Zug mitgemacht, wo sie einen reichen Kaufmann aufhoben, der sich um schweres Geld lösen musste, davon er seinen Teil bekam, desgleichen den Anzug (ohne den pelzbesetzten Mantel) des Fremden, welcher von gutem und festen Stoff war.

So begegnete er an einem Morgen einem alten Bauerweiblein, welches Gänse und Eier in die Stadt bringen wollte, und hatte die Eier unten liegen in der Kiepe, die Gänse aber in einem Henkelkorb darüber festgebunden, also dass sie mit ihren Hälsen hervorsahen und gefassten Mutes mit ernsthaften Gesichtern nickten, wie das Weiblein rüstig fürbass schritt. Vor dieses trat er hin und sprach tapfer: »Bäuerin, deine Kiepe muss mein sein, denn wir seit dreien Tagen nichts gegessen haben wie trocken Brot sonder Salz, dieweil die Herren in den Städten dem Adel und armen Volk das Salz verteuern, also dass es unerschwinglich wird, ganz zu geschweigen von den ausländischen Gewürzen«. Auf dieses fiel das Weiblein auf ihre Knie, schrie und bat, wie dass ihr Mann vom Baum gefallen wäre und sich ans Herz gestossen, und läge zu Hause auf dem Bette und könne

nicht sprechen, verdrehe bloss traurig die Augen dieweil sie sechs Kindlein hätten, und wolle sie zur Stadt zum Wasenmeister und ihm dieses bringen, dass er ihr einen Balsam gebe, um den Mann zu heilen. Darob erbarmte sich der Ritter, denn es jammerte ihn des Weibleins und seiner sechs jungen Raben, dass sie sollten unversorgt sein, und sprach: »Sei guten Muts, denn ich will dir deine Sache nicht nehmen, sondern gehe in die Stadt und kaufe einen Balsam, und so ihm der nicht hilft, so verschaff dir ein getrocknet Krötenherz und binde ihm das um den Leib, so wird er genesen«, und hoffte, dass ihn Gott werde etwas anderes treffen lassen, welcher seine Geschöpfe nicht lässet verderben.

Indem er aber noch mit dem Weiblein sprach und ihm darlegte, wie das Krötenherz bereitet werden müsse, und das Weiblein dachte schon, wie es seine Eier und Gänse mit Vorteil verkaufen wollte in der Stadt, weil es erst versuchen mochte, ob das Krötenherz nichts helfe, weil solches Mittel doch nichts kostete und die Leute in den Städten allewege habgierig sind und nichts umsonst hergeben, kamen zufällig über sie sechs wohlbewaffnete Bürger, welche den Junker Heinz wohl kannten, dass er auf der Landstrasse gelegen hatte, und umringten ihn. Und obwohl der Junker Heinz sich mit gutem Mut wehrte und einen von ihnen über den Kopf schlug mit seinem Schwert, dass er hinfiel, und noch einen verwundete er an der Hand ergriffen sie ihn doch und nahmen ihm seine Waffen weg und banden ihn, und trieben ihn vorwärts. Denn wo die Bürger einen Ritter übermannen konnten, der ihnen einmal Schaden gethan hatte, da ergriffen sie ihn aus Bosheit und Geiz und brachten ihn in ihre Stadt und richteten ihn; denn sie waren sehr hochmütig über ihren Galgen und es schien ihnen ein besonderer Schmuck, wenn sie einen

Ritter an ihn hängen konnten, und wenn er ein armer Ritter war, der keine goldenen Sporen hatte, so machten sie ihm welche (waren aber nur vergoldet) und schnallten sie ihm an, bevor sie ihn richteten.

Nun wurde der Junker Heinz unter einem grossen Auflauf der Jugend durch die Stadt geführt, und meinten die, so ihn gefangen hatten, etwas Rechtes gethan zu haben, wiewohl sie in solcher Uebermacht gewesen waren, und die Bürger in Schurzfell und Hemdärmeln standen in den Hausthüren, die Frauen und Bürgermädchen aber guckten aus den kleinen Fensterlein, wo sie eilig ihre Myrthen- und Balsaminentöpfe weggeräumt hatten, und mag wohl mancher Blumenscherben zerbrochen sein in der Hast; und waren die Männer wohl froh, die Frauen und Mägdlein aber dauerte das junge Blut, denn der Junker Heinz war ein gar stattlicher Mann, und begannen ihm die ersten Härlein unter der Nase zu sprossen, welche er sorgsam mit Wachs in die Höhe gedreht hatte. Und zottelte das Weiblein mit seiner Kiepe hinterher, dessen er so barmherzig geschont hatte und weinte um ihn, und die Gänse reckten ihre Hälse und gackten, indem sie ihre Schnäbel öffneten und die dünnen Zungen zeigten, als ob ihnen unser Herrgott eingebe, auch um den ehrlichen Jüngling zu klagen, welcher trutziglich dahin schritt in seinen Banden.

Also kamen sie auch an dem Haus eines wohlbegüterten Färbermeisters vorbei, welcher dastand mit seinen sechs Gesellen und hatten alle die nackten Arme übergeschlagen, welche dunkelblau waren von der Küpe bis über den Ellnbogen, und war der Färbermeister einer von den ersten Ratsherren, weil er die Worte wohl zu setzen wusste und so geläufig redete, wie ein Doktor. Aus dem Fenster aber guckte sein einziges Töchterlein, welches

jetzt sechszehn Jahre alt wurde und mannbar, und füllten sich ihre unschuldigen Aeuglein mit Thränen aus Barmherzigkeit über das frische Leben, und da die Gesellen Spässe machten, gab sie ihnen einen ernstlichen Verweis; und so fügte es Gott, dass ihr mitleidiger Blick sich traf mit dem jammervollen des tapfern Junkers und dass in ihrer beiden Herzen die Liebe schnell angezündet wurde, also, dass sie plötzlich errötete bis fast hinter die Ohren, worüber der Altgesell einen ernsthaften Witz machte, welchem sie jedoch kecklich antwortete; denn dem weiblichen Geschlecht gegeben ist, immer seines Geistes gegenwärtig zu sein.

Derart ward der Junker in ein fest Gefängnis gebracht, und gab man ihm nichts zu essen, denn des Morgens eine Mehlsuppe und zu Mittag ein Stück schieres Brot, und zu trinken einen Becher sauern Weins, welches ihm freilich nicht ungewohnt war, denn er bei karger Kost gesund und kräftig aufgewachsen, wo die reichen Stadtherren bei Braten und Gemüs und Süssigkeiten aufgeblasen werden und weisses Fleisch kriegen, das schlapp ist. Aber alsbald traten die gottlosen Bürger zum Gericht zusammen und indem er nicht leugnen konnte, dass er auf der Landstrasse gelegen hatte mit seinen Kumpanen, so verurteilten sie ihn zum Strang, und sollte das Gericht gleich den andern Tag vollzogen werden.

Als die fromme Ursula, denn so hiess die Tochter des Färbermeisters, das vernommen hatte, weil ihr Vater nach Hause kam und viele lästerliche Reden führte wider den Adel, ward sie herzlich betrübt, ging zu ihrer Muhme, weinte und sprach: »Liebe Muhme, wenn sie den Junker Heinz zu Tode führen, so will ich ins Wasser gehen und mich ersäufen, denn ich habe ihn lieb, und wenn er am Leben bliebe, so wollte ich ihm wohl

nachlaufen, wenn ich ihn nicht anders kriegen könnte, denn er ein Junker ist und ich eines Färbermeisters Tochter. Aber lieber wäre es mir, wenn ich ihn heiraten könnte, und wir lebten ehrbar zusammen und zögen unsere Kinder rechtlich auf zum Handwerk.« Ueber diese Rede war die Muhme herzlich erschrocken und strafte sie erst über solche leichtfertigen Worte, aber nachher hub sie auch an zu weinen, und sassen die beiden Weiblein im Oberstübchen auf einer Truhe, in welcher Aepfel lagen noch vom vorigen Jahre her, welche schön rochen, sie lagen aber zwischen der Wäsche, und es rannen ihnen die Thränen über die Backen, dass ihre Kleider nass wurden. Und die Muhme wollte die gutherzige Jungfrau trösten und gab ihr einen Apfel, welcher so frisch war, als wie eben vom Baum genommen, und die Jungfrau ass. Und dann redete die Muhme folgendermassen: »Es ist eine alte Sitte hier, wenn ein armer Sünder zum Richtplatz geführt wird und steht unter dem Galgen, und eine reine Jungfrau, eines ehrlichen Bürgers Tochter, tritt vor und spricht: diesen will ich ehelichen, so ist der Mann seiner Schuld ledig und kann ihm nichts fürder geschehen, wenn er die Jungfrau ehelicht; aber es bedenkt sich wohl manche, Galgenfleisch zu kaufen und weiss ich auch nicht, ob es gut thut.«
Ueber dieses wurde die Jungfrau recht froh, und sie beschloss bei sich, also zu handeln; denn sie dachte, wenn er auch adeliger Herkunft wäre, so möchte er doch lieber ein wohlgewachsenes und nicht unbemitteltes Jungfräulein heiraten, auch wenn sie nicht seines Standes wäre, wie mit des Seilers Töchterlein den Tanz wagen, zu dem der Wind aufspielt. Und dann überlegte sie, wenn er auch später von ihr als einer Unebenbürtigen wegliefe, so hätte sie ihn doch von einem schimpflichen Tod gerettet, und er werde auch dann gewiss immer ein

dankbares Herz für sie haben, womit sie sich begnügen wollte; aber sie hoffte bei sich, sie wollte ihn schon so lieb haben, dass er immer bei ihr bliebe, aus freien Stücken, weil es ihm so gut bei ihr gefiele.

Und so zogen nun am andern Morgen in der Frühe die Gewappneten aus nach dem Galgenberge und hatten den jungen Herrn zwischen sich, welchem sie die Hände kreuzweise gebunden hatten, und ein Pfaffe tröstete ihn und sprach: »Kurzer Tod, seliger Tod« und folgte viel Volkes hinterher. Und als sie unter dem Galgen standen, legte der Meister ihm den Strick um den Hals, zog seine Kappe ab und bat ihn, er möchte ihm verzeihen, weil er nur thue, was seines Amtes Schuldigkeit sei, und antwortete der Knabe: »Möchte ich doch lieber der Henker sein und mich meines lieben Lebens freuen, wie so jung sterben, da mir nichts fehlet, und ich alle Glieder wohl gewachsen habe; aber wenn es denn so ist, so befehle ich Gott meine arme Seele und hoffe, er werde in Barmherzigkeit verfahren mit mir.« Und als er das gesagt hatte und alle Leute still schwiegen und ihre Kappen abnahmen und beteten für den unschuldigen Jüngling, dass Gott seiner Seele gnädig sein möge, trat die Jungfrau hervor, und wiewohl sie ganz blass war und ihre Aeuglein vor Scham niederschlug, sprach sie doch mit fester Stimme: »Lieben Mitbürger, ihr kennt mich, dass ich eines ehrlichen Bürgers Tochter bin und eine ehrbare Jungfrau, und weil es ein altes Recht ist, dass eine solche einen armen Sünder vom Tode frei machen kann, wenn sie ihn ehelichen will, so frage ich hiermit den Junker Heinz, ob er mich als sein rechtmässiges Ehegemahl erkennen will.«

Dem Jüngling war nicht anders, als habe ein Engel vom Himmel geredet und hätte er wohl auch einer Alten und Hässlichen

erwidert: »Ja«, und wiewohl er in seiner grossen Angst zuerst gar nicht das Mägdlein erkannte, welches ihn so liebreich angeblickt hatte auf seinem bösen Wege und hatte ihm damals der Liebesgott seinen Pfeil ins Herz geschossen, so sah er doch nunmehr, wer sie war und freute sich über sein ganzes Gesicht und sagte aus vollem Herzen, er wolle wohl, wenn das wirklich altes Recht sei und die E. und G. Herren vom Ratregiment wollten es ihm lassen zu gute kommen.

Es entstand nun ein grosses Rumoren in dem umstehenden Volk, denn der Vater des tapfern Maidleins war recht ungehalten, welcher gedacht hatte, sie solle den Altgesellen heiraten, welcher guter Leute Kind war, ein Leipziger, und geschickter Mann in seinem Fach, wiewohl ein wenig gnatzig und trug auch eine Perücken, weil er sein gewachsenes Haar verloren hatte in einem bösen Fieber, und am Sonntag eine kohlschwarze, aber an den Werkeltagen eine fuchsige, weil ihr die Farbe ausgegangen war. Gab also der Vater dem Maidlein einen Backenstreich und verwies ihr zornig ihr Vorhaben. Kamen aber die andern Ratsherren, welche ihm lange neideten, weil sie vornehm waren und er war von den Handwerkermeistern abgeordnet, und redete viel gegen sie in der Ratsversammlung; diese freuten sich über den Vorfall, denn sie hielten es für einen guten Schabernack, dass er solchen Schwiegersohn bekäme, der ihm nichts nützen konnte in seiner Hantierung, meinten auch, dann würde er sich fürder nicht so viel ums gemeine Wesen kümmern; sprachen also viel auf ihn ein und bewiesen ihm aus den alten Gesetzen, dass er das Maidlein nicht hindern dürfe an solcher Gutthat, und kam der Pfaffe hinzu und sagte, dass er sie gleich einander geben müsste unter dem Galgen, und müsste das Maidlein den Strick halten, der um des Junkers Hals gelegt war;

und das Jungfräulein weinte wohl klare Thränen über den Backenstreich, und weil es sich arg schämte, denn die Herren lachten und ihr Vater machte ein böses Gesicht, blieb aber fest bei ihrem Vorhaben. Also gab ihr der Bürgermeister, welcher ein gut alt Mann war, den Strick in die Hand und der Pfaff traute sie unter dem Galgen, und zog der Bürgermeister seine Börse und reichte ihr eine schöne alte Goldmünze zur Verehrung und streichelte ihr den Kopf und lobte sie sehr, den Junker aber vermahnte er aufs Ernstlichste, dass er solche Frau hochhalten und lieben solle; welches nicht wäre nötig gewesen, denn schon hatten Liebe und Dankbarkeit ihre Hütten aufgeschlagen in dem edeln Herzen dieses Knaben.

Nunmehr gingen alle nach Hause und dachte der ehrbare Färbermeister gute Miene zum bösen Spiel zu machen, da nichts zu ändern war und er durch sein Brummen die Sache nur böser gerichtet hätte. Rief also sein Gesinde zu Hauf, schloss die Fensterladen, setzte zween Leuchter auf den Tisch und das Bibelbuch dazwischen, und las ein schönes Kapitel aus der Heiligen Schrift vor, ermahnte alsdann seinen Eidam und küsste seine Tochter unter herzlichen Thränen, und war Keiner, der nicht gerührt gewesen wäre, sonderlich die Weibsleute, ausser der Altgeselle, welcher trutziglich vortrat und seinen Abschied erbat, welchen er ihm auch gab und dazu sagte: »Du siehest wohl, dass ein solch feines Kräutlein nicht für dich Kahlkopf gewachsen war«. Und ging die Hausthüre den ganzen Tag, denn die guten Weiber freuten sich alle über die Tapferkeit und Gutthat des Mägdleins und schickten viele Geschenke zur Hochzeit, also dass sie mehr kriegte, als hätte sie eine richtige Freierei gehabt und sparten noch die Unkosten des Hochzeitsmahles.

Am Abend aber führte der alte Meister ein langes und ver-

nünftiges Gespräch mit dem Eidam, und freute sich sehr, weil derselbige ihm in vielen Dingen recht gab, was er nicht aus Schalkheit that, sondern weil ihm seines Schwiegervaters Worte richtig erschienen. Sprach der alte Mann, wie dass Adam von seiner Hände Arbeit gelebt habe, und dass die Färberei gar alten und edeln Ursprungs sei, indem schon der Prophet Jesaia von einem Färber spricht, wie geschrieben steht: »Aber der Herr sprach zu Jesaia: gehe hinaus Ahas entgegen, du und dein Sohn Sear-Jasub, an das Ende der Wasserröhren am obern Teiche, am Wege beim Acker des Färbers«; allwo der Meister wahrscheinlich seine Tuche gespannt hat. Hinwiderum klagte der Junker, dass dem Adel sein Brot gestohlen werde, indem mit dem Ueberhandnehmen der gottlosen Erfindung des Feuerrohres kein ehrlicher Ritter sich mehr dem Kriegshandwerk zuwenden könne, sondern nur allerhand verdorben Volk, das zu Hause nicht gut thue. Er wolle aber seines Schwiegers Brot nicht umsonst essen, vielmehr sich umsehen nach einer Bedienung bei der Stadt, welche denn einen Kriegsmann wohl brauchen könne. Dessen war der alt Mann zwar nicht recht zufrieden, denn ihn dauerte das schöne Geschäft, dass das einstens in fremde Hände kommen sollte, sagte aber nichts, sondern gedachte alles Weitere der Zeit zu überlassen, welche wohl Rats findet für allerlei noch schwierigere Dinge. Also gingen sie zu Bette und erfreute sich der Jüngling seiner geliebten Magd, welche er auch von Tag zu Tag immer mehr in sein Herz schloss.

Zwar hatte er kein sonderliches Glück, wie er um eine Bedienung bei der Stadt nachsuchte, denn die Bürger wollten einen Mann haben, der mit Büchsen umzugehen wisse; und er verdiente sich nur ab und zu einen Groschen, indem er einen reichen Kaufherren begleitete, um ihn zu beschützen, wenn ihn

welche anfallen sollten. Das machte ihn gar traurig. Aber seine vielgeliebte Ursula wirtschaftete mit freudigem Gesicht im Haus und schloss grosse Schränke auf und zu, wo viel Linnenzeug aufgehoben lag, bereitete auch das Essen, welches schmackhaft war, und die Gesellen lobten es mit Bescheidenheit. So strich sie ihm oft über die Stirn, wenn er unthätig da sass, küsste ihn und tröstete ihn und hatte immer heitere Worte, denn sie wusste wohl, er schämte sich, weil er nichts Rechtes in den Haushalt zu bringen wusste. Sie hatte aber ein festes Vertrauen zu Gott, der bis dahin alles so wohl geführet hatte, dass er auch weiterhin alles zum Besten leiten werde.

Nun war der Junker freundlich und höflich gegen jedermann und auch die Gesellen hatten ihn gern, und freuten sich auch, dass dem Altgesellen seine Freierei schief gegangen war, und weil er besonders stark von Leibeskräften war, so baten sie ihn manchmal mit anzufassen, wenn etwas Schweres gehoben oder getragen werden sollte. Auch zeigte ihm der Meister die vielen schönen Farben, über welche er sich sehr ergötzte, und machte ihm immer mehr Spass, also dass er oftmals ganze Tage in der Werkstätte mitschaffte, wie er denn anstellig und geschickt war zu allerlei Hantierung; und an solchen Tagen war er fröhlich und guter Laune, umfasste dann auch wohl seine vielgeliebte Ursula, wenn sie mit Schürze und Löffel dastand und etwa einen Erbsenbrei rührte, und hub sie in die Höhe, indem er sie herzlich küsste.

So kam denn die Zeit herbei, dass die fromme und fröhliche Ursula eines Knäbleins genas, welches sie Heinz nannten und stund der Bürgermeister mit Gevatter, aus besonderer Freundschaft zu dem jungen Pärlein, und hatte der alte Meister ihm vorher einen Auftrag gegeben, wie zum Scherz, dass er solle ein

gross Kübel mit Krappfarbe bereiten und einen Ballen Wollenstoff färben, welches als das Schwierigste in der Kunst gilt, denn eine grosse Fertigkeit erfordert wird, damit nicht Streifen oder Flecken auf dem Zeug entstehen. Dieses hatte er zu grösster Zufriedenheit ausgerichtet, und war der alte Meister mit dem Ballen zu der Zunft gegangen, hatte ihnen seine Geschichte vorgestellt, welche sie wohl wussten, und sie gebeten, weil er so viele Jahre lang für das gemeine Wohl gearbeitet habe ohne einen Groschen Gewinn, und nun ein alt Mann sei, sie sollten aus besonderer Liebe zu ihm seinen Eidam in die Zunft aufnehmen, dieweil er ja sein Meisterstück, welches eben dieser Ballen war, sonder Fehl geliefert habe. Und die Meister bedachten sich, und wiewohl es gegen die Satzungen war, beschlossen sie doch, aus besonderer Gunst diesem Ansinnen zu willfahren. Luden ihn demnach an dem Tage vor sich, wo die Taufe sein sollte, und nachdem alle Fragen und Antworten geschehen waren und sonst alles, was Sitte und Gebrauch ist, gaben sie ihm einen schönen Meisterbrief, auf Pergament geschrieben mit allerhand bunten Tinten und mit einem grossen Siegel daran, worüber er recht erstaunt und noch mehr erfreut war; ging dann mit dem Kindlein und der Mutter und den Pathen in die Kirche, als ein Meister gekleidet, welches der Schwieger gleichfalls vorgesehen hatte, und lobte Gott.

Hierauf zeigte er einen grossen Eifer in seiner Hantierung und freute sich der alte Vater sehr, als er sah, wie gut er einschlug, vermeinte fast, es sei sein Werk gewesen, dass dieser Jüngling von dem schimpflichen Tod errettet sei. Er hatte aber ein stilles und fröhliches Wesen, machte wenig Worte und war sehr liebreich gegen seine gute Ursula und den kleinen Heinz. Ging

auch nicht in die Gasthäuser, sondern blieb fleissig daheim und las nützliche und fromme Bücher.

So war mehr denn ein Jahr verflossen und es zog bereits der Frühling wieder ins Land. Hinter der Werkstätte aber grünte ein Gärtlein, gross als eine Stube, wo ein alter Apfelbaum stand, der in jedem Herbst reichliche Früchte trug, einen ganzen Scheffel oder mehr. Dieser war mit Blüten voll besät, weissen und rosenfarbenen, dass es eine Lust war, ihn anzusehen; und setzte sich ein Vöglein mit einem roten Brüstchen auf die oberste Spitze und sang ein Frühlingslied, also dass man so recht sah, wie es fröhlich war über den Sonnenschein und die klare Luft. Dieses nun sah der Meister Heinz und zog eine grosse Trauer in sein Herz, denn er gedachte des Waldes, wie da die Rehlein sprangen und ein würziger Duft war, welcher die Brust stärket. Seine Frau aber merkte wohl, was ihm war, denn wo Liebe ist, da sind nicht Worte nötig, und wissen die Menschen alles von einander. Verfiel nun in grosse Angst, dass ihr geliebter Mann möchte von ihr gehen und betete zu Gott, dass er ihr beistünde.

Da mag ihr wohl der böse Feind eine List eingeblasen haben, welchen es ja immer bost, wenn Menschen einträchtiglich bei einander leben. Fiel ihr also ein, dass ihr Mann in der Werkstatt nur Holzschlappen trug wegen der Feuchtigkeit auf dem Boden, und im Hause zog er dünne Schlafschühchen an, welche sie ihm gestickt hatte, mit schönen blauen und roten Blumen darauf, sodass er mit diesen nicht auf die Strasse oder aus der Stadt gehen konnte. Stieg nun in die Oberkammer, wo seine Schuhe und Stiefel standen und versteckte sie heimlich, vermeinend in ihrem einfältigen Herzen, dass sie ihn so zu Hause halten wolle. Kam nun der Meister Heinz auf die Oberkammer und fand dass seine Schuhe fehlten. Darüber gingen ihm trau-

rige Gedanken auf, wie als ob er hier als ein Gefangener gehalten werde, und wurde seine Lust nach dem Wald nur noch grösser. Ging also zu seinem Weib und machte böse Augen, wie sie noch nie gesehen hatte und fragte nach seinem Schuhzeug. Da schossen der armen Frau die Thränen aus den Augen und sie griff zu dem Schürzenzipfel; aber indem bedachte sie sich, dass sie Unrecht gethan habe und dass er ihr Herr sei und nach seinem Belieben handeln könne; holte ihm also demütig sein Schuhzeug; und er sprach kein Wort, zog es an, nahm seine Armbrust und seinen Hut und ging weg.

Und so sass nun die Frau weinend zu Hause und ihr Vater sprach zu ihr viele Worte, die ihr fast einfältig vorkamen, aber er meinte es gut mit ihr. Der Meister Heinz aber schritt in den Wald und das Herz that sich ihm auf, wie das Laub, das vom vorigen Jahre her noch lag, unter seinen Füssen rauschte: und als er auf einen Hügel kam, sah er über den weiten braunen Wald hin und zur Rechten sah er die Stadt mit ihren Türmen und zur Linken ganz weit auf einem Hügel das Haus seines Vaters, klein wie ein Nadelknöpfchen. Nahm dann ein Stück Brot aus der Tasche, ass und lagerte sich. So trieb er sich den Tag im Wald umher, schoss auf Eichkater und anderes Ungeziefer, das dem Wald und Wilde schadet, denn die jagdbaren Tiere waren zu abgemagert von des Winters karger Zeit.

So fiel ihm denn bei, dass es doch nur aus übergrosser Liebe geschehen war, dass sein Weib ihn nicht fortlassen wollte, und hatte er Sehnsucht nach ihr und dem kleinen Heinz, auch that sie ihm leid, als er an den kläglichen und demütigen Blick dachte, wie er wegging; denn sie hatte doch fest gemeint, er komme nicht wieder und doch hatte sie ihn nicht weiter gehalten, nachdem ihr kindischer Plan also vereitelt war. Darüber

hatte er solches Erbarmen, dass ihm eine Thräne in das Auge kam, und so machte er sich eilig wieder auf den Rückweg, kam auch noch an, ehe die Thore geschlossen wurden.

Und als er in das Haus trat, lief seine liebe Frau aus der Stubenthür heraus auf ihn zu und er sah noch, wie sie rasch ihre Thränen verwischte, damit er nichts merken sollte, und fiel ihm um den Hals und sagte mit fröhlicher Stimme: »Hat es dir im Walde gefallen, lieber Heinz? Das ist doch schön, dass du dir solches Vergnügen gemacht hast, du versitzest mir ganz in der Stadt, solche Freude musst du dir mehr machen«. Ueber welche Liebe er so gerührt ward, dass er gar nichts sagen konnte, sondern küsste sie nur auf ihren Mund.

Die Beiden bekamen aber noch viele Kinder und lebten in Liebe, Eintracht und Fröhlichkeit, bis sie ganz alte Leute wurden und langsam verhutzelten wie die Aepfelchen, und dann starben sie ab.

Dürer, die kleine Fortuna, Holzchnitt.



ZUM NEUEN JAHR.

LASST uns, Freunde, ins neue Jahr
Eingehn wie in ein schönes, gesichertes Haus,
In dem die Liebe und der Friede wohnt
Und Schönheit überall heimisch ist.

Und lasst uns, Freunde, heiter gelassenen Sinns,
Mit keinem Hass belastet und ohne Neid,
Heil, liebe Freunde, im starken Herzen, lasst uns
In dieses neue Haus einziehn, und lachend.

Wir sind wohl keiner wundenlos, unversehrt,
Und jeder spürte, dass Niederträchtigkeit
Sehnenkräftige Bogen und giftige Pfeile hat,
Und dass der Dummheit Kartaunen nicht bloss brüllen,
Sondern auch vieles zerstören können, das
Mit Mühe und Kunst errichtet ward, — und, ach,
Des Schlimmsten wurden wir uns wohl auch bewusst,
Dass Schwachheit unser Teil ist und irgendwo
Jeder, wie fest er gefügt sich dünke,
Locker und undicht ist im Baue.

Das aber, Freunde, fechte uns nicht an!
Wir wollen tapfer sein und, gilt's Gefecht,
Mit Lachen in den Feind gehn, da wir ja
Als Edle kämpfen und dem Tross voran
Als Wissende: Es ist die Kraft in uns,
Allein zu stehn, gemeiner Art entrückt.
Wenn aber Dumpfheit alles niederschlägt

Und Kampf nicht lohnt und Widerwillen uns
Erfassen will, so wollen wir, Freunde, nicht
Mit Trübsal abziehn, sondern heiter
Das Schwert der Scheide schenken und mit Gesang
Den Schritt wegwenden in die Einsamkeit.
Dies, liebe Freunde, ist, nach meinem Sinn,
Vielleicht das Beste, das das Jahr bescheren mag:
Verborgenheit und Ruhe in uns selbst.

Wohl dem, der dies erfährt, doch selig der
(Wie selig, weiss ich, der es nun erfuhr),
Der nicht allein in dieses schöne Haus
Gelassener Beschaulichkeit zu gehen braucht.
In Einsamkeit vereint, das ist mein Spruch,
Und dies mein Wunsch, dass jeder, der es wert,
Voll aus, bis auf den Grund aus fühlen möge, welch ein Glück
Dies Wort umschliesst: In Einsamkeit vereint.

Otto Julius Bierbaum.

ANMERKUNGEN.

FRAU Thora Weigand, die Gattin unseres Freundes und Mitarbeiters Wilhelm Weigand, von der wir in diesem Hefte die schöne Emersonübersetzung veröffentlichen, ist im November des vergangenen Jahres verschieden. Wir verzeichnen dieses schmerzliche Ereignis nicht deshalb, weil wir Thora Weigand wegen einiger schriftstellerischen Arbeiten für die Litteratur in Anspruch nehmen wollten, sondern weil mit ihr eine wahrhaft edle Frau von ungewöhnlich harmonischer Bildung des Geistes und Gemütes hingeschieden ist, eine im stillen wirkende grundgütige Natur, der alle die ein ehrerbietiges Andenken bewahren werden, die sie im Leben kennen zu lernen das Glück gehabt haben.

ZU ihrem Gedächtnis mögen hier im Worte stehen, die Paul Nikolaus Cossmann bei der Versenkung ihrer Aschenüberreste in das Familiengrab zu Bogenhausen am 27. November 1901 gesprochen hat.

Bevor unsere Freundin in das Diakonissenhaus zur Operation sich begab, las sie noch einmal eins ihrer Lieblingsbücher, die Gespräche Goethes. Und zwar war das Letzte was sie gelesen hat, wie Goethe sich erzählen lässt von jungen Vögeln, die der Mutter beraubt von einer fremden Vogelmutter aufgezogen werden.

Als Goethe das gehört hatte, da sagte er: »Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Prophe-

ten. Das ist es, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet. was in edlen Menschen zur schönsten Blüte kommt«.

Verehrte Leidtragende, Sie wissen es, eine solche Blüte hat hier ein plötzlicher Sturm geknickt. Aus wolkenlosem Glücke wurde Thora Weigand abgerufen. Alles schien sich vereinigt zu haben, um sie glücklich zu machen. Eine ausgezeichnete Familie, eine vorzügliche Erziehung, die grossen Vorteile des Landes, auf dem sie entsprossen war, verbunden mit allem, was eine höhere Kultur zu bieten hat, treue Freunde und Diener, — lebte sie umgeben von herrlichen Kunstwerken in vollkommener Seelengemeinschaft zwölf Jahre lang mit einem Manne, dem jeder Tag dieser zwölf Jahre wie ein Märchen erschien. Sie wollte glücklich sein; und sie war es. Wäre es nur das Glück gewesen, das sie anstrebte, wir stünden an dieser Asche wie an einem durch die Gewalt der Elemente zerstörten Kunstwerke.

Diese Frau lebte jedoch noch in einem ganz anderen Reiche als in dem, in welchem nach Glück und Unglück gewertet wird. Sie lebte im Reich der Liebe. Von der Gier nach Leben war sie befreit. Einfach, wahr, kindlich und gut lebte sie in der Liebe zum Edlen, zum Schönen, zur Natur, zur Seele. Ihre Liebe war nicht ein unbestimmtes Schwärmen, sondern eine Liebe zur einzelnen Seele, auch der des Tieres. In denen, welchen sie Wohlthaten erwies — und niemand ahnt wohl den ganzen Umfang dessen, was sie Notleidenden und Kranken an Wohlthaten erwiesen hat — erblickte sie den Menschen, der als solcher nicht unter sondern neben ihr stand. Und was mehr ist als Thaten, jede That, jede Aeusserung von ihr war echt, denn sie war eine Natur. Und das alles auf dem tiefen Grunde echter

Weiblichkeit, ja — heute dürfen wir es sagen — echter Mütterlichkeit. Ihre Seele war mütterlich.

Die mütterliche Liebe, das ist jenes göttliche Element, welches einzig diese Welt des Hasses zu erhalten vermag und über sie hinausführt.

Wir können nichts anderes thun, als ihr hier an ihrem Grabe versprechen, in ihrem Sinne weiterzuwirken. Treu zu dem geliebten Gatten, zu ihren Verwandten, Freunden und Schutzbefohlenen zu stehen. Und wenn in einer höchsten Stunde wir das Gefühl haben, dass du mit uns zufrieden, dass du uns nahe bist, so werden wir es als Gnade begrüssen; denn auch in dir verehren wir einen Teil der Gottheit.

IM gleichen Monat ist unserm lieben Freunde und Meister Hans Thoma die Frau genommen worden, die, wie er es selber aussprach, das sonnige Glück in seinem Hause gewesen ist. Wer auch nur einmal in Thomas Hause weilen durfte, weiss, was dieses Wort alles umfasst: frische, heitere, kräftige Natur, besonnen sicheres und stilles Walten, immer wache Liebenswürdigkeit und jene köstliche Gabe des Herzens auf dem rechten Fleck. — Wir danken es der herrlichen Frau über den Tod hinaus, dass sie unserm verehrten Meister das Leben so mit allem Gutem begabt hat, und wir hoffen, dass ihm auch noch die Erinnerung daran seine Tage verschönen möge.

Thomas Mann. Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman. Berlin. Fischer 1901. Zwei Bände, 566 und 539 S.

MAn könnte mancherart Vermutungen darüber aufstellen, weshalb der deutsche Roman so selten ist, sich fragen, ob dem Deutschen der Roman überhaupt eine geläufige und

genehme Form ist angesichts der vielen guten Romane der Franzosen. Und man kann doch nicht sagen, dass die Deutschen die Romane nicht lesen, im Gegenteil, sie verschlingen Unmassen davon; im Lande fabrizierte und aus der Fremde übersetzungsweise importierte füllen Leihbibliothekskataloge und Zeitungen. Vielleicht machen es sich gerade aus diesem so wohlerkannten Lesebedürfnis heraus die Romaneschreiber so leicht und haben wir es der Genügsamkeit der romanelesenden Deutschen zu verdanken, dass der Roman so verkommen ist. Denn die guten deutschen Romane zu zählen, genügen die Finger einer Hand und da muss man die Wahlverwandtschaften doppelt zählen, weil sie kein guter sondern ein ausserordentlicher Roman sind. — Thomas Mann erzählt in seiner Verfallsgeschichte die wenig komplizierte Chronik einer norddeutschen Gross-Kaufmannsfamilie durch vier Generationen. Den Mut des Autors muss man vor allem bewundern, der sich mit so beschränkter, beschränkender Enge begnügte, den Mut und die ehrliche Rücksichtslosigkeit, mit der die wenig aufregenden Ereignisse und die wenig »interessanten« Persönlichkeiten durch zwei umfangreiche Bände dem Leser intim gemacht werden. Viele Feinheit, viel Liebe, Geschmack und Zurückhaltung machen das Einfache und Gewöhnliche der Vorgänge anschaulich und angenehm lebendig. Der Autor setzt keine grosse Maschinerie in Bewegung, um seinen Roman zu einem Kunstwerk zu steigern, er kommt mit dem Bescheiden auf das Kleine und Unmittelbare diesem Ziel nahe. Ungeduldige Leser verträgt das Buch nicht; die werden darin wenig mehr finden als Heirat — Kindtaufe — Sterben, oder: Heirat — Scheidung — Sterben, oder: Sterben — Heirat . . . ja, wohl so, aber die Tragik und die Komik der Kleinen als auch der Grossen, verläuft sie denn

anders? Es ist die Kunst, die kleine Dinge schlicht und völlig erzählt, angenehmer, als jene, die in den Absichten gross ist, in der Erfüllung aber im Stich lässt. Von Zeit zu Zeit ist es gut, dass Kunstübung ein Handwerk werde: bei den Deutschen möge sich der Roman in diese Elementarschule begeben.

Franz Blei.



Pantheon-Ausgabe, bei S. Fischer, Berlin.

DREI sehr hübsche Bändchen, deren Ausstattung wohl viel thun wird, die gewohnheitsmässige Freude des Deutschen an schlechtgemachten Büchern zu mildern. Nur eines fiel mir, ach wie schmerzlich! auf. Dass ein Verleger vom Range und Ruhme S. Fischers sich so übel beraten liess, die Professoren einzuladen, dem Faust, dem Kohlhaas, dem Sommernachtstraum »Vorworte« zu schreiben, »Einleitungen«, »Einführungen«! Was giebt den Herren Pniower und Schmidt das Recht, sich mit dem Baculo vor das »Pantheon« zu setzen und jeden anzuschulmeistern, der da kommt, ins Allerheiligste zu treten? Muss man etwa mit Sätzen wie: »Mit vollkommener Knappheit, wie es Kleist an der Spitze seiner gleich den Büchern des Dekameron in einen prägnanten Satz zu ballenden Novellen liebt, . . .« sich auf die Prosa des Kleist vorbereiten lassen? Oder die tiefsinnige Belehrung empfangen, dass er »nicht den Pfad Goethes oder gar Wielands beschritt«, oder die niederschmetternde Versicherung erhalten, »dass schwerlich jemand den dramatischen Reizen des Kohlhaas noch in Form eines Trauerspieles wird genügen können« —? Dass die Herren Litterarhistoriker durch eigensinnige so ausdauernde als geschmacklose Bemühung um die Künstler sich in dem bekannten weiteren

Kreise Ansehn erworben haben, erklärt sich: Kein Volk hat mehr Litteraturgeschichten und kein Volk einen grösseren Respekt davor als das deutsche; die Erudition über alles! Der durchschnittsgemässe Deutsche glaubt, es gäbe gar keinen andern Weg zu den Künsten — und gar erst zu den »klassischen«! — als den, der durch die professorale Vorschule der Aesthetik führt. Und dies ist Grund, dass nirgend sonst eine grössere Fremdheit zwischen den Künstlern und den anderen Leuten besteht als in diesem Lande der tüchtigen Bildung. Es ist schade, dass der Verleger Fischer der Reklame wegen ein Professoren-Vorwort zum — Faust nötig zu haben glaubte. Schade, da die Büchlein sonst so hübsch sind und auch ohne »Einführung« ihren Weg finden werden. Betrüblich, weil dies aufs neue die unserer Kultur so gefährliche Meinung verbreiten hilft, man müsse sich erst vom Herrn Professor orientieren lassen, bevor man den Kohlhaas liest; liest? ach nein: »studiert«! Die Herren mögen ihrer höchstanerkennenswerten Beschäftigung des Büchertitelnotierens, Quellenforschens, Lesartenfeststellens weiter mit unerhörtem und anmassendstem Eifer obliegen; man braucht den Goedecke manchmal und es ist gut, dass sich Leute zu dieser sauren Arbeit finden. Aber man darf sie deshalb nicht auch noch prinzipiell verpflichten, Meinungen über die Künste zu haben und selbe von sich zu geben, — notabene in so schlechtem Deutsch. Frz. Bl.

DAS Minne'sche Blatt in diesem Hefte bringen wir mit gefälliger Erlaubnis von Maison Moderne, in deren Mappe Germinal sich der Originalabdruck des ausserordentlich grossen Holzschnittes befindet. — Wir möchten nicht verfehlen, die

Sammler graphischer Kunstblätter unter unseren Freunden darauf aufmerksam zu machen, dass die in hundert Exemplaren erschienene Germinalmappe käuflich fast vollständig vergriffen ist, sodass es sich für Interessenten empfiehlt, sich danach umzuthu'n.



Am 28. Dezember fand in Berlin die Eröffnung des Trianon-Theaters statt. Ein Teil des Publikums und die allzunahe vorüberdonnernde Stadtbahn bemühten sich mit Erfolg, die Vorstellung zu stören, die, wie von der Presse konstatiert wurde, weniger den Charakter einer Première als den einer noch sehr unfertigen Probe hatte. Es sei dies auch hier konstatiert, denn es ist wünschenswert, festzustellen, dass jenes Fiasko nicht die Unmöglichkeit eines lyrischen Theaters, sondern lediglich dies erhärtet hat: Auch ein lyrisches Theater bedarf, um künstlerisch zu wirken, der nötigen Anzahl von Proben.



DIE INSEL. III. JAHRGANG. 2. QUARTAL. NR. 4. JANUAR 1902. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: OTTO JULIUS BIERBAUM, BERLIN.

DIE INSEL, HERAUSGEGEBEN IM INSELVERLAGE G.M.B.H. LEIPZIG VON OTTO JULIUS BIERBAUM, GEDRUCKT IN DER W. DRUGULINSCHEN OFFICIN IN LEIPZIG, ERSCHEINT UNTER VERANTWORTLICHKEIT DES IN BERLIN WOHNHAFTEN HERAUSGEBERS. ✲ REDAKTIONELLE EINSENDUNGEN SIND AN DEN HERAUSGEBER UNTER DER ADRESSE BERLIN W., NEUE WINTERFELDTSTR. 38 III, ZU RICHTEN. ✲ UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WERDEN NICHT ZURÜCKGESCHICKT. ✲ ANTWORT ERFOLGT NUR IM FALLE DER ANNAHME.

DIE INSEL

HERAUSGEGEBEN VON

OTTO JULIUS BIERBAUM

FUENFTES HEFT *FEBRUAR 1902*



TEXT:

O. J. Bierbaum: *Nekrolog des Trianon-Theaters* / O. J. Bierbaum: *Die kleine Muse* / Dowson-Blei: *Die Dame vom Monde* / O. J. Bierbaum: *Die Hirten* / *Des alten Weibleins Lied vom Schwager Tod* / *Kinderlied* / Bierbaum-Blei: *Die Hirtin und der Schornsteinfeger* / Hans von Müller: *Vier Freundesbriefe E. T. A. Hoffmanns.*

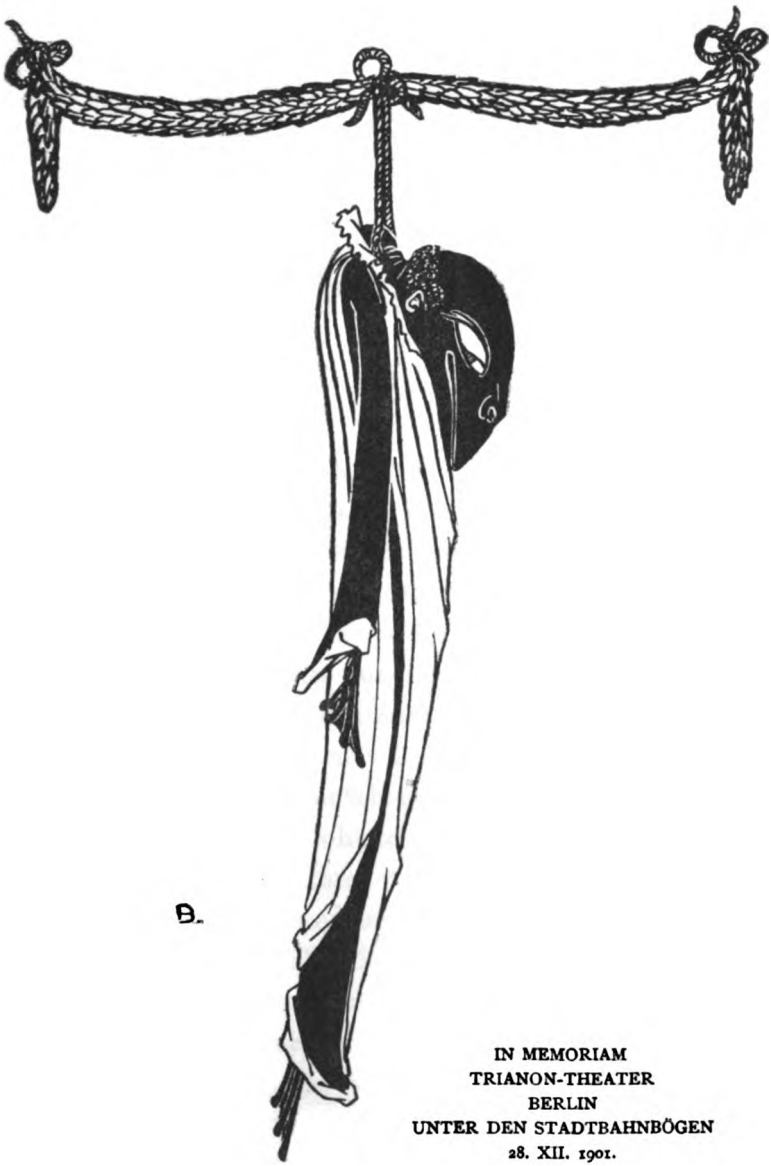
BILDERBEIGABEN:

George Lemmen: *Zwei Rahmen* / Markus Behmer: *Leisten, Schlussstücke, Grotesken, Vollbilder* / E. T. A. Hoffmann: *Federzeichnungen aus den Briefen.*

PREIS DES HEFTES EINE MARK

INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG.

DIE INSEL. DRITTER JAHRGANG.
NR. 5. FEBRUAR 1902.



IN MEMORIAM
TRIANON-THEATER
BERLIN
UNTER DEN STADTBAHNBÖGEN
28. XII. 1901.



DAS »Trianon-Theater/ Künstlerische Leitung Otto Julius Bierbaum« wird, um eine beliebte Redewendung zu benutzen, »in der Theatergeschichte Berlins keinen breiten Raum einnehmen«. Das steht fest. Denn es hat vor der Oeffentlichkeit nur genau drei Stunden bestanden, und auch diese drei Stunden wurden fast mehr durch die Scenen vor der Bühne als auf der Bühne ausgefüllt. Ich habe dieses Schauspiel leider nicht mitgenossen, da ich genötigt war, mich hinter den Kulissen aufzuhalten; ich weiss es nur aus den Berichten von Freunden, dass das Publikum mit äusserster Hingabe mitgespielt hat, und dass es sich dabei der überaus wirkungsvollen Hilfe eines Apparates zu erfreuen hatte, der bisher für Theaterzwecke noch nicht ausgenutzt worden ist: der Berliner Stadtbahn, die, dank der ausgezeichneten Regieführung Seiner Majestät des Zufalles, mit Vorliebe in Augenblicken vorüber polterte, wo auf der Bühne Worte fielen wie: »Still! Hörst du was?« oder »Stille, stille, lass uns

lauschen!« Es ist begreiflich, dass das Publikum ganz ausser sich geriet vor Vergnügen über diese ungewohnten Effekte, die sich vielleicht nur ein bisschen zu oft wiederholt haben.
Auch sonst war für seine Heiterkeit reichlich gesorgt, aber ich darf leider nicht den Ruhm für mich in Anspruch nehmen, diese heitren Dinge insceniert zu haben. So z. B., wenn es auf der Bühne hiess: »Tausend Sterne, Emilie«! und es war durchaus kein Stern zu sehen, so muss ich gestehen, dass ich an dieser neckischen Nüance unschuldig war. Ich hatte, steifleinen und genau wie ich bin, eine ganze Masse Sterne vorgesehen, aber sie wollten nicht scheinen, weil . . .
Dass ich es nur ganz kurz sage: Das Trianon-Theater war eine G. m. b. H., und eine G. m. b. H. pflegt die Passion zu haben, Geld verdienen zu wollen; das ist aber, wie männiglich bekannt, eine Leidenschaft, die manchmal eine gefährliche Heftigkeit annimmt. Zum Beispiel: Eine G. m. b. H. hat es sich in den Kopf gesetzt, am 28. Dezember 1901 mit dem Geldverdienen anzufangen. Der Herr Direktor hebt die Hände hoch und schwört, das sei mindestens 14 Tage zu früh; der Kapellmeister, die Regisseure, die Künstler, die Theaterarbeiter, die Souffleuse stimmen im Chor ein, — naive Seelen! Ich glaube, selbst den sämtlichen Erzvätern des alten Testaments würde es schwer fallen, eine G. m. b. H., die Geld braucht, von dieser fixen Idee abzubringen. Auch den sämtlichen Erzvätern gegenüber würden die Societäre die Logik entfalten: Unser Geld reicht bis zum 28., folglich müssen wir darauf bedacht sein, an diesem Datum neues Geld zu verdienen; sonst Ich glaube, auch die sämtlichen Erzväter würden diese Punkte verstehen.
Die ganze Sache, der ganze Fall lässt sich mit den zwei Worten umschreiben: die Kunst und das Portemonnaie.

Das Thema ist ergiebig, aber ich mag nicht darauf eingehen; es würde sonst die Broschüre daraus, die ich darüber schreiben könnte, wenn ich wollte; sie wäre lehrreich, aber unerquicklich. Und ich habe mit dem Premièreabend genug. So sehr genug, dass ich mich schleunigst aus dem Schatten des Portemonnaies in das Privatleben zurückgezogen habe, als ich merkte, dass die Kunst, wie ich mir sie denke, in ihm nicht gedeihen kann, so sehr genug, dass ich lieber zu Gunsten dieses Portemonnaies auf einen Teil meiner Ansprüche daran verzichtete, als dass ich mich dazu hergegeben hätte, in seinem Dienste Felonie an der Kunst zu begehen. Es giebt mehr als genug Leute, die dazu mit Vergnügen bereit sind, und es lässt sich nicht leugnen, dass sie häufig den Geschmack des Publikums besser treffen, als die Frommen und Getreuen.

Für sie und ihr Publikum ist das Fiasko des einzigen Trianon-Theater-Abends ein Fest gewesen. »Sehet hin«, so sprachen sie mit dem fettigen Tremolo der Genugthuung, »dahin führt es, wenn man sich mit Dichtern einlässt, wenn man an die Kunst denkt, statt an das Publikum«. Und sie schlossen, denn ihrer war die Macht in der G. m. b. H., das Theater zu. Es grauste ihnen zu sehr bei dem Gedanken, dass das Unerhörte sich wiederholen, dass man dem Verdikt des Parketts Trotz bieten könnte.

Die armen Schächer! Just damit haben sie das verhängnisvolle Loch in ihre Bundeslade gestossen, in den dreimal heiligen Kassenschrank; — den Dichter wurden sie freilich los, aber die zahlenden Theaterbesucher auch.

Aus dem Trianon-Theater wurde das Gumpel-Theater, denn es gebührt sich, es nach seinem wahren spiritus rector zu benennen; doch würde Teatro Gumpelino noch hübscher klingen. Seine Muse ist das Lebende Lied, die Wonne der Dilettanten, und die

G. m. b. H. würde gar keine üblen Geschäfte machen, wenn sie es allabendlich an Brautpaare des mittleren Bürgerstandes zu Polterabendzwecken vermietete. Auf andre Weise wird es sich nicht halten können.

Und das ist immerhin erfreulich. Denn, ob die künstlerischen Absichten, die ich vertreten habe, ein Fiasko erlitten haben, das darf bestritten werden, da es mir nicht vergönnt gewesen ist, diese Absichten zur fertigen That werden zu lassen; dass aber der schleimige Dilettantismus der Lebenden Lieder sein Fiasko gefunden hat, ist unbestreitbar.



Wenn ich in diesem Hefte die Texte der einzigen Trianon-Theater-Vorstellung dem Publikum vorlege, so geschieht es nicht, weil ich glaubte, damit ein umfassendes Bild der Absichten geben zu können, mit denen ich an den Versuch der Gründung eines lyrischen Theaters herangetreten bin. Dieses erste Programm musste bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit den Charakter des Improvisierten haben, und es wollte eigentlich nur in grossen Umrissen die Richtung andeuten, in der sich diese Bühne der dramatischen Kleinkunst entwickeln sollte.

Das Singspielchen Die Hirtin und die Schornsteinfeger wäre wohl ausser als Textbuch überhaupt nicht gedruckt worden, denn es ist durchaus für die Bühne und auf die Wirkung mit der Musik berechnet. Indessen wird das Eine immerhin ersichtlich sein, dass es nicht die perspektivenlose Kinderkomödie ist, als welche es von einem Teile des Publikums aufgefasst wurde. Dieser Teil des

Publikums hat die beiden Autoren oft auszulachen geglaubt, wo er in Wirklichkeit nur manifestierte, dass er sie nicht verstanden hat. Die mangelhaften Aeusserlichkeiten tragen viel Schuld daran, aber trotzdem bleibt es schwer verständlich, dass es im Publikum einer Berliner Première Elemente giebt, die so wenig Unterscheidungsvermögen besitzen. — Das Holzsche Gedicht »Er hört mit ihr den Guckguk schreyen« konnte leider nicht mit abgedruckt werden, weil es zum Abdruck an dieser Stelle nicht mehr frei war. — Der Text des Mozartschen »Schulmeisters« besteht zum grössten Teile aus dem A-B-C und ist nur in Verbindung mit der Musik verständlich. Dass auch im übrigen bei allen Stücken, mit Ausnahme der Kleinen Muse, die Musik von wesentlicher Bedeutung ist, bleibe zur Beurteilung des Ganzen nicht unerwähnt.

Die Musik zur Dame vom Monde rührte von Theodor Gerlach, die zum Hirtenchor von Philipp Rödelberger, die zum Postillonliede von Hans Richard, die zum Kinderliede von Anton Nadel, die zu dem obengenannten Holzschen Gedichte und zum Singspiel von Carl Lafite her. Ihnen Allen gebührt der herzlichste Dank. Die kleineren Stücke werden ja zweifellos anderweit zur Verwertung kommen; für die schöne Lafitesche Musik zum Singspiel muss wenigstens gehofft werden, dass eine sorgsame Aufführung des Ganzen an einem grösseren Theater ihr zu dem künstlerischen Erfolg verhelfen werde, den sie ohne Zweifel verdient.

Ich darf den Nekrolog des Trianon-Theaters nicht schliessen, ohne mit dankender Anerkennung der künstlerischen Mitglieder des Theaters zu gedenken, die, so unerquicklich die äusseren Umstände waren, mit aller Hingabe beim Werke gewesen sind. Ich nenne zuerst den ausgezeichneten musikalischen

Leiter Herrn Kgl. Musikdirektor Gerlach und meinen lieben Franz Blei, der sich als der geborene Regisseur bewährte. Frl. Cerigioli vom Kgl. Schauspielhause sprach die Begrüssung als kleine Muse, Frl. Horwitz stellte die Dame vom Monde, Frl. Eisenhut den Jüngling dar; in den kleinen Spielen waren die Damen v. d. Ney, Mangelsdorf, Galster, Schultz, Miszko, Reinhard, Wetzel, Hildberg und die Herren Gollanin, Laurence, Leffler beschäftigt; die Hirtin wurde von Frl. Eriksen, der Schornsteinfeger von Herrn Erhard, der Pagode von Herrn Leffler, der Faun von Herrn Laurence dargestellt. Alle diese Künstler und Künstlerinnen haben ihr Bestes gethan, unermüdlich und immer bereit inmitten der unerfreulichsten Umstände; — der spiritus rector der G. m. b. H. hat daran wohl überhaupt nicht gedacht, als er die Summe all dieser Leistungen von Kunst und Arbeit einfach wegwischte durch seinen feigen und thörichten Beschluss, das Theater nach einmaliger Aufführung zu schliessen. Es wäre kindisch, deswegen Verwünschungstiraden gegen das Kapital von sich zu geben; was uns in dieser Sache empört, ist die unverantwortliche Art und Weise, wie hier unter ausschliesslicher Rücksichtnahme auf ziemlich kümmerliche materielle Interessen böotisch mit der Kunst umgesprungen worden ist. Die Billigkeit erfordert es, ausdrücklich zu erklären, dass nicht alle Mitglieder jener G. m. b. H. den Vorwurf brutalen Böotiertums verdienen; einige haben selber ersichtlich darunter gelitten; aber, wenn auch sie jetzt mit dafür büssen müssen, so trifft sie dies nicht mit Unrecht: sie hätten sich widersetzen müssen.

Die Kunst ist kein Ding, an dem sich jede plumpe Hand ungestraft vergreifen darf. Dass mit ihr gemeinhin die Nichtkünstler mehr Geld verdienen, als die Künstler, — das ist der

Lauf der Welt«; dass aber auch solche mit ihr Geld verdienen wollen, die zu ihr ein direkt feindseliges Verhältnis haben, das geht etwas zu weit. Zwar lehrt der Augenschein, dass sie den Zweck nicht erreichen, aber leider ist die arme Kunst immer auch die mitgerupfte, und vor der Oberflächlichkeit steht sie wohl gar als allein schuldig da.

Diesem falschen Anschein entgegenzuwirken ist der Zweck dieser Ausführungen. Hätte es sich bei dem Fall des Trianon-Theaters lediglich um eine Privaterfahrung von mir gehandelt, so würde ich ganz sicher nicht noch einmal das Wort dazu ergriffen haben.

OTTO JULIUS BIERBAUM.





Hier
schleppt das böse Tier Premièrenschreck
das erwürgte lyrische Theater
weg.

DIE KLEINE MUSE/ VON OTTO JULIUS BIERBAUM/ GESPROCHEN VON FRAEULEIN FELICITA CERIGIOLI VOM KGL. SCHAUSPIEL-HAUSE.

(Ein schönes junges Mädchen, festlich, doch einfach gekleidet, einen Rosenkranz im Haar, teilt den Vorhang und schreitet lächelnd nach vorn. An der Rampe angelangt, sieht sie sich lächelnd im Zuschauerraum um, wirft eine Kusshand ins Publikum und beginnt:)

GUTEN Abend, Parterre! Guten Abend, Parkett!
Sie sind alle gekommen, das find ich nett.
Selten wohl hatte ein Mädel klein
Mit so Vielen auf einmal ein Stelldichein.
Meine grossen Schwestern sind's freilich von je
Gewöhnt, dass Verehrer in Schwärmen kommen,
Thalia und Melpomene,
Ich aber werde nie mitgenommen.
Du, heisst es, Kleine, bleibst Abends zu Haus,
Kinder geh'n nur am Tage aus;
Da magst Du in Wald und Wiese streifen,
Schmetterlinge und Blumen greifen;
Dein Glück und Ruhm ein Blumenstrauss,
Für uns der Lorbeer und Applaus.

Nun ja, meine Lieben, das mag wohl sein,
Ich bin am Ende ein bisschen klein,
Und meine armen sieben Sachen:
Ein schnelles Weinen, ein schnelles Lachen,

Fünf lange Akte giebt das nicht:
Her weht's, hin geht's — ein kurz Gedicht.

Auch ist es wahr: beim Lampenschein
Oder draussen in Wald und Feld allein,
Das ist mein eigentlich Revier;
Und ein bisschen scheu fühl ich mich hier.
Sie sehen alle so ernsthaft her,
Als ob an mir was Unrecht's wär,
Und Ihre Operngucker zielen
Mir grad aufs Herz — o Publikum,
Mir wird doch Angst — ich kehre um —
Mögen die andern Komödie spielen . .

(Thut, als wollte sie gehen; dann schnell:)
Glauben Sie's nicht! Ich verstelle mich bloss.
So schnell werden Sie mich nicht los.
Denn ich hab mir's nun mal in den Kopf gesetzt:
Ich spiele auch Komödie jetzt!
Nicht etwa aus Neid und um den Applaus.
Nein, so leer sieht mein Herz nicht aus.
Sondern, und wenn Sie auch spöttisch lachen,
Weil es mein Amt ist, Vergnügen zu machen.

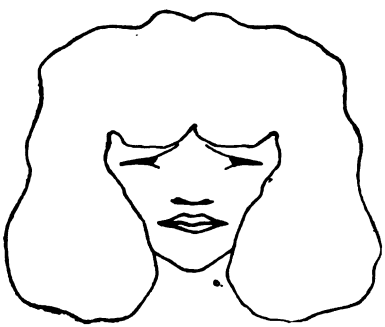
Ja, Vergnügen; ich schäme mich nicht
Und fürchte kein Schelten und Scherbengericht
Der grauen Herrschaften in steifem Leinen:
Vergnügen am Heimlichen, Feinen, Kleinen.
Dem will ich nach besten Kräften dienen,
Und dazu steh' ich heute hier;
Denn, dacht' ich, kommen Sie nicht zu mir,
Was kann da sein, — komm' ich zu Ihnen.

Und da ich einmal ein Mädchen bin
Und ein bisschen eitel immerhin,
Hab' ich mich fleissig umgeseh'n
Nach Kleidern, die mir leidlich steh'n,
Damit Sie bei meinen bescheidenen Gaben
Auch Freude für das Auge haben;
Denn Bild und Lied, wie mir es scheint,
Sind Zwillingsgeschwister und gern vereint.

So wissen Sie nun, was her mich zog,
Und es wird Zeit, das ich jetzt schweige
Und lieber, wie ich's meine, zeige;
Sonst denken Sie gar, ich sei ein Prolog.
Das aber würde mich wirklich schmerzen,
Weil ich gar nicht emphatisch bin,
Ich kleine Muse.

(Kusshand)

Da, nehmen Sie hin
Meinen Willkommgruss aus vollem Herzen.



DIE DAME VOM MONDE / EINE DRAMATISCHE PHANTASIE NACH ERNEST DOWSON / VON FRANZ BLEI.

PERSONEN:

DIE DAME FRÄULEIN MARGA HORWITZ.
DER JÜNGLING . . FRÄULEIN MARIA EISENHUT.

DIE SCENE:

EINE Stelle im Park von Versailles. In der Mitte des Hintergrundes ein dorischer Tempel, von dem Stufen auf die Bühne führen. Links die kleine Statue des Cupido auf einem Postamente. Abenddämmerung.

Der Jüngling:

Des Tages Ziel. Dies sicher ist der Hain:
der Tempel dort, der Cupido aus Stein,
die Lilien, die mir den Weg gezeigt,
die man mich suchen hiess, wo der Alleen
erst helles Grün in dunkle Nacht sich neigt . .
das Moos . . der Veilchen duftendes Verwehen . . .
Ganz ferne in des Schlosses hohen Fenstern
blinkt noch der Tag — hier dämmert schon der Abend . . .
Wie sich die Lilien mir entgegenneigten!
ich pflückte sie zum Strauss im Weiterschreiten,
sie führten gut: ich bin zur rechten Stelle.
An dieses hellen Tempels weisser Schwelle
soll ich der Liebe Seligstes erschauen.

Er legt die Lilien zu Cupidos Füssen nieder; dann macht er zaghaft einige Schritte zum Tempel hin und steht erschreckt.

Wie füllt mich doch die Einsamkeit mit Grauen!
Ich fürchte mich . . Ist niemand hier,
kein Priester, kein Orakel, dass es mir
das Wort erkläre, dass mich so verwirrt,
die Rätselmahnung, die mich hergeführt?

Aus dem Tempel ertönt liebliche Musik. Der Jüngling weicht zurück und zeigt unendliches Erstaunen; er kommt ganz nach

vorne und kniet hin in verzückter Aufmerksamkeit, bis die Musik verstummt: da wird er verwirrt und ärgerlich.

Zu früh! Zu früh, berückende Musik
lässt du den Zauber deiner Stimme schweigen!
. . . Vergangne Tage brachtest du zurück
und einer Jugend nie gekanntes Glück
und einer Kindheit ungetanzten Reigen . . .
Schmerzvolle Botschaft auch des Kommenden
klang in dem Spiel der Flöten und der Geigen . . .
Musik und Stille — wie beides mich erschreckt,
die eine mir das Herz zu Qual entzündet,
die Stille mich aus weichen Träumen weckt
und beides sich zu diesem Graun verbindet . . .
Ich mag die Nacht nicht! Wie wars doch zu Haus
behaglich sicher! Was trieb mich hinaus?
Doch hält michs fest. Geheimnisvolles Wesen
hält mich hier fest und bannt mich an den Ort . . .
wie heisst es doch das dunkel-ernste Wort?

Er zieht eine kleine Pergamentrolle aus der Brust und liest:

»Der liebt heut Nacht, der nie zuvor geliebt,
»der je geliebt, soll heut noch einmal lieben« . . .
Was ist denn Liebe? Nie war ich verliebt —
so dumm bin ich! — Hier steht noch mehr geschrieben:
»Wer's wagen will, der Liebe zu begegnen
»bleib eine Nacht bei diesem Heiligtum.
»Die Lilien, die dich den Weg geführt
»leg vor die gütgen Füsse Cupidos . . .«
dies ist gethan, die Nacht, die bleibt für mich.
Sei, holder Gott, mir Armen gnädig . . .!

Er sinnt eine Weile, dann lässt er das Pergament fallen; langsam sinkt Dunkelheit und eine süsse Musik spielt, während der Jüngling Blätter und Farren sich zu einem Lager an den Tempelstufen richtet. Dann betet er und legt sich nieder. Es ist Nacht.

Der Jüngling, leise:

Musik! Noch mehr Musik! in weiter Ferne
und kaum zu hören ist sie wie ein Echo
von meines Herzens sehnsuchtsvoller Klage.
Warum bin ich so voll Musik und traurig?
Doch wunderts mich, dass sonst ich lustig war . . .
Zwei blaue Schmetterlinge fing ich einst,
ich selber Schmetterling, doch nicht so weise,
denn die, die waren zwei, ich — bin allein . .
Ach ja! Wie traurig ist's allein zu sein!
Viel lehrten meine braunen Vögel mich,
doch sangen sie mir dieses nie ins Ohr
ich lernt es hier in dieser Wundernacht,
die mir das gute Schicksal auserkor,
er hat mir diese Wissenschaft gebracht:
des Waldes und des Windes leises Rauschen,
er ist der Bäume heimliches Küssetauschen,
und zwischen Blüten und Halmen ist ein Neigen,
ein Sichumschlingen und Hinüberbeugen . . .
die Rebenrose seh ich niederlangen,
das Veilchen tief im Moose zu umfangen . . .
es wächst die Lilie graziös zu zwein
nur ich allein bin ganz und ganz allein . . .
Musik! Noch mehr Musik! wie sich ihr Singen
auf meine Sinne wie Liebkosung legt

und was mich sonst zur Freude aufgeregt
der Lärm, das Maskenspiel, das Schellenklingen,
wie ist das weit . . .! wie ist das weit . . .
Musik! gieb in den Schlaf mir das Geleit,
und du, Cupido, der du gnädig bist,
lass mich erfahren, was die Liebe ist . . .

Er schläft. Die Musik wird für eine Weile lauter, während vom Tempel aus ein helles Licht, weiss und kalt, sich über den Jüngling giesst. Gleichzeitig tritt die Dame vom Monde aus dem Tempel, steigt die Stufen herab und steht vor dem Schlafenden.

Die Dame:

Kühner Knabe, unbedacht
suchst die Liebe du in dieser Nacht,
Knabe du in weisser Seiden,
magst die Liebe du erleiden,
wenn zu mir du aufgewacht?
Liebster du der hellen Nacht!

Der Jüngling, murmelt im Schlafe:

Vergiss nicht, Cupido, dein Wissen lehre:
»der liebt heut Nacht, der nie geliebt zuvor«.

Die Dame:

Thörichter Knabe, deine Sehnsucht sucht
dir eine bittersüsse Seligkeit!
. . . Wenn ich ihm riete nun zu schneller Flucht
aus dieses Ortes grüner Einsamkeit?
Zurück zum Weg der besseren Gefährten,
der sonst verloren wie das Gestern ist,
wo er der Stunden kurze Sommerfrist

verträumen könnte sorgenlos und glücklich . . .?
— Wie schön er ist! Wie seine roten Lippen
zu Freuden wohlgeformt und lüstern sind,
wie die von Venus holdem Himmelskind.
Die Augen unter weichen Silberwimpern
so ruhig wie die Lilien unter Blättern.
— Ich warne ihn, doch fürchte ich, zu spät . . .
Er regt sich . . . neues Wissen regt ihn auf,
Cupidos Traumgeschenk, das weckt ihn auf . . .
Diones Tochter! Ach! wie schön er ist!

Sie tritt in den Schatten zurück.

Der Jüngling, reibt sich die Augen:

Ach! Himmelsbotin! bleib, verweile noch!
Bist du ein Traumbild, o so komm noch einmal!
— Was für ein Licht? Und wie kam ich hierher,
zu schlafen unter Sternen, fern vom Haus?

Er erhebt sich und kniet.

Jetzt weiss ich's! Ja, dies ist der Venus Hain
und ich kam her, dass ich hier fände

Die Dame, kommt verschleiert vor:

Liebe!

Der Jüngling, wirft sich in Ekstase ihr zu Füssen:

So hab ich sie und fand ich sie, die Liebe?

Die Dame:

Noch nicht, du Schneller! Wärst du klug, ganz klug,
du gingst nach Haus, unwissend, doch gerettet.

Der Jüngling:

Nie, süsse Dame, lass ich diesen Ort,
ich hätte denn des Angesichtes Wunder

gesehen. Göttin, Herrin dieses Grundes
sterblich für eine Nacht, die Liebe mich
zu lehren, gieb, ach gieb den Schleier fort
wenn deiner Schönheit Wunder nicht
zu leuchtend ist für meine Sterblichkeit!

Die Dame, entschleiert sich:

Dein Wille ist es, Knabe du, so unbesonnen.
Sieh her! Nun kennst du deiner Leiden Grösse.

Der Jüngling:

Mein Herz . . .! Verloren . . . Himmlisches gewonnen!

Die Dame:

Hast du die Warnung nicht gelesen?

Sie hebt das Pergament auf.

Der Jüngling:

Alles,
doch las ich dort nicht weiter, wo die Worte
undeutlich . . . ja und grausam wurden.

Die Dame:

Ach!
du schlechter Schüler, hast du nie gelernt,
dass kleines Wissen schlechter dient als keines?
Hör zu, ich sag dir, was das Pergament,
das du beiseite warfst, zu dir noch sprach:

Sie liest:

Sei auf dein Leben, Irdischer, bedacht,
wenn dich der Mond in einer Sommernacht
mit seinen weissen Küssen überfällt,
für eine Stunde giebst du da dein Leben.

Der Jüngling, lacht selig:

Ach, wenn die Stunde solche Wonne hält,
ist's Glück, sein Leben dafür hinzugeben.

Die Dame:

So nimm dein Schicksal einer kurzen Freude!
Du sollst für diese Nacht die Liebe haben.
Nun hebt die Geigen, Mädchen, spielt dem Knaben
Verwirrung in sein kleines Menschenglück,
dass er für eine Nacht mag göttliches
erkennen und berühren. Weisse Musik
spielt Mädchen, Veilchen, Rosen spielt, dass ihm
das träge Blut ein Zauberwein erhitze.
Auf Lilien ruhend seh er meinen Tanz,
vergessend alles Trübe dieser Erde
und ihre Freuden, Schmerzen, alles, alles.
Er soll mich tanzen sehen und sein Leben
soll ihm das Schreiten meiner Füsse geben.
Sein Herz, er soll sein rotes Herz mir lassen,
ich will es mir in meine Krone fassen,
da leuchte es, ein funkelnder Rubin,
spielt Mädchen, hebt die Geigen unters Kinn
und spielt, was seine Sehnsucht selig macht —
Liebe ist seine Dame für die Sommernacht.

Der Jüngling lehnt sich zurück und sieht ihrem Tanzen zu. Sie endet den Tanz und beugt sich über ihn. Wie träumend erhebt er sich und steht an ihrer Seite.

Der Jüngling:

Woher, o Königin, kam solche Melodie?

Die Dame:

Pan machte sie, langher, in Griechenland.

Der Jüngling:

Mir ist, ich hätt sie früher schon gekannt,
bevor ich dich gesehn, doch wo das war,
das weiss ich nicht. Wie ist das sonderbar:
nichts weiss ich mehr, und alles ist entschwunden,
vergessen alles, da ich dich gefunden,
vergessen alles, nur das eine nicht,
— dein königliches, weisses Angesicht!
Wer bist du, Strahlende in Licht und Glanz?
Nenn deinen Namen mir, o Königin,
ich möcht ihn beten wie den Rosenkranz,
du, die ich suchte Zeit und Ewigkeit,
wer bist du, mondlichtbleiche Zauberin,
wer bist du, sag, bist du das Herzeleid?

Die Dame:

Verschwende nicht mit Fragen diese Nacht —
die Liebe schwindet, wenn der Tag erwacht.

Der Jüngling:

Ja, du hast recht, was ist der Name, da
du lieb zu mir und deine Schönheit nah!
So lass mich deinem Willen Diener sein,
die Laute, drauf dein Wille spielt.

Die Dame:

Ich bin für jeden seiner Sehnsucht Bild
und bin dir gnädig diese eine Nacht —
was willst du von der Dame aus dem Monde?

Der Jüngling:

Dame aus dem Monde, nun gieb acht:
auf einem Zauberwagen kommst du daher,
der ist aus Sternen gebaut — aus tausend und mehr,
und weisse Falter ziehen ihn, die du lenkest.
Aus Himmelsauen du dich niedersenkest.
Deine Mädchen singen und spielen die Geigen.
Ach, Herrliche, willst du dich gnädig zeigen,
nimm mich in deinen Wagen, führ mich fort
aus dieses Erdendaseins Traurigkeit
hinauf den bunten Bogen in den Mond
wo deine Schönheit im Kristallpalaste thront
an deine Brust —

Die Dame:

O zu begehrlich bist du!
Nur eine Stunde Lust versprach ich dir
und eine Reise hast du ausgedacht,
die kaum zu reisen ist in einer Nacht, —
möchtest du nichts, das weniger fern als dies?

Der Jüngling:

Wärs unverschämt, — um einen Kuss zu bitten?

Die Dame:

Das sag ich nicht, doch sei auf deiner Hut —
oft musste Kühnheit ihre Kühnheit büssen.
Wie bleich die mondgeküssten Rosen blühn —
hast du nicht Angst vor meinen Küssen?

Der Jüngling:

Wie einer, der im Wüstensand verschmachtet
die Quelle fürchtet, die ihn neu belebt!

Die Dame:

Wo in der Ferne grüne Palmen stehen,
kann diese Hoffnung nicht ein Trugbild sein
das überm Sande als ein Zauber schwebt?

Der Jüngling:

Nein, teure Zauberin, nichts seh ich sonst
als mein Nichtwissen, das nun wissen will.

Die Dame:

Bestehst du drauf?

Der Jüngling:

Ich wage es zu wagen.

Sie neigt sich vor, ihre Lippen treffen sich; er schrickt zurück mit Schaudern. Sie lacht ein helles Lachen.

Die Dame:

Warum erbleichst du, mondverliebter Knabe?

Der Jüngling:

Kalt, o viel kälter als ich sagen kann
sind deine Lippen und doch möchte ich
anfrieren dran wie Zapfen Eis.
Kalt, o viel kälter als ich träumen konnte
ist mir dein Kuss, doch hat mit diesem Frost
sich solche Süssigkeit geeint, dass ich
mein Blut wie fliessend Feuer fühle. Nie,
nie wusst ich, dass das Leben solches Glück
und solche Seligkeit in sich enthält
als eines Kusses himmlische Vollendung!

Die Dame:

Wie gut lernst du der Liebe erste Lehre
und alle Warnung war umsonst, wie immer.

Der Jüngling:

Wär all mein Lernen nur so süss gewesen!
Doch lehr mich wieder! träg ist mein Verstand
begreifend erst in öftrer Wiederholung.

Die Dame:

So komm mit mir! Hier am Altar der Venus
will ich solang die Nacht uns gnädig ist
und bis der Vögel Morgensingen mich
nach Hause ruft in meine Wolkenheimat,
will ich dich lehren, wie es weiter geht, —
du kennst ja erst der Liebe Alphabet.

Der Jüngling:

Ein Weiser in der Liebe Grammatik
werd ich gewiss, stehn alle ihre Regeln
in deiner Augen tiefem Wunderblick.
O süsses Schauen! Ach, wie möcht ich immer
dein Schüler sein und ewig von dir lernen!
Halt nicht so weit von mir den roten Mund
der duftend ist von allen Spezereien
des Orients. Wend nicht dein goldnes Antlitz
von mir, du Süsse, denn mit ihm verlässt
mich aller meiner Tage Licht und Gnade.
Heb deine langen Lider, Holde,
lächle wieder, du wundersüsse Lehrerin,
dass ich mit Nutzen auch dein Schüler bin.

Er nimmt ihre Hand. Die Dame hat sich auf einer Tempelstufe niedergelassen, der Jüngling liegt, auf die Ellbogen gestützt, zu ihren Füssen.

Die Dame:

Sprich weiter! Weiter!

Der Jüngling, leidenschaftlich:

Reg dich nicht, du Schöne,
ich lerne bloss, du bist mein heller Stern
und ich dein Astronom —

Die Dame:

die Stellung ziemt
dem Schüler nicht; den Eifer lob ich, doch bitte,
kommt nicht so nah und hebt den Anfang nicht
auf für den Schluss. Gewiss ist Uebung gut,
doch wärs verkehrt und nutzlos, wenn ihr sie
schon unternehmet vor der Theorie.
Nun stell ich deinem Scharfsinn leichte Fragen,
du wirst bescheiden darauf Antwort sagen.

Der Jüngling:

In aller Demut steh ich zum Examen.

Die Dame, frägt ihn aus einem köstlich gebundenen Buche:

Da du nun mein Schüler bist
musst du darauf Antwort wissen:
sag mir, was die Liebe ist?

Der Jüngling:

Liebe ist — ein selig Küssen
und ein traurig Herzeleid,
Lachen und auch Weinen müssen.

Die Dame:

Nun gieb darauf mir Bescheid:
kannst du dir die Liebe fangen,
dass sie bleibet alle Zeit?

Der Jüngling:

Kaum gekommen, schon gegangen
eilet sie von Ort zu Ort,
Frühling hat sie eingefangen,
mit dem Frühling fliegt sie fort.
Liebe ist ein rasches Ding,
so ein bunter Schmetterling,
gaukelt hin und flattert her,
hasch ihn! — doch das Netz bleibt leer.

Die Dame:

Ganz gut. Nun ist die Reih an dir zu fragen
Ich will mir Müh zu guter Antwort geben.

Der Jüngling:

Seit ich, Himmlische, dich kenne,
ist mein Herz zur Blüte worden
die du trägst an deinem Busen.
Wenn du mich nun gehen hiessest —
wo soll ich die Liebe finden,
wo mein Herz zurückgewinnen,
das du hältst in deinem Herzen?

Die Dame:

In den Wäldern, in den Thälern
kreisend, singend wie die Schwalben
fliegt die Liebe, — du sollst folgen.
Lässt sie sich auch tändelnd nieder
sollst du doch die Lieb nicht fangen.
Niemals finden Mondgeküsste
die verlornen Herzen wieder.

Der Jüngling:

Sag mir, Dame, soll ich niemals
ledig werden dieser Bürde,
Liebesuchen und Erhörung
nie bei einem Mädchen finden?
Willst mein Herz du immer halten,
Lieber wollt ich dich vergessen
in den Armen einer andern.

Die Dame:

Wünsche, was du immer wünschest.
Dies, du mondgeküsster Knabe
ist dein Schicksal: suchen musst du
doch in jeder Amaryllis
immer wieder nur mein Antlitz
und in jeder Corisande
immer nur der Liebe Zeichen.

Der Jüngling:

Lernmüde bin ich, süsse Lehrerin,
du lehrst zu trauriges, mein holdes Licht!

Die Dame:

Warum denn traurig?

Der Jüngling:

Ach, ich weiss es nicht.

Die Dame, schmeichelnd:

So sprich doch, was betrübt dich denn?

Der Jüngling:

Ist Liebe immer lernen, niemals spielen?

Die Dame:

Ein Spielen ist der Liebe Lernen nur,
doch sollst du lustig sein — was spielen wir?

Der Jüngling:

Was spielen denn die kleinen Mondfräulein?
Es kann doch ihre Zeit nicht immer lernen sein!

Die Dame:

Sie sind wohl ernst, doch lieben sie das Spiel,
mit Sternen Ball und Laufen überm Regenbogen...

Der Jüngling:

Das ist zu schwer.

Die Dame:

Für Erdenkinder wohl.

Der Jüngling:

Was noch?

Die Dame:

— Lehr mich, womit ihr lustig seid.

Der Jüngling:

Ich hab es, Mädchen.

Die Dame:

Ist es rasch zu lernen?

Der Jüngling:

Ganz einfach ist's. Ich lernte es bei Hof.
Ich sitz bei dir.

Die Dame:

Doch bitt ich nicht zu nahe.

Der Jüngling:

Doch das ist wichtig, das wichtigste vielleicht!
Leg hier die Hand, — die kalter Nachttau salbt
und ihre Weisse wäscht.

Die Dame:

Ist das das Spiel?

Der Jüngling:

Was fällt dir ein! Das ist der Anfang nur.

Die Dame:

Die Hand hierher.

Der Jüngling:

Ich decke sie mit meiner.

Die Dame:

Was muss ich dann?

Der Jüngling:

Du ziehst sie weg.

Sie spielen.

Die Dame:

Es geht

zu schnell ...

Sie spielen, bis der Jüngling ihre Hand hascht.

Der Jüngling:

Der Schluss? Ich hab das Pfand gewonnen!

Er versucht sie zu umarmen; sie entschlüpft; er verfolgt sie um die Bühne. Sie entkommt ihm.

Die Dame:

Du bist nicht schnell genug. Wer einen Mondstrahl
sich fangen will, muss raschre Eile brauchen.

Der Jüngling, setzt sich verdriesslich:

Ich werde müde und mein Herz ist wund,
du liebst mich nicht, ich will nicht länger spielen.

Er birgt sein Gesicht in den Händen. Die Dame steht bei ihm.

Die Dame:

Was soll die Laune?

Der Jüngling:

Das ist schnell gesagt:
du hast mich nur genarrt.

Die Dame:

Ich liebe dich!

Der Jüngling:

O sags noch einmal, wenn mich auch
im innern eine Stimme warnt: du scherzt nur.

Die Dame:

Ich scherze nicht. Wenns dämmert muss ich gehn,
doch lieb ich dich weit besser als du weisst.

Der Jüngling:

Dann, bei dem Tempel und bei dem Altar
nimm meinen Eid und schwör dich völlig mein.
Schon vor uns freiten Götter Menschenkinder.

Die Dame:

Es war in meinem Kuss genug Versprechen,
wozu noch Eide?

Der Jüngling:

Der Kuss, der band dich nicht!

Die Dame:

Genug! Sagt ich dir nicht, es kann nicht sein?
Doch sitz zu mir, ich will dein Leid wegkosen
mit einem Mondtraum, einer himmlischen Geschichte.

Der Jüngling:

Sprich mir von dir und jenem blassen Ort,
wo dein Palast liegt, deine Tage gehen.

Die Dame:

Still ist es dort, so still und Lüfte wehen
zu fein und dünn für euer Menschenatmen.
An einem grünen Wasser steht das Haus,
die Kuppel aus Achat, seit Myriaden Jahren.
Und hundert Zimmer schliessen seine Mauern,
die sind aus köstlichem Gestein geschnitten
und in dem herrlichsten, von Reine strahlend,
wohnt unsere Mutter seit Unendlichkeit.
Mondstill, mondbleich, mondsteinbesetzt das Kleid,
Perlenbesäht der Boden, den sie schreitet,
ruht sie auf einem amethystnen Thron.
Und Sterne fallen, wenn ihr Mantel rauscht.
Menschengeschick bestimmt sieh, wenn sie lauscht ...
Ich und die Schwestern sind an ihrer Seite,
Befehle zu erfüllen, die sie giebt.

Der Jüngling:

Mir ist als spännen Clotho und die Schwestern
dies geisterhafte Webzeug.

Die Dame:

Weit getrennt
ist jener Reich vom hellen Reich der Mutter.
Das ihre ist das Kaisertum der Herzen:
alle Träumer und alle die die Liebe singen,
bekennen ihre Macht, sind ihre Diener.

Der Jüngling:

Auch mich, auch mich hat sie hierher gezwungen.

Die Dame:

Auch dich! Auch dich! — Wie oft belauschte ich
vor dieser Nacht die Schwestern da sie flogen

abwärts den Himmel durch die Sterne nieder,
euch Sterbliche zu sehn, mit Liebesträumen
euch zu beschenken, mit Träumen, nicht zu sagen...
Und manche küssen sie im Schlaf, und alle
so sagen meine Schwestern, alle vergessen
ihr Lachen und vergessen ihre Thränen
und träumen singend dann das Leben weiter
mondverliebt für immer!

Sie seufzt.

Der Jüngling:

So traurig, süsser Mund?

Er lacht.

Die Dame:

Für die Geschichte musst du mir was schenken.

Der Jüngling:

Ich bin dein Diener.

Die Dame:

Dann erzähl mir mehr.
von dieser Erde, euern Männern, Frauen.

Der Jüngling:

Hör zu.

Die Dame:

Sei kurz, der Tag beginnt zu grauen.

Der Jüngling:

Ich war einst Page, du kannst mir vertrauen,
ich lehre dich, was man bei Hofe thut,
in der Gesellschaft.

Die Dame:

Der Gesellschaft?

Der Jüngling:

Die beste

natürlich, mein ich und den feinsten Ton.
Petit maître bin ich nur bei Spiel und Feste.
Doch da das Beispiel Lehren leichter macht
und keine Lehre schwerer ist als dies.

Die Dame:

So bin ich was?

Der Jüngling:

Die göttlichste Marquise.

Er hilft ihr aufstehen und führt sie vor; dann küsst er ihre Hand und verbeugt sich in höflicher Manier.

Der Schritt, Madame, ist etwas noch zu leicht.

Er führt sie weiter.

Ach, so ist's besser, ganz brillant, vielleicht
fehlt nur der Fächer.

Die Dame:

Wozu, die Nacht ist kühl.

Der Jüngling:

Bedenkt, Madame, wir brauchen ihn im Spiel!

Die Dame, nimmt eine Lilie:

Mein Fächer!

Der Jüngling:

Nun braucht sie wohl und mit Bedacht,
die schärfste Waffe aus der Schönheit Waffen.

Die Dame:

Was thun wir nun?

Der Jüngling:

Wir plaudern.

Die Dame:

Doch worüber?

Der Jüngling:

Nun geht die feine Welt an uns vorbei,
wir loben, tadeln, sind galant und boshaft,
bemühen uns, dem guten Ruf zu schaden —
ach sehn Sie, den Abbé, die dünnen Waden!
Die Herzogin in venetianschen Spitzen
dort mit dem Kardinal —

Die Dame:

Wie schön sie ist!

Der Jüngling:

Dein Witz, Marquise, ist nicht scharf genug —
der Kardinal ist wohl ein frommer Christ,
die Dame liebt ihn mehr als seine Kirche.

Die Dame:

Ihr Teint ist blendend, ist es auch der ihre?

Der Jüngling:

Ihr seid erbarmungslos!

Die Dame:

Der Ton ist recht so?

Der Jüngling:

Der rechte Ton! Ich schwör's, es fehlt ihm nichts!
Madame ist wohl zuvor bei Hofgewesen?

Die Dame:

Du bist zu vorlaut für dein Alter, Knabe.

Der Jüngling:

Ich hörte viel, nach Pagenart.

Die Dame:

Ich habe
genug vom Hof; ich mag ihn nicht.

Der Jüngling:

Sieh hin,
verbeug dich, nicht zu tief, die Königin!
Mon Dieu! das war zu tief! verstehst du nicht?

Die Dame:

Nein, ich versteh's nicht.

Der Jüngling:

Ist sie auch Königin,
fürchtet man doch den Zorn der Pompadour.

Die Dame:

Du bist ein Kind und deine Bosheit nur
ein schlechtes Spiel auf einem Maskenball.

Der Jüngling:

Ein Zeitvertreib, sein Name ist: Skandal.

Die Dame:

Genug, ich bin es müde.

Der Jüngling:

So lassen wir
die Menge, seltene Marquise, hier
im Saal, ich will Euch in den Park begleiten.

Er verbeugt sich tief und sie vor ihm gleichfalls; sie gehen herum. Wie sie an der Statue vorbeikommen, fasst der Jüngling die Hand der Dame und sinkt auf die Knie.

Die Dame:

Was willst du nun?

Der Jüngling:

Was sonst, was sonst als dich!

Die Dame:

Gehört das auch zum Spiel?

Der Jüngling:

Verspott mich nicht!
Umsonst in Spiel und Scherz versuche ich
die Glut, die mir aus meinem Herzen bricht
zu löschen! Ach, was ist das Spiel mir Armen,
da mich zu dir die Sehnsucht treibt!
Mein Wissen zögert. Süsse, hab Erbarmen
und lehr mich noch so lang die Nacht uns bleibt.
Sei was du willst, sei Göttin, Mondfrau, sei
Marquise, lass mich der Liebe Wissen trinken
von deiner roten Lippen Zauberei,
hab Mitleid! denk, die wenig Stunden sinken,
die mir das Schicksal gütig zugedacht.

Die Dame:

Lass, lass mich — eben stirbt die Nacht.

Der Jüngling:

Was Nacht, was Tag, wenn du nur gnädig bist!

Er bestürmt sie mit bittenden Gesten; sie zögert und horcht

dann auf: sie legt die Finger an den Mund und deutet ihm zu schweigen an.

Die Dame:

Es ist zu spät! Die Vögel wachen auf.

Der Jüngling:

Die Vögel wachen auf! Des Tages Stimme!

Die Dame:

Lebwohl, du Süsser! . . . Horch, man ruft mich ab.

Das Licht ändert sich zum Morgendämmern. Musik des Vogelgezwitschers. Die beiden stehen und blicken in den Morgen. Dann sinkt der Jüngling zurück auf sein Lager, bedeckt das Gesicht mit den Händen.

Die Dame, beugt sich über ihn:

Nun spielet, Mädchen! Seine Sinne sinken
in süsses Schlafen und Vergessen nieder.
Mit Mandragor berühr ich seine Lider,
dass ihm zum Traumbild das Erlebnis werde.
Die Liebe war bei dir in einer Nacht,
du fühltest sie mit seliger Beschwerde —
nimm's für geträumt, wenn du vom Schlaf erwacht,
bewahr den Traum um seiner Schönheit willen.
Nun soll sich noch mein Wort an dir erfüllen:
Vergiss mich nicht, die ich dir gnädig war,
die dir das Thor von Elfenbein geöffnet,
dich schauen liess, was tief und wunderbar.
Du sahst mich einmal, nie siehst du mich wieder,
doch deine Tage, Mondträumer du,
sind mein, und meiner Strahlen Silberlicht
wird sie umfliessen. Geh und such umsonst

in jedes Mädchens lieblichem Gesicht
die Liebe wieder, die heut Nacht du sahest.
Denn alle, denen du verliebt dich nahest,
sind gut zu dir, doch keine hält dein Herz.
Wen einst der Mond mit Küssen hat umfangen,
der sucht die Liebe wohl mit bleichen Wangen
und sucht, was ihm das heisse Feuer stillt . . .
Umsonst! sein Schicksal hat der Mond erfüllt.

Die Dame vom Monde verschwindet. Der Jüngling schläft. Es ist voller Tag, da der Vorhang fällt.



DIE HIRTEN.

(Hirten ziehen durch einen winterlichen Wald, ein ganz alter Weissbart voran. In der Mitte angelangt, bleibt er, wie von einer Erinnerung ergriffen, stehen und spricht, indes es zu schneien beginnt, auf seinen Stab gestützt, halb leise, doch betont, die erste Strophe. Die anderen haben sich so um ihn gruppiert, dass zu seiner Rechten die junge Hirtin und der junge Hirt, zu seiner Linken die alte Hirtin und ein zweiter alter Hirt stehen. Die junge Hirtin singt die zweite Strophe. Der alte Hirt in der Mitte spricht die dritte, vierte und fünfte Strophe in starker Steigerung. Bei den Worten: „Da war das Glück geschehn" sinkt alles in die Knie. Die sechste und siebente Strophe wird von Allen gesungen, die sich während dessen wieder erheben und zuletzt wie betend mit hoch erhobenen Armen dastehn. — Die Schlussstrophe wurde aus Gründen der musikalischen Wirkung gestrichen.)

MARIA lag in grosser Not,
Mit Lumpen angethan,
In einem Stall zu Bethlehem
Und sah die Stunde nahn,
Da sie ein Kindlein haben sollt.
Der Himmel stand in lauter Gold;
Da hub ein Singen an:

»Süsse Marie; sei getrost;
Das um Dich ist kein Stall.
Blick um Dich, allerholdste Frau,
Und sieh die Gäste all,
Die von weither gekommen sind,
Dich zu begrüssen und dein Kind
Mit Flöt- und Geigenschall.«

Und wie Marie ihr Haupt erhob,
O, Wunder, was sie sah:
Es knieten auf der schlechten Streu
Drei goldene Könige da,

Und, wie wenns ihr Gefolge wär,
Ein Heer von Engeln stand umher
Und sang Hallelujah.

Es war ein Licht und war ein Glanz,
Wie sie es nie gesehn,
Und vor den Thürn und Fenstern war
Ein Auf- und Niedergehn,
Als ging die ganze Welt vorbei;
Da hört sie einen leisen Schrei:
Da war das Glück geschehn.

Maria strahlte wie ein Stern
Und hob das Kind empor;
Das war so hold und engelschön,
Wie nie ein Kind zuvor.
Die Wände sanken, und die Welt,
Die weite Welt war rings erhellt,
Und alles sang im Chor:

»O seht die Blume, die da blüht,
Die Blume weiss und rot!
Der Kelch ist von der Lilie,
Ein Herz darinnen loht.
Nun ist die ganze Erde licht,
Wir fürchten Schmerz und Trauern nicht
Und fürchten nicht den Tod.

Die Blüte leuchtet uns den Tag,
Und es versank die Nacht,
Und aus der Blüte wird die Frucht,
Die alle fröhlich macht;

Die Frucht, die Allen Nahrung giebt,
Der Mensch, der alle Menschen liebt;
Die Liebe ist erwacht.«

Der Chor verklang. Es sank der Stall
In braune Dunkelheit.
Maria gab dem Kind die Brust.
Still ward es weit und breit.
Da ward Marien im Herzen bang.
Sie küsst' ihr liebes Kindlein lang,
Ihr that ihr Kindlein leid.

DES ALTEN WEIBLEINS LIED VOM SCHWAGER TOD.

(Abenddämmerung in einer Bauernstube. Eine alte Frau sitzt am Fenster, durch das das letzte Abendrot fällt. Draussen Peitschenknall und Hornlied eines vorüberfahrenden Postillons.)

ES fährt ein Postillon durchs Land, —
O, der ist höflich und galant!
Nimmt alte Leute bei der Hand,
Hilft ihnen in den Wagen.
Will keinen Lohn,
Fährt schnell davon;
Wohin — will er nicht sagen.

Die Peitsche knallt,
Herr Schwager, halt,
Seht her, hier steht noch Eine;
Heut fahr ich mit,
Ob Trab, ob Schritt,
Denn müd sind meine Beine.

Dank, Schwager! So! Und nun fahrt zu,
Blast euer Liedel trututu!
Es geht zum Schlafen, geht zur Ruh,
Es geht ins Endlich-gute;
Lebt wohl! Ade!
Mir ist nicht weh,
Nur wundermüd zu Mute.

KINDERLIED.

(Dieses Tanzlied schloss sich an Mozarts „Schulmeister" an. Die Kinder schoben Bänke und Katheder beiseite; ein paar standen Wache, damit der etwa zurückkehrende Schulmeister nicht überraschend käme; die anderen sangen und tanzten das Lied.)

ICH und du und du und du,
Zwei und zwei ist viere,
Tragen Kränze auf dem Kopf,
Kränze aus Papiere:
Rechts herum und links herum,
Röck' und Zöpfe fliegen;
Wenn wir alle schwindlig sind,
Fall'n wir um und liegen,
Purzelpatsch, wir liegen da,
Patschelpurz im Grase:
Wer die längste Nase hat,
Der fällt auf die Nase.



Hier
entledigt sich der Genius Berlins
der
allzureichlich
genossenen
Lyrik.

DIE HIRTIN UND DER SCHORNSTEINFEGER ODER DAS IST DER LAUF DER WELT / SINGSPIELCHEN IN DREI AUFZUEGEN VON OTTO JULIUS BIERBAUM UND FRANZ BLEI / NACH DEM ANDERSENSCHEN MAERCHEN / MUSIK VON CARL LAFITE.



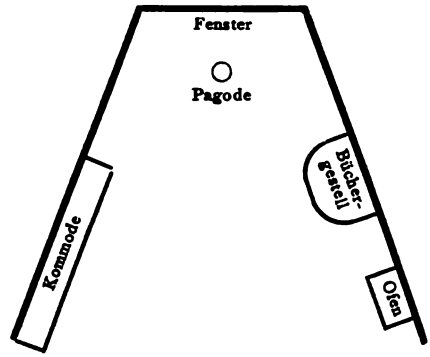
FIGUREN:

DIE HIRTIN, AUS BERLINER PORZELLAN.

DER SCHORNSTEINFEGER, AUS GEBACKNEN PFLAUMEN, IHR LIEBHABER.

DER PAGODE, AUS MEISSNER PORZELLAN, IHR ADOPTIVVATER.

DER FAUN, AUS NUSSBAUMHOLZ, IHR FREIER.



ERSTER AUFZUG.

DIE Bühne stellt einen Zimmerausschnitt vor und zwar so, dass die verschmälerte Hinterwand von einem Fenster eingenommen wird, von dem aus die beiden Wände schräg nach dem Zuschauerraum hin verlaufen. Es muss ersichtlich sein, dass das Bühnenbild nur einen kleinen Winkel eines Zimmers vorstellt, das man sich also ideal in den Zuschauerraum fortgesetzt zu denken hat. Links an der Rampe der Senkschnitt einer Kommode, die sich plastisch bis nahe ans Fenster fortsetzt, oben bis zwei Meter unter die Soffitten reichend, also, wie alle übrigen Möbel, in ungeheuren Dimensionen. Rechts an der Rampe steigt ein weisser Kachelofen an, in den Soffitten verschwindend. Die kollossale Messingthüre steht etwas offen. Zwischen ihm und dem Fenster ein Pfeilertisch mit darauf stehendem Büchergestell, das gleichfalls bis in die Soffitten hineinreicht. Die Tischplatte wird von dem in Nussbaum geschnitzten Faun getragen. Vor dem Fenster, das mit Tüllgardinen verhangen ist, steht der Pagode auf einem Porzellankissen. Die Figuren der Hirtin und des Schornsteinfegers stehen auf der Kommode.

Bei der Kommode stehen ein Paar riesige Kanonenstiefel. Von der Kommode herab hängt ein kolossaler Strickstrumpf; Stricknadeln, wie Jagdspiesse gross, stecken in einem ungeheuren Wollknäuel.

Es ist etwa ½11 Uhr nachts. Die Zimmerecke ist halb hell vom Monde beleuchtet.

Der Pagode, mit dem Kopf wackelnd, diskret sächselnd:

Es dürfte Sie, meine geehrten Herrschaften, einigermassen in Erstaunen setzen, dass wir Kunstfiguren hier reden und gestikulieren, soweit es in der Natur unserer Anlage und unseres Materials liegt. Sie werden es am Ende auch für unmöglich und blosse Phantasterei der Herren halten, die auf dem Theaterzettel stehen. Indessen, meine sehr geehrten Herrschaften, Sie thäten Unrecht, wenn Sie so thäten. Was wir Nippessachen sind, wir reden fortwährend mit einander und haben unsere kleinen Romane genau so wie Sie. — — Bloss, wir genieren uns gewöhnlich vor Ihnen und machen das ab, wenn Sie nicht dabei sind. Dass wir heute einmal in menschlicher Gegenwart Schicksale haben, hängt mit Dingen zusammen, die zu weit führen würden. Vielleicht lesen Sie es morgen in der Zeitung. — — Einstweilen will ich mich Ihnen vorstellen. — Ich bin, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, aus Meissen gebürtig und also eigentlich gar kein richtiger Chinese nicht. Man hätte vielleicht ebenso gut einen Gimpel aus mir machen können, denn der Stoff ist der egale. Aber sehen Sie, Genie überwindet die Materie, und der Geist emanzipiert sich vom Leib, und so bin ich ein überaus weiser

Chinese geworden mit einem bisschen sächsischer Klangfarbe. In der That, meine Verehrtesten, ich bin überaus helle, was Sie schon daraus ersehen können, dass ich zu allem ja sage, wenigstens was die Herrgötter beiderlei Geschlechts betrifft, die diese gute Stube bewohnen. Wahrhaftig, sehr charmante Herrgötter, der Kalkulator Lehmann nebst Gemahlin und Fräulein Tochter. — — Aber in meinen Familienangelegenheiten habe ich meinen eignen Kopf, und ich denke gar nicht daran, zu allem ja zu sagen; so z. B. mit meiner Tochter, was die Hirtin da auf der Kommode ist. Sie bildet sich ein, dass sie mir nicht zu gehorchen braucht, weil der Sozialdemokrate neben ihr, der einfältige Kerl aus Pflaumen, den Kalkulators Jungfer für fünf Groschen auf dem Weihnachtsmarkt gekauft hat, weil der ihr allerhand dummes Zeug einredet, und da denkt sie nun: Vater hin, Vater her. Aber das giebt es nicht, sie muss parieren und den Herrn Doktor Faun heiraten, was ein sehr respektabler Herr ist und aus sehr guter Familie, und überhaupt, ich will es haben.

Die Hirtin, etwas berlinisch im Ton und geziert:

Ich bin durchaus nicht die Tochter dieses Provinzialen, sondern habe das Licht der Welt vor fünfzehn Lenzen in der Berliner Königlichen Porzellan-Manufaktur erblickt. Daher bin ich sehr niedlich und ausserdem äusserst klug. Indessen habe ich eine Neigung fürs Romantische und will daher den Schornsteinfeger heiraten. Diese Schwärmerei habe ich von einer französischen Marquise aus Sèvres, die mir gesagt hat, dass es chik ist für Domnestiquen zu schwärmen, wenn man eine

Geborene ist, und Sie sehen es mir wohl an, dass ich eigentlich eine Geborene bin. Ich bin nämlich eine incognito auf die Welt gekommene Gräfin.

Der Schornsteinfeger, bieder:

Es ist wahr, ich bin nichts als ein junger Schornsteinfegergesell, aber ein kerniger Kerl, denn ich bin, wie Sie sehen, aus Backpflaumen gemacht, und die haben einmal Kerne. O Gott, o Gott: jede meiner Pflaumen gehört meiner süssen Emilie, die sicherlich eine Comtesse und keine Hirtin, am wenigsten aber die Tochter dieses Wackelkopfes mit dem gelben Bauche ist.

Pagode:

Er ist ein Proletarier!

Schornsteinfeger:

Puh! Sie Kotau Sie!

Pagode:

Was sagt er? was sagt er?

Schornsteinfeger:

Kotau! Kotau!

Pagode:

Was sagt er? was sagt er?

Faun:

Er spricht chinesisch ohne sächsische Klangfarbe. Das kommt von der mangelhaften Schulbildung und weil er bloss aus Pflaume, also ein naturalistisches Kunstwerk ist. Wohin das führen wird, werden wir im Verlaufe dieser lehrreichen Komödie sehen. Indessen ist es nötig, dass auch ich mich vorstelle. Ich bin, was meine Extremitäten angeht, aus Nussbaum, aber der Kopf ist Buchs, und

auf den Kopf kommt's allemal an. Mein Name ist Faun, kurzweg Faun, nicht Doktor, aber ich bin von mythologischem Adel. Dieser Adel steht allerdings nicht im GothaerKalender, und man kann sogar in einigen Büchern lesen, dass er gänzlich ausgestorben sei. Ha! als ob aussterben könnte, was den Frauen gefällt, als ob aussterben könnte, was vom Bock ist. He! He! Ich fühle mich sehr lebendig, und zum Beweis dessen habe ich mich in diese charmante kleine Porzellandame verliebt, wenn sie auch augenblicklich noch in romantischer Sentimalität macht, was diese allerliebsten Kinder recht gut kleidet. Allerdings muss ich deshalb noch eine Weile warten, aber das ist ja so angenehm, hi, hi, so angenehm, zu warten, wenn man, wie ich, weiss, dass schliesslich doch alles so kommt, wie's kommen muss. Gestatten Sie, dass ich ein bisschen grinse. He! He!

Schornsteinfeger:

So'n schäbiger Bocksbart!

Faun:

Wie beliebt, verehrter Jüngling aus Pflaume? Sie werden noch matschig werden vor lauter Gefühlen. Machen Sie vielleicht auch Gedichte?

Schornsteinfeger:

Ich mache, was ich will!

Faun:

Wenn man aus Pflaume ist, macht man was Pflaume will.

Schornsteinfeger, aufbrausend:

Ich werde Dir

Hirtin:

Taisez-vous, mon chéri

(zum Faun):

Sie sind höchst undelikat, wie es nicht anders zu erwarten ist von einem Geschöpf, das nicht einmal Hosen, eh fi donc, an hat, — und Sie soll ich heiraten, ich mit meinen Spitzenjupons? Jamais de ma vie! Suchen Sie sich eine alte Ziege!

Schornsteinfeger, entzückt:

Ha, ha! Ha, ha!

Faun:

Vorsicht! Ihre linke Bauchpflaume rutscht.

Schornsteinfeger:

Was rutscht? Sie Sie Wissen Sie nicht, dass Sie Würmer haben? Ja, wurmstichig sind Sie, Sie alter Geck.

Pagode:

Menagieren Sie sich, Sie Proletarier!

Faun:

Lassen Sie nur, Schwiegerpapa! Der junge Mann aus Pflaume ist Choleriker, weil seine Gallenpflaume madig ist.

Schornsteinfeger:

Backpflaumen sind nie madig, aber Ihre Würmer, Sie Krummnase, sind lebendig. Sie stören mich jeden Abend beim Einschlafen durch Klopfen, und ich werde sie Ihnen nächstens aus der Nase ziehen.

Hirtin:

Hi, hi, hi!

Faun:

O du süsse Amaryllis, Hirtin auf der rosaroten Weide meines Herzens — — — — schönste Dame in Spitzenhöschen und Seidenstrümpfen. — — — — — Dein Lachen klingt wie das Silberglöckchen am Halse deines jüngsten Milchschäfchens. Aber du musst nicht glauben, was dieser Tölpel sagt. Neigen Sie mir Ihre liebenswürdigen rosa Ohrmuschelchen, Comtesse, und hören Sie, was es mit diesen allerliebsten kleinen Dingerchen auf sich hat, die dieser Prolet Würmer nennt.

Schornsteinfeger:

Holzwürmer.

Faun:

Sehen Sie, süsse Taube aus Porzellan, eh ich mich entschloss, Seiner Göttlichkeit dem Herrn Kalkulator zu folgen, weil ich wusste, dass Sie hier aufgestellt sind, wohnte ich bei einem Maler. Nun, die Frömmigkeit verbietet es, unseren Göttern Schlechtes nachzusagen, aber da ich ja ein Freigeist und indirekt göttlicher Abstammung bin,

Schornsteinfeger:

Böcklicher!

Faun:

Göttlicher Abstammung bin, so darf ich wohl bemerken, dass Seine Göttlichkeit, der Herr Kunstmaler Franz Naager, keinen Staubwedel und nur wenig Neigung für Ordnung und Politurglanz besass. Daher kam es, dass eine kleine Kolonie dieser walzenförmigen Lebewesen sich besuchshalber bei mir einfand.

Schornsteinfeger:

Logirbesuch, Aftermieter!

Faun:

Ich gestattete ihnen, es sich in meinem linken Stiefel bequem zu machen.

Schornsteinfeger:

Sie meinen: in Ihrem linken Huf.

Faun:

Was Sie Huf nennen, heisst in den höheren Ständen Stiefel.

Schornsteinfeger:

Demnach hinken Sie auf dem linken Stiefel?

Faun:

Ein Plebejer wie Sie, wird niemals den Reiz dieser vornehmen Gangart begreifen — — — — Wie Ihnen ja überhaupt der Sinn für bessere Décadence abgehen muss. Ich bin mit Stolz ein bisschen vermoulu und beneide Sie keineswegs um Ihre gemeine Gesundheit.

Pagode:

Tsching-tsiau-puh! Lau-mai-ping-tau. Ping-hau-meng-puh! La!

(Wackelt mit dem Kopf.)

Schornsteinfeger:

Quatsch!

Pagode:

Was sagt er? was sagt er?

Schornsteinfeger:

Quatsch!

Pagode:

Und mit solchen Leuten muss man in einem Zimmer wohnen. Pfui Teufel! Sie, Herr Doktor haben mich wohl verstanden?

Faun:

Natürlich, Schwiegerpapa, es sind ja die einzigen chinesischen Worte, die Sie sprechen, und Sie hatten bereits des öfteren die Güte, sie zu übersetzen. Ihr Fräulein Tochter sagt den Spruch so lieblich her.

Pagode:

Sprich, meine Tochter!

Hirtin:

Ein himmelblauer Kanarienvogel
Sitzt
In meinem Gehirn
Und singt.
Wie lange schon?
Seit zwei Trillionen Jahren.
Warum denn?
Weil er so blau ist.

Schornsteinfeger:

Das ist ja von Arno Holz.

Pagode:

Nein, das ist vom Schwiegersohn des Confucius.

(Wütend):

Und deshalb sag' ich: Doktor Faun wird mein Schwiegersohn, und wenn er dreitausend Würmer hätte.

Schornsteinfeger:

Mumpitz! Ich heirate das Mädchen, und wenn alle

Kanarienvögel darüber blau werden — — — und am wenigsten sollen Sie mich daran hindern, Sie alter Chinese aus Meissen.

Pagode:

Herrgottchen — Herrgottchen! Wenn ich nur nicht mit untergeschlagenen Beinen geboren wäre.

Schornsteinfeger:

Kommen Sie man rauf! Kommen Sie man rauf! Ich habe schon lange Lust, Ihnen ein Loch in den Bauch zu stossen.

Hirtin:

Mon dieu! quelles expressions! Ihre Ausdrucksweise ist horrible, mon chèr! Un trou dans le ventre. O, o, o, wenn Sie wüssten, wie einem bei einem solchen Gedanken zu Mute wird, wenn man aus Porcellaine ist, würden Sie es vermeiden, solche Vorstellungen zu erwecken.

Faun:

Naives Mädchen, wie können Sie von einem Gebilde aus gedörrten Pflaumen sentiments für Porzellaine erwarten! Aber, machen Sie nur Ihre Erfahrungen, ich habe nichts dagegen; um so comfortabler werde ich es dann in unserer Ehe haben,

Schornsteinfeger:

Ihnen werde ich die krumme Nase mit meinem Walzbesen ausfegen, Ihnen werde ich mit meinem Schabeisen den Pelz lausen! Ihnen werde ich — — — —

(tritt wild an den Rand der Kommode vor).

Hirtin, ihm nachspringend:

O, mein süsser schwarzer Schneck, wohin wird Dich Deine Leidenschaft führen. Komm her zu mir und lass den alten Narren. Du weisst es ja: Ich liebe nur Dich, nur Dich!

Faun:

So sagte auch die Marquise von Sèvres, als sie vor Liebe verrückt war und von der Kommode in den Tod fiel.

Hirtin:

Schweigen Sie, Sie Scheusal, von dieser affreusen Historie.

Pagode:

Nein, erzählen Sie, gutestes Doktorchen, erzählen Sie!

Hirtin:

O, o, o, so muss ich wieder weinen, und Porzellan weint sich so schwer.

Schornsteinfeger:

Ich werde Dir die Thränen mit meinem Besen abwischen.

Pagode:

Erzählen Sie, Doktor.

Faun:

Ich werde mit Ihrer gütigen Erlaubnis die Ballade singen, die unser damaliger Herr, Seine Göttlichkeit der Dichter Amselschlag, gedichtet und, ach, wie oft gesungen hat, wenn er betrunken war; und er war jeden Tag betrunken, der gute Amselschlag.

Pagode:

Ein braver Herr! Aber mit solchen Angewohnheiten sollte man kein Porzellan sammeln.

Faun:

Gestatten Sie, dass ich mich räuspere und dann beginne.

Hirtin:

Oh, la pauvre marquise!

Faun, räuspert sich und singt:

Auf einer Kommode Stil Rokoko
Aus Palisander-Holze
Wohnte behaglich und lebensfroh
Madame la marquise de Beaupopo,
Die schöne und adelsstolze.
Still, still, o weh,
Es schleicht das Schicksal auf sammtener Zeh,
Still, still, o weh,
Es ist schon in der Näh.

(Die übrigen singen diese Kehrstrophe leise nach.)

Faun, singt:

Ihr vis-à-vis, Herr Kakadu,
Sass bunt in seinem Ringe;
Der war von Geburt ein Tenor und Filou,
Er schaukelte sich und sang dazu:
Mein Ring ist von Messinge.
Still, still, oh weh etc. wie oben.

Die Frau Marquise verliebte sich,
Berückt von seinem Gesange,

In diesen Bruder Liederlich
Unstandesgemäss und fürchterlich
Und äugelte nach der Stange.
Still, still etc. wie oben.

Sie sagte zu ihm, wie schön er wär,
Er sagte darauf bloss: freilich!
Sie sagte zu ihm: Ach kommen Sie her,
Mir ist nach Ihnen das Herze schwer.
Er sprach: das find ich verzeihlich.
Still, still etc. wie oben.

Und, da er nicht kam und immer bloss schrie,
Ward sie vor Liebe marode
Und rief: Ich komme Herr Kakasie!
Da kicherte höhnisch das schlechte Vieh, —
Sie aber fiel von der Kommode.
Ja, ja, o weh,
Das Schicksal schleicht auf sammtner Zeh,
Ja, ja, o weh,
Es ist stets in der Näh.

(Die übrigen singen die Kehrstrophe noch leiser.)

Pagode:

Eine wirklich rührende und dabei moralische Geschichte. Siehst Du, meine Tochter, dahin führt es, wenn man sich unter seinem Stand verliebt. Man fällt von der Kommode und ist tot.

(Sehr ernst):

Gegen den Tod ist kein Kitt gewachsen!

Hirtin:

Aber ich will mich lieber in den gähnenden Abgrund dieses Stiefels zu zehntausend Scherben stürzen, als dass ich diesen Ziegenbock heirate.

Schornsteinfeger:

Ach mein heldenmütiges Mädchen!

(Kniet nieder):

Ich schwöre Dir bei Deinen Thränen aus Berliner Königlichem Porzellan, dass Du die Meine werden sollst, musst und wirst.

Hirtin:

Ach Jotte doch, wie niedlich Du auf den Knieen aussiehst! Aber was hilft das alles, wenn wir uns doch nicht kriegen dürfen?

Pagode:

Schlag Zwölf ist die Hochzeit. Wecken Sie mich um Dreiviertel, lieber Doktor.

Schornsteinfeger, leise:

Das Schicksal ist uns günstig. Der Chinese aus Sachsen nickert schon. Höre mich an, geliebtes Mädchen: Wir wollen fliehen, fort wollen wir Hand in Hand gehen — — ins Wunderbare hinaus — fort aus diesen kleinlichen Verhältnissen, wo das Herz eng und muffig wird — — in die Welt, in die Freiheit, in das Glück!

Faun:

He! He!

Hirtin, leise:

Leiser, Geliebter! Der Bock hört uns, er wird den

Vater wecken, und sie werden uns daran hindern, ein romantisches Paar zu sein.

Faun:

Nein — mein Schatz, ich werde Sie gar nicht hindern. Seien Sie so romantisch, wie Sie wollen, ich gönne Ihnen das Pläsier. Um so weniger romantische Neigungen werden Sie später haben, wenn Sie zurückkehren und mein sind. Ich kenne das! He! He!

Hirtin:

Glaube ihm nicht. Er sinnt Böses. Er wird den Alten wecken.

Faun:

Im Gegenteil, ich werde Ihnen helfen, den alten Herrn einsingen. Singen Sie! Singen Sie das chinesische Schlummerlied!

Pagode, im Halbschlaf:

Schlag . . . zwölf . . . ist . . . die . . . Hochzeit . . .

Schornsteinfeger:

Sing, sing!

Faun:

Leise, leise!

Hirtin, singt:

Stell ab, stell ab den Apparat,
Schlaf ein, die Nacht ist grau.
Es schläft die Kirche und der Staat,
Der Licentiat, der Kandidat,
Aristokrat und Demokrat,
Das Dekanat, Episkopat,
Schiffsmaat, Soldat und Diplomat,

Das ganze Sekretariat,
Legat, Prälat und Potentat,
Es schläft Mann, Kind und Frau —:
Und, wenn der liebe Morgen naht,
Erwachst du als Geheimer Rat,
Kotau! Kotau! Kotau!

Die übrigen singen:

Kotau! Kotau! Kotau!

Pagode, mit drei Kopfnickern:

Kotau! Kotau! Kotau!

Faun:

Sehen Sie, das hilft.

Schornsteinfeger:

Er schnarcht.

Faun:

Er schnarcht den Schnarch des Gerechten. Nun machen Sie sich auf, Nachtwandler der romantischen Liebe. Meine ergebensten Segenswünsche begleiten Sie durch das Ofenrohr hinaus in die Welt — — wo Sie sich, so Gott will, einen Schnupfen holen werden, der Sie ein für allemal von der Romantik kurieren soll.

Schornsteinfeger:

Höre nicht, was seine Bosheit höhnt. Nacht und Sterne! Liebe und Erfüllung!

Faun:

Russflecke und zerschundene Kniee!

Hirtin:

Schämen Sie sich, Sie Naturalist!

Faun:

Ich will mir Mühe geben. Nun machen Sie aber, dass Sie fortkommen, damit Sie um zwölf zur Hochzeit wieder da sind.

Hirtin:

Nie, nie, wir ziehen ins Wunderbare!

Schornsteinfeger:

In die brausende, wonnige Welt.

Hirtin, in die Hände klatschend:

Herrlich, herrlich! Ich werde entführt.

Schornsteinfeger, lässt seine Strickleiter von der Kommode herab und singt:

Setz Dein Füsschen auf die Leiter
Allerliebste Schäferin.

Hirtin:

Süsser Schwarzer, mein Begleiter,
Sieh, wie couragiert ich bin.

Schornsteinfeger:

Liebe macht zur Heroine
Schwarze, Braune und Blondine.
Trägt wie Adlersflug dahin.

Hirtin:

Unbequem ist die Maschine,
Doch die Liebe, der ich diene,
Macht, dass ich so mutig bin.

Sie sind während des Liedes unten angelangt und umarmen und küssen sich.

Faun:

Eh, mir ist, als ob ich Wanzen ässe.

(Wendet den Kopf weg.)

Schornsteinfeger:

Und nun, mein Schatz, zum Ofenloch.

Hirtin:

Wie, in das dunkle Loch, ich mit meinen Jupons! Fi donc.

Faun:

Der Anfang ist immer schmerzlich, aber es kommt noch besser, Gnädigste. Doch seien Sie unbesorgt, ich nehme Sie auch mit ein paar Russflecken.

Schornsteinfeger, schon im Ofen:

Komm, ich zeig dir was.

Hirtin:

Was denn?

Schornsteinfeger:

Sterne, Sterne, lauter Sterne!

Hirtin, guckt hinein:

O, wie schön das ist, ein blauschwarzer Sammetmantel mit glitzernden Pailletten. Krieg ich den?

Schornsteinfeger:

Natürlich, Schatz, und den Mond hol ich Dir als Broche.

Hirtin:

Ich komme! Ich komme!

Vorhang.

ZWEITER AUFZUG.

DIE Scene stellt in der Hauptsache den Schornstein eines Daches dar, in denselben riesigen Dimensionen wie die Möbel des ersten Bildes. Vom Dach, das nach den Rampen zu fortgesetzt zu denken ist, sind nur ein paar kolossale rote Ziegelreihen sichtbar. Im Hintergrunde die Giebelsilhouetten einer Stadt. Es ist Nacht. Viele Sterne am Himmel und, kolossal gross, der Vollmond.

Es erscheint

Der Schornsteinfeger:

Gott Lob und Dank — oben! Das war eine Kraxelei! Mir scheint, dies ist einer von den Kaminen in den Dolomiten, über die Seine Göttlichkeit der Herr Kalkulator so schwierige Dinge zu erzählen weiss.

(Sehr skandirend:)

O Liebe, nicht im Herz allein,
Auch in den Muskeln bist Du drein!

(Zieht an einem Seile:)

Süsse, angeseilte Emilie, warum machst Du Dich so schwer? Du schnürst mir die Magengegend dermassen zusammen, dass ich anfange, Seiner Göttlichkeit dem Herrn Leutnant von Silberdraht ähnlich zu werden, und vergisst dabei gänzlich, dass ich nicht wie dieser ein Korsett habe, dagegen aber aus Pflaumen zusammengesetzt bin. Doch das soll kein Vorwurf sein, Geliebteste; ich mache Dich bloss aufmerksam.

Hirtin, im Schornstein:

Ach! Ach! Ach! Meine Juponspitzen! Meine Coiffure!

Meine Rockrüschen! C'est affreux! C'est horrible! Und dieser Geruch! Ich falle in Ohnmacht!

Schornsteinfeger:

Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht, Emilie! Wenn Du in Ohnmacht fällst, falle ich in den Kamin! Denke an den Faun, und wie er grinsen wird, wenn wir vereint in den Ofen stürzen! Du würdest dabei kaput gehen, Schatz, und ich müsste Zeit meines Lebens Pflaumenmus weinen.

Hirtin:

Ach! Ach! Ach! Meine Juponspitzen! Meine Coiffure! Meine schönen Rüschen! Ist es denn überhaupt lohnend?

Schornsteinfeger:

Tausend Sterne, Emilie! Es ist über alle Begriffe. Ich bin dem Monde nahe, Schatz; o, denke doch, dem Moooonde! Und nun weiss ich, warum Kalkulators Lieschen immer seufzt: O Mond, du schöner Mond! Denn er ist ganz und gar aus Gold. Und gross! gross! Ich sage Dir, Kalkulators goldene Uhr ist ein Bonbon daneben.

Hirtin:

Aus Gold, sagst Du? Aber, wenn er so gross ist, kann ich ihn nicht als Broche brauchen. Ich mag nicht! Ich mag nicht! Ich will ein ganz, ganz, ganz kleines Mondchen!

Schornsteinfeger:

Komm nur, Schatz, komm nur! Es ist auch ein roter Stern da, der ist gewiss aus Rubin, den schenk ich Dir.

Hirtin:

Wirf ihn mir doch herunter! Ich glaube Dir nicht.

Schornsteinfeger, flehend:

Emilie! Emilie! Wie kann ich, da Du doch an mir hängst! Bist Du erst oben, schenk ich Dir den ganzen Himmel!

Hirtin:

Kann uns auch niemand sehen? Ich schäme mich schrecklich, denn ich muss über und über schwarz sein.

Schornsteinfeger:

Ich bade Dich in der Milchstrasse, dann bist Du wieder weiss.

Hirtin:

Hu! Ich fürchte mich vor der Milchstrasse. Wir werden ertrinken, hu, hu, hu!

Schornsteinfeger:

Emilie, komm! Alle meine Taillenpflaumen gehen ab, wenn Du nicht endlich kommst!

Hirtin:

Kehr erst die Milchstrasse weg! Ich will nicht in die Milchstrasse fallen.

Schornsteinfeger:

Die Milchstrasse ist ja ganz weit weg und ich kann keinen Besen halten, — — — au, au, au, du quetscht mir alle Pflaumenkerne aus dem Leibe. Ich werde zu Mus! Ich werde zu Pflaumenmus! Emilie! Emilie, ich breche mitten entzwei!

Hirtin:

Ach! Ach! Du liebst mich nicht! Du willst nicht einmal entzwei gehen für mich! Ach, wenn ich doch den Faun genommen hätte!

Schornsteinfeger, macht gewaltige Anstrengungen und leiert sie herauf; Hirtin erscheint, ohnmächtig, schwarze Flecken im Gesicht und andern Kleidern, die zerrissen sind.

Mein Porzellanchen! Mein süsses Porzellanchen! Wach doch auf! Sieh mich doch an!

Hirtin:

Siehst Du nicht, dass ich ohnmächtig bin? Reibe mir die Schläfen mit Eau de Cologne!

Schornsteinfeger:

Wo soll ich hier Eau de Cologne hernehmen?

Hirtin:

So geberde dich wenigstens verzweifelt! Weisst Du nicht, dass wir jetzt ein romantisches Paar sind?

Schornsteinfeger:

Ja doch, ja doch, aber ich bin nicht geübt darin.

Hirtin:

Rauf Dir doch die Haare!

Schornsteinfeger:

Ich habe ja einen Cylinder auf.

Hirtin:

So nimm ihn ab.

Schornsteinfeger:

Er ist ja doch aus einem Stück mit mir. Wenn ich ihn abnehme, geht der Kopf mit.

Hirtin:

O mon cher papa, wie recht hast Du gehabt. Er ist ein undifferenziertes Machwerk. Nicht einmal zum Abnehmen ist sein Cylinder.

Schornsteinfeger:

Du beleidigst mich, Emilie! Ich bin aus Zuckerpflaumen!

Hirtin:

Schlechtes Kompott bist Du! Und ich bin zu beklagen!

(Weint.)

Schornsteinfeger:

Sie weint, o Gott, sie weint! Was soll ich nur machen! Ich kann sie nicht weinen sehen! Ach, wenn doch mein Cylinder zum Abnehmen wäre! O, dass ich doch ein differenziertes Kunstwerk wäre! O Gott, o Gott, o Gott, — ich springe zum Dach hinunter!

Hirtin, schlägt die Augen auf:

Siehst Du, wie schön verzweifelt Du sein kannst? So lieb ich Dich! Ah, mein Teurer! Wie schön ist die Welt!

Schornsteinfeger, zieht sie an sich, umarmt sie stürmisch, sie küssen sich lange.

Siehst Du es nun? Siehst Du es nun? Ha, wie mir die Seele schwillt, endlich, endlich Höhenluft zu atmen und mit Dir! Dem Genius der Freiheit Dank, dass wir der prosaischen Stätte unserer Kommode entflohen sind, die, so gross sie auch war, doch nichts ist im Vergleich zu dem grossartigen, himmelangereckten Postamente dieses Schornsteins, der uns, wie die Riesenfaust eines grossen Schicksals, der Unendlichkeit entgegenreicht.

Hirtin:

O mein süsses, schwarzes Pflaumenschnuckelchen! Wie gewählt Du Dich ausdrückst! Nun ist der Geist der

Romantik ganz über Dich gekommen, und Du bist nicht mehr Feuer-Rüpel, sondern Feuer-Geist.

Schornsteinfeger:

Ja, meine süsse Emilie, das bin ich in der That voll und ganz, und deshalb will ich Dir jetzt eine Arie vorsingen.

Hirtin:

Nein, mein teurer Freund, warte noch ein bisschen und erkläre mir erst das Milieu, in dem wir uns jetzt befinden. Du musst bedenken, dass ich noch nie auf einem Schornstein war.

Schornsteinfeger:

Aber ich werde meine Arie vergessen und bin jetzt gerade so schön in Stimmung.

Hirtin:

Ich hoffe, dass Du immer in Stimmung bist, wenn ich bei Dir bin, und es wäre sehr traurig, wenn Du ein so schlechtes Gedächtnis hättest. Ausserdem ist es die Hauptsache, dass Du immer thust, was ich will; denn schliesslich bin ich aus Porzellan und Du aus Pflaumen.

Schornsteinfeger:

Warum erinnerst Du mich immer an meine niedere Herkunft? Ist das die Liebe? Ach, Emilie, du solltest als Inkognito-Gräfin taktvoller sein.

Hirtin:

Der Takt, mon ami, ist eine Sache, über die nur die Noblesse ein sachverständiges Urteil hat. Du thust gut, davon zu schweigen und Dich in dieser Hinsicht ganz auf mich zu verlassen, die auf diesem Gebiete von Natur und Herkunft kompetent ist.

Schornsteinfeger:

Ich meinte ja nur, liebe Emilie

Hirtin:

Ich bin nicht mit Dir unter diesen entsetzlichen Strapazen fortgegangen, um Deine Meinungen zu hören. Meinungen habe ich da unten genug vernommen. Jetzt wünsche ich die Welt kennen zu lernen. — — Was ist das da um uns herum?

Schornsteinfeger:

Das sind Dächer, meine Geliebte.

Hirtin:

Dächer ... schön, davon habe ich schon gehört. Wozu sind diese Dächer da?

Schornsteinfeger:

Damit es den Leuten in den Häusern nicht auf den Kopf regnet.

Hirtin:

Was ist das: regnen?

Schornsteinfeger:

Wenn Wasser vom Himmel fällt.

Hirtin:

Wasser vom Himmel? Aber das ist ja grässlich ... Höre Du — — es wird doch nicht regnen?

Schornsteinfeger:

Nein, denn es sind keine Wolken am Himmel.

Hirtin:

Wolken? Was ist das?

Schornsteinfeger:

Das ist eben das, was regnet.

Hirtin:

Warum?

Schornsteinfeger:

Damit die Dächer ihren Zweck erfüllen.

Hirtin:

Hm ... Wer macht denn die Wolken?

Schornsteinfeger:

Ich glaube, Herr Schulze.

Hirtin:

Wieso Herr Schulze?

Schornsteinfeger:

Herr Schulze hat mich gemacht, und ich glaube, Herr Schulze macht alles. Deshalb verehren ihn alle Backpflaumenmänner.

Hirtin:

Mich hat Herr Schulze nicht gemacht, wenn ich bitten darf. Ich bin aus der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur, und überhaupt, wenn es für mich regnet, kann es nur Porzellan sein. Enfin: mich geht überhaupt nur das Porzellanene an.

Schornsteinfeger:

Ich habe gelernt, dass vor Herrn Schulze alle Figuren gleich sind.

Hirtin:

Das ist eine Unverschämtheit und kann sich nur auf Euch Backpflaumenfiguren beziehen. Sprechen wir nicht mehr davon. Ich sehe, dass wir uns über diese

Dinge nie einigen werden. Wir wollen mehr ins Allgemeine schwärmen. Bitte, fange Du an!

Schornsteinfeger:

Ach, Emilie, ich schwärme ja nur für Dich.

Hirtin:

Dagegen habe ich auch nichts einzuwenden, und es wäre auch schlimm, wenn es anders wäre. Doch darfst Du auch schon ein bisschen ins Allgemeine schwärmen, denn dazu sind wir da.

Schornsteinfeger:

Das Beste wird sein, ich singe Dir meine Arie.

Hirtin:

Ich weiss nicht, was du immerwährend mit Deiner Arie hast, aber wenn sie schwärmerisch ist, dann singe sie immerhin.

Schornsteinfeger:

Sie ist durchaus schwärmerisch und handelt von uns und der Welt im allgemeinen.

Hirtin:

Also werde ich mich niedersetzen und zuhören.

Schornsteinfeger:

Ich werde mich neben Dich setzen, wenn Du erlaubst.

Hirtin:

Ich erlaube es Dir.

Schornsteinfeger:

Aber — liebst Du mich denn auch, Emilie?

Hirtin, leicht hin:

Ich liebe Dich, fange nur an.

Schornsteinfeger:

Ach, Du bist so kalt.

Hirtin:

Was soll ich anders sein, da ich doch aus Porzellan bin? Ueberdies ist Kälte die Temperatur der Noblesse. Indessen gestatte ich Dir, mich warm zu singen. Je schwärmerischer Du singen wirst, um so mehr werde ich Dich lieben.

Schornsteinfeger:

So liebst Du nur den Schwärmer in mir, nicht das Ganze?

Hirtin:

Du wirst mir nicht die Geschmacklosigkeit zutrauen, einen Organismus aus Backpflaumen zu lieben.

Schornsteinfeger:

Aber ich bin doch mal aus Pflaumen gemacht!

Hirtin:

Tant pis. Aber Du hast keine Ursache, traurig zu sein, da ich das Edle in Dir liebe, Deine schöne Seele.

Schornsteinfeger:

Ach, Emilie, demnach liebst Du mich platonisch? Die wahre Liebe ist das nicht!

Hirtin:

Aber sehr anständig. Uebrigens: nous verrons. Es könnten schwache Augenblicke kommen. . . .

(Sieht ihn zärtlich an.)

Schornsteinfeger:

O seliges Versprechen! So machst Du mir Hoffnungen? Es schwillt mein Herz!

(Umarmt sie stürmisch.)

Hirtin:

Du calme, Gustave! Wir sitzen an einem Abgrund.

Schornsteinfeger:

Am Abgrund der Seligkeit, in abgründiger Seligkeit, in der Seligkeit der Abgründigkeit. O Emilie, — — jetzt singe ich meine Arie!

Hirtin:

Singe, aber pappe Dich nicht so an mich; Du bist von einer unangenehmen Klebrigkeit.

Schornsteinfeger:

Das ist ja meine Seele, Emilie, ich transpiriere vor Enthusiasmus, ich löse mich in Atome auf! Ich singe meine Arie!

Hirtin:

Daran zweifle ich nicht im mindesten.

Schornsteinfeger:

Ich danke Dir! Ich danke Dir!

Hirtin:

Bitte.

Schornsteinfeger:

Ich. . .

(Fühlt sich nach dem Kopf.)

Ach wenn ich doch meinen Cylinder abnehmen könnte! Ich möchte mir den Wind der Nacht durch die Locken streichen lassen, ich möchte meinen Cylinder den Sternen entgegen schwingen, ich möchte das Unerhörte beginnen. — — — Emilie! Ich möchte mir den Kopf abreissen.

Hirtin:

Dann wirst Du Deine Arie nicht singen können.

Schornsteinfeger:

Du hast Recht, Emilie. Auch die Begeisterung hat ihre Grenzen.

(Düster.)

Es ist schade.

Hirtin:

Die Arie, wenn ich bitten darf.

Schornsteinfeger:

Ja, jawohl! die Arie! — — — Emilie! Ich singe meine Arie!

Hirtin:

Das klingt ja ganz verzweifelt.

Schornsteinfeger:

Nein, ich bin bloss so schrecklich aufgeregt. Bedenke doch Emilie! Eine Arie in der Nacht! Eine Arie auf dem Schornstein! Eine Arie mir Dir! O! O!

(Wild:)

Aber ich singe sie! Ich muss das Ventil öffnen! Sonst fliesse ich dahin, — dahin sage ich, — dahin!

(Atmet schwer.)

Hirtin:

Ich glaube doch, dass eine deiner Pflaumen faul ist, Dein Zustand wirkt pathologisch.

Schornsteinfeger:

Genie und Wahnsinn, Emilie, Genie und Wahnsinn! Als mich Herr Schulze schuf, sagte er: Der Kerl hat

einen Knacks, aber ich kann ihn nicht noch einmal auseinander nehmen. Und, Du, Emilie, der Knacks hat mich zum Dichter gemacht!

Hirtin:

Singe deine Arie und lass mich sowohl mit Deinem Knacks wie mit Herrn Schulze zufrieden.

Schornsteinfeger:

Ich singe meine Arie.

(Er singt:)

O Nacht! O Nacht! O Nacht;
Die Sterne sind voll Feuer,
Der Mond ist ungeheuer,
Und meine Seele

(Ringt nach Atem.)

Emilie! Emilie! Ich habe meine Arie wirklich vergessen.

Hirtin:

Das kommt davon, wenn einer seinen Cylinder nicht abnehmen kann. Du hast gewiss nicht einmal Luftlöcher drin.

Schornsteinfeger, verzweifelt:

Nicht einmal Luftlöcher! Nicht einmal Luftlöcher! O Schulze! Schulze! Nie noch habe ich an deiner Allmacht gezweifelt, aber jetzt ...

(Vom nahen Kirchturm dröhnt ein starker Schlag. Der Schornsteinfeger sinkt zitternd in die Knie, die Hirtin verbirgt den Kopf an seiner Brust.)

Schornsteinfeger:

O! O! Ich liege im Staube und wimmere um Er-

barmen. Nie, nie wieder will ich zweifeln. O! O! O!

(Pause.)

Siehst Du, wie mächtig Der ist, dessen Namen Du nicht einmal hören willst? Aber er hat mich nur warnen wollen, und ich danke ihm dafür.

Hirtin, bebend:

Schrecklich! Schrecklich! Ach, warum habe ich mich mit Dir eingelassen, dessen Schöpfer so furchtbar ist.

Schornsteinfeger:

Sei stille, Emilie, fasse Mut. Er hat uns nur warnen wollen. Oder es war eine Strafe, weil ich meine Arie vergessen habe.

(Plötzlich.)

Ha, ich habs! Ich habs! Ich singe meine Arie!

(Singt.)

O Nacht! O Nacht! O Nacht!
Die Sterne sind voll Feuer,
Der Mond ist ungeheuer,
Die Seele angefacht,
Sie brennt in Liebesbränden,
Und Du mit Deinen Händen
Hast dieses Feuer angemacht!

Hirtin:

Wieso hat die Nacht das gethan?

Schornsteinfeger:

Nicht doch die Nacht! Du, Du hast es gethan!

Hirtin:

Dann hast Du Dich undeutlich ausgedrückt.

Schornsteinfeger:

Aber Du hast ja gesagt, ich soll schwärmen.

Hirtin:

Ja, aber talentvoller, deutlicher.

Schornsteinfeger:

Ach, Emilie, Du bist so kritisch.

Hirtin:

Ich bin aus der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur. Uns kann keiner

Schornsteinfeger:

So will ich Dir ein Lied singen, das nicht von mir, sondern von einem berühmten Dichter der romantischen Schule ist. Emilie, ich bitte Dich, vergiss, dass Du aus der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur bist, während ich dieses Lied singe. Es ist ein Menschenlied, und selbst Kalkulators Lieschen weinte immer, wenn sie es gesungen hatte. O Emilie, ein Menschenlied! Wir armen Geschöpfe dieser unfassbar grossen Wesen können es ja nicht ganz verstehen, aber wir dürfen fromm erschauern vor solchen Tönen, und das ist das höchste Glück unseres Daseins, tief und selig wie die Liebe.

Hirtin:

Du drückst Dich wirklich manchmal sehr hübsch aus.

Schornsteinfeger:

Ach, Emilie, auch deine lobende Kritik thut mir weh. Ich glaube, Du bist nicht fromm.

Hirtin:

Ich bin aus dem besten Porzellan, was es giebt. Das lass dir genügen.

Schornsteinfeger:

Ich beneide Dich nicht darum, wenn das heisst, dass Du gefühllos bist.

Hirtin, will reden.

Schornsteinfeger:

Süsse Emilie, sage nichts Böses. Verzeihe mir! Nur meine Liebe gab mir diese Worte ein. Ich liebe Dich ja, wie Du bist. Vielleicht muss ich Dich gerade um Deines kühlen Porzellanverstandes willen lieben, ich, der ich, wie alle Backpflaumenmänner, zur Sentimentalität neige.

Hirtin:

C'est ça, mon cher, und mich amüsieren Deine Sentiments.

Schornsteinfeger, küsst ihr die Hand:

O, diese kühle, weisse Hand! Selbst von ihr geschlagen zu werden, muss Wollust sein! (Aufwallend.) Emilie, gieb mir eine Ohrfeige!

Hirtin:

Damit ich an dir kleben bleibe? Nein, mein Freund! Zu viel darfst du nicht verlangen! (Da er schmollt.) Nun aber, mein kleines Schwarzes, singe dein Menschenlied!

Schornsteinfeger:

Hörst du, wie die Brunnen rauschen?
Hörst du, wie die Grille zirpt?
Stille, stille, lass uns lauschen,
Selig, wer in Träumen stirbt.
Selig, wen die Wolken wiegen,
Wem der Mond ein Schlaflied singt:

O, wie selig kann der fliegen,
Dem der Tod den Flügel schwingt,
Dass an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt;
Schlafe, träume, flieg, ich wecke
Bald Dich auf und bin beglückt!

Hirtin, ist eingeschlafen.

Schornsteinfeger:

Nun, Emilie, ist das nicht wunder-wunder-wundervoll?
Schlafe, träume, flieg, ich wecke
Bald dich auf und bin beglückt!
Sie ist wirklich eingeschlafen . . .
O grosse Macht der Menschenlieder! Emilie! Emilie!

Hirtin, wacht auf:

Du wolltest mir doch einen Rubinstern schenken?

Schornsteinfeger, vorwurfsvoll:

Ich habe Dir das Menschenlied gesungen, Emilie.

Hirtin:

Es war sehr niedlich . . .

Schornsteinfeger, erschreckt:

Ein Menschenlied, Emilie!

Hirtin:

Ja doch, ja, aber kann ich mir das in die Ohren stecken, an die Brust heften? Das hättest Du mir auf der Kommode auch vorsingen können. Dazu brauchte ich mir meine Jupons nicht zu zerreissen.

Schornsteinfeger:

Du hast keine Religion, Emilie! Diese Leichtfertigkeit ist sündhaft. Ich sage Dir, Du musst . . .

(Ein Nachtwächterhorn dröhnt fürchterlich.)

Beide, sinken hin:

O! Hu! Was ist das?

Schornsteinfeger:

Die Strafe, Emilie, wehe, wehe!

Hirtin:

Ach Gott, ach Gott, ich wills nicht wieder thun...

(Pause.)

(Leicht:)

Es ist schon wieder vorbei. — Wir wollen aber nun endlich weiter. Es ist wahrscheinlich nur hier so ungemütlich. Komm, nimm mich recht fest. Und dann leg deine Leiter an den Mond.

Schornsteinfeger:

Dazu müssen wir erst auf den Kirchturm.

Hirtin:

Ach Gott, schon wieder klettern?

Schornsteinfeger:

Ja, Emilie, immer höher, immer höher! Aber am Ende die Seligkeit.

Hirtin:

Wenn es nur nicht so anstrengend wäre. Giebt es denn keine Seligkeit ohne klettern?

Schornsteinfeger:

Nein, Emilie, die Seligkeit ist immer auf der höchsten Sprosse, und nur mit Klettern kommt man hinauf.

Hirtin:

Unbequeme Einrichtung.

Schornsteinfeger:

Nein, Emilie, schön und herrlich! Was wäre das Glück, wenn man es nicht erklettern müsste?

Hirtin:

Komfortabler.

Schornsteinfeger:

Psst! Psst! Nicht solche Reden! Denke an den schrecklichen Ton!

(Singt:)

Komm, mein Mädchen, Tapferkeit!

Hirtin:

Ach, der Weg ist gar zu weit!

(Sie gehen vorsichtig den Dachgrat entlang.)

Schornsteinfeger:

Setz den Fuss mit Vorsicht hin!

Hirtin:

Weh mir, dass ich schwindlig bin!

Schornsteinfeger:

Denk, am Ende glänzt das Glück!

Hirtin:

Ach, ich wollt, es ging zurück!

Schornsteinfeger:

Kühn ins Weite, Schritt für Schritt!

Hirtin:

Ach, mein Schatz, ich komm nicht mit!

Schornsteinfeger:

Wappne Dich mit Tapferkeit,

Sieh, es geht zur Seligkeit,
Du und ich, o Glück, zu Zweit.

Hirtin:

Ach, ach, ach, mein Fuss thut weh!
Wehe, wehe, ich vergeh!
Welche schreckliche Idee!
Ich kann nicht mehr! Meine Schuhe sind zu eng. Meine Sohlen sind zu ..Ich werde schwindlig. Ich will nach Hause. Ich will nach Hause.

Schornsteinfeger, fast sie fest an:

Jetzt giebt es kein Zurück. Und wenn ich Dich tragen müsste!

(Hebt sie auf. Ein Sturm erhebt sich. Er schwankt.)

Hirtin:

Du fällst. Ich falle. Wir fallen. Um Himmels willen, was ist das für ein Geblase.

Schornsteinfeger:

Es ist schrecklich. Ich fürchte, wir werden hinuntergeworfen. Ich glaube, die Welt geht unter.

Hirtin:

Trag mich zurück! Trag mich zurück!

Schornsteinfeger, erschöpft:

Ich kann nicht. Ich kann nicht.

(Setzt sich rittlings auf den Grat.)

Hirtin:

Ach, ach, ach, nun müssen wir hier sitzen bis ans Ende der Welt. Du schlechter Kerl aus Pflaume! Ach, ach, wenn ich doch Papa gefolgt wäre. Jetzt könnte ich

Frau Dr. Faun sein! — — Wirst du mich zurück bringen!?

(Kratzt ihn.)

Schonsteinfeger:

Au! Au! Meine Augen sind bittre Mandeln und sitzen nicht sehr fest!

Hirtin:

Du bist selber eine bittre Mandel! Du sitzt selber nicht fest.

Schornsteinfeger:

Ich kann nicht. Dieses Wehen ist zu stark.

Hirtin:

Also müssen wir sterben! Wer mir das prophezeit hätte! Und ich könnte jetzt eine anständige Frau sein!

Schornsteinfeger:

Dieses Wehen! Kaum halt ich mich! Furchtbar! Ich glaube, es ist das jüngste Gericht hereingebrochen für alle Figuren aus der Fabrik Schulze.

Hirtin:

Und ich muss dabei sein, huhuhu, ich, die ich aus der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur bin, huhuhu; ich muss mit einem Pflaumenrüpel zu Grunde gehn, huhuhu!

(Es beginnt in faustdicken Flocken zu schneien.)

Was ist das? Was ist das? O . . . ! . . . !

(Heult furchtbar.)

Schornsteinfeger:

Ich gehe zu Grunde! Schicksal, warum lässt du mich nass werden? Das ertrag ich nicht. Ein geschlagener

Soldat flieh ich vor dem Fürchterlichsten: der Nässe, die in Form von Riesenbadeschwämmen vom Himmel fällt, ein grausames Mirakel und Phänomen, eine deutliche Stimme der Schulzeschen Gewalten: Kehr um! Kommen Sie, Emilie! Zwar haben Sie mich soeben durch ein Wort, das aus Ihrem Munde doppelt hässlich klang, tötlich beleidigt, und ich würde nur Vergeltung üben, wenn ich Sie hier sitzen liesse, aber Sie sollen es gerade fühlen, wie edelmütig ich bin, und so fordere ich Sie auf: Setzen Sie sich auf meinen Rücken. Auf diese Weise werden wir dem unerhörten Toben der Strafgewalten am wenigsten Fläche bieten.

(Legt sich auf den Bauch und kriecht im folgenden zum Kamin zurück.)

Hirtin:

O mein edelmütiger Freund! Ich nehme Ihren Vorschlag an. Vielleicht retten wir uns doch noch zurück, ehe die Welt hier oben untergeht.

Schornsteinfeger, beginnt zu rutschen:

Er hat so schön begonnen
Der Traum in dieser Nacht:
Nun ist er ganz zerronnen,
Und ich bin aufgewacht.
Ihr Herz ist Porzellane
Und gänzlich ausgebrannt:
Ich sag Valet dem Wahne:
Wir sind nicht wahlverwandt.

Hirtin:

Hüh, mein Rappe, hüh, o weh,

Laufe, laufe, laufe!
Weil ich hier vor Angst vergeh
Und beinah ersaufe.
Hüh, mein Schwarzchen, lauf geschwind,
Höre auf zu schelten,
Wenn wir nicht bald zu Hause sind,
Werden wir uns erkälten.

(Sie kommen am Kamin an. Der Sturm lässt nach. Nur einzelne Flocken fallen.)

Schornsteinfeger:

Emilie! Das Böse ist vorbei! Es war nur eine Prüfung. Lass uns noch einmal

Hirtin:

Ich glaube, du bist . . .

(Greift sich an die Stirne.)

Gott Lob und Dank, dass wir wieder an dem Loche sind, das in unsere liebe Heimat führt. Seile mich an!

Schornsteinfeger, thut es und lässt sie hinab:

Ich Armer! Zurück in die Enge! Blamiert und verzweifelt. Nass und matschig!
Zu meinem ererbten Knackse habe ich einen erworbenen!
O Welt! O Welt! O Welt!

Hirtin, aus dem Kamin:

Lass mich doch nicht hier im Finstern baumeln!

Schornsteinfeger, hebt verzweifelt die Arme:

Ich bin eine tragische Figur.

(Kriecht in den Kamin.)

Der Vorhang fällt.

DRITTER AUFZUG.

Scene wie im ersten Akt.

Faun und Pagode allein.

Pagode singt:

O wehe, weh mir armen Mann,
Der nun vor Vaterschmerzen
Nie wieder nicken kann.
Ich sah mich um,
Im Kreis herum,
Die leere Leere höhnte stumm:
Das traute Familienleben
Das ist nun ganz vorbei.
Da blieb vor Gram und Schrecken
Der Nickezapfen stecken,
Da ging der Mechanismus,
Der Zweck meines Lebens entzwei.

(Starrt vor sich hin.)

Und Sie, Herr Doktor, sind nicht ohne Schuld daran.

Faun:

Aber, verehrtester Schwiegerpapa! Ich begreife Ihren Schmerz ja sehr wohl, aber nur Ihre Leidenschaftlichkeit ist Schuld daran, dass Ihr berühmter Nickezapfen kaputt gegangen ist. Wie kann man sich über die Mondschein-Promenade eines jungen Mädchens auch so aufregen.

Pagode:

Sie hätten mich aufwecken müssen.

Faun:

Ach, Sie sind kein Diplomat, kein Politiker. Hätte ich Sie aufgeweckt, naja, dann wäre das Fräulein Tochter allerdings nicht spazieren gegangen, aber wir stünden wie vorher und wären nicht weiter. Das widerspricht jeder gesunden Dramatik. Und dann: Lassen Sie sich von mir belehren. Jugend muss sich die Hörner ablaufen.

Pagode:

Ach, das können Sie sagen, aber meine Tochter hat doch gar keine Hörner!

Faun:

Dann hat sie was anderes, das sie sich abläuft, hm, z. B. die romantischen Gefühle. Wissen Sie, in meinen Jahren und mit meinen Erfahrungen, da macht man sich aus diesen Sentiments nicht viel, im Gegenteil.

Pagode:

Aber die Schande, die Schande!

Faun:

Ganz auf meiner Seite und ich, hehe, werde sie zu ertragen wissen, Verehrtester. Ich finde es geradezu niedlich.

Pagode:

Nein! Nein! Eine durchgegangene Tochter, eine mit einem elenden Kerl durchgegangene Tochter!

Faun:

Was diesen Kerl betrifft, so überschätzen Sie ihn; er ist durchaus harmlos. Ich kenne das Pflaumerne.

Pagode:

Ach! Ich werde mein Dasein beschliessen, ohne dass meine

Augen sie wiedersehen. Ich werde mich nie mehr wieder reparieren lassen; denn ein gebrochenes Vaterherz ist irreparabel, vom Nickezapfen ganz abgesehen. Ich werde. . .

Faun:

Sie werden sehen, wie die Kleine sehr bald wieder zurückkehren wird,—mit ein paar reizenden Schönheitsfleckchen vielleicht, aber im Uebrigen erfreulich fortgeschritten! Geben Sie sich Ihrem Schmerz nicht in Monologen hin, die nicht nur veraltet sind, sondern auch im Fortgang des Stückes nur aufhalten. Sie spielen doch in keinem Trauerspiel.

Pagode:

Ach! Ach! Ach!

Faun:

Pst, hören Sie nichts!

Pagode:

Was soll ich hören?

Faun:

Da . . durch den Kamin?

Pagode:

Sollte es wirklich?

Faun:

Aber ich bitte Sie, was denn? Mit der Romantik kommt man nicht weit, das langt gerade bis ans Dach. Porzellan und Pflaume, mein Gott, wie will das, wie soll das weit hinaus in die Welt! Aufgepasst!

(Kleine Pause, während der die Ofenthüre aufgeht; zuerst tritt der Schornsteinfeger heraus, hilft der Hirtin. Beide bleiben

sehr beschämt, niedergeschlagen und schüchtern an der Thüre stehen, die der Schornsteinfeger langsam schliesst. Keines sieht sich um, den Blick zu Boden geschlagen.)

Faun:

Hehe! N'Abend die Herrschaften. Netter kleiner Spaziergang gewesen?

Schornsteinfeger, will sich umdrehen, unterdrückt seinen Zorn.

Pagode:

O, o, o!

Hirtin, macht eine Bewegung zu ihm hin, blickt scheu zum Pagoden hin:

Papa!

Pagode:

Nicht zu nah! Verworfene! Schamlose! O, was hast du mir angethan! Der Tod kann nicht schlimmer sein!

Schornsteinfeger:

Wenn Du doch geplatzt wärest, altes Uebel!

Hirtin:

Papa!

(Wieder einen Schritt näher, Hände vor dem Gesicht.)

Faun:

Ja sehen Sie, Verehrteste, jetzt machen Sie »Papa, Papa« und wissen nicht aus, noch ein. Aber beruhigen Sie sich, der Schreck hat den alten Herrn wohl etwas mitgenommen und ihm einen kleinen Knax versetzt. . .

Hirtin, blickt zum Pagoden.

Faun:

Jawohl, einen Knax. Belieben Sie nicht zu bemerken, dass das, was Ihrem Herrn Vater vorher so trefflich stand, das Wackeln des Kopfes meine ich, aus und futsch ist?

Hirtin, Schornsteinfeger, gleichzeitig:

Was? Er kann nicht mehr »Ja« machen?

(Sie bewegen beide die Köpfe in dieser Weise.)

Faun:

Ei freilich. Er kann nicht mehr »Ja« machen.

Pagode:

Meine Würde, mein Talent, meine Stellung — Alles, Alles ist hin: Ich kann nicht mehr »Ja« machen. O, Tochter, wohin hast Du es mit mir gebracht!

Hirtin, eilt auf ihn zu, stürzt sich ihm zu Füssen, weinend:

Teurer Papa! Mein lieber Papa! Ich will es gewiss nie wieder thun! Nie! nie! nie!

Faun:

Hehehe!

Schornsteinfeger:

Scheusal!

(Wendet sich zornig zum Faun.)

Faun:

Echauffieren Sie sich nicht! Erzählen Sie doch, wie war's denn in der Welt? und was that sichs mit den Gefühlen, he? Fauler Zauber, was? Hab' ich's Ihnen nicht immer gesagt? Ich kenne die Weiber! Die Gefühle sind fix da, aber man darf nicht darauf reinfallen.

Schornsteinfeger:

Ach ja!

Faun:

Sehen Sie! Sehen Sie, Sie geben mir Recht.

Schornsteinfeger:

Sie hat kein Herz, ich liebe sie, aber sie hat kein Herz.

Faun:

Ach, Sie haben es nur auf der falschen Stelle gesucht, Teurer.

Schornsteinfeger:

Sie hat kein Herz.

Pagode, zur Hirtin, die immer noch weinend vor ihm liegt:

Steh auf, meine Tochter!

Hirtin, springt auf:

Ach, Du verzeihst meinen unüberlegten Schritt? O du guter Papa! Ach, wenn ich Dir alles erzählen würde, was ich erlebt habe, o, — fürchterliche Dinge.

Faun:

Sie machen uns neugierig, Allerschönste.

Hirtin:

O später, später einmal, Herr Doktor!

Faun, zum Schornsteinfeger:

Sehen Sie: Herr Doktor hat sie gesagt! sehen Sie!

Hirtin:

Ich bin noch zu angegriffen.

Pagode:

O Gott, o Gott, was werden das für Dinge gewesen

sein. Dein Exterieur ist von der Art, dass ich, so schwer es mir wird, den Kopf schütteln muss.

(Thut es.)

Hirtin:

Er schüttelt den Kopf, o Wunder!

Pagode:

Ja, und Du hast das bewirkt, ich muss aber sagen: Leider, leider.

(Schüttelt wieder den Kopf.)

Hirtin:

Ich weiss nicht, was Sie meinen, Papa, aber ich kann Sie versichern, es ist nicht das, was Sie meinen; schon deshalb nicht, weil das ganze Publikum alles mit angesehen hat.

Pagode:

Das, mein liebes Kind, vermag mich nicht zu trösten, denn das Publikum ist heutzutage im Theater gewöhnt, Dinge mit anzusehen, über die ein ehrsamer Pagode nicht nur den Kopf, sondern sich selber schütteln müsste.

Faun, lacht meckernd.

Pagode:

Was ist Ihnen, lieber Schwiegersohn?

Faun:

Ich muss über diesen Monsieur Pflaume lachen.

(Lacht wieder.)

Sehen sie bloss, wie er dasteht: Das Herz ist ihm in die

Pflaumenhosen gefallen, dem Idealisten. Ich glaube, er fühlt sich ein bisschen belämmert.

(Meckert wieder.)

Schornsteinfeger:

Sie sind ein Cyniker!! Ich würde Sie verhauen, wäre mir nicht so elend zu Mute und sähe ich nicht ein, dass Sie Recht haben.

Faun:

Vortrefflich, vortrefflich! Sie können noch einmal glücklich werden, mein Sohn, nur müssen Sie das Eine beherzigen: Geben Sie sich nicht mit Porzellan ab! Porzellan ist ein aristokratisches Backwerk, und alles Aristokratische hat eine angeborene Aversion gegen Sentimentalität. Wollen Sie Ihre Liebe durchaus an etwas Zerbrechliches hängen, so wählen sie Steingut. Das ist derber, volkstümlicher, poröser und, wie alle Marktware, zur Sentimentalität geneigt. Gefühle sind für den Pöbel, für uns andere ist der Genuss.

Schornsteinfeger:

Sie sind ein Halunke!

Faun, meckert:

Vortrefflich, vortrefflich! Schimpfen Sie! Schimpfen ist das Ventil des Pöbels, und Sie glauben gar nicht, welch eine Genugthuung es unsereinem gewährt, schimpfenden Pöbel anzuhören.

Schornsteinfeger:

Wie? Sie verhöhnen mich noch? Sie bringen es über das Herz, einen armen Unglücklichen zu verhöhnen? Kann es eine solche Gefühllosigkeit geben? Ist es mög-

lich, dass Wesen existieren, die statt Mitleid Hohn empfinden?

Faun:

Es ist möglich, junger Mann, und ich rate Ihnen, dieser Frage auf den Grund zu gehen. Vielleicht ist das Glück Ihnen günstig und Sie entdecken das System, in das die Sache zu bringen wäre. Dann, teure Pflaume, werden Sie sehr zufrieden sein; vorher aber empfehle ich Ihnen, ein Verhältnis mit der dicken blauen Köchin aus Steingut anzuknüpfen, die unten beim Portier wohnt. Dieses vortreffliche Mädchen ist wie für Sie geschaffen: robust und gemütvoll, viel Masse und wenig Glasur, kurz etwas, das man mit Erfolg idealisieren kann.

Schornsteinfeger, zittert vor Wut:

Das ertrage ich nicht!!
Was auch geschehen mag: Ich bringe Sie um!

(Geht mit drohend erhobenen Fäusten auf den Faun los.)

Hirtin, stellt sich vor dem Faun auf:

Wagen Sie es nicht, Sie Proletarier, meinem Bräutigam etwas zu thun! Ich werde so schreien, dass die ganze Familie Lehman aufwacht.

Schornsteinfeger, lässt die Arme sinken:

Wenn es so steht
Ihr Bräutigam ! ! — ... Was hilft Rache, wenn die Welt an sich so gemein ist. . ? . ! .

Faun:

Bravo, Sie sind auf dem rechten Wege! Die Welt an sich! Sehen Sie: Darauf kommt es an, das einzusehen: Die Welt an sich! Das ist ein Wort, beruhigend wie Mor-

phium und Chloralhydrat, und das sollten Sie sich in Kern und Pflaume saugen.

Dann werden sie hoch über uns elenden Lüstlingen schweben und mit ihrem Mädchen aus Steingut so glücklich sein, dass Sie vor Seligkeit Pflaumenmus schwitzen werden.

Pagode, im Ton höchster Bewunderung:

Sie sind ein Pflaumenrüpelkenner, teurer Schwiegersohn.

Hirtin:

Ach, liebster Herr Doktor, dass ich Ihren starken Geist nicht gleich erkannt habe . . .

Faun:

Das, mein holdes Porzellanchen, war ganz gut. Kleine Mädchen werden erst dann reif und süss, wenn sie die Sehnsucht abgebüsst haben, die ein Erbteil des weiblichen Geschlechts ist, aber für die Ehe nicht besonders geschätzt wird.

Schornsteinfeger:

Pfui ! Pfui !

Faun:

Zur Gesundheit, Pflaume!

Schornsteinfeger, ärgerlich:

Ich habe nicht geniest!

Faun:

Die Moral niest Pfui, Herr Moralist, denn die Moral ist der Schnupfen der Seele.

Pagode:

Ein ausgezeichnetes Aperçu.

Hirtin:

Sie sind unendlich geistreich, lieber Herr Doktor, ich fürchte nur, ich werde nicht genug Esprit für Sie haben.

Faun:

Je weniger, mein Schneckchen, um so besser. Komm' her, kleines, holdes Klick-Klack-Klinchen, ich muss dich küssen und umarmen, und sollte Lehmanns Büchergestell darüber einfallen.

Hirtin, geht auf ihn zu; der Faun umarmt und küsst sie.

Pagode, gerührt und würdig:

Ich segne Euch, meine teuren Kinder, sächsisch und chinesisch, aus dem gerührten Herzen eines glücklichen Vaters heraus, der selig darüber ist, eine anständige Partie geschaffen zu haben.

Schornsteinfeger, düster und resigniert:

Mein Herz ist entzwei, alle meine Pflaumen schrumpfen, mir bleibt nichts übrig, als mich in die Ecke zu lehnen, damit mich morgen früh Lehmanns Pauline auf den Kehricht fegt.

(Lehnt sich steif in die Ecke:)

Faun:

Sie sind ein verschmitzter junger Mann. Auf diese Weise werden Sie am sichersten in die Steingutarme Ihrer blauen Köchin gelangen, denn, was in der ersten Etage ausgefegt wird, kommt in die Portierloge.
Das ist der Lauf der Welt.

Pagode:

Ja, das ist der Lauf der Welt, und auf dieses schöne

Thema wollen wir ein nettes Schluss-Quartettchen singen, wenn Sie nichts dagegen haben.

Faun:

Einverstanden, lieber Schwiegerpapa, einverstanden!

Hirtin:

Mit Vergnügen, mon père.

Pagode, zum Schornsteinfeger:

Und Sie, Mann in der Ecke?

Schornsteinfeger:

Ich bin das traurige Echo.

Pagode:

Also:
Das ist der Lauf der Welt:
Was höher steigt, als ihm geziemt,
Das umsomehr herunter fällt.
Das ist der Lauf der Welt.

Faun:

Das ist . . .

Hirtin:

Der Lauf . . .

Schornsteinfeger:

Der Welt.

Faun:

Das ist der Lauf der Welt:
Herr Pflaume lehnt im Eck', indes
Der Faun die Braut im Arme hält.
Das ist der Lauf der Welt.

Pagode:

Das ist . . .

Hirtin:

Der Lauf . . .

Schornsteinfeger:

Der Welt.

Hirtin:

Das ist der Lauf der Welt:
Vom Dach kehrt zur Kommode zurück,
Was auf Erziehung hält.
Das ist der Lauf der Welt.

Pagode:

Das ist . . .

Faun:

Der Lauf . . .

Schornsteinfeger:

Der Welt.
Das ist der Lauf der Welt:
Ist man ein armer Pflaumenmann,
So träumt man gern die Sterne an
Und wird ins Eck' gestellt,
Wenn man nur träumen kann.
Das ist der Lauf der Welt.

Faun, mit erhobenem Zeigefinger:

Wenn man nur träumen kann.

Pagode, beide Zeigefinger erhoben:

Nehmt Euch ein Beispiel dran!

Hirtin, mit erhobenem Zeigefinger:

Und fangt, wenn Ihr verliebt, die Sache anders an.

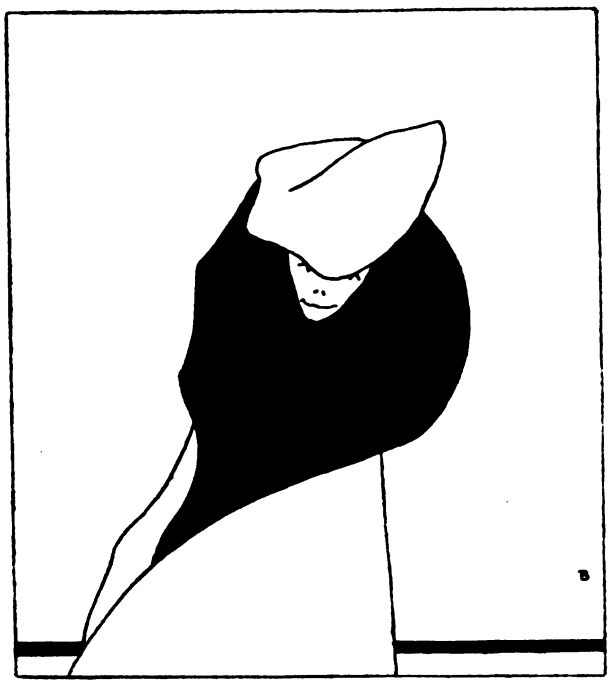
Alle:

Das ist der Lauf der Welt!

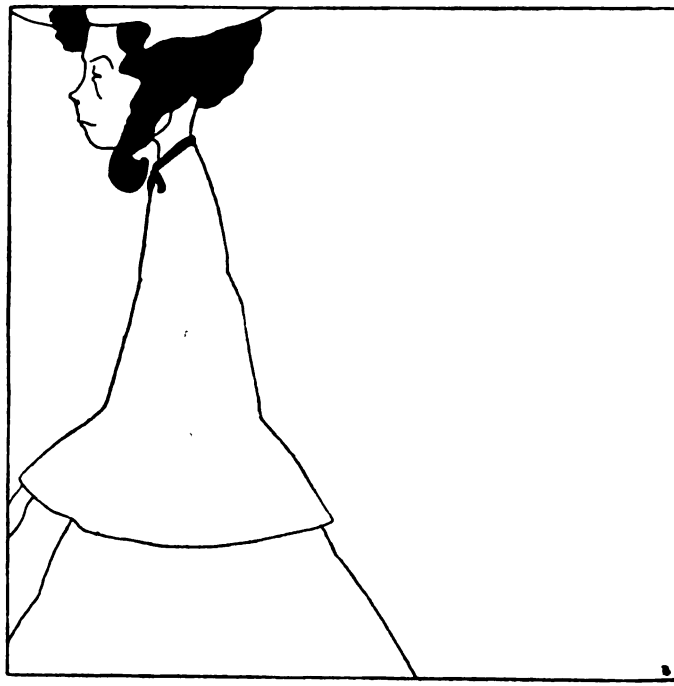
Vorhang.



Das
waren die letzten Worte
des »Trianon-Theaters/
künstlerische Leitung
Otto Julius Bierbaum.«
Das
ist der Lauf
der Welt.



Hier
ist eine Premièren-Besucherin
aufs äusserste ungehalten
darüber,
dass man es gewagt hat,
ihr
eine Kinderkomödie
vorzuspielen.



Hier
begiebt sich die Muse der
Lebenden Lieder
fest entschlossen,
den Aftergeist
des
Lyrischen Theaters
für immer
zu vertreiben,
wieder
an ihr süsses Werk.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

VIER FREUNDESBRIEFE.

MITGETEILT UND EINGELEITET VON HANS VON MÜLLER.

AM 25. Juni dieses Jahres werden es achtzig Jahre, dass E. T. A. Hoffmann starb, und es wird Zeit, dass er nun auch in Deutschland ernst genommen wird, so weit er ernst zu nehmen ist. Ein wesentlicher Schritt dazu war es, dass Eduard Grisebach uns eine Ausgabe seiner Dichtungen schenkte, die, wie man es bei seinen Publikationen gewohnt ist, korrekter, reichhaltiger, übersichtlicher und — billiger ist als alle ihre Vorgängerinnen. Aber dabei dürfen wir nicht stehen bleiben. Bei Hoffmann liegen die Verhältnisse so eigentümlich, dass eine Gesamtausgabe seiner Dichtungen nicht das einzige und vielleicht nicht einmal das beste Mittel ist, ihn kennen zu lernen.

Hoffmann war eine specifisch künstlerische Persönlichkeit; jedes Billet von seiner Hand, jede Anekdote über ihn bezeugt das; aber er hat seltsamerweise nicht ein einziges grösseres Werk von Bedeutung hinterlassen. Er dilettierte ein Menschenalter hindurch in allen Künsten; schliesslich gelang es ihm, in einer, der Dichtung, die Meisterschaft zu erreichen, doch er starb, als er nun sein erstes grosses Werk vollenden wollte. Seine Zeichnungen sind durchweg dilettantisch — mit einzelnen glücklichen Würfen, wie sie auch dem Dilettanten gelingen —, seine Musik wird im ganzen auch nicht von hohem Range sein, und seine bekannten Geschichten hat er selber nicht ernst genommen.

Sie sind nicht aus strömender Fülle gedichtet, sondern mit geschickter Technik verfertigt für ein Tagespublikum, das bald anmutig unterhalten, bald in angenehmes Gruseln versetzt werden wollte. Für beide Arten Erzählungen hat er seinen Lohn dahin; die Zeitgenossen haben sie verschlungen, und Ellinger und Grisebach haben ihrem Verfasser die Leichenrede gehalten. Was von seinen fertig gewordenen Sachen den Kunstfreund interessiert, sind zwei kleine Gruppen von Dichtungen, bei denen Hoffmann nicht an das Publikum der Leihbibliotheken gedacht hat: einerseits die musikalischen Fantasien seiner Frühzeit, der Ritter Gluck, der Don Juan; andererseits drei erstaunlich freie, kühne Märchen: der Goldene Topf, Klein Zaches, die Prinzessin Brambilla. Aber selbst diese Dichtungen wären, soweit wir vermuten können, in den Schatten gestellt von den beiden Bekenntnisromanen, mit denen er sich in den letzten Jahren trug: der Fragmentarischen Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler — einer Selbstdarstellung, wie sie nur wenigen grossen Dichtern einmal im Leben gelungen ist — und Jacobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit. Für den Schnellpfeffer sind nur einzelne Notizen niedergeschrieben, von der Kreislerbiographie nur zwei Drittel des Textes. Es sind siebzehn Fragmente, die in buntem Durcheinander in ein relativ uninteressantes Buch, die Lebens-Ansichten des Katers Murr, hineingestreut sind; das letzte Drittel, das nicht nur die halbe Vorgeschichte und den Schluss der Handlung, sondern auch den Schlüssel für die Anordnung der Fragmente bringen sollte, ist nicht mehr geschrieben. Der Erfolg ist, dass niemand den Gang der Handlung versteht und dass, wie bei Nietzsche, gerade aus dem reifsten und sichersten Werk auf das Sinken der Kraft geschlossen wird; wie der Antichrist,

wie der *Ecce homo* vom Chloralhydrat, so soll die Kreislerbiographie vom Alkohol eingegeben sein.

Bei dieser Lage der Dinge ergeben sich dem Freunde Hoffmanns zunächst zwei Aufgaben: das Hauptwerk ist in einer Form herauszugeben, in der es nicht ein emsiges Studium verlangt, sondern sich schon beim ersten Lesen erschliesst; ferner sind alle diejenigen Zeugnisse über Hoffmanns Persönlichkeit und Leben zu sammeln, die ausserhalb seiner Werke liegen.

Demgemäss möchten wir am 25. Juni — falls sich nämlich rechtzeitig ein Verleger meldet, der die Kosten einer sehr guten Ausstattung nicht scheut* — die siebzehn Kreislerfragmente vorlegen, übersichtlich, aber mit pietätvoll schonender Hand geordnet. Von den fünf kleineren Kompositionen, deren Hoffmann darin Erwähnung thut, könnten drei, von seiner *Missa in D* das besonders gelungene *Agnus dei* beigefügt werden; ferner würden wir, um das Bild Kreislers nach Möglichkeit zu ergänzen, die zwölf *Kreisleriana* aus den Phantasiestücken und ein ungedrucktes grösseres Fragment aus Hoffmanns Nachlass anhängen. — Sodann bieten wir das biographische Material in zwei Bänden dar. Der erste wird Hoffmanns Briefwechsel** und Auszüge aus seinen Tagebüchern enthalten. Der zweite bringt im wesentlichen Nachrichten anderer über Hoffmann, namentlich

* Meine Adresse ist: Berlin NW 7, Dorotheenstrasse 65.

** Bisher waren — an zwanzig verschiedenen Stellen — 146 Briefe veröffentlicht (mit Einschluss von 4 Briefen an Hoffmann); wir stellen diese zum ersten Male zusammen, berichtigen und ergänzen den grösseren Teil der Texte nach den Originalen oder alten Abschriften und fügen 77 völlig ungedruckte Stücke hinzu (darunter 16 Briefe an Hoffmann). Benutzt sind die Nachlässe von Hitzig und Julia Marc, das Verlagsarchiv von Breitkopf & Härtel und zehn Sammlungen.

die Erinnerungen seiner intimen Freunde Hippel, Holbein und Speyer, welche die bisher massgebend gewesenen Mitteilungen von Hitzig, Kunz und Rochlitz nicht nur ergänzen, sondern mehrfach auch berichtigen; ferner die Stammreihe der Bagieński-Hoffmann von 1540 bis auf unseren Dichter (auf Grund der Feststellungen des Hauptmanns Theodor Hoffmann) und anderes; beigegeben werden unedierte Porträts von Hippel und Julia.
Aus beiden Bänden wird sich ausser anderen Ueberraschungen ein Bild von Hoffmanns Verkehr ergeben, das von dem bisherigen erheblich abweicht. Dass nicht Hitzig, sondern Devrient ihm in den letzten Jahren am nächsten stand, ist schon von Ellinger und mit besonderem Nachdruck von Grisebach ausgesprochen; dass er aber in jener Zeit nicht mehr mit dem aufgeblasenen Herrn Kunz, sondern mit Juliens Vetter Friedrich Speyer in Bamberg korrespondierte und dass sein bester Leipziger Freund nicht der glatte Hofrat Rochlitz, sondern der herzliche Adolf Wagner, der Freund Tiecks und Fouqués, war, das ist wohl neu. — Wir geben im folgenden vier Proben aus unserem ersten Bande. Der Brief an Speyer (an zweiter Stelle) kann in seiner allgemeinen Bedeutung für Hoffmanns Biographie und Charakteristik kaum überschätzt werden, während der herzgewinnende Ton des Briefs an Wagner und der kameradschaftliche der beiden Einladungsbillets an Devrient zeigen, wie nahe Hoffmann jedem dieser Freunde stand.*

* Aus dem Briefe an Speyer hat Hitzig 1823 zwei Sätze veröffentlicht, aber ohne Adressaten und Datum des Briefs zu nennen; die Zeichnung am Schlusse des ersten Billets an Devrient (damals im Besitz des Herrn Geibel) ist 1887 mit ungenauer Inhaltsangabe des Textes in Könneckes Bilderatlas reproduciert und daraus öfters wiederholt. — Das als Ueberschrift verwendete Faksimile (Hoffmanns Name mit einem Komma dahinter, aus der Ueberschrift seines Verlagsvertrages mit Kunz) verdanke ich der Güte des Herrn Max Brockhaus in Leipzig.

An Dr. Adolf Wagner.

(Im Besitz des Herrn Carl Geibel in Leipzig.)

Berlin am Tage der heil: Katharina [25. 11.] des Jahres 1817

Der Zauberer, liebster Alf! ist wirklich bey mir gewesen und zwar im Zwielicht, es wurde aber gleich Licht angestekt und Thee getrunken. Sey es indessen nun, dass ich spitzbemüzt und in magischen Büchern lesend, ihm als ein stärkerer Zauberer erschien oder dass das addoucirende Prinzip des Thees dergleichen nicht aufkommen liess (er nahm viel Milch) — kurz! — er dachte nicht daran die Teufelskünste zu üben, wie er es vielleicht auf Ihren Anlass im Schilde führte, sondern erzählte bloss, wie bey der Fräulein Therese aus dem Winkel Böttcher eingeschlafen und Oehlenschläger (der hier mein recht herzlieber Freund geworden) steif und zeremoniös gewesen, welches beides ich sehr gut begreife oder vielmehr ganz natürlich finde. — Warum kommen Sie denn nicht einmahl her? — Auf jeden Fall würd' Ihnen wohl seyn, da Sie in Hitzigs einsamer Wohnung sich jeden Augenblick ausserhalb Berlin versetzen und dann bey mir in der schönsten Gegend der Residenz wieder im vollen Sinn des Worts in Berlin seyn könten. — Ueberhaupt! — Sie würden es machen wie wir hier alle, d. h. ganz leben wie es Ihnen in den Sinn käme, welches man hier zu thun vermag ohne alle Mühe und Störung. — Vor einiger Zeit war die gute Müller hier, die ich über Alles ehre und lieb habe. Es war mir angenehm, dass gerade Undine gegeben wurde. Es war die lezte Oper in dem Hause, welches den dritten Tag darauf herunterbrannte. Sie wird Ihnen, sollten Sie sie in Leipzig sprechen, doch manches von der Darstellung sagen, unerachtet bey dem

Zauber der Dekorationen und auch wohl bey dem rastlosen Fortschreiten der Handlung und den grossen musikalischen Massen die Oper, zum erstenmahl gehört, die Fantasie nur anregt ohne deutliche Spuren zurückzulassen. — Majorenn ist die Oper nicht geworden, denn sie ist binnen Jahresfrist nur drey und zwanzigmahl gegeben worden. — Ich könte Ihnen erzählen, dass ich bey dem Brande des Theaters von dem ich nur 15 bis 20 Schritt entfernt wohne, in die augenscheinlichste Gefahr gerieth da das Dach meiner Wohnung bereits brante, noch mehr! — dass der Credit des Staats wankte, da, als die Perückenkammer in Flammen stand und fünftausend Perücken aufflogen, Unzelmanns Perücke aus dem Dorfbarbier mit einem langen Zopf, wie ein bedrohliches feuriges Meteor über dem Bankgebäude schwebte — doch das wird Ihnen alles der Zauberer mündlich erzählen und hinzufügen, dass beide gerettet sind, ich und der Staat. Ich durch die Kraft von drey Schlauchspritzen wovon der einen ich eine böse Wunde mit einer seidenen Schürze meiner Frau verband, der Staat durch einen kouragösen Gardejäger auf der Taubenstrasse, der als mehrere Spritzen vergeblich nach der *ad altiora* steigenden Perücke gerichtet wurden, besagtes Ungethüm durch einen wohlgezielten Büchsenschuss herabschoss. Zum Tode getroffen, zischend und brausend sank es nieder in den Pisswinkel des Schonertschen Weinhauses — Hierauf stiegen sofort die Staatspapiere! — Ist das nicht Stoff zum Epos? — Da Sie vielleicht eins daraus machen könten, hiezu aber genaue Kenntniss des Lokals nöthig ist, so lege ich eine kleine Handzeichnung bey die vorzüglich die Proportionen sehr richtig darstellt. —



Hitzig grüsst herzlich, Fouque ist gerade nicht hier — Ich empfehle Ihnen meinen Magister Tinte nicht so sehr als das fremde Kind — *vid*: die diesjährigen Kindermährchen.
Auf das angelegentlichste empfiehlt sich meine Frau Ihrem gütigen freundschaftlichen Andenken, sie möchte Ihnen gar zu gern wieder Thee einschenken — kommen Sie nur fein bald! —
Leben Sie wohl mein lieber theurer Alf!

Der Ihrigste

Hoffmann

An Dr. Friedrich Speyer.

(Im Besitz des Herrn Wilhelm Marc in München-Pasing.)

Berlin Taubenstrasse No 31. d. 1. May 1820

Geliebtester Freund!

Da Sie ein solider Mann sind von den vortrefflichsten Grundsätzen so hegen Sie gewiss auch die richtige Meinung, dass an einander schreiben und an einander denken gar was verschiedenes ist. Versichern darf ich daher nicht erst mit vielen Worten, dass unerachtet ich lange genug schwieg, das lebhafteste Andenken an Sie auch nicht einen Moment aus meiner Seele wich oder auch nur verblasste. Wohl kann ich es sagen, dass unser gemüthliches Zusammenseyn in Bamberg das einzige ist, dessen Erinnerung aus jener bösesten Zeit aller bösen Zeiten, durchaus mir hell und rein, ohne Makel und auch ohne auf diese jene Weise die vernarbten Wunden wieder aufzureissen, erscheint. Legte mir aber auch damals das Schicksal solch harte Prüfungen auf, dass ich noch nicht begreife, wie ich sie überstanden, zwang es mich oft, wie in heillos gewagtem Spiel Ehre, Ruf, Leben einzusetzen (Sie verstehen mich dass hier mehr vom innern Leben die Rede ist als vom äussern) so ist doch bald darauf, ich möchte sagen, in dem Augenblick als ich den Fuss in Berlin hineingesezt, die Versöhnung erfolgt mit all' den feindlichen Mächten, die mich zu Tode hetzen wollten! — Ich weiss, Liebster! dass Sie Theil nehmen an meinem Treiben und Thun und freuen wird es Sie daher gewiss zu hören, dass mein Standpunkt im Geschäfftsleben wirklich von der Art ist, wie ich ihn nur wünschen kann. — Man erzeigte mir die Wohlthat, mich nach meinem Rathspatent vom Februar 1801 in

das Kammergericht einrücken zu lassen und diese Anciennität bringt mir den Vortheil, dass ich jetzt schon zum ältesten mithin vorsitzenden Rath, der in vorkommenden Fällen den Präsidenten vertritt, hinaufgealtert bin und ein Gehalt von 2300 rth. Cour., zur Hälfte Gold, beziehe. — In Berlin ist das nicht so sehr viel, aber doch hinlänglich um nicht hinter dem Ofen sitzen zu dürfen. Klagen könt' ich über viele Arbeit zumal, wie Sie vielleicht aus öffentlichen Blättern wissen werden, mich des Königs Majestät zum Mitgliede einer ImmediatJustiz-UntersuchungsCommission ernannt haben, die sich ausschliesslich mit der Untersuchung geheimer staatsgefährlicher Verbindungen beschäfftigt, indessen arbeite ich gern und dem Himmel sey es gedankt! — leicht und frisch von der Hand weg! — Von meinem litterarischen Treiben nehmen Sie doch wohl dann und wann Notiz! — Ich empfehle Ihnen den höchst weisen und tiefsinnigen Kater Murr, der in diesem Augenblick neben mir auf einem kleinen Polsterstuhl liegt und sich den ausserordentlichsten Gedanken und Fantasien zu überlassen scheint, denn er spinnt erklecklich! — Ein wirklicher Kater von grosser Schönheit (er ist auf dem Umschlage seines Buchs frappant getroffen) und noch grösserem Verstande, den ich auferzogen, gab mir nehmlich Anlass zu dem skurilen Scherz, der das eigentlich sehr ernste Buch durchflicht. — Uebrigens zalen mir jezt die Buchhändler Honorare vor deren Klang Hr. Kunz — sofort rücklings über in Ohnmacht sinken würde — Ja! — Hr. Kunz! — Der gute Mann hatte sich darauf gesezt, mir von Zeit zu Zeit, die unzartesten unangenehmsten Dinge die mein Verhältniss mit ihm als Verleger betrafen, zu schreiben und mich dadurch lebhaft in jene heillose Periode zurück zu versetzen, in der mancher glaubte, dem Verlassenen, Bedürftigen, alles

bieten zu können. Der lezte Brief enthielt witzige Variationen über das Thema: Theurer Freund! — Z. B. ja! Sie sind wirklich ein theurer Freund denn Sie kommen mir theuer zu stehen — Und nun folgte eine ApothekerRechnung des ungeheuern Schadens, den ihm der Verlag meiner Fantasiestücke verursacht, dann aber — *mirabile dictu* — die Aufforderung, ihm ferner Werke im Verlag zu geben!! *que pensez vous mon cher!* — Natürlicherweise habe ich gar nicht geantwortet! —

Als mir innig befreundeter Arzt wird es Sie ferner interressiren, dass ich in dem Frühling des vorigen Sommers zum Tode erkrankte und zwar an den Folgen zu grosser Anstrengung in der Arbeit und an einer enormen Erkältung die noch dazu die erbärmliche Ursache hatte, dass ich im Winter nach einer feierlichen Cour bey Hofe, der auch die Dikasterien beiwohnten, in der Uniform (Schuen und Strümpfen) ohne Ueberrock auf dem eiskalten von allen möglichen Passatwinden durchstrichenen Korridor des Schlosses wohl eine halbe Stunde auf den Wagen warten musste. — Verhärtung im Unterleibe — gichtischer Zustand p p p Diese Krankheit hatte aber die angenehme Folge, dass es mir vergönnt war vorigen Sommer von Julius an bis in den September hinein mich *cum uxore* in dem herrlichen schlesischen Gebürge (Warmbrunn, Flinsberg, Landek) aufzuhalten und auch eine PuffFahrt nach Prag herüber zu machen.— Seit dieser Reise bin ich auf eine beinahe unanständige Weise gesund!— So viel von meinem psychischen und physischen Zustande, jezt zu *Bambergianis* die mich auf das höchste interessiren —

Sagen Sie — sprechen — schreiben Sie, ist es wahr? — Doch was? — Allso! — Vor zwey Tagen hörte ich in einer Gesellschafft eine Nachricht die mich tief bis in das Innerste hinein erschütterte, so dass ich lange an nichts anderes denken konte.

Fanny Tarnow (die bekannte Schriftstellerin) erzälte mir von Hamburg kommend, dass Julie von ihrem Mann geschieden und nach Bamberg zurückgekehrt sey. — Das wäre nun an und vor sich selbst nicht so was ausserordentliches, aber die Schilderung von Juliens Verhältnissen in Hamburg, der nahmenlosen Leiden die sie erduldet, der zulezt schamlos ausgesprochenen Bestialität des verhassten Schwächlings, die war es, die mein ganzes Inneres aufregte. Denn schwer fiel es in meine Seele wie tief die Ahnung alles Entsetzlichen damals aus meinem eignen Ich aufgestiegen, wie ich mit der Rücksichtslosigkeit, ich möchte sagen mit dem glühenden Zorn eines seltsamen Wahnsinns alles laut werden liess, was in mir hätte schweigen sollen! — wie ich in dem Schmerz eigner Verletzung andere zu verletzen strebte! — Und nun! —

Sie können denken, dass ich viel mit Fanny Tarnow über Julien sprach, leider nahm ich aber deutlich wahr, was sie verschleiern wollte, nehmlich, dass der bittre Hohn des missverstandenen Lebens, die Schmach vergeudeter Jugend, Juliens inneres Wesen auf das grausamste zerstört hat. — Sie soll nicht mehr sanft — mild — kindlich seyn! — Vielleicht ändert sich das, nachdem sie den Kirchhof voll zerknickter Blüthen, begrabener Lebenslust und Hoffnung verlassen.

Finden Sie es gerathen und thunlich meinen Nahmen in der Familie Marc zu nennen, oder überhaupt von mir zu reden, so sagen Sie in einem Augenblick des heitern Sonnenscheins Julien, dass ihr Andenken in mir lebt — darf man das nehmlich nur Andenken nennen, wovon das Innere erfüllt ist, was im geheimnissvollen Regen des höheren Geistes uns die schönen Traüme bringt von dem Entzücken, dem Glück, das keine Arme von Fleisch und Bein zu erfassen, festzuhalten vermögen —

Sagen Sie ihr, dass das Engelsbild aller Herzensgüte, aller Himmelsanmuth wahrhaft weiblichen Sinns, kindlicher Tugend, das mir aufstralte in jener Unglückszeit acherontischer Finsterniss, mich nicht verlassen kan beim letzten Hauch des Lebens, ja das dann erst die entfesselte Psyche jenes Wesen das ihre Sehnsucht war, ihre Hoffnung und ihr Trost, recht erschauen wird, im wahrhaftigen Seyn! — — —

Bamberg wird wohl in der ziemlich langen Zeit in der ich Nachrichtslos blieb, manche Veränderungen erlitten haben. Vorzüglich wünschte ich zu wissen:

1. ob Weiss sich einen neuen Oberrock angeschafft hat und von welcher Farbe, so wie ob Sutow noch zuweilen sich seiner Mütze bedient statt des Nachttopfs?
2. ob der Generallieutenant v. St. noch lebt und Holzbauers Oper: Gunther von Schwarzburg noch sehr schäzt und das Lied von der Rose daraus deklamirt?
3. ob der Pater Michel noch seinen Spitz besizt und die alte Kauer noch als gespenstisches Bettelweib von Locarno die Zimmer durchschlarrend, die Gäste ängstigt?
4. ob der *D.* Ziegler sich im lezten Carneval als Don Juan maskirt hat?
5. ob Hr. Seeligmann (jetzt Baron glaub' ich) noch alles theuer findet und den Achilles singt?
6. ob Hr. Striegel noch »'n bischen Käse!« reicht und gutes Bier kredenzt?

pp [*].

Das sind alles höchst interressante Hauptsachen, doch bitte ich noch recht viel Nebensachen hinzuzufügen.

[* Am Rande:] (Sagen Sie mir, was um des Himmelswillen ist das mit Wezels Bekehrung vor seinem Tode?)

Dass unser Bader bey der hiesigen grossen Oper mit 3000 rth. Gehalt (*ni fallor*) engagirt ist, werden Sie vielleicht schon wissen. Er debutirt künft'gen Mittwoch als Tarar. Der Mann hat sich eine allerliebste kleine Frau angeschafft von 3 Fuss 6 Zoll, die tragische Heldinnen spielen will, hier aber wahrscheinlich ins Fach der komischen Mütter gewiesen werden wird. Wollen Sie wissen wie die Dame aussieht so können Sie dieselbe sehr leicht plastisch darstellen. Nehmen Sie von dem Stoff, den Prometheus zur Bildung des Menschen anwandte (OfenLehm — Wasser und Erde was bildsamen Dr—k giebt, so wäre der Mensch potentiirter Dr—k der Schöpfung) und formen Sie daraus eine ziemlich dicke Kugel, stülpen Sie diese Kugel auf eine kleine Biertonne und Mad. Bader steht Ihnen leibhaftig vor Augen.



Es ist doch besser, ich zeichne Ihnen das liebe Ding seitwärts hin. Nun können Sie Sich unsern Bader, der noch beinahe eben so jung aussieht wie vor zehn Jahren und wo möglich noch dünner geworden ist, denken neben diesem Wesen! Und das kleine Ungethüm schüttet ein kleines Baderchen übers andere heraus als wären es Zahlpfennige! — So was ist hart! Könten Sie es doch, Geliebtester Freund, möglich machen einmal herüber zu kommen nach Berlin — Sie finden mich in einer kleinen bescheidnen Wohnung aber in dem besten schönsten Theil der Stadt, am GensdarmesMarkt gerade über dem neuen Theatergebäude und ganz hübsch eingerichtet. Meine Stellung würde es mir erlauben Sie mit den interressantesten Männern bekant zu machen und Rücksichts des leiblichen Bedürfnisse würden Sie wohl auch ganz zufrieden seyn. Was Eleganz der

Einrichtung und Feinheit und Fülle der Speisen betrifft wetteifern wir mit den Parisern und viele giebt es die, ächte Schmecker, die Restauration bey Jagor unter den Linden noch der bey Verry in Paris vorziehen. Auch würde Ihnen Ihr gehorsamer Diener einen kleinen aber exquisiten Weinkeller öffnen können, der sich noch neuerdings auf eine angenehme Weise vermehrt hat. — Aus reiner Dankbarkeit dafür, dass das Taschenbuch für Liebe und Freundschaft der Scudery halber sehr gut gegangen ist, schickten mir die Gebrüder Wilmans aus Frankfurth, nachdem sie die Erzälung gar reichlich honorirt, eine Kiste mit 50 Bouteillen Hinterhäuser Eilfer der ganz köstlich ist — Nicht einmal erfahren hab' ich, an was für ein Haus der Wein addressirt war. Die Kiste wurde mir an einem guten Morgen vors Haus gefahren und mit vieler Mühe war dem Knecht ein Trinkgeld aufzudringen. — Ich schlug an mein Herz und sprach: Solch einen Glauben hab' ich in Israel nicht funden! — Nun das nenne ich doch geschwazt — Aber es war mir so sehr gemüthlich wieder zu Ihnen zu sprechen, dass es mir unmöglich seyn musste nicht manches einfliessen zu lassen, was Ihnen vielleicht nicht sehr bedeutsam vorkommen wird.

Fassen Sie nur rasch den schönen Entschluss mir zu antworten und führen Sie ihn fein auf der Stelle aus. Auf die Nachrichten von Julien bin ich sehr gespannt — Ich habe zu Ihnen, Theuerster, recht aus vollem Herzen gesprochen — gewiss, ganz gewiss werden Sie das nicht verkennen.

Meine liebe Frau, die sich gar wohl befindet, grüsst Sie auf das herzlichste und innigste. Behalten Sie mich ja lieb. Recht aus inniger Zuneigung und Freundschafft

der Ihrigste
Hoffmann

An Ludwig Devrient.

(Beide seit kurzem in meinem Besitz.)

1.

1. Da es jezt beinahe 11 Uhr ist vermuthe ich mit Recht, dass die Katzenjammerschwangern Morgennebel sich verzogen haben werden so dass ich Dir mit meinen Worten und Bitten deutlich erscheine. —
2. Da sehr heitres Wetter ist, vor dem keine böse Laune aufkomt, glaube ich mit Recht, dass wir beide, die wir seit zweitausend dreyhundert und fünf und sechszig Jahren kein gescheutes Wort unter vier Augen geredet haben, heute mit Nutzen zusammen frühstücken könten.
3. Da Pücklerscher Sallat ein gutes Essen und Portwein ein gutes Getränk für Magenschwache Menschen als wir beide sind (ich kacke seit gestern beträchtlich und kan nicht ausgehen) ist, so hoffe ich mit Recht, dass wir nebst geistiger Nahrung auch mit körperlicher uns leidlich stärken könten.

Allso!

Ziehe o Bester! Stiefeln an und eile

Ecce Signum!



Gar erfreulich würd' es mir seyn, wenn Du heute Abend, nachdem Du bey L & W: gegessen bey mir ein Gläschen Punsch einnehmen wolltest den meine Frau sehr amön bereitet.
Du findest D'Elpons und Lüttwitz nicht bey mir, wohl aber bitte ich die gemüthlichen Männer Vomsee [?] und Meier mitzubringen sie in meinem Namen höflichst einladend.
Schlag' mir ja meine Bitte nicht ab, ärgre Dich nicht und bring ein heitres Gemüth mit.





Hier wird das Lyrische Theater in bereits verklärtem Zustande zum Reich der reinen Geister getragen, wo die guten Absichten mit den schönen Plänen Ringelreih tanzen.

ANMERKUNGEN.



RNEST Dowson, der im Februar 1900 drei-unddreissigjährig starb, war auch in England kein Name, den man oft nennen hörte; ein paar Freunde, die das Werk seiner vier schmalen Bändchen Verse und Prosa entzückte, Liebhaber des Subtilen und jener müden Anmut, die mit weichen Schleiern ein melancholisches Ennui verhüllt, das eingeborne Schwäche mehr zur Ursache hat als Erkenntnis, ein ausnahmsweiser Verleger, der dem Armen für des Lebens Notdurft giebt — das war das ganz kleine Publikum Dowsons. Der feinsinnige Arthur Symons schrieb einen schönen Aufsatz über den Dichter, woraus einige Sätze: »— Er war unzweifelhaft eine geniale Natur, kein grosser Dichter, aber ein Dichter, einer von den wenigen Künstlern unserer Generation, denen der Titel in seinem innersten Sinne gegeben werden kann Die Leute werden in ihm wohl bloss litterarische Affektiertheit finden wollen, wo doch in Wahrheit eine weit echtere Note persönlicher Ehrlichkeit ist als in den mehr gefeilten und arrangierten Ergüssen berühmterer Poeten. Ja, ich finde in diesen paar vergehenden, wesenlosen Liedern all das Fiebrische und alle Unruhe und unerwarteten Träume eines Lebens, das selber so viel von der schnellen, zerstörerischen, selbstmörderischen Heftigkeit des Genies hat. — Er war fast ein Lateiner in seinem starken Gefühl für Jugend und Tod und »die alten Zeiten der Rosen«, und für das Pathos unserer kleinen Stunde des Lebens und Liebens; Lateiner in seiner vornehmen Zurückhaltung und einfachen Grazie, mit der er diese Motive behandelte; Lateiner auch in seinem sicheren Sinne, dass dies für das Ganze

des geistigen Verhaltens völlig genügend sei. — Poesie als eine Philosophie existierte für ihn nicht; sie war für ihn nur die lieblichste der Künste. Er liebte die Noblesse des Horaz, alles Komplizierteste in der Einfachheit des Poe, das Vogelgleiche in den menschlichen Melodien des Verlaine. Er war nichts als ein Lyriker, unbeschwert und unbebürdet von irgend einer sonstigen Qualität Verstandes oder Regung; ein Lied war ihm erst Musik und dann erst was immer man will.« F. B.

DER Schluss des Schlechtgefesselten Prometheus folgt im nächsten Hefte, das neben anderem ausserdem eine Novelle von Henri de Régnier bringen wird.

DAS Aprilheft wird der Kunst und Litteratur des äussersten Orients gewidmet sein. Das Maiheft wird ausschliesslich Werke des jungen England bringen. Das Juniheft soll vornehmlich alte und neue Mystiker vorführen. Bierbaums Tragikomödie Stella und Antonie wird im letzten Quartal dieses Jahrganges erscheinen.

DIE INSEL. III. JAHRGANG. 2. QUARTAL. NR. 5. FEBRUAR 1902. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: OTTO JULIUS BIERBAUM, BERLIN.

DIE INSEL, HERAUSGEGEBEN IM INSELVERLAGE G.M.B.H. LEIPZIG VON OTTO JULIUS BIERBAUM, GEDRUCKT IN DER W. DRUGULINSCHEN OFFICIN IN LEIPZIG, ERSCHEINT UNTER VERANTWORTLICHKEIT DES IN BERLIN WOHNHAFTEN HERAUSGEBERS. ✲ REDAKTIONELLE EINSENDUNGEN SIND AN DEN HERAUSGEBER UNTER DER ADRESSE BERLIN W., NEUE WINTERFELDTSTR. 38 III, ZU RICHTEN. ✲ UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WERDEN NICHT ZURÜCKGESCHICKT. ✲ ANTWORT ERFOLGT NUR IM FALLE DER ANNAHME.

DIE INSEL

HERAUSGEGEBEN VON

OTTO JULIUS BIERBAUM

SECHSTES HEFT — *MAERZ 1902*



TEXT:

Henri de Regnier: *Das kurze Leben des Venezianers Balthasar Aldramin* / André Gide: *Der schlechtgefesselte Prometheus* / Paul Scheerbart: *Kometentanz, Astrale Pantomime in zwei Aufzügen.*

BILDERBEIGABEN:

Marcus Behmer: *Drei Zeichnungen.*

PREIS DES HEFTES EINE MARK

INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG.

DIE INSEL. DRITTER JAHRGANG.
NR. 6. MAERZ 1902.

DAS KURZE LEBEN DES VENEZIANERS BALTHASAR ALDRAMIN/ VON HENRI DE REGNIER. AUTORISIERTE UEBERSETZUNG VON FRIEDRICH VON OPPELN-BRONIKOWSKI.



CH habe Signor Balthasar Aldramin zu seinen Lebzeiten wohl genug gekannt, dass er durch meinen Mund hier zu Euch reden kann. Der seine wird sich nie mehr öffnen, weder zum Lachen noch zum Singen, noch um den Wein von Genzano zu trinken, noch um die Feigen von Pienza zu essen, noch um sonst etwas zu thun, denn er ruht unter den Kirchenfliesen von San Stefano, die Hände auf der Brust über der Wunde gefaltet, die seinem jungen Leben am dritten Tage des März im Jahre 1779 ein rasches Ende setzte.

Er zählte fast dreissig Jahre. Wir kannten uns von unserer Kindheit an, wie unsere Väter sich von der ihren her kannten. Wir verloren sie fast zur nämlichen Zeit und nahezu im gleichen Alter. Unsere nachbarlichen Paläste stiessen aneinander, und ihr Widerschein verschmolz in dem Wasser desselben Kanals, ihre verschiedenen Farben vermischend. Die Façade der Aldramins war ganz weiss und mit zwei Rosetten von rosa Marmor in ungleicher Grösse geschmückt, die wie versteinerte Blumen aussahen. Die unsere, die der Vimani, war rötlich. Die zwei oberen Stufen des Wasserthors waren durch den Gebrauch abgeschliffen und glatt, die dritte dagegen schlüpfrig und feucht, weil die Flut sie abwechselnd bedeckte und freiliess.

Fast jeden Tag geschah es, dass Aldramin sie betrat, sei es am

Morgen, am Mittag oder am Abend beim Scheine der Fackeln. Seine Gondel erzitterte, wenn er sie mit dem einen Fusse zurückstiess, um den anderen auf meine Schwelle zu setzen. Ich vernahm seine Stimme, die mich vom Rande der Treppe aus anrief, denn er sprach viel und lachte gern, und wir genossen unsere Jugend in aller Freiheit. Gewöhnlich war er es, der mich zu den Vergnügungen mit fortriss. Er lag ihnen mit ungewöhnlichem Eifer und in mannigfaltigstem Sinne ob, und er brauchte nichts weniger als den weiten Raum des Tages und die Stunden der Nacht, die er zu einer einzigen Dauer verband, um die Menge der Genüsse zu kosten, die den Kern seines Lebens ausmachten. Die Liebe nahm unter allen den ersten Platz ein. Aldramin wurde geliebt, und er liebte mich. Man sah uns fast immer zusammen, auf den Festen wie auf den Promenaden. Um noch weniger getrennt zu sein, wählten wir uns solche Geliebten, die einander freund waren und uns darum nicht von einander trennten, und wenn wir sie verliessen, fuhren wir nach den Inseln der Lagunen, um Muscheln und Fische zu schmausen. Wir fehlten bei keiner der Vergnügungen, welche die Stadt der Wollust bietet, und es giebt deren viele. Wie viele Stunden haben wir nicht in den Sprechzimmern der Nonnenklöster gesessen und zwischen die halboffenen Busenschleier der Klosterfrauen geblinzt oder ihrem Geplauder gelauscht, während wir trockenes Zuckerwerk naschten und Sorbetts schlürften! Wie manche Nacht haben wir nicht an den Spieltischen gesessen und unser Gold verloren oder Anderen ihre Zechinen abgewonnen! Wie oft sind wir nicht zur Karnevalszeit durch die Stadt getollt und haben lustige Sprünge gemacht! Wenn wir die Maskenfeste verliessen, streiften unsere Mäntel die Mauern der engen Gassen. Die Sterne verblichen am dämmernden Firmament und

wenn wir an die Kanäle kamen, blies der salzige Seewind unsere Kleider auf und wir fühlten den Hauch seines morgendlichen Kosens auf unseren erhitzten Wangen unter den buntfarbigen Masken.

So gingen unsere Jugendjahre dahin. Die Töchter Venedigs würzten und vertrieben sie uns durch ihre Liebe. Gleitende Gondeln wiegten uns in unseren müssigen Stunden; Gesang und Lachen erheiterten sie mit sanftem Ungestüm. Der Widerhall klingt noch in meinen Ohren. Die Erinnerungen an diese glücklichen Tage sind noch zahlreicher und spiegelnder als die Windungen der Kanäle. Mir ist, als hätte ich dieses Leben in alle Ewigkeit fortsetzen können, ohne nach etwas anderem Verlangen zu haben. Ich wünschte nichts um mich verändert zu sehen, ausser dem Lächeln der Schönen, damit ihre Lippen den meinen stets einen neuen Reiz boten.

Aldramin dachte nicht so. Mein Herz blutete mir, wenn ich die Fenster seines Palastes geschlossen sah, während die Rosetten von rosa Marmor auf der weissen geblümten Façade sich nach wie vor sanft zu entfalten schienen. Aldramin war fort zu einer langen Reise: er wollte die Welt kennen lernen. Drei Jahre weilte er in der Ferne, und unvermutet, wie er geschieden war, kehrte er auch wieder heim. Eines Morgens hörte ich seine Stimme, die mich vom Rande der Treppe anrief, und am Abend sass ich ihm wieder gegenüber am Spieltisch. Unser altes Leben begann von neuem, bis zu dem Tage, wo ein unerklärliches Ereignis ihn auf ewig darniederstreckte, und nun ruht er unter den Kirchenfliesen von San Stefano, die Hände über seiner blutigen Wunde gekreuzt . . . Und darum bedarf er heute meines Mundes, um sich Euch vernehmbar zu machen, und ich, Lorenzo Vimani, ich will Euch wiederholen, nicht was ich weiss, wohl aber das,

was ich mir über sein Leben ausgedacht habe, um mir seinen Tod zu erklären, und was er mir eines Abends in einem Gehölz rotschäftiger Pinien zu sagen schien, er, mein Freund Balthasar Aldramin, der Venezianer.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

»Eines Tages, o Lorenzo, stand ich mit meiner Geliebten, der Signora Balbi, an der Riva degli Schiavoni. Sie liebte es, in der Sonne zu weilen, dieweil sie blond ist und ihre Haare dann einen goldenen Schein annehmen, von dem sie meinte, dass er mir gefiele; denn sie verabsäumte nichts, was mich an ihre Schönheit fesseln konnte. Um so lange wie möglich im Sonnenschein zu bleiben, zeigte sie sich gelaunt, den Tauben, die sie umkreisten, Körner vorzuwerfen. Zu anderen Zeiten hätte ich an diesem Spiel Gefallen gefunden. Die Körner entfielen ihrer Hand wie ein goldiger Staubregen, aber ich war fühllos gegen den Reiz ihrer Anmut, und statt diese schöne Dame nach Gebühr zu bewundern, warf ich mein Auge vielmehr auf die kleinen Tiere, die sich zutraulich füttern liessen. Es waren ihrer wohl ein Dutzend. Sie hatten glatte Federn und hornschuppige Füsse, korallenfarbene Schnäbel und violettrote Kehlen. Sie waren dick und fett, und doch pickten sie begierig die Körner auf und schwellten sich mit dieser niedrigen Nahrung auf. Neue Gäste wurden angelockt. Sie liessen sich in schwerem, geschlossenem Fluge nieder. In diesem Augenblick erhob ich die Augen nach der funkelnden Lagune. Eine grosse silberweisse Möve flog mit heiserem Geschrei vorüber. Kraftvoll und schnell durchschnitt sie die Luft mit ihren scharfen Schwingen, und dieser Gegensatz gemahnte mich an mich selbst. Mir schien, als gäbe mir der Seevogel da eine heilsame Lehre. Heute hier, morgen dort, allzeit lebendig und beweglich, während die Tauben fortfuhren, auf

den warmen Steinfliesen um den unverhofften Fund zu hadern. O Lorenzo, ich verstand diese gefiederte Fabel!

»An diesem Tage war es, o Lorenzo, wo ich den Vorsatz fasste, in die Welt zu gehen und mein Vergnügen in ihrer wechselvollen Mannigfaltigkeit zu suchen. Ich schloss Dich in meine Arme, Dich, den ersten und liebsten meiner Freunde; dann nahm ich Abschied von Signora Balbi und ging zu den Bankiers. Ich legte in ihre dienstfertigen Hände so viel, als ich bedurfte, um überall, wohin ich gehen wollte, den grossen Herrn zu spielen, mich nach der Mode des Landes zu kleiden und manche Ausgabe zu machen, die mir gefiel.

»Dann reiste ich ab. Meine Gondel trug mich ans Festland. Ich empfand eine grosse Freude bei dem Gedanken, dass ich gerade vor mich hingehen könnte, ohne zu gewärtigen, dass ich wieder auf dieselbe Stelle zurückkäme, wie es so oft in den Strassen und Kanälen Venedigs geschieht, deren Biegungen uns unversehens wieder dahin zurückführen, von woher wir gekommen sind, sodass es einem am Ende ihrer krummen Pfade dünkt, als begegnete man sich in eigener Person. Das sollte fortan also anders sein, und ich war sicher, dass mein Weg mich zu etwas Neuem führen würde. Schon meine Karosse belustigte mich. Sie war breit und fest gebaut, und ich machte es mir bequem darin. Ich empfand eine ungekannte Freude, die bei jeder Drehung des Rades und jedem vorbeifliegenden Baume zunahm. Ein kleiner Hund lief unermüdlich neben den Pferden einher und bellte sie wütend an, und ich musste Thränen lachen; so konnten mich die geringsten Kleinigkeiten unterhalten.

»Ich hatte mir vorgenommen, bei der Villa meines alten Anverwandten Andrea Baldipiero anzuhalten. Sie liegt nur fünf Stunden von Mestre, und ich wollte Abschied von ihm nehmen. Diese

Villa ist ein Wunder der Baukunst und ihre Gärten sind herrlich. Der Senator pflegt sie selbst und lässt beständig in ihnen arbeiten. Er lebt die meiste Zeit dort. Die Luft ist gesund und der alte Baldipiero verdankt ihr die Kraft seines rüstigen Alters, denn er kennt keine der Krankheiten eines langen Lebens, obwohl das seine das gewöhnliche Mass weit überschritten hat. Seine Tage waren reich an glänzenden Thaten. Er hat die Welt gesehen. Er ist ein derber und ein zarter Mann, der viele Frauen geliebt hat, und in allen Landen. Er ist noch schön von Ansehen, wiewohl er sich wenig zeigt und ziemlich abgeschlossen in der Villa lebt, oder in der duftigen Einsamkeit seiner Gärten.

»Gleichwohl empfing er mich mit Wohlwollen, aber ich las eine gewisse Unruhe in seinen Zügen. Er nagte im Sprechen am Ende seiner langen weissen Perrücke und schien kaum still sitzen zu können, während ich ihm meine Abreise und das Ziel meiner Fahrt mitteilte. Er billigte beides und bot mir einige Briefe an, die mir von Nutzen sein könnten. Dann verliess er mich, um sie zu schreiben, und ich sah seine beblümte Robe im Hintergrunde der Galerie verschwinden. Der Zipfel streifte sacht über den Marmor hin und liess einen Duft von Moschus und Ambra zurück.

»Dieser Duft und das leichte Unbehagen, das er bei meinem Erscheinen nicht hatte verbergen können, brachten mich auf die Mutmassung, dass ich mitten in eine galante Angelegenheit störend hereingefallen war. Der Senator war trotz seines Alters bekannt dafür, dass er sich dieses Vergnügens, das lange Zeit seine Hauptunterhaltung und seine vornehmste Beschäftigung gewesen war, immer noch nicht entschlagen konnte. Es hiess sogar, dass er seinetwegen nicht vor gewissen Verwegenheiten zurückschrak, die ihn allen Gatten und Eltern furchtbar machten.

Er unterliess nichts, um zu seinem Ziel zu kommen, weder Gewalt, noch List, noch sonst ein mittelbares oder unmittelbares Verfahren. Sogar von Ueberraschungen und Entführungen hatte man gesprochen, aber diese waren stets so geschickt ins Werk gesetzt und so glücklich ausgeführt worden, dass darüber nur ein unbestimmtes Gerücht umlief, ohne bestimmte Thatsachen und Beweise. Vielleicht hatte ich eine dieser Unternehmungen gekreuzt, darum nahm ich mir vor, meinen Wirt nicht länger zu belästigen, sondern alsbald abzureisen, wenn ich die angebotenen Briefe empfangen hätte. Er sollte mir welche für Rom und Paris geben, denn dies waren die beiden Städte, von denen ich noch nicht wusste, welche ich zuerst besuchen sollte. Die Reise nach Frankreich lockte mich besonders, und ich neigte dazu, ihr den Vorzug zu geben.

»Als ich diesen Plan noch erwog, sah ich mich in einem grossen Wandspiegel, und ich gefiel mir darin. Mein seidener Rock, die gestickte Weste, die Schuhe mit den Diamantschnallen machten den besten Eindruck und konnten auch dem Verwöhntesten genügen. Meine Augen glänzten in besonderem Feuer. Mir schien, dass ich bei einer so glücklichen Erscheinung die gewagtesten Ansprüche an Fortuna stellen konnte, denn die schönen Damen in Frankreich sind dafür bekannt, dass sie mit ihrer Gunst nicht knausern, sobald es jemand sich angelegen sein lässt, sie durch einige dieser Feinheiten, für die sie sehr empfänglich sind, zu verdienen. Auch hatte ich eine Menge venezianischer Nippsachen und Spitzen mit, auch eine Reihe von kleinen Dosen mit Miniaturbildern, die zu Geschenken wohl geeignet waren.

»Als ich so durch die Gärten schritt, träumte ich von tausend Abenteuern, die mir nicht entgehen konnten. Die Frauen

bildeten ihren natürlichen Gegenstand. Ich sah den Zauber der Liebe sich vor mir erneuern, ohne daran zu denken, dass er allerorten derselbe bleibt und Länder und Sitten ihm nur sehr geringe Unterschiede verleihen. Ich zweifelte nicht, dass ich tausend neue Wunder und unerwartete Dinge entdecken würde. Ein plötzliches Verlangen ergriff mich, und mir war, als wäre ich bereits ins Romanland versetzt! Und nichts hätte mich mehr verwundert, als wenn man mich plötzlich daran erinnert hätte, dass ich nur einige Meilen von Venedig in den Gärten des Senators Andrea Baldipiero weilte: so erfüllte mich das Gefühl der Lostrennung von meinem gewöhnlichen Leben und den gewohnten Umständen, und ich war überzeugt, dass ich den angenehmsten und unverhofftesten Dingen entgegenging. Diese Erwartung, ich weiss nicht welcher Ueberraschung liess die einfachsten Dinge in meinem Geiste die seltsamste Gestalt annehmen. Jede Biegung der Alleen, über deren feinen, gleichmässigen Kies mein Fuss schritt, dünkte mir irgend einen ungeahnten Ausblick zu versprechen. Die Kugeln der geschnittenen Buchsbaumhecken schienen mir in ihrem grünen Eirund ein Geheimnis zu verbergen.

»In solchen Gedanken kam ich an eine Felsgrotte. Wilde Weinreben verdeckten den Eingang. In jedem anderen Augenblick wäre ich nur der unterirdischen Kühle wegen hier eingedrungen, denn es war heiss draussen, obwohl der Tag schon weit mehr als die Hälfte seines Weges zurückgelegt hatte; aber diesmal wagte ich mich nur klopfenden Herzens hinein, wie wenn die Biegungen dieser ländlichen Höhle mich an einen Ort führen müssten, von dem eine Reihe unberechenbarer Abenteuer, wo nicht mein Lebensglück abhängen würde.

»Im Inneren der Grotte war es kühl und angenehm. Die feuchten

Felswände schwitzten Wasser aus, das sich in zwei Becken sammelte. Am Deckengewölbe waren verschiedene Vogel- und Tierarten in Bronze angebracht, die der Träumerei des einsam Dahinwandelnden Gesellschaft leisteten. Hinter dem vordersten Raum dehnte sich ein zweiter, noch dunklerer Saal, und dahinter ein völlig dunkler. Man hörte nichts als den Tropfenfall des Wassers, das auf dieser natürlichen Wasseruhr die eintönigen Stunden der Stille anzeigte. Der Boden war so uneben, dass ich mir fast die Knöchel verrenkte, als ich mich im Finstern zurechtzufinden suchte. Ich kroch also durch einen engen Schlupfgang, in dem ich bald tief gebückt gehen musste. Felsspitzen streiften meine Schultern, und das gebückte Gehen begann mich zu ermüden. Aber diese Schwierigkeit hatte gewiss ihren absichtlichen Zweck; es war ein Kunstgriff, um beim Verlassen dieser Finsternis die Freude zu steigern, dass man dem Tageslicht zurückgegeben ist und wieder leichte Himmelsluft atmen kann. Ich täuschte mich nicht. Beim Verlassen der Grotte eröffnete sich ein wundervoller Ausblick über die ganzen Gartenanlagen, und zwar von der vorteilhaftesten Stelle aus, desgleichen auf die Hauptfront der Villa und die Anordnung ihrer Kolonnaden. Das Dachgeländer hob sich scharf vom reinen Himmel ab. Ich atmete den bitteren Buchsbaumgeruch und den zuckersüssen Duft der Orangenbäume.

»Indem ich diesen doppelten Balsam einsog, gewahrte ich zufällig, dass alle Fenster der Villa offen waren, nur ein einziges war sorgfältig geschlossen. Diese sonderbare Ausnahme rief meine Aufmerksamkeit wach und lenkte meine Blicke auf die beiden schweren, fest verschlossenen Fensterläden. Auf der ganzen übrigen Front liess die Sonne die Scheiben erglühen. Warum nur hier die hermetische Abschliessung? Ich war noch ganz

in diesen Gedanken versunken, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. Es war die des Senators Baldipiero. Mit der anderen reichte er mir die für mich geschriebenen Briefe. Ich bedankte mich und sprach die Absicht aus, unverzüglich weiterzureisen. Es war noch hell genug, um in Noletta Nachtquartier zu nehmen. Zu meiner grossen Verwunderung wollte er nichts davon wissen und hielt mich für die Nacht zurück. Ich nahm seine Einladung schliesslich an und wir setzten unseren Gang durch die Gärten fort. Er zeigte mir verschiedene Teile, die ich noch nicht gesehen hatte. Der Senator liess die Zipfel seiner langen geblümten Robe auf dem Sande schleifen und stützte sich im Gehen auf einen hohen Spazierstock, an dessen Griff er bisweilen nagte.

»Gewiss bedurfte Andrea Baldipiero der Stütze dieses Stockes nicht. Er war noch gesund und kräftig, obschon weisse Stoppeln die Haut seiner glattgeschorenen Backen mit harten Spitzen durchdrangen. Vor einer Statue, die das Grün eines Bosketts zierte, blieben wir stehen; er rühmte ihre Nacktheit in Ausdrücken, die seinen Sinn für schöne Formen bekundeten, und ich bewunderte namentlich die Art und Weise, wie er die Gestalt der Waldnymphe auf dem Griff seines Stockes pries, dessen Gold zwischen den Fingern seiner starken, rauhen Hand funkelte.

Die Zeit der Mahlzeit kam. Sie war lang und erlesen. Wir sassen in einem grossen runden Spiegelsaale und wurden von Negern bedient, die schweigend um uns herum gingen und kamen. Ihr Bild wurde von den Spiegeln seltsam vervielfältigt, und narrte die Augen mit ihrer unwirklichen Menge. Ihre krausen Haare waren von gelbseidenen Turbans bedeckt, auf denen bewegliche Reiherfedern nickten. Goldene Ringe hingen an ihren Ohren. Ihre schwarzen Hände schenkten den Wein von

Genzano, den ich so liebe. Je mehr wir davon tranken, desto mehr wuchs meine Zufriedenheit, während das Gesicht des Senators zusehends düsterer ward. Er liess mich schmausen und zechen, ohne Teller und Glas anzurühren. Mein Hunger verdiente gleichwohl die Nachahmung. Die Reise hatte ihn noch geschärft. Muss man sich nicht stärken, um den tausend Gelegenheiten gewachsen zu sein, die jederzeit eintreten können und von grösster Mannigfaltigkeit sind, wenn anders man den Berichten derer, welche die Welt sahen, Glauben schenken darf? Nie also hatte ich mich aufgeräumter gefühlt. Der Wein stieg mir zu Kopfe und färbte mein Gesicht mit einer gesunden, üppigen Röte, die der Senator mit Neid zu betrachten schien, obwohl er, was vollständiges Frischerhalten von Körper und Geist betraf, niemandem etwas zu neiden hatte.

»Gleichwohl glaubte ich, als ich ihn bei Lichte genauer betrachtete, sichtbare Spuren von Ermüdung auf seinem Angesicht zu lesen. War es unser langer Spaziergang durch die Gärten oder ein anderer Grund? Sah der alte Baldipiero besser aus, als er sich wirklich befand? Er war in einem Alter, wo die Kräfte sich darauf beschränken, das Leben zu unterhalten, und dazu können sie oft noch lange ausreichen, wofern man nichts von ihnen verlangt, als was ihnen frommt. Aber der Senator galt freilich dafür, dass er sich schwer an den Gedanken gewöhnen konnte, nicht mehr jung zu sein, und man sagte, dass er stets die Gelegenheit wahrnähme, es wieder zu werden, und dies mehr als gut war, wenngleich vielleicht weniger, als er wünschte.

»Allmählich kam er im Laufe der Unterhaltung auch selbst dahin, über das, was ich ahnte, offen Klage zu führen. Er pries mein Glück und stellte ihm das Elend des Alterns gegenüber.

Er drückte sich dabei mit besonderer Bitterkeit aus. Ich hörte übrigens nur zerstreut zu, denn mir schien das eine natürliche Sache, der wir alle unterworfen sind und die uns durch ihr mehr oder minder nahes Bevorstehen gemahnen sollte, die Gegenwart so gründlich wie möglich auszukosten. Darum auch trank ich, während er sprach, den Wein von Genzano tapfer weiter und liess mir etliche Früchte munden. Die Neger reichten köstliches Obst in Körben aus geflochtenem Silber herum, und ich benutzte ihren Wohlgeschmack, um meines Wirtes Gastfreiheit zu rühmen. Er entschuldigte sich sehr galant, dass ich ihn durch mein plötzliches Erscheinen ausser Stande gesetzt hätte, mir andre Unterhaltung zu bieten, als die seiner Tafel und seiner Gärten, denen er nichts hinzufügen könnte, als die Gesellschaft eines mürrischen Greises, ohne irgend ein Zubehör von Gästen und selbst ohne Begleitung von Musikanten. Ich antwortete ihm, dass mir weder nach den einen noch nach den anderen der Sinn stände, und dass mir die Einsamkeit in seiner Gesellschaft sehr angenehm wäre, wenn ich mir nicht vorwerfen müsste, die seine gestört zu haben, und dass ich Umstände, die mir das Gut seiner Unterhaltung eintrügen, wohl zu schätzen wüsste. Er liess mich ausreden, dann hob er den Kopf und erwiderte, dass meine Höflichkeit höchst schmeichelhaft für ihn wäre und dass er auch glauben wollte, dass ich im Augenblick die Wahrheit spräche, dass ich aber in kurzem anders denken würde, wenn ich mich nämlich ganz allein zwischen zwei Tücher ins Bett legen müsste, was bei jungen Leuten im allgemeinen nicht Sitte sei, zumal wenn sie die Frauen liebten.

»Bei dem Worte Frau musste ich unwillkürlich und ohne zu wissen, warum, an das geschlossene Fenster denken, dessen Anblick mich noch eben beschäftigt hatte. Ich blickte den Senator

an. Wir waren jetzt allein in dem Spiegelsaale. Die Negerbedienung war verschwunden. Mir war, als wiegte der Kronleuchter sich leicht hin und her, und sein funkelndes Beben wiederholte sich in den Spiegeln mit vertausendfachtem Lichterglanz. Ich hatte viel Genzano getrunken und zog eben eine der Feigen von Pienza ab, deren saftiges, rotes Fleisch, ich so liebte, während ich der Stimme des Senators Gehör gab. Man hätte meinen können, dass sie von weither kam und nicht mehr ihm, sondern jedem dieser Baldipieros angehörte, die ich ringsum in den zahlreichen Spiegeln gewahrte. Ich erstaunte nicht wenig, wenngleich ich mir dieses Staunens nicht klar bewusst ward, ob des seltsamen Anerbietens, das mir gemacht wurde. Denn ich erfuhr plötzlich, dass ich nur aufzustehen hätte, um in jenes Zimmer mit den verschlossenen Läden geführt zu werden, das mich vordem so beschäftigt hatte. Dort sollte ich auf einem Lager ein schlummerndes Weib finden. Ich verpflichtete mich auf Ehrenwort, dass ich nicht versuchen wollte zu erfahren, woher es kam und wer es war. Mir wurde im voraus gesagt, dass ich ohne Zweifel einigem Widerstand begegnen würde, aber man hielt mich für Manns genug, um die Oberhand zu gewinnen. Und das war ich auch. Ein plötzliches, wildes Verlangen überkam mich. Ich war aufgestanden. Alle die einzelnen Baldipieros in den Spiegeln erhoben sich zu gleicher Zeit, aber nur einer nahm mich bei der Hand und verliess mit mir den Spiegelsaal.

»Draussen war alles dunkel in der einsamen Villa. Der Senator führte mich eine Treppe hinauf. Die lange Robe meines Wirtes schleifte mit sanftem, gedämpftem Geräusch über die Marmorstufen. Meine Hacken hallten darauf wider. Nachdem wir mehrmals eine andre Richtung eingenommen, blieben wir stehen.

Ich hörte Schlüssel klirren. Ein Schlüssel ging in einem Schloss; auf geölten Angeln glitt eine Thür sanft auf und ich wurde an den Schultern vorwärts gestossen.

»Ich befand mich allein im Dunkeln. Ringsum herrschte tiefes Schweigen. Ich horchte. Mir war, als hörte ich leise, regelmässige Atemzüge. Die Dunkelheit war warm und duftig. Ich näherte mich der unsichtbaren Schläferin. Als ich ihr ganz nahe war, streckte ich die Hand aus und berührte einen zarten, nackten Körper, der schaudernd zusammen fuhr. Als ich die andre Hand auf gut Glück ausstreckte, fühlte ich ein Gesicht und einen warmen, halb geöffneten Mund . . .

»Es war eine seltsame, ungewisse Nacht, ein stummer und furchtbarer Kampf. Ihr Körper entglitt und erwehrte sich meiner Umarmung mit einer wunderbaren Kraft und Geschmeidigkeit und ohne einen anderen Laut, als den unsres keuchenden Atems. Der Kampf währte lange, aber schliesslich liessen die Kräfte der Unbekannten nach, ihre Hüften wurden schmiegsam, ihre Arme erschlafften und ihre Kniee pressten sich nicht mehr zusammen. Feuchter Schweiss netzte ihren Leib, und ihre nassen Haare klebten an meiner Wange. Ich hatte gesiegt. Stundenlang blieb ich mit diesem Körper vereinigt. Ich berührte ihn und atmete seinen Duft, ohne etwas zu sehen, mein Antlitz an das dunkle Antlitz geschmiegt. Eine wütende Lust überkam mich, zu wissen, wie es aussah, und ein ebenso wütender Grimm, dass ich dies nie erfahren würde, nur weil ich einen stumpfsinnigen Schwur gethan, durch den sich mein dumpfes Verlangen nach einem gleichgültigen Körper rächte. Ich weiss nicht genau, wieviel Zeit über diesen Liebkosungen und diesen Gedanken verstrich. Endlich befand ich mich an der Thür. Ich stiess sie mit der Schulter auf. Sie leistete Widerstand, als stemmte sich

einer von draussen mit aller Gewalt dagegen. Ich hörte ein Rauschen von Gewändern und leichte Schritte, die sich entfernten. Ich stiess abermals dagegen. Die Thür ging auf. Ich machte einige Schritte vorwärts. Dann wollte ich wieder zurück; die Dämmerung sollte mit mir in das Zimmer eindringen.. Aber mein Schwur fiel mir ein, und ich lief von dannen. Ich lief durch den ganzen Korridor und kam nach der Treppe. Das Vestibül war leer. Ich trat unter die Kolonnade. Die Morgenluft war mit Orangenduft gewürzt. Meine Karosse stand angespannt im Hofe. Ich stieg ein, und als sie sich in Fahrt gesetzt hatte, fiel ich in tiefen Schlummer.

»Die Unterhaltung, die mir die Reise bot, rüttelte mich allmählich aus der Träumerei auf, in die mich die Erinnerung an das seltsame Abenteuer versetzt hatte. Ich wusste nicht recht, was ich davon halten sollte und es erschien mir unerklärlich. Wer war dieses unbekannte, schweigsame Weib? Was bedeutete das rätselhafte Benehmen des Senators Baldipiero? War ich das Werkzeug seines Hasses und seiner Rache gewesen? Hatte er mir einfach ein Vergnügen bieten wollen, dem er durch das Mysterium, mit dem er es umgab, einen doppelten Reiz zu verleihen gedachte?

»Ich kam nach Mailand. Mein Aufenthalt zog sich in die Länge. Ich spielte und lebte in der besten Gesellschaft. Mehrere Frauen zeichneten mich aus, vor allem eine, derentwegen ich länger als einen Monat blieb; denn sie gab mir die angenehmsten Gelegenheiten, sie im Theater, auf der Promenade oder bei sich zu sehen. Sie empfing mich des Nachts bei Kerzenschein und verbarg mir nichts von ihrem Gesicht und ihrem Körper. Die Erinnerung an meine Unbekannte verblasste darob so völlig, dass ich sie fast ganz vergessen hatte, als ich nach Frankreich reiste.

»Die Annehmlichkeiten der schönen Stadt Paris schienen mir sowohl an Zahl wie an Erlesenheit alles zu überbieten, was man sich denken kann. Meine Zeit verging mir in Unterhaltungen aller Art. Es waren nicht nur Bälle, Konzerte und Komödien; die Briefe des Senators Baldipiero waren mir äusserst nützlich gewesen und verschafften mir den Zutritt zu meheren bedeutenden Persönlichkeiten. Der Taumel, in dem ich lebte, benahm mir alle Sehnsucht nach Venedig und meinen Freunden. Ueberdies schienen sie mich ja vergessen zu haben, Du wie sie, Lorenzo. So verging fast ein Jahr. Ich hatte zur Geliebte die Peronval. Sie war klein und lebhaft und tanzte entzückend. Ich folgte ihr nach London, wohin sie ihres Berufes wegen ging und wohin sie mich ihres Vergnügens halber mitnahm. Als aber Lord Brockball das seine zu offenkundig bei ihr zu suchen begann, und sie verlangte, dass das meine sich ihm anbequemte, trennten wir uns. Bei meiner Heimkehr fand ich ein grosses Packet aus Italien vor. Es enthielt einen langen Brief des Senators Baldipiero. Er sprach darin von verschiedenen Dingen und erinnerte mich an den Wein von Genzano und die Feigen von Pienza; auch berichtete er mir vom weiteren Verlaufe des Abenteuers, in das er mich zu seinem Leidwesen hineingezogen hätte, wenn auch in einer Weise, die mir nur angenehm sein konnte. Ich hätte jedoch eine sonderbare Meinung von ihm bekommen müssen, denn es ist im allgemeinen nicht gebräuchlich, seinen Platz derart einem andern einzuräumen.

»Ach, mein teurer Neffe, eines Tages werdet auch Ihr das Ungemach des Alters erfahren. Ich gab mich über das meine zu vielen Vorurteilen hin, als ich jenes schöne Mädchen, dessen Antlitz Ihr nicht gesehen habt, von dem Orte, wo es lebte, mit unendlicher Vorsicht insgeheim entführen liess.

Es war schon mehr als zwei Wochen bei mir und ich fühlte mich nicht ein einziges Mal im stande, ihm so zu begegnen, wie es nötig war. Daher die schlechte Laune, in der Ihr mich fandet. Euer Anblick reizte mich erst recht. O wie beneidete ich Euch um Eure Jugend! Und darüber kam mir der Gedanke meines nächtlichen Vorhabens. Als wir uns im Spiegelsaal zu Tische setzten, war ich fest entschlossen, Euch das geheime Gemach, in dem meine schöne Gefangene lag, zu öffnen. Ich wollte ihr dadurch zeigen, dass ich Herr ihres Schicksals war. Auch hoffte ich, dass die Begier nach ihrem Leibe im Gedanken an einen glücklichen Nebenbuhler leichter von mir weichen würde. Schon oft hatte mich von geliebten Frauen dass Bewusstsein gelöst, dass sie von einem andren besessen würden. Es ist bisweilen das beste Gegengift gegen die Liebe, wenn man seine Geliebte untreu weiss, und ich erwartete mir von dieser Unterschiebung eine heilsame Erleichterung, die Ihr mir leichten Kaufs verschaffen konntet.

Darum stiess ich Euch an den Schultern in jenes dunkle Gemach, aber ich weiss nicht, welche Neugier mich trieb, das Ohr an die Thür zu legen. Ich hörte Euer Ringen, ihr Nachgeben und ihr Gestöhn. Dann fing der Kampf von neuem an, und mit ihm das dumpfe Geräusch und das unsichtbare Getöse. O Ueberraschung! Eine unsägliche Eifersucht raste durch mein altes Fleisch und peitschte es aus seiner Starre auf. Zwanzigmal war ich nahe daran, einzudringen, und als Ihr die Thür aufstiesset, da entfloh ich über die Gänge, denn ich hätte Euren Anblick nicht ertragen, ohne Euch zu töten, und das hätte ich bedauert, denn Ihr habt mir eine Wohlthat erwiesen. Die Eifersucht hat erstaunliche Wirkungen; die meine

gab mir meine alte Kraft wieder, und ich gebrauchte sie seit jener Stunde.

Meine Gefangene schien mit ihrer Lage so zufrieden, dass ich sie auf freien Fuss setzte. Der Spiegelsaal vertausendfachte ihre Anmut und Schönheit in seinen unzähligen Spiegeln. Die Gärten hallten von ihrem leichten Schritt wieder. Es waren reizende Tage, die mein Alter Euch zu verdanken hat. Bisweilen stiegen wir in die Felsgrotten hinab, in denen ihre Stimme frischer und melodischer klang, als das Wasser, das aus den Felsspalten klangvoll in die Wasserbecken fiel. Ich war glücklich. Meine Geliebte schien mir ihre Entführung und die Sorgfalt, mit der ich mich ihrer Schönheit versichert hatte, verziehen zu haben. Ihr neues Leben schien ihr zu gefallen. Sie erlangte eine so unumschränkte Macht über meinen Geist, dass ich ihr schliesslich Euren Namen gestand. Sie weiss, wer Ihr seid. Sie hasst Euch, wie sie mich hasst.

Jeden Abend kredenzt sie mir einen Becher Genzano. Wie schön ist ihr Anblick, wenn sie die dunkle, gebauchte Flasche mit ihren feinen Fingern hebt. Der Wein rinnt in den Becher, ein altmodisches, leichtes, bläuliches Glasgefäss, das die Lippen kühl berührt. Ich führe es mit Wonne an die meinen. Ich weiss, dass der Wein, den ich trinke, sorgfältig mit Gift versetzt ist. Sie selbst mischt alltäglich einen unmerklichen Purpur hinein. Und ich fühle die Wirkungen; mein Blut erstarrt allmählich in den Adern, aber mein Leben ist es nicht wert, verteidigt zu werden, wenn sein Ende nur um so weniges beschleunigt wird. Warum einem Weibe das Vergnügen versagen, sich zu rächen? Abend für Abend trinke ich den verhängnisvollen Becher mit einem Lächeln. Aber Ihr, mein teurer Neffe, Ihr seid jung und verdient gewarnt

zu werden. Nach mir ist die Reihe an Euch; ich habe die Gefahr, die Euch droht, in den Augen dieses seltsamen Mädchens gelesen. Und ich möchte Euch vor dieser Gefahr, die Ihr laufet, warnen, um das Unrecht, das ich Euch zufügte, wieder gut zu machen. Es ist vielleicht nicht so schlimm, wie Ihr denkt. Diese unsichtbare Drohung, die stets über Eurem Haupte schwebt, wird Euch helfen, alle Dinge mit mehr Kraft und Glut auszukosten. Die Jugend vertraut zu sehr auf den kommenden Morgen. Dankt es mir also, dass ich Euren künftigen Freuden den Stachel gegeben habe, der ihnen fehlte. Lebt wohl. Meine Hände werden starr. Heute Abend hat der alte Baldipiero vielleicht seinen letzten Becher geschlürft.«

»Der Senator hatte recht. Von diesem Tage an entstand ein neues Gefühl in mir. Ich fühlte mich in einem Geisteszustand, an den ich früher nicht im Traum gedacht hätte. Also jemand stellte meinem Leben nach und trachtete danach, wenigstens in Gedanken, seinem Laufe Einhalt zu thun. Die Natur allein sollte nicht mehr das Recht haben, meine Todesstunde festzusetzen; jemand hatte es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, den Zeiger vorzurücken. Für jemand war mein Tod kein gewöhnliches Ereignis mehr, sondern eine erwünschte und erlangte Gunst von einer mir unbekannten Art, deren Tücken mich ein zufälliger Umstand pötzlich aussetzen konnte. Mehr noch: ich hatte kein Mittel, diese unsichtbare Drohung abzuwenden, noch ihrer Wirkung vorzubeugen. Die einzige Thatsache, dass ich lebte, machte mich verletzlich.

»Welch ein Umschwung! Bis dahin hatte ich sozusagen mit der Zustimmung Aller gelebt. Es bestand rings um mich ein Einvernehmen, mir im Leben zu helfen. Alle, die mich

umgaben, erboten sich zu dieser Aufgabe. Wie viele Leute, bekannte und unbekannte, arbeiteten nicht mittelbar oder unmittelbar daran, mir das erstaunliche Gut des Lebens zu verschaffen! Der Bäcker, der mein Brot knetete, und der Schneider, der meine Kleider nähte, kannten gar kein anderes Verlangen, kein anderes Ziel. Für mich wurde geerntet und Wein gekeltert. Wer nennt die unzähligen Handwerker eines einzigen Menschenlebens? Der Mensch steht im Mittelpunkt eines Kreises von Anstrengungen. Und wenn man vom Nötigen zum Ueberflüssigen übergeht: war der Barbier und der Tanzmeister nicht darauf bedacht, diesem selben Leben, dessen notwendige Bedürfnisse andere sicherten, Schmuck und Vergnügen zu verleihen? Ich war gewissermassen das gemeinsame Werk Aller. Stiess mir zufällig etwas Schlimmes zu, so zeigten sich der Arzt und der Apotheker sofort willfährig, dessen Dauer zu regeln oder seinen Folgen Halt zu gebieten. Wir scherzen gern über diese ehrbaren Leute, und wir vergessen doch, welchen Mühen sie sich unterworfen haben, bis sie im stande sind, uns dienlich zu sein. Es ist wahrlich keine leichte Arbeit, den menschlichen Körper kennen zu lernen und der Natur zu seiner Wiederherstellung abzuzwingen, was sie allmählich zerstört.

»Kurz gesagt, ich lebte von einem allgemeinen Einverständnis, das mich bis zu einem gewissen Grade den Gefahren und der Ermüdung enthob, die das Leben mit sich brächte, wenn man über das seine allein zu wachen und für sich selbst zu sorgen hätte. Man sah alle meine Bedürfnisse voraus und befriedigte sie reichlich, und man liess mir nur so viel Begierde, als gut ist, um den Menschen in heilsamer Bewegung zu erhalten. Und nun wiedersetzte sich eine Unbekannte plötzlich dieser allgemeinen Gefälligkeit! Mehr noch, sie wollte im umgekehrten Sinne

handeln. Sie erklärte sich als meine Feindin. Von all den guten Einzelwillen löste sich einer ab und stellte sich bei Seite. Dieser Wille wollte was? meinen Tod. Und er wollte ihn zur Genugthuung für eine Beleidigung, der ich nur als blindes Werkzeug gedient hatte. Sie würde ohne Zweifel ihr Ziel erreichen, vielleicht schon morgen, zumal ich weder Namen noch Gesicht dieses Weibes kannte.

»In alledem lag genug, um meine Sicherheit zu stören. Ich muss gestehen, dass dieses Gefühl mich zuerst beängstigte, aber es ging ziemlich rasch vorüber, und bald empfand ich eine eigentümliche Befriedigung. Der alte Senator Baldipiero hatte wahr gesprochen. Diese Drohung, die über meinem Haupt schwebte, war fern genug, um nicht lästig zu werden, und doch half sie mir durch die Ungewissheit meiner Zukunft, die Gegenwart besser auszuleben! Das Antlitz der Frauen bekam in meinen Augen eine ganz neue Anziehung: ich suchte darin das meiner Unbekannten. Obgleich wenig dafür sprach, dass ich sie hier treffen würde, so lag doch in dieser ganzen Geschichte zu viel Zufall, als dass man nicht hätte annehmen können, dass er fortfahren würde, sich in meine Angelegenheiten einzumischen und mich schliesslich meiner Feindin Aug in Auge gegenüberzustellen. Die Nachricht vom Tode des alten Baldipiero, die bald danach eintraf, bestärkte mich einige Zeit lang in diesen Gedanken. Der Greis hatte mir im Sterben seine Villa und die darin befindlichen Gegenstände vermacht. Ich hatte keine grosse Eile, mich in den Besitz dieses schönen Landgutes zu setzen. Denn ich liebte damals eine Dame von Rang und zollte ihr beharrlichen Tribut. Ihre Liebe liess mich alles vergessen, sowohl das Vermächtnis des Senators, wie meine lange Abwesenheit und die Drohung, vor der ich gewarnt war.

Was kümmert einen Gift oder Dolch, wenn die Liebe einen mit ihren grausamsten Spitzen durchbohrt und mit ihren tötlichsten Giften quält? . . .

»Ungefähr nach Verlauf eines Jahres, das ich teils auf Reisen zubrachte, um mich über diese unglückliche Leidenschaft hinfortzusetzen, ergriff mich ein plötzliches Verlangen, mein Vaterland, insbesondere unsre Stadt Venedig wiederzusehen. Ich befand mich damals in Amsterdam, das mit seinen Kanälen an sie gemahnt, aber ihr weder an Schönheit noch in der Färbung des Himmels gleichkommt. Ich sass an einem Spieltisch und gewann und verlor abwechselnd, als ich unter den über das grüne Tuch verstreuten Münzen eine Goldzechine fand. Ich hob sie auf und drehte sie zwischen meinen Fingern herum. Das Metall der Republik trug die Prägung des geflügelten Löwen. Unwillkürlich sah ich unser Venedig mit seinen unzähligen Wasseradern und seinem Himmel, mit seinen Palästen und Kampaniles, mit den Rosetten von rosa Marmor am Hause der Aldramin und der rötlichen Façade des Deinen, o Lorenzo, und seinen drei Wasserstufen . . . Ich stand plötzlich wieder auf der Riva Schiavoni, wie an dem Tage, der meine Abreise bestimmte, und neben mir stand die Signora Balbi. Die grosse weisse Möve flog in der durchsichtigen Luft der Lagune vorbei. Signora Balbi warf den Tauben Körner vor. Sie waren fett und wohl genährt. Mir war, als nähme ich eine in meine Hände; sie war weiss und warm und trug an ihrer wie von einem Dolchstoss durchbohrten Kehle einen blutroten Flecken.

»Einige Wochen später war ich auf dem Heimweg nach Italien. Meine Reise ging ohne Zwischenfall von statten, und ich nahm unterwegs in der Villa Aufenthalt, die mir der Senator Baldipiero vermacht hatte. Es war ein schöner Tag, und die Gärten

atmeten Wohlgeruch. Ich ging mit den Negern durch alle Zimmer und liess mir von ihnen alle Thüren öffnen, aber das eine unter allen, wo ich jene gefährliche und wollüstige Nacht verbracht hatte, vor deren verderblichen Folgen mich der alte Senator in seinem Briefe gewarnt hatte, konnte ich nicht wiederfinden. Ueberall drang die Sonne durch die Fensterscheiben; überall herrschte Ordnung und Friede. Ich liess mir das Mahl in den Spiegelsälen reichen. Ich fragte mich, ob diese ganze Geschichte nicht eine nächtliche Einbildung war, die ich dem Wein von Genzano verdankte. Selbst der Brief des Senators konnte die Fortsetzung eines Scherzes sein. Der Biedermann war nun freilich tot, aber in seinem Alter war der Tod ein zu natürliches Ereignis, als dass es eines Menschen bedurft hätte, der ihn beschleunigte. Ueberdies verschob ich die Aufklärung über alle diese Dinge auf später.

»Mein erster Besuch in Venedig, o Lorenzo, galt Dir. Wie ehedem sprang ich aus meiner bebenden Gondel und stieg die drei Stufen deiner Schwelle herauf, die durch die Bewegung des Wassers abgeschliffen waren. Wie ehedem rief ich Dich vom Rande der Treppe beim Namen, und Du antwortetest auf meinen Ruf. Ich gestehe, dass ich damals eine unerwartete Eifersucht verspürte. Du warst nicht allein, sondern in Gesellschaft eines jungen Edelmanns, der sich bei meinem Erscheinen erhob. Er war anmutig und von edler Gestalt; in der Hand hielt er ein Musikinstrument, das er mit zerstreuter Miene nachlässig auf den Tisch warf, indem er Dich mit den Blicken eines vertrauten Freundes ansah. Seine Gegenwart verursachte mir anfänglich einiges Missbehagen. War er nicht Dein Freund, und verdrängte er mich nicht von einem Platze, auf den ich ein ausschliessliches Anrecht zu haben glaubte? Aber ich

überwand diese erste Laune. Ich dachte an meine lange Abwesenheit und wie unrecht ich gethan hätte, solange von Dir fern zu bleiben, und anstatt ihm zu zürnen, dankte ich dem jungen Manne, dass er Dich in der Zeit meines treulosen Landstreichertums getröstet habe. Er nahm meine Artigkeiten mit viel Würde und Höflichkeit entgegen, und Du legtest unser beider Hände in die Deinen.

»So geschah es, dass ich gleich Dir Leonellos Freund wurde. Ich erfuhr die Einzelheiten Eurer Bekanntschaft. Leonello war aus Palermo. Seine Eltern hatten ihn, wie er sagte, nach Venedig geschickt, um sich in den Sitten des Jahrhunderts zu bilden. Er weilte schon gegen ein Jahr hier und schien seine Heimat in der unsern vergessen zu haben. Seine Schönheit war ganz sizilianisch, seine Augen lebhaft und ausdrucksvoll, die Nase fein, der Mund reizend und ohne einen Flaum, und sein Gang war anmutig. Die Kleinheit seiner Hände fiel mir auf. Bei näherer Bekanntschaft wurde mir sein Charakter ebenso lieb wegen seiner Sanftmut, wie wegen seiner Zurückhaltung. Er war kein Verehrer der Frauen und hielt sich mit Fleiss von ihnen zurück; ich glaube, er war fromm. Aber er leistete uns in unseren Vergnügungen gerne Gesellschaft, ohne sich daran zu beteiligen.

»Wir begannen die schönsten Freuden der Jugend von neuem zu geniessen. Die unsere ging schon bald zu Ende, und die seine, die in ihrem vollen Glanze stand, gab uns vergebens eine Lehre der Mässigung. Wie ehedem setzten wir uns in den Kasinos der Insel zu Tische, nicht minder an den Spieltisch. Die Papiermaske bedeckte unsere Gesichter. Wir waren fröhlich. Es ist unmöglich, in Venedig etwas anderes zu sein, und

Du und ich sind Venetianer! Leonello lächelte ernst über unsere Thorheiten.

»Der Karneval des Jahres 1779 war besonders glänzend und lebendig. Unterhaltungen gab es im Ueberfluss, und einen Tag wollten wir auch in meiner Villa verbringen. Dies verabredet, reiste ich zuerst ab, um einige Vorbereitungen zu treffen. Du, Leonello und einige Freunde sollten mir am nächsten Tage folgen, und am übernächsten sollte eine zahlreiche Gesellschaft sich dort vereinigen. Die Jahreszeit war ausnehmend mild und erlaubte, ein nächtliches Gartenfest zu veranstalten, das recht schön zu werden versprach.

»Du kamest pünktlich zum Stelldichein. Ich sah Dich zur besprochenen Stunde mit fünf meiner Freunde ankommen. Ihr waret maskiert und bildetet einen schönen Wagen voll. Ich führte Euch überall herum, um Euch die Vorbereitungen zum Fest zu zeigen. Ein Ball sollte bei Kerzenschein in der Felsgrotte stattfinden, und das Festmahl sollte im Spiegelsaale gereicht werden. Wir betraten ihn, um die Beleuchtung einer Probe zu unterwerfen. Ich hielt Leonello am Arm. Er lachte und fächelte sich mit seiner Maske Luft zu. Ich befahl den Dienern, die Fenster zu schliessen und die Vorhänge herunterzulassen, damit die Dunkelheit vollkommen wäre und man ein Urteil über die Helligkeit der Kronleuchter hätte. Wir standen im Dunkeln, denn es war pechschwarz in diesem Augenblick. Ich rief meinen Leuten zu, schnell anzuzünden, denn wir konnten nicht länger so bleiben. Plötzlich fühlte ich etwas Kaltes und Spitzes in meine Brust dringen und mich im Mittelpunkt meines Lebens erfassen, und ich hatte den Mund voller Blut. . .«

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als wir Balthasar Aldramin bei Licht wieder aufhoben, sahen

wir, dass er einen Dolch tief in der Brust trug. Die Spitze hatte wohl sein Herz getroffen, denn Aldramin war tot. Wir standen alle sieben starr und verblüfft herum. Es waren Ludovico Barbarigo, Nicolo Voredan, Antonio Pirmiani, Julio Bottarol, Octavio Vernuzzi, Leonello und ich, alle Freunde Aldramins, alle bereit, unser Leben hinzugeben, um das seine zu retten, denn wir liebten ihn, und er liebte uns. Niemals war ein Neid, ein Streit unter uns entstanden; wir waren nur vom Gefühl der Achtung und Freundschaft erfüllt.

Folglich hatte sich Balthasar Aldramin selbst getötet! Seine eigene Hand hatte den mörderischen Dolch gezückt! Aber warum hatte er sich derart den Tod gegeben? War er nicht jung, reich und glücklich? Welchen Kummer hatte er uns also insgesamt verborgen? Wir blieben starr und düster; unsere Gesichter waren weiss wie die Gypsmasse der Masken, die wir noch in den Händen hielten. Gewiss, Aldramin hatte sich selbst getötet. Wir blickten noch immer starren Auges auf seinen rätselhaften Leichnam, und derselbe ungeheuerliche und unvermeidliche Verdacht stieg gleichzeitig in jedem von uns auf. Hatte nicht doch einer von uns die Finsternis benützt, um Aldramin den Todesstoss zu geben? Die Seelen haben ihre Geheimnisse, und es giebt so viele verborgene Dinge. Aber dann, wer war dann der Thäter? Wer hatte diese dunkle Schurkenthat vollbracht? Dieser oder jener? Wer?

Ein stilles Unbehagen keimte in uns auf, und wir wagten uns nicht ins Gesicht zu sehen. Wir warfen bereits spähende Blicke in die Spiegel, die unsere Gesichter und den entseelten Körper des Balthasar Aldramin wiederspiegelten und vervielfältigten, und alle diese Leichname, die in jedem der Spiegel anders aussahen, schienen jeden von uns der That zu zeihen.

Aldramin ward in der Kirche San Stefano beigesetzt, die Hände über der roten Wunde gefaltet. Uns beunruhigte immer noch derselbe Verdacht. Barbarigo, Voredan, Pirmiani oder Bottarol: wir konnten uns nicht mehr begegnen, ohne ein unfreiwilliges Misstrauen gegeneinander zu hegen. Kaum dass wir uns die Hände zu geben wagten.

Dieses peinliche Empfinden verbitterte uns derart, dass Bottarol und Barbarigo in Streit gerieten. Sie schlugen sich unter einem frivolen Vorwand, der den wahren Grund ihres Streites decken musste. Bottarol wurde tötlich verwundet, Barbarigo musste nach dem Festland fliehen.

Ich versank in eine tiefe Traurigkeit, denn ich konnte mich über den Verlust Aldramins nicht hinfortsetzen. Leonello suchte mich zu zerstreuen. Er spielte meisterhaft verschiedene Instrumente und versuchte meine Schwermut durch ihren Klang zu verschenken. Wir sahen uns immer noch jeden Tag. Ihm gegenüber kam mir nie der geringste Verdacht in den Sinn. Er wusste mich mit Sanftmut und Freimütigkeit stets von diesem Gedanken abzubringen, sodass ich nie ein Wort von dem sagte, was mich doch so schmerzlich beschäftigte. Eines Tages begegnete ich Voredan. Er erkundigte sich nach Leonello, der seit einiger Zeit ein Zimmer in meinem Palaste bewohnte. »Hüte dich vor der Dunkelheit!« rief er mit bösem Lachen aus. Die Ungerechtigkeit dieses Verdachtes zerriss mein Herz in seiner Freundschaft für Leonello.

Da er meinen Schmerz von Tag zu Tag zunehmen sah, riet er mir zu verreisen. Er behauptete, in Rom Geschäfte zu haben, auch hätte er Briefe aus Palermo erhalten, die seine schleunige Rückkehr erheischten. Ich that, als ob ich diesem Vorwand Glauben schenkte, denn es war in der That nur ein Vorwand,

um den Aufenthaltsort zu wechseln. Das Leben in Venedig war mir verhasst. Die Glocken der Kirche San Stefano, die meinem Palast so nahe war, liessen mein Herz erzittern und belebten die grausame Erinnerung an Aldramin stets von neuem. Ich ging also auf seinen Vorschlag ein. Nach kurzer Zurüstung stiegen wir die drei Stufen der Schwelle hinunter, die durch das durchsichtige Wasser abgeschliffen waren. Mehrmals drehte ich mich nach der weissen Façade des Palazzo Aldramin um. Der Regen hatte die beiden Rosetten von rosa Marmor abgewaschen, und sie sahen aus, wie zwei zarte vernarbte Wunden.

Wir fuhren in demselben Wagen, Leonello und ich. Wir wollten unser Nachtlager in Pienza nehmen, aber der Abend überraschte uns noch weit vor der Stadt inmitten eines Pinienwaldes, in dem es sehr dunkel war. Als wir uns seinem Saume näherten, hörten wir lautes Geschrei. Eine Räuberbande umringte den Wagen. Die Kecksten schwenkten Fackeln vor den Nasen unserer aufbäumenden Pferde, während die andern mit ihren Pistolen auf uns eindrangen. Unsere Diener hatten das weite gesucht.

Vergebens suchten wir uns herauszuhauen. Unsere Degen waren machtlos. Im Handumdrehen wurde ich ergriffen und geknebelt, eine Binde legte sich auf meine Augen. Das letzte, was ich sah, war, dass Leonello sich mit den Banditen herumschlug. Dann ergriffen mich zwei Männer, der eine am Kopf, der andere an den Füssen, und ich wurde ziemlich weit fortgeschleppt. Als ich wieder auf den Füssen stand, trieb man mich mit Schlägen auf die Schultern zum Vorwärtsgehen an. Der Boden war mit Fichtennadeln wie mit Filz bedeckt und glitt unter meinen Füssen. Als wir Halt machten, wurde ich

meiner Kleider beraubt und dann an einen Pinienschaft gebunden. Die Borke scheuerte meinen Rücken, und meine Haut klebte an dem Harz.

Ich hörte Schritte um mich her. Bald entstand ein Lärm, wie bei einem Kampfe. Man liess Leonello ohne Zweifel dieselbe Behandlung angedeihen, wie mir soeben, aber er liess sie sich nicht so willig gefallen, wie das dumpfe Geräusch, das mir zu Ohren drang, zu beweisen schien. Ich zitterte, Leonello möchte bei seiner Widersetzlichkeit einen gefährlichen Streich erhalten. Ich hätte ihm am liebsten zugerufen, dass man bei solchen Händeln am besten thut, alles über sich ergehen zu lassen, und dass man nichts dabei gewinnt, wenn man dem Unvermeidlichen trotzt; aber der Knebel verschloss mir den Mund und machte mich stumm. Endlich wurde es still. Ich dachte mir, dass die Briganten ihr Ziel erreicht hätten, als plötzlich ein schallendes Gelächter ertönte, von lärmenden Rufen begleitet. Das dauerte einen Augenblick. Dann schwieg alles. Unsere Angreifer hatten sich wohl aus dem Staube gemacht und waren mit ihrem Erfolge zufrieden. Der Wind rauschte sacht in den Baumwipfeln. Nachtvögel zogen schnellen, dumpfen Fluges vorüber. Von Zeit zu Zeit fiel ein Pinienzapfen auf den feuchten Boden.

Wir befanden uns also inmitten eines einsamen Waldes, Leonello und ich, ein jeder an eine Pinie angebunden. Unsere Lage war nicht gerade erspriesslich, aber anstatt über ihre Unzuträglichkeit nachzudenken, suchte ich sie zu verbessern. Die Binde über meinen Augen hatte sich etwas gelockert, und es gelang mir, sie nach und nach zum Abgleiten zu bringen. Ich sah mich um.

Eine Fackel verflackerte auf dem Boden, in den sie gesteckt

war. Sie erleuchtete die rötlichen Stämme; an den einen sah ich eine nackte Gestalt angebunden. Es war Leonello. Ein Windstoss entfachte die Fackel von neuem. Ja, er war es. Sein weisser Körper hob sich licht von dem dunklen Hintergrund ab; aber war es ein nächtlicher Trug oder ein seltsamer Zauber? Dieser Körper war ein Frauenkörper, und doch war es Leonello. Er hatte das Gesicht abgewandt, und ich sah nur seinen Nacken und seine kurzen Haare, trotzdem war es Leonello. Ich erkannte ihn an seiner Hand, seiner kleinen, feinen Hand, die sich an die Baumrinde krampfte.

Eine Frau! Eine grausame Ueberraschung ergriff mich und ein schrecklicher Verdacht stieg in mir auf. Eine Frau! . . . Aber wozu denn diese Verkleidung, dies Geheimnis? Eine Frau? . . . Leonello war eine Frau! Der Dolchstoss, die rote Wunde, Aldramin. . .

Die Fackel verlosch allmählich. Der Knebel verschloss mir den Mund, aber die Gedanken jagten sich in meinem Hirn. Sie waren wirr und ungewiss, als sie entstanden, aber sie wurden allmählich klarer. Die Wahrheit trat zu Tage und mir war, als erzählte mir Aldramin dasselbe, was ich Euch eben wiederholt habe.

Am Morgen kam ein Holzhauer vorbei und befreite mich, indem er meine Fesseln zerschnitt. Ich war vor Schmerz und Ermüdung ohnmächtig geworden. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Boden. Ich versuchte zurückzudenken. Mein Blick schweifte nach dem Baume, an den die Gestalt, die ich für Leonello hielt, gefesselt war. Der Fleck war leer. Ohne Zweifel war es der Unbekannten gelungen, sich zu befreien und das Weite zu suchen. Ich ging nach dem Fichtenstamme. An einer Stelle hatte der Strick die Borke abgescheuert. Ich

hob ihn auf, er war zerrissen. Der Holzhauer that ihn in seinen Sack, um seine Holzbündel damit zusammenzuschnüren, und wir gingen schweigend nach seiner Hütte, wo er mir grobe Kleider gab. In ihnen erreichte ich Venedig ohne Zwischenfall. Die Glocken von San Stefano läuteten in der purpurnen Luft, und die alte Façade des Palazzo Aldramins spiegelte ihre blutfarbenen Marmorscheiben in der Flut des Kanals.

Zeichnung von Markus Behmer.





DER SCHLECHTGEFESSELTE PROMETHEUS. AUS DEM FRANZOESISCHEN DES ANDRE GIDE/ VON M. B.

(Fortsetzung.)

Letzter Teil: Die Krankheit des Damokles.

I.



IE wissen, dass es schlecht mit ihm steht, sagte der Kellner, als er Prometheus einige Tage später traf.

Mit wem?

Mit Damokles — o! sehr schlecht steht's mit ihm: — Damals, als er aus Ihrem Vortrag ging, hat er es sich zugezogen . . .

— Aber was denn?

— Die Aerzte wissen nichts Genaues; — es ist eine ganz seltene Krankheit . . . sie sprechen von einer Schrumpfung der Wirbelsäule . . .

— Der Wirbelsäule?

— Der Wirbelsäule. — Wenn nicht bald ein Wunder geschieht, wird die Sache äusserst schlimm. Er ist sehr herunter, versichere ich Ihnen, sehr herunter, und Sie sollten ihm einen Besuch machen.

— Gehen Sie oft zu ihm?

— Ich? Jeden Tag. Er bekümmert sich sehr um Kokles; ich bringe ihm Neuigkeiten über ihn.

— Warum geht der nicht selbst hin?

— Kokles? Der ist zu sehr beschäftigt. Ihre Rede, wissen Sie das nicht? hat auf ihn einen ausserordentlichen Eindruck

gemacht. Er spricht von nichts mehr sonst, als von seiner Aufopferung und bringt seine ganze Zeit damit zu, in den Strassen nach einer neuen Ohrfeige zu suchen, die einem neuen Damokles etwas Geld abwirft. Aber er hält umsonst seine andere Backe hin.

— Benachrichtigen Sie doch den Müllionär.

— Dem berichte ich jeden Tag. Und deshalb gehe ich auch jeden Tag zu Damokles.

— Aber geht denn der Müllionär nicht selbst?

— Das ist es ja, was ich ihm alle Tage sage, aber er will nicht und will nicht. Er will unbekannt bleiben. Damokles würde auf der Stelle gesund werden, kennte er seinen Wohlthäter: ich sage dem das, aber der bleibtdabei, er will sein Inkognito wahren — und ich verstehe jetzt auch was es ist: nicht Damokles interessiert ihn sondern dessen Krankheit.

— Sie sprachen davon, mich dem Herrn vorzustellen . . . ?

— Gleich, wenn Sie wollen.

Und sogleich gingen sie hin.

II.

DA wir selbst ihn zu kennen nicht das Vergnügen haben, so haben wir uns vorgenommen, ganz wenig von Zeus, dem Freunde des Kellners, zu sagen. Bloss diese einigen Sätze.

Interview des Müllionärs.

Der Kellner: — Nicht wahr, Sie sind sehr reich?

Der Müllionär, halb zu Prometheus gewendet: — Ich bin viel reicher als man sich denken kann. Du gehörst mir; er gehört mir; alles gehört mir. — Sie glauben, ich sei Bankier; ich bin was ganz anderes. Meine Thätigkeit über Paris ist verborgen, aber darum nicht weniger beträchtlich. Sie ist verborgen, weil

ich sie nicht weiter verfolge. Ja, mein Geist ist der der Initiative. Ich lanciere. Und dann, wenn einmal ein Geschäft lanciert ist, rühre ich keinen Finger mehr daran.

Der Kellner: — Und nicht wahr, Ihre Thätigkeiten sind sozusagen gratis?

Der Müllionär: — Ich allein, der allein, dessen Vermögen unendlich ist, kann mit absoluter Interesselosigkeit handeln; der Mensch nicht. Daher kommt meine Liebe zum Spiel, nicht zum Gewinn, verstehen Sie mich recht, — zum Spiel; was könnte ich gewinnen, das nicht schon vorher mein Eigen ist? Selbst die Zeit . . . wissen Sie, wie alt ich bin?

Prometheus und der Kellner: — Sie scheinen noch ganz jung zu sein.

Der Müllionär: Unterbrechen Sie mich doch nicht, Prometheus. — Ja, ich habe die Spielwut. Mein Spiel ist: den Menschen zu borgen. — Ich borge, aber ich spiele. Ich borge, aber es ist à fonds perdus; ich borge — aber mit der Miene des Schenkers. — Ich liebe es, dass man nicht weiss, dass ich borge. Ich spiele, aber ich verberge mein Spiel. Ich experimentiere; ich spiele wie ein Holländer säht; wie er eine unbekannte Zwiebel pflanzt; was ich den Menschen borge, was ich in die Menschen pflanze amüsiert mich, wenn es wächst; ich amüsiere mich damit, es wachsen zu sehen. Der Mensch wäre ohne das so leer! — Lassen Sie mich Ihnen mein letztes Experiment erzählen. Sie werden mir es zu beleuchten helfen. Hören Sie mich erst an, dann werden Sie verstehen. Sie werden verstehen.

Ich ging auf die Strasse und suchte ein Mittel, irgendeinem Schmerzen zu bereiten mit dem Geschenke, das ich einem andern machen wollte; diesem andern Vergnügen zu bereiten mit dem

Uebel, das ich dem einen zufügen wollte. Eine Ohrfeige und ein Fünfhundertfranksbillet genügten mir dazu. Dem Einen die Ohrfeige, dem andern die fünfhundert Franks. Ist das klar? Weniger klar ist nur die Art, wie Beides beiden zu applizieren.

— Ich kenne die Art, unterbrach Prometheus.

— Wie? Sie wissen? sagte Zeus.

— Damokles und Kokles sind mir begegnet; und über sie mit Ihnen zu sprechen kam ich gerade: — Damokles sucht Sie und ruft nach Ihnen; er beunruhigt sich; er ist krank; — möchten Sie sich nicht zu ihm begeben, sich ihm zeigen? Aus Mitleid!

— Lassen wir das, mein Herr, sagte Zeus; ich habe Niemandes Ratschläge nötig.

— Was habe ich Ihnen gesagt? sprach der Kellner.

Prometheus erhob sich; aber im Gehen wandte er sich noch einmal plötzlich zurück: Entschuldigen Sie, mein Herr. Verzeihen Sie eine indiskrete Bitte. Zeigen sie ihn mir, ich bitte Sie! Ich möchte ihn so gern sehen! . . .

— Wen?

— Ihren Adler.

— Aber ich habe gar keinen Adler, Verehrtester.

— Keinen Adler? Er hat keinen Adler!! Aber . . .

— Nicht um die hohle Hand damit zu füllen. Die Adler (und Zeus lachte) die Adler, ich bin es ja, der sie giebt.

Die Verblüfftheit des Prometheus war gross.

— Wissen Sie was man sagt? frug der Kellner den Bankier.

— Was sagt man denn?

— Dass Sie der liebe Gott sind!

— Ich habe davon gehört, machte der andere.

III.

PROMETHEUS suchte Damokles auf; und besuchte ihn dann öfter. Er sprach nicht jedesmal mit ihm, aber er liess sich vom Kellner berichten.

Eines Tags brachte er Kokles mit.

Der Kellner empfing sie.

— Nun, wie geht's? frug Prometheus.

— Schlecht. Sehr schlecht, antwortete der Kellner. Seit drei Tagen kann der Unglückliche nichts zu sich nehmen. Das Schicksal seiner fünfhundert Franks beschäftigt ihn unausgesetzt; überall sucht er sie und findet sie nicht; er glaubt, er habe sie gegessen, nimmt Purgantien und — sucht dann. Wenn ihm manchmal die Vernunft wiederkommt und er sich seines Abenteuers erinnert, so nur um in noch grössere Verzweiflung zu geraten. Und Ihnen giebt er Schuld daran, Kokles, weil er sich einbildet, dass Sie seine Schulden komplizieren und dass er sich nicht mehr auskennt. Die meiste Zeit deliriert er. Zu dritt sind wir des Nachts bei ihm, aber er vollführt solche tolle Sprünge im Bett, dass wir nicht schlafen können.

— Kann man ihn sehen? frug Kokles.

— Ja, aber Sie werden ihn sehr verändert finden. Die Unruhe frisst ihn auf. Er ist abgemagert, abgemagert, abgemagert sag ich Ihnen . . .! Werden Sie ihn überhaupt wiedererkennen? Und er Sie?

Auf den Fussspitzen traten sie ein.

Die letzten Tage Damokles.

Das Schlafzimmer des Damokles roch stark nach Medikamenten. Es war ein niedriges und sehr schmales Gemach, und zwei Nachtlampen gaben eine spärliche Beleuchtung. In einem Alkove sah man undeutlich den Damokles in einer schrecklichen Menge

von Kissen und Decken. Er redete auf jemand hin, obwohl niemand da war, der ihn hören konnte; seine Stimme war heiser und verschleiert. Voll Entsetzen sahen Prometheus und Kokles einander an; der im Bett hörte sie nicht herankommen, und fuhr, wie wenn er allein wäre, in seiner Geschichte fort:

— Und von diesem Tage an, schien mir auf einmal mein Leben klar zu werden und Sinn zu bekommen und dass ich nicht mehr leben könne. Diese verhassten, schrecklichen fünfhundert Franks — ich glaubte, sie jedermann schuldig zu sein und wagte nicht, sie einem zu geben, weil ich sonst alle andern beraubt hätte. Los wollte ich sie sein, ja, los wollte ich sie sein — aber wie? Die Sparkasse fiel mir ein, aber das hätte mein Uebel nur vergrössert; meine Schuld hätte sich um alle Zinsen der Schuld vermehrt; und andrerseits die Summe tot liegen zu lassen, dieser Gedanke war mir unerträglich; so dass ich die Pflicht fühlte, die Summe in Umlauf zu bringen; ich trug sie immer bei mir; regelmässig alle acht Tage wechselte ich das Papier gegen Gold, das Gold gegen Papier. Beim Wechseln verliert man nicht, gewinnt man nicht; circulärer Wahnsinn, ganz einfach.

Und zu alldem kam noch diese Tortur: dank einer Ohrfeige, die ein anderer bekam, habe ich diese fünfhundert Franks!

Eines Tags treffe ich Sie, wie Sie wissen, im Restaurant ...

— Er spricht von Ihnen, sagte der Kellner.

— Der Adler des Prometheus zerbricht eine Spiegelscheibe, sticht dem Kokles das Auge aus ... Gerettet!! — Für Nichts, glücklich, vorsehungsvoll lasse ich die Fünfhundert in die Lücke dieser Ereignisse gleiten. Keine Schuld mehr! Gerettet! — Ach, meine Herren, welch ein Irrthum ... Es ist seit jenem Tage, dass ich in Agonie liege. Wie soll ich Ihnen das nur er-

klären? Werden Sie je meine Angst begreifen? Diese fünfhundert Franks, ich schulde sie noch immer und ich habe sie nicht mehr!

Wie ein Feigling suchte ich mich meiner Schuld zu entledigen, aber ich habe keine Quittung darüber. In den schweren Träumen meiner Nächte wache ich schweissgebadet auf, werfe mich auf die Knie und rufe laut: »Herr! Herr! Wem bin ich schuldig? — Herr! Wem bin ich schuldig?« Ich weiss nichts, aber ich schulde. — Die Pflicht, meine Herren, das ist eine entsetzliche Sache; ich habe mir daran zu sterben erwählt.

Und jetzt, was mich jetzt am meisten quält, ist, dass ich sie Dir gegeben habe, diese unseligen fünfhundert, die ich schulde, Dir gegeben habe, Kokles . . . Kokles, Dein Auge gehöret Dir nicht, verstehst Du, es gehört Dir nicht, weil mir das Geld nicht gehört, mit dem ich Dir das Auge bezahlt habe. »Was besitzest Du denn, dass Du nicht empfangen hättest«, sagt die Schrift . . . empfangen von Wem? von Wem?? von Wem?? — Ich halte es nicht mehr länger aus.

Die Stimme des Unglücklichen wurde harsch und rauh und erstickte in Glucksen, Schluchzen und Thränen. Aengstlich lauschten Prometheus und Kokles; sie hatten sich bei den Händen gefasst und zitterten. Damokles begann wieder; es schien als hätte er die Beiden gesehen:

— Die Pflicht ist etwas Entsetzliches, meine Herren, aber wie viel entsetzlicher noch ist die Reue darüber, dass man sich um eine Pflicht herumschwindeln wollte . . . Als wenn die Schuld weniger existierte, wenn man sie von einem andern übernehmen lässt . . .

— Dein Auge brennt Dich, Kokles! — Kokles!! ich bin sicher, es brennt Dich, Dein Glasauge; reiss es aus! — Und wenn es

Dich nicht brennt, so sollte es Dich brennen. — Aber es gehört Dir ja gar nicht, Dein Auge ... Und wenn Dir nicht, so gehört es Deinem Bruder ... gehört es, wem nur? wem?? Wem?? —

Der Unselige weinte; er verlor den Kopf und die Kräfte; sah manchmal Kokles und Prometheus an, schien sie zu erkennen und schrie sie an:

— Aber, um Gotteswillen, verstehen Sie mich doch! Ich verlange von Ihnen ja nicht die Barmherzigkeit einer Kompresse auf meine Stirne, eines Glases Wasser, einer Limonade, — aber Verstehen! Verstehen! Helfen Sie mir doch, mich zu verstehen, aus Gnade und Barmherzigkeit! — Ich habe *dieses*, was mir da zukam, ich weiss nicht woher, nicht von wem, von wem?? von wem?? — und eines Tages will ich mich der Verpflichtung entziehen, glaube es zu können, gehe hin und mache damit, damit! anderen Geschenke! Anderen!! — dem Kokles die Gutthat eines Auges!! aber es gehört Dir das Auge nicht, Kokles! Gieb es zurück, Kokles! Aber wem? wem? wem??

Kokles und Prometheus hielten es nicht länger aus und gingen.

IV.

— Da sieht man, sagte Kokles, als er die Stiege hinunterschritt, da sieht man, welches das Schicksal eines Menschen ist, der sich an den Leiden eines anderen bereichert.

— Aber leiden Sie denn wirklich? frug Prometheus.

— Manchmal, da, an meinem Auge, sagte Kokles, an der Ohrfeige fast gar nicht mehr; das Brennen hat nachgelassen. Und ich möchte auch gar nicht, dass ich sie nicht bekommen hätte: sie hat mir meine Güte offenbart. Ich fühle mich dadurch geschmeichelt; ich bin ganz zufrieden damit. Ich muss immer

daran denken, dass mein Schmerz meinem Nächsten zur Vorsehung gedient hat und dass die ihm fünfhundert Franks eingebracht hat.

— Aber dieser Nächste stirbt daran, Kokles, sagte Prometheus.

— Sagten Sie ihm nicht, dass man seinen Adler füttern müsste? Was wollen Sie? Damokles und ich, wir konnten uns nie verstehen; unsere Gesichtspunkte sind in allen Stücken die entgegengesetztesten.

Prometheus verabschiedete sich von Kokles und lief zu Zeus, dem Bankier.

— Haben Sie Mitleid und zeigen Sie sich! sagte er zu ihm; oder geben Sie sich ihm auf irgend eine Weise zu erkennen. Der Unglückliche liegt in schrecklichem Sterben. Ich verstehe ja, dass Sie ihn töten, weil es Ihnen Vergnügen macht; aber er sollte doch wenigstens wissen, wer ihn umbringt — damit er sich auf diesem Wissen zur Ruhe legt.

Der Müllionär antwortete: — Ich will mein Prestige nicht verlieren.

V.

Das Ende des Damokles war bewundernswürdig; er fand kurz vor seiner letzten Stunde Worte, die selbst dem Gottlosesten Thränen aus den Augen rissen und die Gläubigen davon bemerken machten, dass sie wahrhaft erhebend waren. Das bemerkenswerteste Gefühl, dass er so wohl in diesen Worten aus drückte, war dieses: Die eine Hoffnung will ich wenigstens haben, dass er sich damit nicht beraubt hat.

— Wer denn? frug man.

— Jener, sagte Damokles verscheidend, jener, der mir... etwas gegeben hat.

— Nein! — es war der liebe Gott, tröstete der Kellner mit Geschick.
Und über diesem guten Wort starb Damokles.

Die Beerdigung.

— O! sagte Prometheus zu Kokles als er das Sterbezimmer verliess, — alles das ist entsetzlich! Das Ende des Damokles geht mir sehr nahe. Ist es wahr, dass mein Vortrag Ursache seiner Erkrankung war?
— Behaupten kann ich es nicht, sagte der Kellner, aber das mindestens weiss ich, dass das, was Sie über Ihren Adler sagten, ihn ungemein gepackt hat.
— Ueber unsern Adler, fügte Kokles bei.
— Ich war eben so überzeugt, sagte Prometheus.
— Deshalb haben Sie auch ihn überzeugt . . . Sie sprachen sehr lebendig . . .
— Ich dachte, dass man mich gar nicht anhört . . . und bestand darauf . . . hätte ich gewusst, dass er mir zuhört . . .
— Was hätten Sie da gesagt?
— Dasselbe, stotterte Prometheus.
— Und?
— Aber jetzt, jetzt würde ich es nicht mehr sagen.
— Sind Sie denn nicht mehr überzeugt?
— Damokles war es zu sehr. Ich habe ganz andere Ideen über den Adler.
— Wo ist er übrigens?
— Haben Sie keine Angst, Kokles, ich lasse ihn nicht aus dem Auge.
— Adieu. Ich will Trauer anlegen. Wann sehen wir uns wieder?

— Nun ... bei der Beerdigung denke ich. Ich werde da eine Rede halten, sagte Prometheus. Vielleicht kann ich damit was gut machen. Und nachher sind Sie mein Gast beim Traueressen, in demselben Restaurant, in dem wir zum erstenmal Damokles trafen.

VI.

Bei der Beerdigung waren nicht viel Leute; Damokles hatte so wenig Bekannte; sein Tod ging unbeachtet bei all denen vorbei, die sich nicht für diese Geschichte interessieren. Prometheus, Kokles und der Kellner fanden sich auf dem Kirchhof ein; und noch ein paar, die den Vortrag des Prometheus gehört und nichts zu thun hatten. Aller Blicke waren auf Prometheus gerichtet; man wusste er würde reden; man frug sich »was wird er sagen?« denn man erinnerte sich an seine Rede von früher. Das Erstaunen ging aber seinem Worte voran und davon war dieses Ursache, dass man Prometheus nicht wiedererkannte, so fett und rosig war er geworden; und ein Lächeln hatte er auf den Lippen, dass man fast unpassend fand; und also lächelnd trat er an den Rand des Grabes, drehte sich herum und sprach diese einfachen Worte:

Geschichte des Tityrus.

— Meine Herren, da Sie die Güte haben, mich anhören zu wollen, so sind die Worte der Schrift, die heute meiner kurzen Predigt als Text dienen sollen, diese:

Lasset die Toten die Toten begraben. Wir werden uns deshalb nicht mehr mit Damokles beschäftigen. — Das letztemal, dass ich Sie um mich versammelt sah, war, da Sie mich von meinem Adler reden hörten; Damokles ist daran gestorben,

lassen wir die Toten ... seinetwegen oder vielmehr dank seinem Tode habe ich jetzt meinen Adler umgebracht ...
— Seinen Adler umgebracht!!! rief jeder aus.
— Bei dieser Gelegenheit eine Anekdote ... Nehmen wir an, dass ich nichts gesagt habe.

I.

Am Anfang war Tityr.
Und da Tityr allein war langweilte er sich, da er völlig von Sümpfen umgeben war. — Doch da kam Menalk vorbei und setzte dem Tityr eine Idee in den Kopf, ein Samenkorn in die Sümpfe, die vor ihm lagen. Und diese Idee war das Korn, und dieses Korn war die Idee. Und mit Hilfe Gottes keimte das Samenkorn und wurde eine kleine Pflanze, und Tityr kniete sich abends und morgens davor hin und dankte Gott, dass er sie ihm gegeben habe. Und diese Pflanze wurde grösser, und da sie mächtige Wurzeln trieb, hatte sie auch den Boden um sich herum völlig trocken gemacht, derart, dass Tityr einen festen Boden hatte, darauf seinen Fuss zu setzen, sein Haupt zu legen und die Arbeit seiner Hände zu festigen.
Als diese Pflanze die Höhe des Tityr erreicht hatte, konnte Tityr einige Freude daraus gewinnen, in ihrem Schatten zu schlafen. Doch dieser Baum, der eine Eiche war, sollte ungeheuer gross werden; so dass die Händearbeit des Tityr gar nicht mehr genügte, die Erde um den Baum in gutem Stand zu halten, ihn zu bewässern, von Raupen zu säubern und in guter Jahreszeit die oft reiche und mannigfache Ernte seiner Früchte einzuholen. Er fügte sich deshalb noch einen Pflüger bei, und einen Gärtner und einen Jäter und einen Raupenputzer und einen Bewässerer und einige Jungen zum Früchte sammeln. Und da sich jeder

genau an seine Profession halten sollte, war einige Aussicht, dass eines jeden Arbeit gut geleistet würde.

Um die Löhnung eines jeden in Ordnung zu halten, war ein Zahlmeister nötig, der zusammen mit einem Kassierer sich in die Sorge um des Tityr Vermögen teilte; dieses wuchs wie die Eiche.

Einige Meinungsverschiedenheiten erhoben sich zwischen dem Raupenvertilger und dem Jäter gelegentlich der gesetzten Grenzen ihrer Machtbefugnisse, und Tityr sah die Notwendigkeit eines Unparteiischen ein, der sich mit zwei Advokaten versorgte, einen pro, den andern contra; Tityr nahm einen Sekretär in Dienst, der die Urteile beider gegenzeichnete, und da man nur gegenzeichnet, damit der Akt in aller Zukunft Regel und Gesetz bleibe, so war auch ein Vogt nötig. Nach und nach entstanden Häuser auf dem Boden Tityrs; man brauchte eine Strassenpolizei und eine andere für die Strassenlizenz. Tityr, von Arbeiten überhäuft, wurde krank; er liess einen Arzt kommen, der ihm riet, eine Frau zu nehmen — und da inmitten so vieler Leute Tityr nicht mehr ausreichte, wurde er gezwungen, sich einen Adjunkten zu suchen, was bewirkte, dass man ihn zum Bürgermeister ernannte. Von da ab blieben ihm nur sehr wenig Stunden der Erholung, in denen er mit der Angel fischen konnte, von den Fenstern seines Hauses aus, die nach wie vor auf den Sumpf hinausgingen.

Weiter setzte Tityr Festtage ein, damit sich sein Volk amüsiere; aber da die Vergnügungen teuer waren und keiner von den Leuten viel Geld hatte, so begann Tityr, um es allen bieten zu können, Geld für sie aufzunehmen.

Aber die Eiche in der Mitte der Ebene (denn trotz der Stadt und trotz der Anstrengung so vieler Menschen blieb es doch

immer die Ebene), die Eiche, sage ich, bot keine Mühe, so gesetzt zu werden, dass ihre eine Seite im Schatten, ihre andere in der Sonne stand. Und unter dieser Eiche, auf ihrer Schattseite, hielt Tityr Gericht; auf ihrer Sonnenseite verrichtete er seine natürlichen Bedürfnisse.

Und Tityr war glücklich, denn er fühlte sein Leben von Nutzen für die andern und ausserordentlich beschäftigt.

2.

Des Menschen Anstrengung ist kultivierbar. Tityrs immer neu ermutigte Thätigkeit schien sich zu vermehren; sein ihm natürliches Genie schuf ihm neue Geschäfte, man sah ihn schreinern, tapezieren, seine Wohnung einrichten. Man bewunderte den Geschmack seiner Tapeten und die Bequemlichkeit seiner Möbel. Industriell wie er war, excellierte er in allem Empirischen; so konstruierte er, um seine Badeschwämme an der Wand zu befestigen, ein kleines merkwürdiges Gestell, dass er nach Ablauf von vier Tagen für ganz unpraktisch befand.

Und neben seinem Zimmer liess Tityr ein anderes bauen, für die Interessen der Nation; die beiden Räume hatten den gleichen Eingang, um anzuzeigen, dass die Interessen dieselben seien; aber wegen dieses gemeinsamen Einganges, der beiden Zimmern dieselbe Luft gab, konnten die beiden Kamine nicht zusammen ziehen, woraus passierte, dass man, an kalten Tagen, in dem einen Zimmer Feuer, in dem andern bedeutenden Rauch machte. Tityr gewöhnte sich an, sein Fenster an den Tagen zu öffnen, da man heizte.

Da Tityr sich des Ganzen so annahm und für die Fortpflanzung der Gattung nicht unthätig war, kam eine Zeit, da die Schnecken

in den Alleen seines Gartens in solcher Ueberzahl promenierten, dass er aus Angst, eine zu zertreten, nicht wusste, wohin seinen Fuss setzen, was damit endete, dass er sich auf wenigste Bewegung ausser dem Hause beschränkte.

Er liess eine Leihbibliothek mit einer Dame, die das Verleihen besorgte, kommen, und nahm ein Abonnement. Und da sich die Dame Angele nannte, wurde es ihm Gewohnheit, jeden dritten Abend bei ihr zu verbringen. Auf diese Weise lernte Tityr die Metaphysik, die Algebra und die Schöpfungsgeschichte. Tityr und Angele fingen an, zusammen und mit Erfolg verschiedene gesellige Künste zu pflegen, und da Angele besonderes Gefallen an der Musik zeigte, mieteten sie einen Flügel, auf dem Angele kleine Liedchen exekutierte, die Tityr von Zeit zu Zeit für sie schrieb.

Tityr sagte zu Angele: So viel Arbeit wird mich umbringen; ich kann nicht mehr; ich fühle die Abnützung; diese Gemeinsamkeiten wecken meine Skrupeln. Diese Solidaritäten vermehren sich, wachsen, und ich nehme ab, vermindere mich. Was thun?

— Wenn wir fortgingen? sagte Angele zu ihm.

— Ich kann nicht, ich nicht: ich habe meine Eiche.

— Wenn Du sie liessest, sagte Angele.

— Meine Eiche lassen? Wo denkst Du hin!

— Ist sie nicht gross genug, um allein weiter zu wachsen?

— Aber, ich bin ja daran festgebunden.

— So binde Dich los!

Und wenige Zeit später, als er herausbekommen hatte, dass alles in allem weder die Bethätigungen, noch die Verantwortlichkeiten und verschiedenen Bedenken, ja nicht einmal die

Eiche ihn hielten, lächelte Tityr, nahm guten Wind und reiste mit der Kasse und Angele ab; am Abend des Tages kam er mit ihr den Boulevard herunter, der von der Madelaine zur Oper führt.

3.

An diesem Abend bot der Boulevard einen merkwürdigen Anblick. Man fühlte, dass sich etwas Ungewöhnliches, Feierliches vorbereitete. Eine ungeheure, ernste und erwartungsvolle Menge schob sich hin und her, füllte die Trottoirs und flutete manchmal auf die Fahrstrasse, die frei zu halten die berittenen Polizisten grösste Mühe hatten. Die mit Tischen und Stühlen überfüllten Terrassen vor den Restaurants machten das Chaos komplett und hinderten jedes Durchkommen. Manchmal schwang sich ein Ungeduldiger auf einen Stuhl, aber nur für den Moment, in dem man ihn bat, herunterzusteigen. Alles wartete sichtlich auf Etwas; man fühlte, dass auf der freigehaltenen Fahrstrasse etwas daherkommen müsse. Mit grosser Mühe konnten Tityr und Angele einen Tisch finden, den sie um teures Geld mieteten. Den Kellner, der zwei Bock brachte, frugen sie:

— Auf was wartet man denn?

— Woher kommt der Herr? frug der Kellner; weiss der Herr nicht, dass man Melibeus erwartet? Zwischen fünf und sechs kommt er hier vorbei ... warten Sie und — hören Sie nicht? Mir ist, als ob man schon seine Flöten hörte.

Vom Ende des Boulevards herauf kam das leise Tönen einer Schalmei. Die Menge wurde noch aufgeregter. Der Ton wuchs, kam näher, wurde ganz laut.

— O, wie ist das ergreifend! sagte Angele.

Die sinkende Sonne sandte ihre Strahlen von einem Ende des Boulevards zum andern. Und wie ein Stück dieses Glanzes sah man endlich Melibeus herankommen, dem der einfache Ton einer Flöte voranging. Anfangs sah man nichts weiter als so beiläufige Umrisse, als er aber näher kam:

O, wie reizend er ist! sagte Angele.

Als Melibeus vor Tityr gekommen war, hörte sein Flötenspiel auf und er blieb plötzlich stehen; er sah Angele, und man machte die Beobachtung, dass er nackt war.

— O! sagte Angele, indem sie sich an Tityr lehnte, wie ist er schön! wie breit und stark sind seine Lenden! wie herrlich seine Flöten!

Tityr war ein bisschen verlegen.

— Frag ihn doch, wo er hingeht, sagte Angele.

— Wohin gehen Sie? frug Tityr.

Melibeus antwortete: Eox Romam.

— Was hat er gesagt? frug Angele.

Tityr: Sie verstehen es nicht, Teuerste.

— So erklären Sie mir's, sagte Angele.

— Romam, fuhr Melibeus fort, — Urbem quam dicunt Romam.

Angele: — O! wie ist das köstlich, was er sagt! — Was heisst es eigentlich?

Tityr: — Ich versichere Ihnen, Angele, es ist nicht so köstlich wie Sie sagen; es heisst ganz einfach, dass er nach Rom geht.

— Rom! sagte Angele träumerisch — O! ich möchte so gerne Rom sehen!

Melibeus ergriff wieder seine Pfeifen und begann von neuem seine einfache Melodie; bei diesen Klängen sprang Angele ganz erregt auf, trat näher und als ihr Melibeus seinen Arm bot,

nahm sie ihn und beide zogen zusammen den Boulevard hinunter, weiter, immer weiter, bis sie sich in tiefster Dämmerung verloren.

Die entfesselte Menge benahm sich nun äusserst tumultuarisch. Von allen Seiten hörte man schreien, fragen: Was hat er gesagt? — Was hat er gethan? — Wer war die Frau? — Und als wenige Minuten später die Abendzeitungen erschienen, bemächtigte sich ihrer die Menge mit wilder cyclonenhafter Neugier; und man erfuhr nun, dass diese Frau Angele war und Melibeus irgend ein Nackter, der nach Italien auf dem Weg war.

Als die Neugierde befriedigt war verlief sich die Menge wie freigewordenes Wasser und die grossen Boulevards wurden leer. — Und Tityr fand sich allein wieder und vollständig von Sumpf umgeben.

Nehmen mir an, ich habe nichts gesagt.

Ein plötzlich losbrechendes Lachen schüttelte eine Weile das Auditorium.

— Meine Herren, ich bin glücklich, dass meine Geschichte Sie unterhalten hat, sagte ebenfalls lachend Prometheus. Seit dem Tode des Damokles habe ich das Geheimnis des Lachens gefunden. — Jetzt bin ich am Schluss, meine Herren; lassen Sie die Toten die Toten begraben und gehen wir schnell frühstücken.

Er nahm den Kellner unter den einen, Kokles unter den andern Arm; alles verliess den Friedhof; an dem Thor zerstreute sich der Rest der kleinen Versammlung.

Verzeihen Sie, sagte Kokles, — Ihre Erzählung war charmant und Sie haben es verstanden, uns zum Lachen zu bringen ... nur ist mir der Zusammenhang nicht klar ...

— Hätte sie einen gehabt, so hätten Sie nicht so gelacht, sagte Prometheus; suchen Sie darin nicht allzuviel Sinn; — ich

wollte Sie nur ein bisschen zerstreuen und bin glücklich, dass es mir gelungen ist; war ich Ihnen das nicht schuldig? ich habe Sie das andere mal so sehr gelangweilt.

Sie kamen wieder auf die Boulevards.

— Wo gehen wir hin? frug der Kellner.

— In Ihr Restaurant, wenn Sie nichts dagegen haben, zur Erinnerung an unser erstes Zusammentreffen.

— Aber Sie gehen ja daran vorbei, sagte der Kellner.

— Ich erkenne ja den Eingang gar nicht mehr wieder.

— Weil er ganz neu hergestellt ist, jene . . .

— Ich vergass! . . . ich vergass, dass mein Adler . . . Aber seien Sie beruhigt: er fängt nicht wieder an.

— Ist das wahr, frug Kokles, was Sie sagten?

— Was?

— Das Sie ihn getötet haben?

— Und jetzt gehen wir ihn verspeisen . . . Zweifeln Sie noch daran? sagte Prometheus und haben Sie mich denn nicht angesehen? Hätte ich mich sonst zu lachen getraut? — Und war ich nicht schrecklich mager?

— Das waren Sie wahrhaftig.

— Er frass mich schon genug lang; ich fand, dass nun die Reihe an mir ist. — Zu Tisch, meine Herren, zu Tisch! — Kellner . . . bedienen Sie nicht: nehmen Sie, ein letztes Zeichen der Erinnerung an ihn, den Platz des Damokles ein.

Das Mal war lustiger als es hier zu erzählen erlaubt ist, und der Adler wurde delikat gefunden. Beim Dessert trank jeder der Drei auf die Gesundheit des Adlers.

— War er denn zu gar nichts gut? frug man.

— Sagen Sie das nicht, Kokles! — sein Fleisch hat uns gespeist.
— Wenn ich ihn frug, gab er keine Antwort . . . Aber ich esse ihn ohne irgend ein Gefühl des Grolles: hätte er mir weniger Schmerzen bereitet, so wäre er weniger fett geworden; und weniger fett hätte er uns weniger gut geschmeckt.
— Was bleibt von seiner ehemaligen Schönheit?
— Ich habe mir alle seine Federn aufgehoben.
Mit einer von Ihnen schreibe ich dieses kleine Buch; möchten Sie es, seltener Freund, nicht gar zu schlecht finden.

Zeichnung von Markus Behmer.



KOMETENTANZ / ASTRALE PANTOMIME IN ZWEI AUFZUEGEN VON PAUL SCHEERBART. OTTO JULIUS BIERBAUM GEWIDMET.

Personen:

Drei grosse Kometen.
Sieben kleinere Sterne.
Der Vollmond.
Der König.
Erste Gemahlin des Königs.
Zweite Gemahlin des Königs.
Die begeisterte Zofe.
Der Scharfrichter.
Die lustige Person.
Der Zauberer.
Der Dichter.
Wandelsterne.
Haremsfrauen.
Henkersknechte.
Spielleute.
Hofleute.
Dienstpersonal.

I. AUFZUG.

Die Nachtigallen.

VIELE Vogelstimmen — besonders Nachtigallen — sind zu hören — erst leiser — und dann immer lauter und heftiger.

Währenddem geht der Vorhang langsam in die Höhe, und ein Nachthimmel mit unzähligen flimmernden Sternen ist zu sehen. Zu beiden Seiten der Bühne werden allmählich hohe Rosenhecken, Myrthen- und Oleandergebüsche sichtbar. Der weisse, unregelmässig mit schwarzen zackigen Sternen übersäte Fliesenboden geht weit in den Hintergrund hinein und wird langsam immer heller.

Rechts liegt auf einer Marmorbank der Dichter mit einer Guitarre im Arme. Der Dichter hat einen blonden wohlgepflegten Spitzbart, aber seine Kleider sind braun und grau und sehr vernachlässigt. Er sieht die Kulissen an und schüttelt den Kopf, sieht das Publikum an und erschrickt — es ist ein sehr junger recht leichtsinniger Dichter.

Eine Sternschnuppe zieht langsam schräge durch den Himmel. Der Dichter erhebt sich hastig.

Die Gegend ist ziemlich dunkel, nur die weissen Fliesen leuchten, sodass die schwarzen zackigen Sterne recht deutlich aus dem Fliesenboden heraustreten.

Leise Sphärenmusik ertönt.

Die Nachtigallen sind immer noch zu hören, doch die Vögel sind nicht mehr so laut wie am Anfange.

Der Dichter setzt sich wieder auf die Marmorbank und begleitet die Sphärenmusik mit Guitarrenklängen.

Eine zweite und dritte Sternschnuppe durchzieht den Himmel.

Die Nachtigallen verstummen.

Die Sphärenmusik springt plötzlich in ein hastiges wirbelndes Tempo hinein, klingt aber dabei immer leiser — immer leiser.

Die lustige Person kommt.

Auf den Zehen schleicht vorsichtig die lustige Person zur Marmorbank, erschrickt beim Anblick des Dichters und deutet mit dem Zeigefinger am Munde an, dass man still sein müsse.

Die Nachtigallen schlagen wie aus weiter Ferne.

Die lustige Person ist nicht mehr jung und glatt rasiert, und natürlich ein Mann, ihre Kleider sind bunt und karriert und

eng anliegend. Das Gesicht der lustigen Person zuckt so, als wenns immerzu lachen möchte — und sichs verkneifen soll.
Der Dichter hängt seine Guitarre über den Rücken, und die lustige Person nimmt auf der Marmorbank neben dem Dichter Platz. Beide starren schweigend in den Weltraum, in dem die Sterne funkeln, zwischen denen jetzt mehrere hellblaue, grüne und rote Meteore langsam wie Schneeflocken durchrieseln.
Die Sphärenmusik ist ruhiger und gleichzeitig reicher und stärker geworden.
Diener mit hohen milchweissen Stocklaternen in Oktaëderform, die alles hell machen, bringen eine Menge astronomischer und astrologischer Geräte herbei — Quadranten, Astrolabien, ein grosses Fernrohr und einen anderthalb Meter hohen schwarzen Himmelsglobus, auf dem die Sterne durch Brillanten markiert sind.
Der Globus wird in die Mitte der Bühne gestellt.
Die Diener tragen sämtlich weisse Mützen in fünfeckiger Zackensternform, ihre Kleider sind faltenreich und breit gestreift in einfachen Farben.
Die astronomischen und astrologischen Instrumente werden rechts und links vor den Gebüschen aufgestellt.
Die Instrumente glänzen, und der Globus glänzt auch.

Grimassen-Intermezzo.

DIE lustige Person streichelt und küsst die Instrumente und breitet vor ihnen mit lächerlicher Verzückung die Arme aus. Vor dem Globus fällt er auf beide Kniee und faltet die Hände. Die Diener krümmen sich vor Lachen, aber es kommt kein Ton über ihre Lippen; sie verzerren das Gesicht zu fürchterlichen Grimassen.

Durch die Sphärenmusik geht ein dumpfes Grollen.
Die begeisterte Zofe erscheint im Hintergrunde.
Und was die lustige Person, die vor dem Globus auf den Knieen liegen bleibt, zum Spotte that, thut jetzt die Zofe mit rührender, aber komisch wirkender Andacht. Dabei hat sie einen langen Staubwedel aus grünen Federn als Abzeichen ihrer Zofenwürde in der Hand. Sie bedient sich nebenbei des Staubwedels zur Säuberung der Instrumente.
Die Diener in hockender Stellung schneiden noch mehr Grimassen, die Zofe springt schliesslich, nachdem sie allen Instrumenten ihre Verehrung bezeigt hat, mit Hilfe von zwei Dienern auf den Globus und dreht sich dort in seliger Verzückung um sich selbst und greift mit den Händen immerzu nach oben, als wollte sie die Sterne des Himmels zu sich herunter ziehen.
Die Zofe trägt ein hellblaues bis zum Knie reichendes Kleid, das ganz mit silberblanken Mondsicheln bedeckt ist. Auf den Schultern trägt sie zwei silberblanke Vollmonde wie Epaulettes.
Mondsicheln wie Vollmonde sind kleine Gesichtsmasken. Als Kopfbedeckung trägt die Zofe eine weisse Federkrone; die Federn schwanken hin und her. Zwei silberblanke scheibenartige Halbmonde — ebenfalls mit Gesichtsmaske — bilden auf dem Rücken der Zofe zwei Flügel, die mit der krummen Linie am Körper haften.
Ein Diener springt plötzlich mit erhobenen Armen aus dem Gebüsch und klatscht in die Hände.
Und alle stehen steif und ernst wie Stöcke da — auch die lustige Person und der Dichter.
Die weissen Laternen leuchten jetzt rechts und links wie zwei schnurgrade Lichtketten.

Die Zofe springt vom Globus herunter und verschwindet im Hintergrunde.

Der König und sein Gefolge.

DER König erscheint.

Der Dichter und die lustige Person heben den rechten Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger steif gen Himmel und verneigen sich — das ist der bei Hofe übliche Himmelsgruss, der dem Könige bei allen möglichen Gelegenheiten dargebracht wird.

Der König hat hellblonde Locken und nur sehr wenig Barthaare, er trägt einen weiten schwarzen Sammetrock, der bis zum Knie reicht und durch einen Smaragdgürtel zusammengehalten wird; Smaragde sitzen auch oben am Kragen, an den Aermelaufschlägen, auf der Scheide des krummen Säbels und am oberen Rande der schwarzen Lackstulpstiefel. Ein Smaragdorden in Zackensternform glitzert auf der rechten Brustseite und die grössten Smaragde brennen in der goldenen Krone des Königs. Fingerringe trägt der König nicht. Er ist wie alle Könige seiner Zeit mit seiner Umgebung sehr wenig zufrieden, seine Haltung ist nachlässig und etwas müde — es ist ein noch sehr jugendlicher, sehr schwärmerischer König.

Die Hofleute, die sich im Gefolge des Königs befinden, gehören allen Menschenrassen des Erdballs an — zumeist neuen Mischrassen. Da die Geschichte natürlich in fernster Zukunft spielt, so sind die Kostüme der Hofleute freiste Kompositionen der historischen Trachten mit vielen phantastischen Zuthaten; polnische Pelzmützen werden zu japanischen Gewändern getragen, Turbane zu europäischen Fracks und schottischen

Kniehosen, indianerhafte Federkronen zu ungarischen Husarenkleidern, Zylinderhüte zu chinesischen Mandarinenmänteln u. s. w. u. s. w.

Alle tragen sternartige Brillantenorden, teils auf der Schulter oder auf der Brust, teils an der Kopfbedeckung oder an den Armen. Jeder hat ausserdem — mit Ausnahme des Scharfrichters — einen krummen Säbel in reich mit Steinen besetzter Scheide. Alle Kleider sind ziemlich bunt, doch ist die knallrote Farbe ängstlich vermieden. Nur der Scharfrichter geht in seinem Havelock, der knallrot ist; sein spitzer altspanischer Cylinder ist ebenfalls knallrot; sein grades breites Schwert steckt in knallroter Scheide. Der Scharfrichter fällt ausserdem durch schwarze Stulpenhandschuhe, schwarze Gesichtsfarbe und schwarzen Spitzbart auf.

Neben dem Scharfrichter schreitet würdevoll der grosse Zauberer einher in hoher schwarzer assyrischer Mütze und langem schwarzem Kaftan mit weiten Aermeln; Mütze und Kaftan sind mit weissen Sternbildern verziert, an der Mütze ragen über Stirn und Ohren drei Pfauenfedern empor. Ein langer schwarzer Vollbart wallt auf des Zauberers Brust hernieder.

Nach der feierlichen Begrüssung des Königs, bei der viele Hofleute mit dem rechten Zeigefinger aparte Linien und Schnörkel durch die Luft ziehen, werden kleine pilzartige Stühle herumgestellt, auf denen die Versammelten sich allmählich niederlassen. Doch bleiben viele Hofleute vorn in der Nähe des Königs stehen.

Die Sphärenmusik klingt holprig.

Der Harem kommt.

DER König sieht durchs grosse Fernrohr, streichelt den Himmelsglobus und die astronomischen und astrologischen Instrumente und macht unbewusst ein paar pantomimische Bewegungen der lustigen Person nach. Die Diener, die rechts und links die hohen Stocklaternen halten, beissen sich in die Lippen.

Trommel- und Paukenwirbel erschallt nun rechts und links und die Spielleute treten aus den Gebüschen heraus.

Dann tanzen von allen Seiten die Haremsdamen herbei. Sie begrüssen den König, der sich auf die Marmorbank rechts gesetzt hat, wie üblich mit hoch erhobenem rechten Zeigefinger. Zuletzt kommen die beiden Gemahlinnen des Königs. Sie haben hellgrüne Kleider an, die bis zum Knie reichen und mit kleinen goldenen Schweifkometen garniert sind; jede Gemahlin trägt jedoch ein besonderes Hellgrün.

Auf dem Kopfe haben die Beiden Kronen aus goldenen Kometenschweifen.

Von den anderen Haremsdamen hat jede ein Kleid von besonderer Farbe; die Kleider reichen bis zum Knie und sind mit goldenen und silbernen Sternen und Sternbildern garniert. Die Kleider der Damen sind einfarbig, aber äusserst grell, während die Kleider der Hofleute sich durch gedämpfte und geschmackvolle Farbenzusammenstellung abheben.

Alle Damen haben auf dem Rücken goldene oder silberne Mondsicheln mit Gesichtsmasken als Flügel und ausser den Königinnen keinen Kopfschmuck und dunkelfarbige Strümpfe. Die Sphärenmusik verfällt in ein heftig wirbelndes aufreizendes Tanztempo.

Die Hofleute entbieten auch den Haremsdamen den Himmelsgruss — aber mit der linken Hand und dem linken kleinen Finger.

Mondgavotte.

UND wie ein Sturmwind kommt die begeisterte Zofe aus dem Hintergrunde nach vorn gelaufen — und ihr folgen sieben Damen in Mondpierrottracht.

Die Zofe springt mit einem Satz auf den Globus und hebt wie die Pierrots den rechten Zeigefinger gen Himmel und hält den Finger lange oben.

Die Zofe hat jetzt einen silberblanken, kugelrunden Vollmond mit Gesichtsmaske, als Hut aufm Kopf und noch immer ihren grünen Staubwedel in der linken Hand. Die Pierrots — alle sieben in Weiss — haben goldene Vollmonde in Faustgrösse vorn als Knöpfe, etwas grössere auf den Schultern, Ellbogen und Knieen und an den Schuhhacken — ausserdem goldenen Mondhut und goldene Vollmondflügel in Scheibenform.

Die Pierrots tanzen mit sieben Damen in Blau eine Gavotte; die blauen Farben sind aber ganz verschiedenartig und nicht wie das Zofenkleid.

Die Zofe dirigiert die Gavotte, indem sie den Staubwedel wie einen Taktstock handhabt.

Die Spielleute spielen rechts und links neben den Stocklaternen. Die Hofleute und die anderen Haremsdamen bilden einen Halbkreis um die Tanzenden, die sich öfters gegen die Marmorbank, auf der der König mit dem Scharfrichter sitzt, verneigen.

Der König lächelt zuweilen — es ist aber ein sehr müdes Lächeln.

Leoniden-Polonaise.

NACHDEM die Zofe mit Hilfe ihrer sieben Pierrots vom Globus runtergesprungen ist und sich wieder ihre Federkrone an Stelle des Mondhutes aufgesetzt hat, bittet sie den Scharfrichter näher zu treten und nun auch auf den Globus zu steigen — was nach einigem Sträuben mit Hilfe einiger Diener geschieht, während sich die Damen des Harems — auch die Pierrots — die Mondhüte abnehmen und Kometenschweife aus Federn auf den Kopf setzen.

Sämtliche Haremsdamen, die im folgenden als Sternschnuppen aus dem Leonidenschwarm mit kopfgrossen Spiegeln in der rechten Hand ein kleines Gefunkel erzeugen, fordern die anwesenden Hofleute zu einer Polonaise auf.

Der König tanzt nicht mit. Auch der Zaubrer, der Dichter und die lustige Person, die in der Nähe des Königs bleiben, tanzen nicht mit.

Der Scharfrichter sieht recht hilflos aus, sodass alle verstohlen über ihn lächeln.

Die beiden Königinnen führen die Polonaise als erstes Paar.

Die Polonaise windet sich öfters um den Globus, seitwärts und nach hinten hin.

Es fallen jedoch plötzlich unter zischenden Sphärenklängen sehr viele Sternschnuppen schräge vom Himmel herunter, sodass alle furchtbar erschrecken.

Durch den Schreck wird die Ordnung gestört.

Und unter erschrockenem Hin- und Herrennen löst sich die Leoniden-Polonaise unvermittelt auf.

Während die Sphärenmusik wieder in nervösem Tempo dahinjagt, versucht der Scharfrichter möglichst rasch vom Globus

runterzukommen. Da jedoch die Diener auch von der allgemeinen Verwirrung ergriffen werden, muss ihm der König mit der lustigen Person herunterhelfen. Der Zauberer und der Dichter kommen zu spät.

Alle erschrecken über dieses Intermezzo mehr als über den unerwarteten Sternschnuppenfall.

Horoskop-Menuett.

DIE Pierrots jagen nun die verwirrten Paare schnell zur Seite, der Himmelsglobus wird durch einen bunten Lappen, der Amerika darstellen soll, zu einem Erdglobus gemacht, die erste Gemahlin des Königs steigt auf den Globus — und mit Hilfe des Zauberers wird der Dame auf dem Erdglobus von den sieben Pierrots das Horoskop gestellt.

Die Diener mit den milchweissen Stocklaternen bilden hinter dem Globus in grossem Bogen einen Halbkreis und drängen dabei die Hofleute, Spielleute und die anderen Haremsdamen und Diener nach rechts und links und in den Hintergrund.

Der Merkur-Pierrot hat jetzt den usuellen Flügelhut aufm Kopf und in jeder Hand eine furchtbar lachende Gauner-Gesichtsmaske.

Der Venus-Pierrot hat ganz besonderes blondes Haar, das fast bis zum Knie reicht, einen Abendstern auf der Stirn und einen Spiegel in beiden Händen.

Der Mars-Pierrot hat eine polnische Husarenpelzmütze aufm Kopf und in jeder Hand eine grosse Pistole.

Der Jupiter-Pierrot hat die usuellen Zeuslocken nebst Zeusbart — Scepter und Reichsapfel in den Händen.

Der Saturn-Pierrot trägt einen europäischen Herrencylinder,

der sehr glänzt, und einen steifen Halskragen, der oben und unten aus schwarzen und weissen Ringen besteht, sodass der Kragen einer Schiessscheibe ähnt; der Kragen geht weit über die Schultern hinaus und kann mit dem Kinn leicht vorn an die Brust gedrückt werden, sodass zuweilen die ganzen Ringe zu sehen sind.

Der Mond-Pierrot trägt unverändert das Kostüm, das für die Mondgavotte vorgeschrieben wurde.

Der Sonnen-Pierrot muss seinen grösseren Sonnengesichtsmaskenhut, der mit Schönheitspflästerchen stark beklebt ist, oft mit beiden Händen festhalten.

Der Zauberer verändert fortwährend die Konstellation; er sucht dieselbe immer noch zu verbessern. Die Pierrots tanzen währenddem auf ihren Plätzen unverdrossen Menuett, wobei sie sich die fehlenden Partnerinnen zudenken und auch gelegentlich Solotänze zur Geltung bringen.

Nachdem der ersten Gemahlin das Horoskop gestellt ist, wofür sie sich durch Solotänze aufm Globus bedankt, wird auch der zweiten Gemahlin in ähnlicher Weise das Horoskop gestellt — nur muss es damit etwas wilder zugehen.

Schliesslich soll dem Könige, der diesen ganzen Tanzzauber natürlich abgeschmackt und entsetzlich findet, ebenfalls das Horoskop gestellt werden.

Der König lässt durch die Zofe seine Krone auf den Erdglobus legen.

Bei der Feststellung der Konstellation wird aber die Krone durch den Halskragen des Saturn-Pierrots runtergeworfen — und furchtbares Halloh beendet das Horoskopmenuett.

Die lustige Person biegt die Krone wieder zurecht — und der König ist sehr böse — seine Stirnfalten sehen sehr drohend aus.

DA der König sehr ärgerlich ist, beeilen sich natürlich Alle die nächste Nummer zur Ausführung zu bringen.

Eine fast ängstliche Hast kommt in Hof und Musik; man fürchtet sich ein bischen vor dem Könige — denn die gesamten Arrangements des Harems haben wohl die Absicht, den König zu erfreuen und zu ehren, es lässt sich aber auch nicht leugnen, dass Manches nach Verspottung der astralen Neigungen des Königs schmecken könnte.

Und so bringen denn die Diener schleunigst die grossen Saturnringe heran. Und aus dem Globus wird ein schwarzer Saturn mit zwei weissen Ringen und einem grauen; die Ringe liegen etwas schräge — hinten höher — auf fester Unterlage.

Und nun wird der ganze Saturn wie ein Weltwunder umtanzt — Hand in Hand.

Es tanzen danach die Pierrots auf den Ringen, während die Zofe auf dem Globus tanzt.

Und dann tanzen die beiden Königinnen zusammen auf dem Globus, während die Haremsdamen in Frauenkleidern auf den Ringen tanzen.

Alle haben ausser den beiden Königinnen breitkrempige Saturnhüte auf, die dem grossen Globus mit den Ringen nachgebildet sind.

Die Tänze werden immer hastiger, denn der König wird sehr ungeduldig.

Einmal wird er noch gemütlich und veranlasst den Dichter und die lustige Person, mitzutanzen. Dann aber gehts mit der guten Laune pfeilschnell bergab.

Die Diener mit den Stocklaternen müssen ebenfalls den Saturn umtanzen.

Indessen — da der König bald wieder sehr grimmig aussieht, so giebt die Zofe ein Zeichen, das Stillstehen gebietet.
Und Alle stehen still.
Die Nachtigallen schlagen.
Die Sphärenmusik brummt in tiefsten Basstönen, während der König aufmerksam seine glänzenden Lackstiefelspitzen betrachtet.

Der Zofenwalzer.

DIE Zofe oben auf dem Globus schiebt ihren Saturnhut ins Genick, giebt den Dienern wieder ein Zeichen — und die grossen drei Saturnringe werden einzeln über den Kopf der sich bückenden Zofe hinweg abgenommen und weggetragen.
Die Zofe lässt von den Spielleuten ihren Walzer spielen, springt vergnügt runter vom Globus und fordert den König zum Mittanzen auf — der aber giebt ihr den Scharfrichter zum Tänzer.
Und bald wird ein schwungvoller Walzer von den Hofleuten und Haremsdamen getanzt. Die Diener mit den Stocklaternen stellen sich mit dem Rücken gegen den Globus und bilden einen Kreis um ihn.
Leider werden nun von einigen Uebermütigen ein paar astronomische Instrumente mit in den Arm genommen — und dieser Uebermut findet solchen Anklang, dass bald ausser Globus und Fernrohr alle Instrumente den Zofenwalzer mittanzen.
Wie das der König sieht, schreitet er tiefernst in die Mitte und verbietet das weitere Tanzen.
Die Instrumente werden wieder rechts und links an die richtigen Stellen gesetzt. Die Stocklaternen stehen auch bald wieder rechts und links wie am Anfange.

Der König hat seine linke Hand auf den Himmelsglobus gelegt und lässt traurig den Kopf auf die Brust sinken.
Die Nachtigallen sind wieder sehr laut.
Die Menschen sind still.
Leise Sphärenmusik wogt auf und nieder.
Nur einzelne der Haremsdamen behalten ihre Saturnhüte auf, die meisten Damen geben ihre Hüte den Dienern und seufzen.

Der König und der Dichter.

DER Zaubrer nähert sich ehrfurchtsvoll dem Könige. Doch der König verlangt nach dem Dichter.
Wie der Dichter vor dem Könige steht, deutet dieser mit tiefer Verachtung auf seinen Hof und seinen Harem, dann mit verklärter Miene auf die Sterne des Himmels, auf die Instrumente, auf sich selbst — und zuletzt auf des Dichters Guitarre. Dieses Pantomimenspiel wiederholt sich ein paarmal mit Variationen. Der Dichter wiederholt zögernd ebenfalls die Bewegungen des Königs — deutet mit seinem Zeigefinger auf Hof, Harem, Sterne, Instrumente, König und Guitarre — zuletzt aber noch auf seine eigene Stirn — nimmt danach die Guitarre von der Schulter ab und wirft sie dem Könige vor die Füsse — dreht ihm dabei den Rücken.

Der König erschrickt, die Nachtigallen schlagen, leise Sphärenmusik wogt auf und nieder, und ein Schwanken geht durch die Reihen der Hofleute, die Haremsdamen zittern vor Erregung.

Der König legt milde seine linke Hand auf des Dichters linke Schulter — doch dieser Dichter schüttelt die Hand ab.
Da winkt der König seinem Scharfrichter.

Der Scharfrichter.

DER Scharfrichter pfeift seine knallroten Henkersknechte heran und zieht sein breites grades Schwert aus der Scheide.

Der Dichter wird von den roten Henkersknechten gefesselt und in eine knieende Stellung gebracht. Die Ketten klingen.

Es wird sehr still auf der ganzen Bühne, man hört nur das Zähneklappern der Hofleute und das Rascheln der zitternden Damenkleider.

Der Scharfrichter lässt sich von seinen Untergebenen sein breites grades Schwert schleifen, was sehr umständlich und klangvoll geschieht.

Während alle mit entsetzten Blicken die Exekution erwarten, wird die Sphärenmusik lauter — sie ist aber sanft und säuselnd wie fernes Schilfgeflüster.

Der Scharfrichter nimmt sein Schwert in die Hand, prüft seine Schärfe und will seines Amtes in der üblichen Weise warten.

Da springt der Zaubrer vor und kniet vor dem König — händeringend, springt wieder auf und hält dem Scharfrichter den Arm fest, wiederholt Beides und reisst dabei seine Pfauenfedern von seiner Mütze und fuchtelt mit denen immerzu in der Luft herum — mit geisterhaften Geberden.

Und der König winkt den Scharfrichter an seine Seite — und der steckt sein Schwert wieder in die Scheide.

Die Henkersknechte müssen sich zurückziehen.

Die Sphärenmusik wird prickelnd und prunkend wie ein Zaubergarten.

Der Dichter setzt sich auf den Fliesenboden und rasselt mit den Ketten.

Der Zauberer.

DER Zauberer nimmt seine Pfauenfedern in die rechte Hand und erhebt sie und zieht mit ihnen magische Schneckenlinien durch die Luft, indem er immer wieder rückwärts geht.

Und alle Sterne des Himmels fallen gleichmässig senkrecht vom Himmel herunter.

Eine unheimliche, summende und zirpende Sphärenmusik ertönt.

Der König geht aufgeregt und schwankend mit seinen zitternden Frauen, Hofleuten und Dienern, die alle schrecklich die Augen aufreissen und sich mit den Fingernägeln das Gesicht zerkrallen, dem Hintergrunde zu.

Der Dichter kriecht zur Marmorbank und setzt sich auf die Marmorbank.

Alle Männer und Frauen schwanken beim Fallen der Sterne hin und her und zeigen durch Armbewegungen an, dass sie die Empfindung haben, mit dem ganzen Fliesenboden und den nebenstehenden Gebüschen in den Himmel gehoben zu werden.

Die Sterne des Himmels.

BUNTE Dampfwolken steigen vorne auf, und der König mit seinem Hofe wird unsichtbar.

Grosse runde Weltsterne — ein bis fünf Meter hohe Kugeln — ziehen langsam durch die Wolken vorüber.

Die Sphärenmusik wird immer wilder und wilder.

Ein lachender Vollmond mit grosser Gesichtsmaske steht bald oben mitten in den Wolken ganz still.

Schweifkometen hüpfen rechts und links neben dem Vollmonde wie Hampelmänner auf und nieder.

Während die Sphärenmusik sehr rasch dahinstürmt, werden die Gardinen langsam zugezogen.
Mit einem Paukenwirbel endet die rasende Sphärenmusik.

II. AUFZUG.

Tanz der drei grossen Kometen.

DER König befindet sich noch wie gegen Ende des ersten Aufzuges mit seinen Hofleuten und seinen Haremsdamen im Hintergrunde der Bühne.
Die Sterne des Himmels fallen immer noch senkrecht vom Himmel hernieder; der Fliesenboden mit den nebenstehenden Gebüschen und dem ganzen Hofe steigt noch immer höher in den Himmel hinauf.
Der Dichter hat sich jetzt mit seinen Ketten rechts auf der Marmorbank sorglos hingelegt und starrt die niederfallenden Sterne an.
Die Diener mit den Stocklaternen stehen unregelmässig verteilt teils seitwärts, teils hinten.
Der ganze Hof hat dem Publikum den Rücken gekehrt.
Einige Diener tragen auf Befehl des Zauberers den Himmelsglobus nach vorn und stellen ihn dort ganz links vor dem grossen Fernrohr hin.
Da erscheint ein grosser Kommet am Himmel.
Und die Sterne des Himmels stehen still.
Die Frauen fliehen mit hellem Aufschrei beim Anblicke des Kometen nach vorn; die Männer versuchen, die Frauen zu beruhigen.
Der König lehnt sich ganz vorne an seinen Himmelsglobus.
Währenddem schwebt der Komet hernieder und erscheint hinten auf der Bühne.

Alle stehen in Furcht und Entsetzen wie Bildsäulen mit offenem Munde da.

Der Zauberer besänftigt die Gemüter, indem er mit seinen Pfauenfedern den Erschrockenen über die Köpfe fährt.

Der Komet kommt nach vorn und verbeugt sich vor dem Könige, der nur mit Mühe seine Fassung wiedergewinnt.

Der Dichter steht auf, verbeugt sich vor dem Kometen und rasselt mit seinen Ketten.

Die beiden anderen Kometen kommen hinter einander wie der erste auf die Bühne, und die Begrüssung spielt sich auch genau so ab wie vorhin.

Die Sphärenmusik klingt sehr milde, hingebend und weich.

Die Männer und Frauen haben sich allmählich beruhigt, der Zauberer weist die Diener an, rechts und links bunte Decken auf den Fliesen auszubreiten.

Und die Frauen lassen sich auf den Decken nieder.

Die Männer stellen sich hinter den Frauen auf.

Der König steht auf seinen Globus gestützt vorne links neben dem Scharfrichter, der sich auf sein Schwert stützt.

Vorne rechts auf der Marmorbank sitzt der Dichter und die lustige Person.

Die Sphärenmusik geht in Tanzmelodieen über.

Und die Kometen tanzen.

Die Kometen werden von Menschen dargestellt, deren Kopf unsichtbar ist. Die Füsse und die menschlichen Gliedmassen sind ebenfalls unsichtbar. Ein Strahlenbündel schiesst an Stelle des Kopfes wie ein elektrischer Scheinwerfer in die Höhe; kleinere Strahlenbündel springen hinten zwischen den menschlichen Schultern hervor. Der menschliche Körper wird von grätenartigen glitzernden steifen Zweigen umhüllt. Die Strahlen-

bündel auf dem Kopfe und zwischen den Schultern lassen sich leicht bewegen, und die glitzernden Zweige lassen sich leicht knicken und wie Spinnenbeine handhaben — sie glitzern beim Geknicktwerden wie durchsichtiges Email, in unzähligen bunten Farben.

Sämtliche Strahlenbündel stehen beim Tanze der Kometen immer wieder unter anderen Winkeln zu einander und verharren so öfters für ein paar Sekunden — wodurch etwas Zuckendes in dem Tanze zum Ausdrucke gelangt.

Der König verfolgt das Tanzspiel mit weit vorgebeugtem Oberkörper.

Die Sphärenmusik wird glänzend.

Tanz der drei grossen Kometen mit den sieben kleineren Sternen.

DIE Sphärenmusik wird unvermittelt sehr lärmend.

Und unter Geknall und Gepuff erscheinen die sieben kleineren Sterne hinter einander am Himmel; sie haben oben doppelte Mondgrösse und kommen auch einzeln wie die Kometen auf die Bühne: die Begrüssung des Königs spielt sich sehr einfach — beinahe pietätlos ab.

Zwei Kometen stellen sich dann rechts und links und einer hinten auf und beugen sich etwas nach vorn, sodass die Strahlenbündel ihrer Köpfe oben in einem Punkte sich kreuzend zusammenschliessen.

Und unter diesen drei Strahlenbündeln tanzen die sieben kleineren Sterne zuerst allein.

Von den sieben kleineren Sternen sind die grössten nicht über zwei Meter hoch. Einige Sterne sind zackig, andere würfelförmig, rund oder vielkantig, einige leuchten stark oder glänzen

wie farbige Brillanten, andere wie Gold oder Silber oder wie Opal und Perle. Ihre Bewegungsfähigkeit besteht hauptsächlich nur im funkelnden Sichdrehen und im Hin- und Herpendeln; sie können aber rasch ihren Standpunkt verändern und springen. Füsse und menschliche Gliedmassen sind auch bei diesen kleineren Sternen nicht zu bemerken.

Schliesslich tanzen die Kometen mit den kleineren Sternen zusammen; das Farben- und Lichterspiel wird immer lebhafter. Die Kometen, die ihre Spinnenfinger stets in Bewegung halten, bilden mit den Sternen die verschiedensten Glanzornamente, die nur anfangs noch zuweilen zuckend festbleiben, nachher jedoch wie ein unaufhörlich sich drehendes Kaleidoskop wirken — voll heftigster Beweglichkeit.

Die Tänze werden von der gewaltigsten Sphärenmusik begleitet; feierliche Orgeltöne durchbrechen oft die Tanzmelodien.

Wie die Sterne und Kometen plötzlich ganz still stehen — die Kometen mit senkrecht emporstehenden Kopfstrahlen — wird die Sphärenmusik wieder ganz sanft.

Die Hofleute und Haremsdamen bewegen sich — als wären sie von einem Banne befreit.

Pas de deux.

DEN beiden Gemahlinnen des Königs gefallen die Beleuchtungseffekte der astralen Tänze ganz ausserordentlich — und die beiden wollen mit den Kometen und Sternen zusammen tanzen und bitten den König pantomimisch, das zu gestatten.

Der König nickt dazu und denkt an andres mit weit aufgerissenen Augen.

Wie sich nun die beiden Damen den Kometen nähern, gehen diese in den Hintergrund und legen sich dort glatt auf den

Boden, sodass von den hellen Kometenschweifen nicht mehr viel zu sehen ist.

Die Königinnen wundern sich hierüber und wollen nun mit den sieben kleinen Sternen tanzen, doch die treten seitwärts und in den Hintergrund, wobei die Hofleute und Haremsdamen nicht wenig inkommodiert werden.

Hiernach tanzen die beiden Damen den Sternen zunächst mal allein was vor, um ihnen zu zeigen, dass zwei Königinnen wohl würdig wären, auch mit Sternen zu tanzen. Die Spielleute spielen, so gut sie können; die Sphärenmusik klingt zurückhaltend und spöttisch.

Alle wundern sich sehr.

Der König fragt den Zauberer pantomimisch, wie das kommt.

Der Zauberer zuckt die Achseln.

Die Königinnen hören zu tanzen auf und thun sehr beleidigt und ärgerlich — so recht pikiert.

Pas seul.

DA will die Zofe die Ehre des königlichen Harems retten; sie erscheint ganz in feinen dünnen schneeweissen Gewändern; eine schneeweisse Mondsichel, deren Hörner neben den Ohren runtergehen, trägt die Zofe als Hut, und in den Händen hat sie einen langen Staubwedel, dessen Federn ebenfalls schneeweiss sind. Farbige flimmernde Lichter machen die Zofe zeitweise farbig und auch bunt — in schottischer Musterung.

Die Zofe tanzt und giebt ihrer Sehnsucht nach den Sternen, die seitwärts halb in den Gebüschen stehen, und besonders ihrer Sehnsucht nach den im Hintergrunde liegenden Kometen ergreifenden Ausdruck.

Die Kometen richten sich zuweilen ein wenig empor, legen

sich aber immer wieder hin; die Zofe tanzt oft mit dem Rücken gegen das Publikum, wobei die schottische Musterung stark zur Geltung kommt.

Von den Dienern mit den Stocklaternen sind nur drei oder vier hinten und seitwärts zu sehen.

Die Sterne bleiben an ihren Plätzen.

Die Zofe wird schliesslich sehr traurig und geht kopfschüttelnd zum Könige, dem sie schluchzend zu Füssen sinkt. Ihr Schmerz wirkt aber so, dass sich die Hofleute ein Lächeln nicht verbeissen können.

Der König streichelt der Zofe beide Wangen und hebt die Knieende auf.

Freundschafts-Pantomime.

DER Haremsdamen aber bemächtigt sich eine ungeheure Erregung; sie gestikulieren sehr deutlich und erheben sich alle von ihren Plätzen, ballen die bunten Tücher grimmvoll zusammen und werfen sie den Dienern und Hofleuten an den Kopf.

Und anitzo tanzen alle Damen einen Tanz, der ein grosses Verlangen nach Freundschaft ausdrücken will, und hauptsächlich in Arm- und Fingerbewegungen besteht.

Kunstvolle Bewegungen des ganzen Körpers kommen hin und wider hinzu. Beine und Füsse bleiben aber absichtlich ziemlich unbeweglich und machen nur gelegentlich ein paar Schritte, um den Standpunkt zu verändern.

Als auch dieser Tanz die Kometen und Sterne nicht zu rühren vermag, lacht der König seinen Harem aus.

Die Spielleute spielen nicht mehr.

Die Sphärenmusik ist wieder zu hören und klingt rauh — unnahbar.

Die Frauen wollen hierauf — gereizt durch ihren König, der gar nicht aufhört, über seine Frauen zu lachen — die himmlischen Tänzer mit Gewalt zum Mittanzen zwingen. Dabei verbrennen sie sich aber die Finger und laufen schleunigst zur Mitte und nach vorn.

Der König lacht nicht mehr, da er manchmal sehr mitleidig sein kann; er geht jetzt hinüber zur Marmorbank und setzt sich dort hin und betrachtet wieder aufmerksam seine Lackstiefelspitzen.

Verzweiflungs-Pantomime.

DIE Frauen bestreuen sich gegenseitig die Brandwunden mit Mehl und verbinden sich die Finger mit Taschentüchern und bewegen sich stehend, sitzend und liegend in Verzweiflungslinien; die bunten Decken sind wieder da.
Die Körper und Gliedmassen werden derartig hin- und hergewunden, dass ein Zusammenklang der Bewegungen stattfindet und eine allgemeine Schmerzempfindung zur Darstellung gelangt; die Gesichter müssen dabei sehr wirkungsvoll mitspielen.
Und ähnlich äussert der Zauberer seine Verzweiflung über die Sprödigkeit der astralen Lebewesen.
Der Zauberer fällt auf ein Knie vor dem König und fleht um Gnade, zuckt mit den Schultern und deutet durch eine ganze Reihe von Hand- und Armbewegungen an, dass er die Himmlischen nicht zwingen könne. Diese Bewegungen bilden ein Pendant zu den verzweiflungsvollen Bewegungen der Haremsdamen.

Die Sphärenmusik verfällt in dumpfes Gebrumm.
Der König aber deutet durch viele lächelnde Gesten an, dass er die Sterne wohl verstehen könne. Der König würde auch nicht mit seinen Haremsdamen tanzen.

Da müssen natürlich alle Hofleute mit verschmitzter Herzlichkeit lachen — die Frauen verstehen natürlich weder ihren König — noch das Lachen der Männer.

Der Zauberer verbeugt sich siebenmal lächelnd vor seinem Könige und faltet siebenmal zum Zeichen des Dankes seine weissen Hände in einander.

Pas de trois.

AUF den Zehen schleicht die lustige Person in die Mitte der Bühne, schneidet bedeutungsvolle Grimmassen und deutet auf alle mögliche Art sehr selbstbewusst pantomimisch an, dass eine lustige Person sehr wohl die Sterne zum Mittanzen verführen könne.

Und der lustigen Person gelingt, was allen Damen nicht gelang. Nach einem wilden Klownstanz, den die Spielleute in lärmender Weise begleiten, kommt der goldene und der silberne Stern in die Nähe der lustigen Person.

Und die drei fangen zu tanzen an, dass sich alle Frauen trotz ihrer verbundenen Finger auf dem Boden wälzen vor Lachen; die Frauen versuchen mit ihren verbrannten Fingern Beifall zu klatschen, — was natürlich nicht geht.

Dieser Pas de trois findet aber, als die drei gerade im Hintergrunde sind, einen unvermittelten Abschluss dadurch, dass die beiden Sterne die lustige Person zwischen sich einklemmen und mit ihr in den Himmel schweben.

Säbel-Pantomime.

DIESE Himmelfahrt bringt die ganze Gesellschaft vollends aus dem Text.

Die Hofleute halten es jetzt für ihre Pflicht, thatkräftig in den Gang der Handlung einzugreifen.

Alle Hofleute tragen wie auf Verabredung eine ungeheure Entrüstung zur Schau; sie ziehen ihre blanken Säbel und fuchteln mit ihnen funkelnd in der Luft herum.

Und es entwickelt sich eine sehr lebhafte Säbelpantomime, die recht bedrohlich aussieht; es hat den Anschein, als wollten die Hofleute mit ihren blanken Säbeln den ganzen Himmel angreifen — bloss um die lustige Person zurückzukriegen.

Der Zauberer rennt händeringend umher und versucht, die Erregten kniefällig zu beschwichtigen; — es gelingt ihm das erst nach grosser Anstrengung.

Die Kometen haben sich beim Säbelblitzen ein paar mal verwundert aufgerichtet.

Durch die Sphärenmusik gingen wunderbare Metallklänge.

Der König hat lange mit erhobenen Armen der lustigen Person nachgestarrt.

Der Vollmond.

ES wird allmählich still.

Die Nachtigallen schlagen wieder.

Die Sphärenmusik säuselt dazu wie ferne Wiegenlieder.

Wiederum hebt der Zauberer seine Pfauenfedern gegen den Himmel empor und beschreibt mit ihnen lange Beschwörungslinien.

Und nach der Beschwörung erscheint ein lachender Vollmond

am Himmel; er kommt majestätisch aus höheren Regionen herunter.

Der Vollmond steigt auch auf die Bühne herunter und tanzt zu den Nachtigallentönen einen drolligen Wackeltanz mit kleinen Sprüngen, die den ganzen Hof wieder in gute Stimmung versetzen; die Säbel der Hofleute fliegen rasselnd in ihre Scheiden. Der Mond hat ein ausserordentlich lustiges Gesicht; es ist derselbe, der am Ende des ersten Aufzuges in den Wolken erschien; sein Hinterkopf besteht aus lauter dunkelvioletten Locken, die beim Tanze hin- und herfliegen; sein Gesicht ist dick und goldgelb.

Am Ende des Tanzes wirft der Mond die lustige Person aus seinen Haaren heraus.

Und während der Mond ruhig wie ein Himmelsglobus in der Mitte der Bühne stehen bleibt, hilft man der lustigen Person wieder auf die Beine — sie hat in beiden Händen grosse Büschel dunkelvioletter Locken.

Mondlocken-Bacchanale.

DIE lustige Person verteilt die violetten Mondlocken unter den Haremsdamen, Hofleuten und Dienern.

Und die Locken haben eine berauschende Kraft in sich — sodass Alles im höchsten Uebermute herumspringt — und ein ächtes Bacchanale aufführt, bei dem nur der Wein fehlt.

Der König, der Dichter, der Zauberer, die Zofe und einzelne würdevolle Herren und Damen haben keine Locken angenommen und stehen nun höchst trübselig da, während die Berauschten den Mond umtanzen — in sehr ungezügelter höchst lächerlicher Weise — die Diener und die Spielleute tanzen sämtlich mit.

Die weissen Laternen in Oktaëderform schwirren wie Glühwürmer durch die Luft.

Die fünf kleineren Sterne rühren sich anfangs nicht; aber wie die Wildheit des Bacchanals nachlässt, kommen sie in die Nähe des Mondes und verbeugen sich vor ihm ein wenig. Und darüber lachen alle.

Die Zofe will sich hierauf in die violetten Haare des Mondes hängen, doch der schüttelt sein Haupt so mächtig, dass die Zofe dem Scharfrichter in die Arme geschleudert wird.
Da wird in dem König ein grosser Entschluss lebendig und voll Thatsucht: der König will selber in den Haaren des Mondes gen Himmel fahren. Doch kaum macht er dazu ernstliche Anstalten, so reisst der Mond den Mund auf und pustet den König so stark an, dass der zurücktaumelt.

Und der Vollmond schreit grässlich laut auf wie ein Esel, geht rückwärts und steigt, während eine Nachtigall, die sich auf seine Nase setzt, sehr laut zu hören ist, im Hintergrunde wieder zu den Sternen empor — in den violetten Haaren hat augenscheinlich eben höchstens eine lustige Person Platz.

Der König versteht das Alles nicht, und die Haremsfrauen und Hofleute verstehen es auch nicht — sie schlagen die Hände über dem Kopfe zusammen und stehen wieder mal wie Bildsäulen da, — die violetten Haare wirken nicht mehr.
Das Bacchanale ist zu Ende.

Die Entführung.

DIE Kometen richten sich wieder im Hintergrunde ein wenig auf, sodass ihre Kopfstrahlen schräge stehen; zeitweise heben und senken sich die Kopfstrahlen.

Der König fragt pantomimisch in vielen Formen die lustige Person, wie's im Himmel war.
Da gehen die fünf kleineren Sterne in den Hintergrund und schweben dort einzeln nach einander empor.
Und der König wird schrecklich erregt; er will, während sich seine Hofleute und Haremsdamen ermattet auf den Fliesenboden legen, die Sterne zurückhalten und fordert sie pantomimisch mit flehenden Armbewegungen und kniefällig auf, doch bei ihm an seinem Hofe zu bleiben.
Und die fünf kleinen Sterne bleiben nicht.
Da packt den König die Angst — er fürchtet, auch die Kometen könnten ihn verlassen.
Der Zauberer soll die Kometen festhalten mit seinen Pfauenfedern, und das kann der Zauberer nicht.
Da will der König die Pfauenfedern selber haben.
Jedoch der Zauberer will die Federn nicht hergeben und giebt wieder seine Verzweiflungspantomime zum besten.
Da wird der König zornig und winkt seinem Scharfrichter und seinen Henkersknechten und nimmt sich die Federn mit Gewalt.
Der Zauberer wird gefesselt und mit dem Dichter zusammen in knieende Stellung gebracht, während der König mit den Pfauenfedern die drei Kometen zu beschwören sucht.
Und die Federn verbrennen.
Und der König will nun Zauberer und Dichter köpfen lassen, wenn sie nicht im stande sind, die drei grossen Kometen zum Dableiben zu zwingen.
Und die Beiden müssen kopfreckend und augenrollend mit den Achseln zucken.
Wie der Scharfrichter demnach wieder sein Schwert schleifen lässt und zum Losschlagen Anstalten macht, wandeln die Kometen

langsam mit den hohen Kopfstrahlen hin- und herpendelnd in den Vordergrund, lösen den beiden Verurteilten mit ihren glitzernden Spinnenfingern die Ketten, dass die klirrend abfallen, nehmen den König, den Scharfrichter und die Zofe in ihre Mitte, gehen mit den Dreien, obgleich sich der Scharfrichter sehr sträubt, in den Hintergrund — und steigen dort mit den Dreien langsam in den Sternenraum empor.

Der König wird gleich ganz ausgelassen vor Freude, grüsst seinen Hof mit der Smaragdkrone, als wärs eine Mütze, schneidet seinem Hof eine lange Nase und zeigt den Zurückgebliebenen seine Zunge und lacht aus vollem Halse.

Der Scharfrichter ist natürlich schauderhaft wütend, und die Zofe natürlich ganz und gar begeistert.

Die Drei verschwinden oben zwischen den Sternen.

Wolken qualmen aus dem Fliesenboden und Flammen schlagen auf, und die Bühne versinkt unter Donner und Blitz mit den Zurückgebliebenen in die Tiefe, während ganz vorn nicht weit von den Lampen eine alte Mauer, die so lang ist wie die Bühne breit ist, langsam einen guten Meter hoch aus dem Boden herauswächst.

Die Verzückten.

DIE Sphärenmusik wird rauschend; es klingt oft, als würden in der Tiefe Felsen zerschmettert.

Und es erscheinen die Wandelsterne — ein bis fünf Meter hohe runde Weltkugeln in verschiedenen Farben; der schwarze Saturn mit seinen grauen Ringen zeigt diese unter verschiedenen Winkeln.

Langsam schweben die grossen Weltkugeln auf und nieder; im Hintergrunde zieht der lachende Vollmond vorbei.

Die Stimme einer Nachtigall tönt, solange der Mond zu sehen ist, heftig in die Sphärenmusik hinein.
Die Wolken verschwinden allmählich, und die Fixsterne werden sichtbar; einzelne von diesen sind viel grösser als sonst und seltsam in Form und Farbe.

Der König, der Scharfrichter und die Zofe erscheinen vorne vor der Mauer und sehen mit höchstem Entzücken, während sie dem Publikum den Rücken kehren, die Wandelsterne an.
Der Scharfrichter hat das Bewundern bald satt, aber seine beiden Begleiter werden nicht müde, ihrer Begeisterung mit Arm- und Kopf- und Körperbewegung Ausdruck zu geben.
Langsam gehen die Drei an der Mauer entlang von rechts nach links; die beiden Männer sind jetzt unbewaffnet.

Die Verrückten.

DIE runden Wandelsterne gehen zur Seite — neue Wandelsterne kommen aus der Fixsternwelt heraus.
Die Sphärenmusik wird immer hastiger und rast bald im wildesten Tempo dahin.

Die neuen Wandelsterne haben nicht mehr Kugelgestalt; sie haben die Gestalt riesiger Diamanten und vielkantiger phosphoreszierender Krystallkörper — einige bestehen aus unförmlichen Schlauchgebilden, die wie Seifenblasen schillern und an Polypen erinnern, andere ähneln erstarrten Flammen — die meisten sind sehr farbenprächtig und formenreich. Aus Sonnen, die riesigen Schaumkronen gleichen, schlagen bunte Lichter wie Scheinwerfer heraus und durchglänzen die neue Sternenwelt.

Alle Sterne bewegen sich auf und nieder, und die kugelrunden

Wandelsterne kommen auch wieder vor und gesellen sich zu den reicher geformten Weltkörpern.
Die Wandelsterne gehen oftmals ganz tief in den Hintergrund zu den Fixsternen, sodass immer andre Sterne im Vordergrunde sind.
Die drei Menschen steigen links auf einer schmalen holprigen Steintreppe, die an der linken Seitenkulisse weiter nach hinten führt, zu einem Felsenkegel empor, auf dessen Spitze sich ein burgartiges Gemäuer mit einem Söller befindet.
Von der hohen Stein-Balustrade des Söllers werden die drei Menschen zeitweise verdeckt. Ihre Begeisterung hat jetzt jedes Mass überschritten, ihr Wesen wird immer toller — nur der Scharfrichter spielt den kalten Verstandesmenschen.
Und so ist ganz natürlich, dass sie an einander geraten und sich schliesslich prügeln.
Der Scharfrichter ist leider der Stärkere, und es gelingt ihm, seine beiden Gegner, nachdem er sie hinter der Steinbalustrade niedergeworfen hat, kopfüber in die Sternenwelt hineinzuwerfen — erst den König und dann die Zofe.
Gleich nach diesem Fall erscheint oben der Vollmond, dem jetzt die Haare zu Berge stehen — er sinkt sehr schnell herunter, als eile er den Gefallenen zu Hilfe; die Nachtigall ist wieder zu hören; sie sitzt wieder auf der Nase des Mondes.
Ein dicker Kugelstern stösst vorne links gegen die schmale Treppe und wirft sie nebst dem Felsenkegel mit dem Scharfrichter in die Seitenkulisse.
Donnertöne gehen durch die Sphärenmusik.

ABERMALS kommen neue Wandelsterne aus der Fixsternwelt heraus — gasartige Lichtgestalten, die durcheinander gehen — wie Schatten.

Immerzu flackern bunte Blitze auf.

Es entwickelt sich eine berauschende zitternde Fülle ungeheurer Lichtspiele.

Kometen, die Flammenschwertern gleichen, sausen durch das chaotische Weltenreich.

Glühende Bandmeteore schlängeln sich wie Feueraale überall durch.

Die runden und die reicher geformten Wandelsterne, die oft zur Seite schweben, aber nur selten ganz verschwinden, werden oft in allen möglichen Farben von durchziehenden Kometenschweifen beleuchtet.

Die Sphärenmusik erreicht die grösste Klangstärke und klingt zuweilen so, als würden alte Felsen von Riesenkrallen zerkratzt.

In diese aufgeregte Licht- und Farben- und Formenwelt schweben aus der Tiefe kommend die drei grossen Kometen mit senkrecht in die Höhe stehendem Kopflicht langsam hinein und hinauf — die drei Kometen haben wieder die drei Menschen, die von ihnen in den Himmel entführt wurden, in den glitzernden Armen.

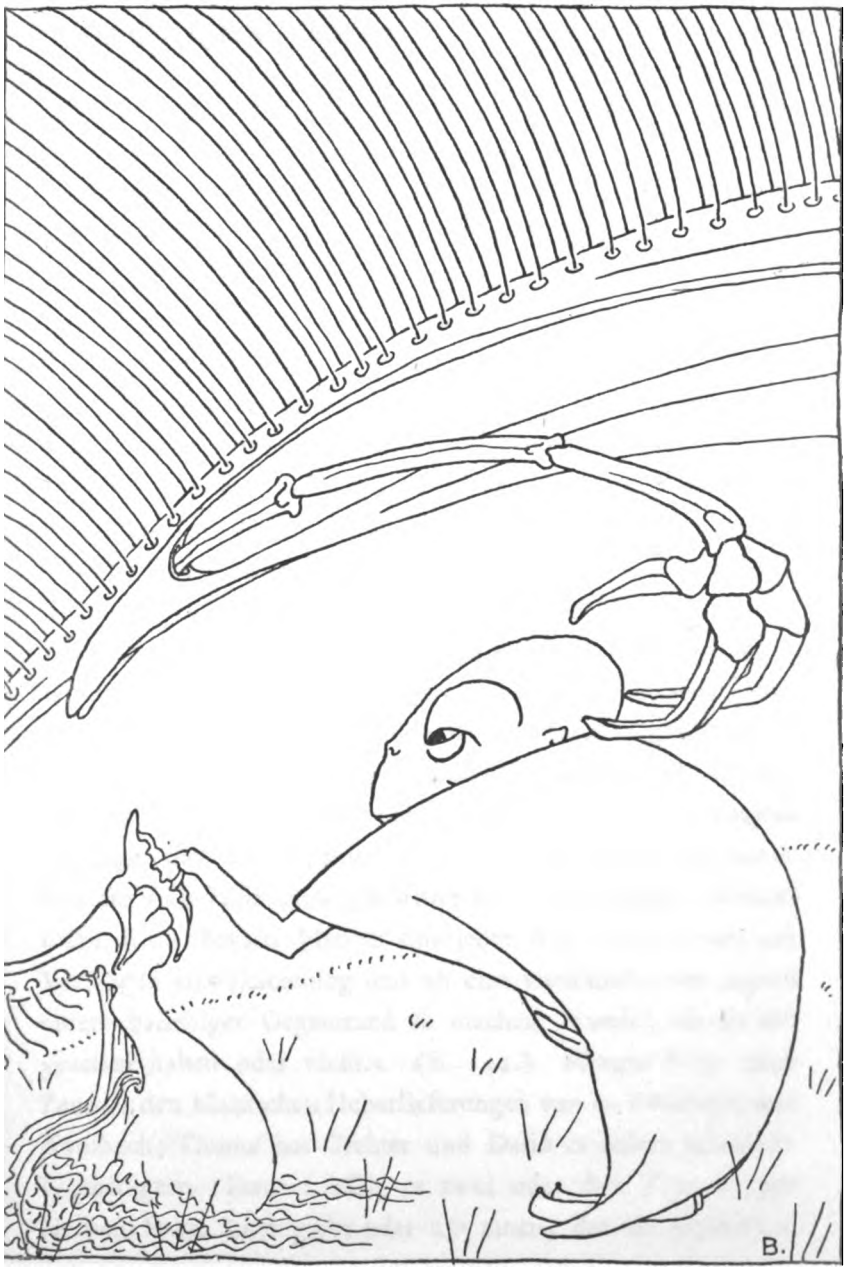
Alle Sterne schweben seitwärts und in den Hintergrund und machen Platz.

Die Kometen schweben mit dem König und der Zofe und dem Scharfrichter, die jetzt ruhig ihren Kopf nach allen Seiten drehen, langsam nach oben in noch höhere Sphären, die unsichtbar sind.

Die Sphärenmusik wird immer leiser und weicher.
Der Mond steigt auch aus der Tiefe wieder heraus und schwebt lächelnd ganz langsam nach oben den Kometen und Menschen nach.
Wie der Mond beinahe oben ist, fällt langsam der Vorhang.
Und die Sphärenmusik klingt ganz leise wie aus weiter weiter Ferne.
Und die Stimme der Nachtigall tönt auch wie aus weiter weiter Ferne.

Finis.

Zeichnung von Markus Behmer.


B.

ANMERKUNGEN.

J. Pennell, Die moderne Illustration. Leipzig, H. Seemann Nachfolger. Illustr. 362 S.
W. Crane, Dekorative Illustration des Buches. Leipzig, H. Seemann Nachfolger 1901. Illustr. 224 S. und 11 Tafeln.
O. Grautoff, Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland. Leipzig, H. Seemann Nachfolger 1902. Illustr. 219 S.

EINE deutsche Uebersetzung des völlig unbrauchbaren und albernen Buches von Pennell herauszugeben, darin war der sonst so strebsame und tüchtige Verlag schlecht beraten. Denn nicht nur der völlige Mangel irgend eines Standpunktes zu seinem Gegenstand zeichnet Pennel aus, sondern es ist ihm auch die erheiterndste Unkenntnis in all dem eigentümlich, was als Illustration in Betracht kommt. Goya, Allers, Rops, H. Vogel, Greiner und die ganze Schaar englischer und amerikanischer Aktualitätenzeichner für die Journale, das ist ihm alles gleich interessant, bedeutend, wundervoll. Von Rops wird gesagt: »Er besitzt einen Stil und eine Individualität von so eigenartigem Gepräge, dass es manchmal nicht leicht ist, etwas von seinen Blättern zu bekommen.« (Wörtlich so S. 139.) Ferner: »Giacomelli, Riou, Bayard, Metivet sind jeden Augenblick bereit, auf Verlangen eine Zeichnung und oft eine vorzügliche von irgend einem beliebigen Gegenstand zu machen, einerlei, ob sie ihn gesehen haben oder nicht.« (S. 142.) Klinger folgt nach Pennell den klassischen Ueberlieferungen von — Overbeck und Kaulbach; Thoma hat Greiner und Dasio zu seinen »dichten« Nachfolgern. Ferner: »Ob es zwei oder drei Künstler des Namens Franz Stuck giebt oder nur einen, der die mystischen

Kompositionen und die tollen Karikaturen der »Fliegenden Blätter« zeichnet, weiss ich nicht; ich weiss nur, dass dies alles sehr des Studiums wert ist und sehr unterhaltend und interessant ist.« Dann wird Stuck als Illustrator mit einem Klischee nach seinem »Lucifer« vorgestellt. Das fünfte Kapitel beginnt: »England ist das einzige Land, in welchem man wie so manche anderen Dinge auch die Illustration ernst genommen hat. Dicke Bücher und geistreiche Aufsätze sind darüber geschrieben worden.« Aber ganz gewiss nicht von Pennell. Dass die Uebersetzer für ein solches Buch das schlechteste Deutsch für gerade gut genug halten, finde ich verständlich. Aber bevor ich Sätze in Druck gebe wie diesen: »Der Künstler wurde von dem Holzschneider missachtet; letzterer bekam schliesslich die Oberhand, d. h. seine Anstalt, während der Künstler, der, wenn er nur Gelegenheit fand, auf u. s. w.« — da würde ich doch noch rasch einen Blick in die kleine deutsche Grammatik thun.— — Für diesen wie gesagt argen Missgriff entschädigt die Verdeutschung des Crane'schen Buches, dessen Autor, man mag sich prinzipiell zu ihm stellen wie immer, etwas zu sagen hat, seinen Gegenstand beherrscht und schon allein durch die geschmackvolle und charakteristische Wahl seines illustrativen Materials interessiert. — — Eine umfassende, gross angelegte Studie giebt das Buch von Otto Grautoff. Der Autor hat im ganzen die besten Absichten, irrt in manchem Einzelnen und versagt oft in kurzen Charakteristiken; »unendlich komische« eine Zeichnung von Heine zu finden ist nicht gerade eine prägnante Erfindung. Grautoff lässt sich von dem Wunsche, erschöpfend zu sein, verleiten, zu viele Namen zu nennen, die in diesem Zusammenhange auffallen, wie die mancher Zeichner der »Jugend« oder des »Simplicissimus«. Man liest mit vielem Vergnügen das was

G. über Beardsley und Th. Th. Heine sagt und erstaunt, dahinter ein panegyrisches Kapitel über — Fidus zu finden. Man mag vor diesem schwächlichen Dilettanten selbst eine so entzückte Bewunderung wie Grautoff haben, im Buchschmuck hat Fidus das Uebelste geleistet, das wir besitzen. G. sieht überhaupt das Wesentliche des neueren Buchschmuckes in der Illustration; deren Neuheit ist ja allerdings das Aufdringlichste, aber nicht ihre Güte. Der typographischen Gestaltung des Buches widmet G. ein separates Kapitel gegen Schluss, wo sie doch gerade prinzipiell bestimmend sein müsste für die Tendenz des Ganzen. Denn alle Bildverzierung kann sich, wenn überhaupt nötig, nur aus dem typographischen Charakter des Buches ergeben. Ist es nicht so, dann ist es ganz gleichgültig, ob die Illustration im A. v. Werner- oder im Jugendstil ist: beides ist ganz gleich sinnlos und falsch, so abscheulich Werner und so nett das Jugendblättchen auch an sich sein mögen. Wie wenige wirklich gutgemachte neuere Bücher aus der grossen Masse der »geschmückten« übrig bleiben, wissen alle Kenner. Das wohl dokumentierte Buch Grautoffs hat vielleicht einen guten Erfolg: es bringt mit seiner Fülle illustrativen und instruktiven Materials den Buchausstattern und Verlegern die in dieser Hetzjagd nach der Moderne verloren gegangene Einsicht wieder, dass das schöne Buch nicht das mit Leisten und Zierstücken überladene, sondern das gut augenfällig gedruckte Buch ist. Dieses herzustellen ist schwieriger als das andere, welche Schwierigkeit auch oft der Anlass war, mit dem »Schmucke« dem im Grunde schlecht gemachten Buche einiges Aussehen zu geben. Dies möchten wir für unser Teil von Herzen wünschen, dass recht bald eine Zeit kommen möge, in der man sagen könnte: Grautoff schrieb eine umfassende Geschichte dieser

Verwirrung, die man um die Jahrhundertwende »Buchkunst« nannte. F. Blei.

Henri de Regnier, La double Maîtresse. Roman. — Les Amants singuliers. Contes. Paris 1901. »Mercure de France.«

HENRI de Regnier gehört zu den wenigen Künstlern, die Vornehmheit und Geschmack genug besitzen, eine starke Sensibilität und alles Erleben hinter Masken und in Symbolen zu verbergen, ihre Seele so nur die Intimen ahnen zu lassen, sie den Thoren aber zu verhüllen. Die Chevalerie des Mittelalters und die Gesten der Antike, die de Regnier als seine Verhüllungen wählte, brachten ihm den Vorwurf des Banausen, er scheue das Leben. Er hat einmal schön darauf geantwortet:

Aucun de vous n'a donc vu
Que mes mains tremblaient de tendresse,
Que tout le grand songe terrestre
Vivait en moi pour vivre en eux,
Que je gravais aux métaux pieux
Mes dieux ...

(»Les Médailles d'Argile.«)

De Regnier hält zwischen sich und den Dingen auf strenge Distanz, die zu überschreiten ihn Geschmack und Erziehung und — wer weiss? — vielleicht auch Angst vor Verwirrung abhalten. Angst, dass nähere Berührung Erkenntnisse brächte, die der wohlgehüteten Ruhe schaden könnten. Man hat sich in diesen Zeiten demokratischer Wildheit zum Leben angewöhnt, ein solches rassensicheres Verhalten zum Leben Schwäche zu nennen. Daran liegt nichts. Bei De Regnier wird diese Schwäche zur Stärke höchster künstlerischer Form. Seine Prosa dient ihm

nicht für die Anekdote, für die Mitteilung von Geschehnissen; sie ist ihm kein saloppes Ausruhen im vulgären Roman, der einen Reichtum von Ereignissen und Schicksalen einem neugierigen Leser vorführen will. De Regnier ist auch im Roman ein Dichter, der des Wortes, des Satzes, der Syntax wegen schreibt; und er ist der bedeutendste Künstler des Stiles im heutigen Frankreich. André Gide schreibt klarer, durchsichtiger, aber (so will es mir scheinen) er begiebt sich der Tradition; ich meine, sein Stil ist nicht in diesem Masse Französisch als der des de Regnier, der zu den Lateinern gehört. Die neuere französische Kunst des Schreibens ist allen fremden Einflüssen offen, wie denen des älteren deutschen Schreibtums z. B. Da stimmt es nachdenklich zu sehen, wie die wenigen, die französisch bleiben, sich die Kraft dazu bei den Stilisten des 17. Jahrhunderts zu holen scheinen, dass man oft meint, Saint-Simon und nicht de Regnier zu lesen. Dies ist hohes Lob — aber ist es nicht auch ein Zeichen der Stilerschöpfung, ein Symptom des Schwindens französischen Geistes, da es nicht mehr zu eigener, aus den Traditionen neu geschaffener Form zu kommen vermag? Bewunderung des Reichtums, der noch immer ist, drängt diese Meinung vor, nicht Ueberhebung — wie wäre auch solche in Deutschland angebracht, wo die Kunst des Schreibens am tiefsten steht! Franz Blei.

Virgile Josz: Fragonard. Moeurs du XVIII^e siècle. Paris, Société du Mercure de France, 1901.

DIE Erinnerung an Fragonard ist ganz allein an die Werke geknüpft, die von ihm übrig sind. Hinter dem Maler zeigt sich kaum der Mensch. Was weiss man von ihm? Bei-

nahe nichts. Was ist von ihm in den Memoiren und Indiskretionen der Zeit geblieben? Die Anekdote Grimms über die Guimard, und das ist ungefähr alles Vergeblich forscht die Biographie; sie findet nur einige Daten, einige Spuren und sozusagen ein »schwaches Nachleuchten seiner Persönlichkeit..« Der Verfasser des obigen Werkes teilt nicht ganz diese Ansicht der Brüder Goncourt über den »Cherubin der erotischen Malerei« im dritten Bande ihrer Kunst des 18. Jahrhunderts, obwohl er in mancher Beziehung kaum über die Würdigung hinausgeht, die Fragonard von den eifrigen Sammlern erfahren. Der Untertitel seines Buches, »Moeurs du XVIII^e siecle«, beweist, dass er gesonnen war, den berühmten Maler und Zeichner mitten in die Welt zu stellen, als deren letzter reiner Künstler dieser vor uns steht. Die Bewunderung, die Josz für den Meister zeigt, ist noch grösser als die Begeisterung der Goncourt. Dies mag mit der Entwickelung des historischen Blicks zusammenhängen: in dem Masse, wie wir der heitern Welt der altfranzösischen Kultur ferner rücken, gewinnen jene Talente an Bedeutung, in denen sich die Schönheit jener späten Welt am reichsten offenbart. Im Uebrigen ist das Buch, das eine genaue Kenntnis jener leichten Welt verrät, keine rein wissenschaftliche Leistung; es ist in einem persönlichen, ja preziösen Stil geschrieben, der nicht immer gefällt und dem Streben nach Originalität entspringen mag.

Wilhelm Weigand.

DIE INSEL. III. JAHRGANG. 2. QUARTAL. NR. 6. MAERZ 1902. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: OTTO JULIUS BIERBAUM, BERLIN.

DIE INSEL, HERAUSGEGEBEN IM INSELVERLAGE G. M. B. H. LEIPZIG VON OTTO JULIUS BIERBAUM, GEDRUCKT IN DER W. DRUGULINSCHEN OFFICIN IN LEIPZIG, ERSCHEINT UNTER VERANTWORTLICHKEIT DES IN BERLIN WOHNHAFTEN HERAUSGEBERS. ✲ REDAKTIONELLE EINSENDUNGEN SIND AN DEN HERAUSGEBER UNTER DER ADRESSE BERLIN W., NEUE WINTERFELDTSTR. 38 III, ZU RICHTEN. ✲ UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WERDEN NICHT ZURÜCKGESCHICKT. ✲ ANTWORT ERFOLGT NUR IM FALLE DER ANNAHME

2 L 64
/3

4

DIE INSEL

AESTHETISCH-BELLETRISTISCHE MONATSSCHRIFT MIT BILDERBEILAGEN / HERAUSGEGEBEN VON OTTO JULIUS BIERBAUM

DRITTER JAHRGANG 1901—1902

ZWEITES SEMESTER

INSEL-VERLAG, LEIPZIG 1902.

INHALTS-VERZEICHNIS

DES

ZWEITEN SEMESTERS DER INSEL

DRITTER JAHRGANG

DRITTES QUARTAL (APRIL-JUNI 1902)

Dramatische Werke.

Blei, Franz, Das Kussmaal. Eine Colombinade 229
Reiser, Anton, Die Busse. Ein altjapanisches Possenspiel . . 50
Walser, Robert, Die Knaben 254

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Beardsley, Aubrey, Unter dem Hügel 90
Ernst, Paul, Herr Konrad 79
Schwab, Marcel, Der Kinderkreuzzug. Aus dem Französischen von Clara Theumann 203
Strindberg, Aug., Herrn Bengts Gattin. Übersetzt von Emil Schering 23
Weichberger, Konrad, Mein Hund und Mara Miroh 150
Wilde, Oscar, Gedichte in Prosa 119

Gedichte.

Beardsley, Aubrey, Die drei Musikanten 249
Brann, Paul, Verse 124
Dauthendey, M., Phallus 3
Herzlied 73
Die Frau von Thule 165
Greiner, Leo, Gedichte 117
Maeterlinck, M., Vier Gedichte. Übertragen von Karl Klammer 251
Rainer, Maria Rilke, Gedichte 143
Saint-Evremond, Grabschrift auf den Grafen von Grammont. Aus dem Französischen von Richard Schaukal 227
Schaukal, Rich., Gedichte 116
Drei Sonette 225
Vier Gedichte 263
Scholz, Wilhelm von, Vier Gedichte 265
Verlaine, Paul, Zwei kleine Lieder. Übertragen von E. Hardt 123
Whitmann, Walt., Grashalme. Übersetzt von Karl Federn . 44

Aufsätze, Abhandlungen, Verschiedenes.

Blei, Franz, Otojiro Kawakami 63
Key, Ellen, Diderot als Kunstkritiker. Aus dem Schwedischen von Francis Maro 267
Perzyński, Friedrich, Hokusai 168
Anmerkungen 191, 296

Beigegebene Bilder.

Behmer, Markus, Sechs Grotesken . 131, 133, 135, 137, 139, 141
Hokusai, Reproduktionen 182—189
Schauspieler und Ringer, Japanische 70, 71

VIERTES QUARTAL (JULI-SEPTEMBER 1902)

Dramatische Werke.

Bierbaum, O. J., Stella und Antonie. Tragikomödie in vier Aufzügen 256
Blei, Franz, Das Adonisfest. Nach Theokrit und Sophron . . 222
Wedekind, Frank, Die Büchse der Pandora. Tragödie . . . 19

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Jammes, Francis, Geschichten. Aus dem Französischen . . . 136
Walter, Robert, Zwei Geschichten 209

Gedichte.

Baisteux, Jaques de, Von den drei Rittern und dem Hemd. Aus dem Französischen von Louise Ernst 123
Borchardt, Rudolf, Gedichte 250
Dauthendey, M., Herzlied 252
Falke, Gustav, Gedichte 162
Holz, Arno, Seltzame und hoechst Ebentheuerliche Historie von der Insul Pimperle 153
Heredia, José Maria de, Sonette. Deutsch von Rich. Schaukal 236
Lautensack, Heinrich, Zwei Gedichte 119
Müller, Hans, Gedichte 168
Obstfelder, Sigbjoern, Zwei Gedichte. Deutsch von Max Bomberger 207
Poe, Edgar A., Zwei Gedichte. Deutsch von Hedw. Lachmann 214
Schroeder, R. A., Sechs Gedichte aus dem Buch: Der Sommer 166
Swinburne, Charles Algernon, Chor aus Atalanta von Calydon. Übertragen von Hedwig Lachmann 217
Weiss, E. R., Zwei Gedichte 16
Wilde, Oskar, Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading . . . 189

Aufsätze, Abhandlungen, Verschiedenes.

Bierbaum, O. J., Zwei Briefe des jüngeren Plinius 151
Symons, Arthur, Walter Pater 3
Weigand, Wilhelm, Glossar zum Neudruck des Ardinghello 241
Wilde, Oscar, Lehren und Sprüche 206
Anmerkungen 142, 345

Beigegebene Bilder.

Behmer, Markus, Sechs Zeichnungen 107, 109, 111, 113, 115, 117
Vallotton, Felix, Handwerkskünstler 173, 175, 177, 179, 181, 183 185, 187

DIE INSEL

HERAUSGEGEBEN VON

OTTO JULIUS BIERBAUM

SIEBENTES/ACHTES HEFT — *APRIL/MAI 1902*



TEXT:

M. Dauthendey: *Phallus* | **August Strindberg:** *Herrn Bengts Gattin* | **Walt Whitman:** *Grashalme* | **Anton Reiser:** *Die Busse* | **Franz Blei:** *Otojiro Kawakami* | **M. Dauthendey:** *Herzlied* | **Paul Ernst:** *Herr Konrad* | **Aubrey Beardsley:** *Unter dem Hügel* | **Richard Schaukal:** *Gedichte* | **Leo Greiner:** *Gedichte* | **Oskar Wilde:** *Gedichte in Prosa* | **Paul Verlaine:** *Zwei kleine Lieder* | **Paul Braun:** *Verse* | **Rainer Maria Rilke:** *Gedichte* | **Konrad Weichberger:** *Mein Hund und Mara Mirob* | **M. Dauthendey:** *Die Frau von Thule* | **Friedrich Perzyński:** *Hokusai.*

BILDERBEIGABEN:

Japanische Schauspieler und Ringer | **Markus Behmer:** *Sechs Grotesken* | **Hokusai:** *Reproduktionen.*

PREIS DES DOPPELHEFTES ZWEI MARK

INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG.

DIE INSEL. DRITTER JAHRGANG.
NR. 7/8. APRIL-MAI 1902.

PHALLUS / VON M. DAUTHENDEY.

DER Riese Zeit und das Mannweib Leben
Trafen sich heiss in der Juninacht.
Sie legten sich nieder am Berg in die Reben,
Hoch auf dem Berge standen die Sterne,
Hoch über den Sternen rauschte die Nacht.

Der Riese blass wie die fernen Gestirne,
Die Dirne warm, Wein brütet der Berg,
Auf mächtigen Brüsten stützt sie die Krüge,
Schwer mit dem dunkelsten Safte gefüllt.

Sie trinkt und bietet zum Trunk dem Riesen,
Beide schlürfen am steinernen Maul,
Haupt an Haupt in der tönernen Höhle.
Sie trinken, die Mittnacht beginnt zu ermatten,
Sie trinken, die Sterne verschwinden im Berg,
Dem blassen Riesen bricht fast die Kehle,
Unversieglich strömt es vom Krugbauch.
Hält inne endlich Atem zu holen,
Die Dirne lacht und hält ihm den Nacken,
Feuer wuchern in seinem Fleisch.
Er küsst ihr die Wangen, küsst ihr die Brüste,
Küsst ihr die Brüste, küsst ihr die Wangen.
Die Reben brennen, die Steine zerschmelzen,
Riese und Mannweib biegen den Berg.
Nachtwolken stehen tagfeurig und leuchten,
Riese und Mannweib biegen den Erdball.

Im breiten Lande pochen die Glocken,
In nächtigen Städten die scheuen Menschen

Stehen und starren, rot funkelt der Himmel,
Rot in die Fenster, rot in die Tore,
Glüt rot auf tausend ratlose Stirnen,
Glüt rot in tausend schreckoffene Herzen.

Neun Tausend Jahre staunen die Menschen,
Neun Tausend Jahre Nächte um Nächte,
Riese und Mannweib liegen am Berg,
Im neunten Tausend loschen die Nächte,
Phallus wurde geboren.

Phallus lag sorglos im sorglosen Gras,
Im Westen am Himmelsrand sass sein Vater,
Der schüttet den Sommer über die Erde
Oder die Kälte,
Dann kommen und gehen auf Erden
Alle Gedanken.

Sonne nährt Phallus,
Sie denkt auch für ihn.
Wurzeln sprechen ihm Kräfte ins Ohr,
Die Quellen und alle Metalle tief in der Erde
Machen ihn stark.

Herbst nässt den roten, brünstigen Wald,
Phallus schreit mit den dampfenden Hirschen;
Frühling treibt den Saft ins Gestämm,
Phallus lacht mit dem buhlenden Waldhuhn.

Phallus kannte die Mutter nie,
Sie liess ihn wo sie ihn schmerzlos gebar.
Der Vater blies Stürme über die Erde,
Es lebten die letzten der alten Menschen

An grossen Seen von salziger Säure,
Gelagert an gleissenden Kupferbergen,
In urfinstern Häusern von Kohle.
Aber die Rauhsten hausten am Stein,
Der rot ist von Rost und rot ist von Schweiss,
Drunter tropft eisenbitter die Quelle.

Phallus, der Nackte, schreitet vom Berg,
Mannstark am Morgen der ihn gebar.
Sein Aug gleich dem Brennglas
Durchdringt sieben Häute,
Nackt macht es die Menschen,
Nackt bis zur Herzhaut.

Am Flussufer lagern rauchige Wolken,
Miriaden von Menschen in jeder Wolke,
In heller Sonne nachtdunkel die Menschen.

Phallus durchschreitet die finstere Menge.
Vorbei an den nachtvollen Sorgengesichtern,
Vorbei an den niemüden, gähnenden Gassen,
Vorbei an den Reihen gespenstiger Häuser,

Jeder Ziegel gebacken aus uraltem Staub,
Staub der Ahnen, Eltern, Brüder,
Voll Staub die Lungen und Nasenlöcher,
Sie atmen Alle tote Gedanken.
Phallus durchschreitet die finstere Menge,
Alle mit Sorgengarnen bekleidet,
Keiner geht nackt.

Wer wohnt dort im Gletscher
Der über den Meeren,

Der über dem Rauch,
Mit eisigen Gipfeln, mit feurigen Flanken,
Ewig sonnig zur Sonne sich dreht.

Dort im ewig sonnigen Pol,
Mit kältenden Gipfeln und lüsternen Flanken,
Ueber den Meeren, über dem Rauch,
Wohnen die letzten Töchter der Menschen.

In tödlichem Spiegel sind sie geboren,
Sie haben den Spiegel niemals verlassen,
Keine trat je aus seinem Glas,
Niemand kam je zu ihnen hinein.

Der Spiegel aus Eis blendet im Glanzsaal,
Schmachtend am Spiegel liegen die Männer,
Schmachtend zum Bild das sie niemals erreichen,
Sie sinken Alle in zehrende Schwäche.

Phallus der Nackte tritt in den Berg,
Der über den Meeren, der über den Rauch
Mit eisigen Gipfeln und feurigen Flanken
Ewig sonnig zur Sonne sich dreht.

Leichen füllen die Treppen und Gänge.
In Hallen und Sälen stockt Totenruh.
Mit glasigen Augen, zerbrochener Stirn
Liegen die Besten der Männer am Spiegel,
Der Spiegel der schmerzhaft und ungeheuer,
Die höchste der Wände füllet im Glanzsaal.

Phallus tritt auf die seufzende Schwelle,
Wütend fliehen gefrässige Fliegen.

Blank und bleich wie Kastanienblumen,
Liegen die Jungfraun im schmerzhaften Glas.

»Ihr wohnt im sonnigsten Hause der Erde,
»Selber kommt Ihr niemals zur Sonne.«
»Möchten gerne kommen zur Wärme,
»Wir dulden nicht Wärme zu teilen mit Thoren.«

»Sonne selber duldet die Thoren,
»Töricht ist es, nicht Sonne zu teilen.
»Gähnt nicht im Spiegel und kommt zum Manne
»Kommt zum Manne, ich will Euch frein.«

»Nicht Stirn, nicht Faust brechen dies Glas,
»Kein Menschenherz schmilzt diesen Spiegel.«
Phallus tritt vom Eingang der Halle,
Bricht mächtig mit Händen die Decke vom Saalbau.

»So komme das Herz des Himmels zu Euch.«

Sonne füllt breit den dachlosen Saal,
Heissgereizt lodert der Spiegel.
Lustige Kugeln, Silber und Eis,
Hurtig schmilzt der Spiegel zu Tropfen,
Frei in kühlem weiten Gemach
Liegen die Jungfraun auf silberner Erde.
Phallus tritt auf das kochende Eis,
Da lachen die Frauen ein fernes Gelächter,
Und lachend sind Alle verschwunden.

Phallus verbrennt die Sohlen und Hände,
Er bückt sich nach Kieseln, beisst Steine zu Staub,
Er lachte Feuer, er lachte Blut,

Das weckt nur die Leichen der Männer.
Augäpfel wachsende sehen ihn an,
Herzen von Fliegen zerfressen erwachen,
Die Männer sehen den machtbreiten Mann,
Die Männer fliehen hinaus in den Rauch,
Phallus steht schweigend bei seinem Schatten.

Müde legt sich Phallus zum Gletscher,
Der leuchtet brünstig und wird Vulkan.
Die Männer unten im rauchigen Thal
Bestaunen zitternd solch staunende Kraft,
Sie wollen ihn töten am matten Morgen,
Doch Phallus schläft tief in glühenden Wolken.

In zweiter Nacht schläft er bei einer Quelle,
Die Quelle kocht verheerend ins Thal.

In dritter Nacht stürzt er den Adler vom Horst
Und schläft bei der Adlerin sieben Nächte.

Nach neunter Nacht zwingt er die Schlangen zu Müttern
Und aufrecht gehen seitdem die Schlangen.

In elfter Nacht jagt er die weisse Stute,
Ihr wachsen Flügel, mit ihr besteigt er die Horizonte.
Phallus schläft dreissig mal dreissig Jahre
Im warmen Getümmel der warmen Erde,
Aber am Ende geheiligter Zeit
Wächst ihm von Neuem nach nackten Menschen
Die alte unabwendbare Sehnsucht.

Er kehrt zu den dröhnenden Kupferbergen,
Er kommt zu den rauchenden salzigen Seen,

Er liegt ermüdet am rostigen Stein,
Zum ersten Mal trifft ihn einsam die Nacht,
Denn kälter noch als der urkalte Raum
Waren auf Erden die Menschen geworden,
Der Himmel zog die Sonne zurück,
Die Menschen im Thal vergassen den Namen.
Unten an der bittern Quelle
Lagert das letzte Tausend der Männer.

Phallus liegt auf den rostigen Bergen,
Er wärmt die Adern des hohlen Steines.
Tief in den Bergen schlafen die Frauen,
Sie, das Unsichtbarwerden erlernt,
Sie dachten kaltblütig wie kältende Nacht.
Sie fühlen erwachend die Steine erwärmt.
»Mein Marmorkissen wird siedend lästig!«
»Mir glühen enger und enger die Gürtel!«
»Mir füllen sich seltsam üppig die Wangen!«
»Mir brennen und pochen die Brüste!«

»Wäre es Phallus, der so erhitzt?
»Kitzelnde Fäden sollten ihn fangen.
»Will seine Stirn als mein Diadem,
»Will seine Finger als beinernen Kamm,
»Will sein Schamhaar als Kissen zum Traum.
»Aber nie nehmen wir Phallus zum Mann
»Er würde uns zwingen blutend zu dienen.«

Phallus hört durch den rostigen Stein,
Die Frauen, die wachen, im hohlen Berg.

Da sitzt ein Knabe auf kühnem Berg,
Sein Blick greift sicher die rollende Wolke.
»Hast Du auch Silber in deinen Gliedern?«
Er fragt das Mädchen auf treibender Wolke.

»Mein Vater ist Phallus, die Wolke die Mutter,
Ich habe Silber in jedem Glied,
Den Leib von Fleisch hat Phallus geschaffen.«
Stolz schüttelt das Mädchen ihr schneeweisses Haar.

»Mein Vater ist Phallus, die Adlerin Mutter,
Ich habe Silber in jedem Glied,
Den Leib von Fleisch hat Phallus geschaffen.«
Stolz schüttelt der Knabe die Adlerschwingen.

»Rund um den Salzsee wachen die Feuer,
Dort schlafen im Kreise die finsteren Menschen.
Zeige am Feuer Dein silbernes Blut,
Dann will ich immer nur Dich küssen.« —
Der Knabe führt die Wolke in's Thal.

Phallus hält Rundschau:
Die Eichentöchter wandeln im Wald,
Bei ihnen buhlen die Söhne der Sturmfrau.

Phallus hält Rundschau:
Die Schwanentöchter liegen am Strand,
Bei ihnen schmeicheln die Söhne der Robbe.

Phallus hält Rundschau:
Die Adlersöhne umkreisen die Wolken,
In sieben Farben lächeln die Wolken.

Phallus hält Rundschau:
Im warmen Getümmel der warmen Erde
Lieben sich Alle die Phallus geschaffen,
All' seine Geschöpfe mit silbernem Blut.

An dem schlackigen urtrüben See
Schlafen einsam die letzten Männer,
In den eisigen hohlen Bergen
Liegen einsam die Töchter der Menschen.
Keiner der Männer im Thal geht nackt,
Keine der Frauen im Berg geht nackt,
Alle mit Sorgengarnen bekleidet;
Sie haben nie einander gesehen.

Phallus liegt auf dem Berge und horcht,
Hülferuf stürzt herauf vom See,
Ueber dem Haupt erstarren die Wolken.

Der Adlerin Sohn, das Mädchen der Wolke
Von Menschen getötet, fallen am Ufer.
Den Rumpfen enteilt das silberne Blut,
Die Menschen fangen das klagende Silber.

Menschen ohne Weisheit und Wärme,
Die Menschheit verzehrt eine rächende Nacht.
Phallus springt vom zitternden Berg,
Unter ihm schreit die erschrockene Erde,
Phallus schlägt zornig die zornheissen Zähne.

Glut springt vom erbitterten Mund,
Fliehen auch unsichtbar Männer und Frauen,
Keiner enteilt sichtbarem Tod,
Den letzten erschlägt der lohende Fluch;

Die Menschheit verzehrt eine rächende Nacht.
Stille wächst, es wachsen die Berge.
Es wächst der Himmel ernst wie ein Stein,
Und deckt die Grüfte und Höhlen und Berge.

Stille wächst, es wachsen die Meere,
Die Wellen waschen die Asche im Thal,
Die Erde wächst, die Erde ist nackt,
Nackt steht die Erde und ohne Ränke.

Phallus sieht auf die nackte Erde,
Da fallen Thränen aus seinem Herzen,
Sein Schluchzen schüttelt die Kerne der Erde:

»Nun werde Erde zur klagenden Insel,
Dein Stein sei von Schmerzen gebogen,
Irr spricht der Himmel,
Die Menschen verdarben,
Kein Tod stillt die Leere.«

Phallus weint sechs Tage, sechs Nächte,
Die Thräne steht still am siebenten Tag,
Und Phallus ruht auf verwitterter Erde.
Erde spricht Dir weisesten Rat,
Höre Phallus Weisheit der Erde:

Herzliche Wünsche lenken die Zukunft,
Herzlicher Wunsch lenkt Dir alle die Sonne.

Riesen walten im Feuer der Sonnen,
Urlicht und Urklang.
Urlicht und Urklang rollen die Sterne,
Rollen die Erde.

Sonne und Sterne, Sterne und Erde dienen dem Urleib;
Urleib der Sonnen, Sterne und Erde,
Urleib dient Urherz.

Erde spricht Dir weisesten Rat,
Höre Phallus Weisheit der Erde.

Solange ich lebe, dien ich dem Urherz,
Solange ich lebe, bin ich sein Denken.

Leben ist Herzlust, Leben ist Herzleid,
Sekunden der Freude, Sekunden des Schmerzes,
Alle vereint sind unendlich ein Leben.
Herzlust und Herzleid sind Mosaik,
Und wollen sich ordnen zum Körper des Friedens,
Ordner ist Urherz, Urherz sind Alle.
Erde spricht Dir weisesten Rat,
Noch höre Phallus Weisheit der Erde.

Keiner ist nur auf der Erde geboren,
Es lebt jedes Leben mitten im Himmel.
Sei weise, achte die Seelen des Himmels,
Die Riesenbrüder, die Sonnen und Sterne.

Die Riesengeschlechter sind grosse Quellen,
Die grossen Sterne sind grosse Quellen,
Die grossen Sonnen sind grosse Quellen,
Ein Gott sind Alle mit Dir im Urherz.
Keiner ist nur auf der Erde geboren,
Herzlicher Wunsch macht zum Magneten,
Herzliches Wünschen lenkt alle die Sonnen.

Phallus steht unterm nächtigen Bogen
Und blickt zur singenden Strasse der Sterne,

Er streichelt heiter die nackte Erde.
»Ich wünsche mir herzlich Herzfreude zum Weib
Und ich will wünschen und ich will lenken.«

Phallus verlässt die einsame Erde
Und wandert über den Urleib des Himmels.
Am lohenden Sonnenherd sitzen die Riesen,
Urlicht und Urklang sie dienen dem Urherz.
Urlicht bückt sich ins Feuer und fragt:
Urklang mich blendet im Feuer ein Feuer.
Urklang bückt sich zum Feuer und horcht:
Ein Ruf trifft Urlicht, ein Ruf trifft Urklang,
Die Riesen stürzen betäubt und geblendet.

Das hastige Feuer schrumpft in den Herd,
Die grosse Sonne steht dunkel und zittert.
Unten im Abgrund schreit heiser die Erde,
Die Wälder versteinern, Eis wächst im Thal,
Aus allen Wolken fallen die Vögel,
Die Tierheerden seufzen und sterben.

Phallus in Sehnsucht ruft seinen Herzschrei,
Beim heftigen Herzruf stockt auch die Sonne:
»Urlicht und Urklang Ihr dient dem Urherz,
Gebt mir das Weib den Leib heiter und nackt,
Sehnsucht heftiger als die Sonnen
Flammt über den Himmel, verdunkelt den Urleib.«

Die Sonnen halten mächtigen Rat,
Phallus höre die Worte der Sonnen:

So Einer wünscht und wünschet von Herzen
Regiert er die Sonnen, sein Wille wird Urherz.

Wir bauen im Urblau Dir einen Stern,
Sein Kreis sei runder als jede Sonne,
Die irdische Iris kann ihn nicht fassen.
Wir bauen im Urblau Dir eine Wohnung,
Neun Farben, neun Töne,
Die Linie eine und einen Gedanken.

Wir bauen im Urblau Dir eine Erde,
Rund dort die Ecken herzlicher Steine,
Und Eine wandelt dort heiter und nackt
Im Takt ihres ewigen Herzens.
Ihr Auge ist rund, sie nenne Herzfreude,
Die irdische Iris kann sie nicht fassen.

Drei Söhne wird sie heiter gebären
Aus Erde aus Himmeln,
Drei Söhne, Bildner, Pfeiffer, Träumer.
Die bringe zur Erde.
Drei Bräute gebiert die Sonne den Söhnen,
Drei Bräute Lichtlust, Klanglust, Mär.

Drei Söhne, drei Bräute schaffen den Menschen,
Nach heiligen Massen, nach Linien der Mutter.
Heitere Arme, nackender Leib,
Füsse die wandeln im Takte des Herzens,
Rund die Augen, und rund das Herz.
Nun glühe Phallus und zünde die Sonne.
Komme, der Rasen treibt Wärme und Saft,
Komme, der Garten treibt heisse Bäume,
Honigäpfel liegen zu Paaren,
In zwei Teichen steht dunkel geschrieben
Das Alter der Sonne, das Alter der Erde.

Dort in Lauben aus seltenem Laub
Münden feurig die Strassen der Erde,
Finde das Ende der schmerzlichen Welt.

Phallus betrachtet sein kräftiges Weib.
Du bist Herzfreude, Dich will ich umarmen,
Du bist nicht Erde, wer hat Dich geboren,
Schmerz hat Dich göttlich geboren.

Phallus umarmt den verschwiegenen Leib,
Warmer Regen fällt vom Gewölk,
Urlicht und Urklang lachen am Herd,
Breit fällt die Wärme zur Erde.

Im Regenbogen war *Bildner* gewiegt,
An den schön siebenfarbigen Bogen
Knüpfte die Mutter das Bett ihm.

Mit offenen Augen schlief dort das Kind
Unter dem siebenfeurigen Bogen.
Ihm fiel die Sternschnuppe heiss in die Stirn,
Ein Feuer kränzt ihn von Sternen gefallen.

Pfeiffer verlief sich im Vogelwald,
Drei Tage sucht ihn die Mutter,
Am ersten lacht er im Blau mit den Lerchen,
Am zweiten nährt ihn mit Eiern die Wachtel,
Die Nachtigall weinte am dritten mit ihm.
Ihm fiel eine Sternschnuppe heiss in die Stirn,
Ein Feuer kränzt ihn von Sternen gefallen.

Träumer ist blind geboren und taub,
Doch neun Farben weiss er, die Brüder nur sieben.

Neun Töne kennt er, die Brüder nur sieben.
Die Sternschnuppe fiel ihm heiss in die Stirn,
Nun spricht er Feuer von Sternen gefallen,
Und Feuer kränzt ihn.

»Vater, ich hörte ein Seufzen im Schlaf.«
»Das war die Erde mein Sohn,
Die Erde ist arm.«

»Vater, ich hörte ein Schluchzen im Schlaf«.
»Das war die Erde mein Sohn,
Die Erde ist leer.«

»Vater, mich brannten Tropfen im Schlaf«.
»Das waren Thränen, die Erde will Menschen.«

»Vater, wir schlafen nicht mehr im Himmel,
Wir wollen zur Erde wir schaffen ihr Menschen.«

»Wollt Ihr zur schmerzlich zackigen Erde,
Fasst nie mehr das Auge den Himmel den Runden.
Küsst Eure Mutter, seht ihr ins Auge,
Nie Seht Ihr wieder solch rundes Auge,
Kommt Ihr zur schmerzlich zackigen Erde.«

»Wir wollen zur Erde, wir schaffen Menschen,
Rundherzige Menschen wie Augen der Mutter.«

»Ich bin Euer Führer wollt Ihr zur Erde,
Ich küsse Euch Söhne mit herzlichem Rat:
Kommt Ihr zur Erde,
Jungfrauen der Sonne nehmt Euch zu Bräuten,

Und Drei erwarten Euch auf der Erde.
Bildner nimm Lichtlust.
Pfeiffer nimm Klanglust,
Träumer nimm Mär.
Die Frauen beschlafet jeglichen Tag,
Ungeschwächt werden die Frauen Euch lieben.
Stündlich wächst Euch männliche Kraft,
Und Jungfrauen werden sie täglich.«

Die Mutter umarmt die fröhlichen Söhne
»Hört, meine Söhne, kommt Ihr zur Erde,
Ein Wurm lebt urgrau unter den Würmern,
Er nagt an der Erde, sie nennt ihn Tod.
Ihn ehret, gebt ihm ersehnte Gestalt,
Gebt ihm junge aufrechte Gestalt,
Gebt ihm Lächeln und rosiges Blut,
Es knirsche nur eisern die eiserne Sohle,
Der fröhliche Schmetterling steigt aus dem Haupt.

Kommt Ihr zur Erde,
Im Berg auf Magneten liegt Unheil die Schlange,
Ihr gebet göttliche Linien doch keinen Körper,
Ein Schatten mit Ketten gefesselt an Sonnen,
Er schreite aufrecht in steinernen Ketten,
Dunkel das Scepter, dunkel die Krone.

Kommt Ihr zur Erde,
Brandblumen wachsen, Brandblumen schwächen,
Erdlust pflückt Euch die Blumen vom Leib;
Erdlust drückt Trauben ins hitzige Haar,
Ehrt Erdlust, Mutter der Tiere und Früchte,
Sie schürt die Feuer im lodernden Laub,

Ehrt ihre Töchter, Erdfeuer, Fleischlüste,
Blutbrand öffnet fangarmig ihr Haar,
Gürtellos ruft vom wirbelnden Berg,
Nie ist ein Tag am wohllüstigen Kamm
Doch keiner fürchte die feurige Höhe,
Dort tanzen die Töchter den rauschenden Tanz
Jährlich sechs Nächte,
Drei Nächte im Maimond
Drei Nächte im Herbstmond.

Kommt Ihr zum Berg auf lockender Asche,
Verliert die Sonne und alle Schatten,
Lebt den Willen des Willenlosen
Jährlich sechs Nächte,
Drei Nächte im Maimond,
Drei Nächte im Herbstmond.

Seid Ihr auf Erden,
Nie backt dort Ziegel vom Staub Eurer Brüder.
Nie näht von Maulwurffellen Euch Mützen,
Schneller geht nie als im Takt Eurer Herzen,
Aber schaut tiefer als Euer Auge.
In warmen Lauben schafft warme Menschen,
Rund wie mein Auge schafft runde Herzen,
Nackt wie Ihr selber schafft nackte Menschen.

Ein roter Blitz trägt Phallus zur Erde,
Die Söhne eilen auf fruchtbarer Wolke.
Die blaue Wolke säet blauen Samen,
Drei blaue Hengste stampfen am Erdrand.

Nur junge Blitze fressen die Hengste,
Mit beiden Händen streut Phallus Blitze.

Die stählernen Hengste hat Urblau geworfen,
Sie stampfen und nennen sich Eifer.

Die Hengste stampfen da blühen die Steine,
Die Steinwälder treiben und munter grünt Saft.
Die Hengste schnauben da schwinden die Gletscher,
Die Eisfelder schwinden und munter blüht Kraut,
Die Hengste schütteln die lachenden Nüstern,
Da lachen die Berge und werden Magneten,
Magnete ziehen die Sonne zur Erde.

»Nun lass ich euch Söhne am dunkeln Erdrand;
Drei goldene Stuten fliehen am Meer,
Drei goldene Bremsen stechen die Stuten,
Drei goldene Bräute müsst Ihr erreichen.«

Phallus kehrt zu Herzfreude im Urblau,
Die Söhne greifen die steigenden Hengste,
Zwölf Monde jagen die Hengste die Stuten,
Zwölf Monde fliehen die Bräute der Sonne.
Siebenmal um den Gürtel der Erde
Und sieben Stuten jagt jegliche Braut.

Einundzwanzig stürzen zu Asche.
Drei des Saturn, drei des Neptun,
des Uranus drei,
Drei vom Mars, drei der Erde,
Der Venus drei und drei der Sonne.

Die letzten der Stuten zerstäuben im Gras,
Und sonnenweiss stehn in den Aschen die Bräute.
Lichtlust, Klanglust, Märlust sie warten
Und grüssen Bildner und Pfeiffer und Träumer.

»Wir sind geflohn bis zu Asche die Stuten,
Stahl sind eure Hengste, nie bluten die Hufe.
Stahl seid ihr Fürsten, wir sind eure Mägde.«

Irisfelder blühn aus den Aschen
Und Felder von rundem vierblättrigem Klee,
Die Irisblumen sind Hochzeitsbetten,
Der breite Klee labt den siegenden Hengst.

Die Männer sprechen zu ihren Frauen:
»Wir ehren die Wünsche ihr strengen Frauen,
Wir wollen im jungen Tau euch erwarten,
Wir wollen mit steigender Sonne euch lieben,
Wir wollen mit fallender Sonne euch lassen,
Jeder Tag soll mit Eifer schaffen,
Menschen rundherzig wie Augen der Mutter.«

»Wir ehren die Wünsche unserer Männer,
Und keinen Tag wollen wir zögern im Himmel,
Jeder Tag soll mit Eifer schaffen
Rundherzig den Menschen.«

Rundherz der erste rundherzige Mann,
Rundherz die erste rundherzige Frau,
Beide aus weissen Magneten geschaffen,
Die lagen zusammen im Herzen der Erde.

Sie halten sich sicher mit beiden Händen,
Sie halten sich sicher mit beiden Augen,
Sie halten sich ewig mit beiden Herzen,
Nie kann die zerbrechende Erde sie trennen.

Nicht lange da wurde *Goldklang* geboren,
Aus sieben Erzen und sieben Klängen,

Aus sieben Welten und sieben Himmeln,
Sie singt und sieben Echo erwachen,
Sieben Wälder blühen, sieben Quellen tanzen.

Und weiter nicht lange da wurde *Goldwort*,
Goldwort der Stumme, neun Farben im Auge,
Neun Töne im Ohre, neun Lächeln im Antlitz,
Mit einem Lächeln befriedigt er Alle,
Neunmal befriedigt er lächelnd die Erde.

Vier Menschen leben rund unter den Bäumen,
Sie leben glücklich, mit glücklichen Tieren,
Sie leben glücklich, mit glücklichen Früchten,
Glücklich wie Mutter Herzfreude im Urblau.
Noch einmal wird dann am letzten geboren,
Wer da geboren niemand wirds wissen.

Nicht von den glücklichen Menschen gekommen,
Nicht von göttlichen Vätern und göttlichen Müttern,
Aus keinem Körper, aus keinem Gedanken,
Sie fassen es nie die glauben zu fassen.

HERRN BENGTS GATTIN/VON AUGUST STRINDBERG. UEBERSETZT VON EMIL SCHERING.



IE Liebe? Begierde natürlich! antwortete der junge Graf seinem alten Mentor, da sie beide unten in der Schiffskoje sassen und mit Gespräch die Zeit vertrieben, während man für die Ausreise nach der Universität Prag vor Elfsnabben auf Wind wartete.

Nein junger Herr! antwortete Magister Franciscus Olai. Das ist ganz was anderes und etwas mehr, das weder diese hohe Theologie noch die tiefe Philosophie noch haben aussagen können. Unsere überkluge Zeit, die glaubt zu wenig, aber das kommt daher, dass man früher zu viel glaubte. Ich war beim Eingang der Epoche mit dabei, junger Herr, ich war mit dabei und riss alte ehrwürdige Gebäude, alte verfallene Tempel, des Hochmuts und Eigennutzes nieder, ich riss die Blätter aus den heiligen Büchern und die Bilder von den Wänden der Kirche; ich war mit dabei, junger Herr, und schloss die Kloster, und sagte den alten Glauben ab, doch Herr, es giebt Sachen, welche die allgewaltige Natur selbst gestiftet hat und die niederzureissen lassen wir schön bleiben. Ich möchte jetzt sprechen von Amor oder der Liebe, diesem Feuer das brennt ohne zu verlöschen, wenn es auf die rechte Weise ist, doch das bald erlischt wenn es auf die unrechte ist, und das sogar Hass werden kann, wenn es ganz verkehrt ist.

Wann ist es denn auf die rechte Weise? Das dürfte nicht oft sein! nahm der Graf wieder auf und legte sich bequemer aufs Bett.

Oft oder nicht, die Liebe ist wie ein Blitz vom Himmel wenn sie kommt, und dann geht sie über all unseren Willen und all unseren Verstand, aber es ist verschieden bei verschiedenen Menschen ob sie fortleben wird oder nicht. Denn die Menschen sind mit ungleicher Art und Laune in dieser Hinsicht geboren, gleichwie die Vögel oder andere Kreatur. Einige sind gleich den Hühnern des Waldes, dem Auer- und Birkhuhn, wo der Herr ein ganzes Serail haben muss wie der Grosstürke; warum es so ist, wissen wir nicht, aber so ist es, und das ist ihre Natur; andere sind gleich den kleinen Vögeln, die einen Gatten für jedes Jahr nehmen und dann umtauschen; andere wieder sind artig wie Tauben und bauen zusammen fürs Leben, und wenn der eine Gatte stirbt, will der andere nicht leben.

Hast Du Tauben gesehen, Du, unter den Menschenkindern? fragte der Graf zweifelnd.

Ich habe viel gesehen, lieber Herr; ich habe Birkhähne gesehen, die Tauben genommen hatten, und die Taube ist sehr unglücklich geworden, ich hebe Taubenmännchen gesehen, die Kuckucke bekommen hatten, und der Kuckuck ist der schlimmste von allen Vögeln, denn er will nur bei der Liebeslust mit dabei sein aber nicht in der Kindesnot, und darum setzt er seine Kinder aus; aber ich habe auch die Tauben gesehen Herr.

Die sich niemals hackten?

Doch, und was sie sich hackten, wenn es enge war im Nest und es böse stand ums Essen! aber sie waren gleich gute Freunde dennoch, und seht das ist die Liebe. Es giebt auch einen Seevogel der heist Svärt, Herr. Die Gatten gehen stets paarweise; und schiessen Sie den einen fort so flieht der andere nicht, sondern kommt her und lässt sich schiessen, und darum wird

das Wasserhuhn für den dümmsten von allen Vögeln angesehen.
Das ist die Brunstzeit, das, alter Magister.
Nein, junger Herr, sie folgen sich das ganze Jahr und die Vögel haben ihre Lustzeit im Frühling. Im Winter wenn sie keine Jungen bei sich haben, sondern einsam sind, trennen sie sich niemals, sondern essen zusammen, jagen zusammen, schlafen zusammen; das ist nicht Brunst, sondern das ist Liebe, und wenn dies tiefe Gefühl bei unseligen Tieren gefunden werden kann, warum sollte es sich nicht beim Menschen finden?
Doch, ich habe gehört, dass sie sich bei dem Menschen findet, aber sie soll nach der Hochzeit fortgehen.
Das ist die sinnliche Lust die zum Teil fortgeht, doch dann seht, kommt die Liebe hervor.
Das ist nur Freundschaft; wenn es welche giebt.
Ganz recht, gnädiger Herr, aber Freundschaft zwischen Leuten ungleichen Geschlechts, das is ja gerade Liebe. Doch es giebt so viel, so viel Sachen, so manche Seiten bei den Sachen; aber wollt Ihr, so will ich sprechen von einer Geschichte, die ich selbst gesehen habe und von welcher Ihr eins und das andere lernen könnt. Sie geschah in meiner Jugend, das ist vierzig Jahr her, doch ich erinnere jede Kleinigkeit als sei sie gestern geschehen. Darf ich sie erzählen?
Nur zu Magister! Die Zeit ist lang wenn man vor Gegenwind liegt, doch schaffe Licht und Wein herein ehe Du beginnst, denn ich denke Deine Geschichte hält einen nicht wach.
Glaub ich schon von Euch, Herr; mich hat sie wach gehalten allzuviele Nächte, antwortete Franciscus und ging das Begehrte anzuschaffen.
Als er zurückgekommen war und sie sich jeder auf seiner Pritsche in Ordnung gesetzt hatten, begann er also:

Dies ist die Geschichte von Herrn Bengts Gattin.

Sie war von adligen Eltern bei Beginn dieses Jahrhunderts geboren. Sie ward streng erzogen, und beim Tode der Eltern ward sie vom Vormund ins Kloster gesetzt. Dort zeichnete sie sich durch ihren exaltierten religiösen Eifer aus; sie geisselte sich des Freitags und fastete jeden grösseren Feiertag. Als sie in das Pubertätsalter eintrat, ward ihr Zustand bedenklicher, und sie machte sogar den Versuch sich durch Hunger das Leben zu rauben, da sie es mit den Pflichten eines Christen für unvereinbar ansah, das Fleisch nicht zu töten und zu leben bei Gott in Christo. Da trafen zwei Umstände ein, die Wendepunkte in ihrem Leben ausmachten. Ihr Vormund flüchtete aus dem Reich, nachdem er ihr Vermögen zerstört hatte; da verändert der Klosterkonvent seine Aufführung ihr gegenüber, denn das Kloster war eine weltliche Stiftung, die durchaus nicht ihre Pforten für die Betrübten und Elenden öffnete. Wie sie das sieht, beginnt sie von Zweifel erfasst zu werden. Der Zweifel war die Krankheit dieser Zeit, und sie ward stark angegriffen. Ihre Kameraden glaubten an nichts, und ihre Vorgesetzten auch nicht an viel. Eines Tages ward sie aus dem Kloster auf Krankenbotengang geschickt. Auf dem Wege, einem schönen einsamen Waldwege, traf sie einen Ritter, jung, kraftvoll, schön. Sie blieb stehen und sah ihn an wie eine Offenbarung; das war der erste Mann, den sie in fünf Jahren gesehen, und der erste Mann, den sie gesehen, nachdem sie Weib geworden war. Er hielt sein Pferd einen Augenblick an, grüsste — und ritt weiter. Seit dem Tage bekam sie das Kloster leid, und das Leben lockte sie. Das schöne lebendige Leben zog sie von Christus, und sie kam in Anfechtungen und Ausbrüchen, dass sie nunmehr ihre meiste Zeit im Strafraum zubrachte. Eines Tages bekam sie einen

Brief vom Gärtner zugesteckt. Der war von dem Ritter. Er wohnte auf der anderen Seite des Sees und sie konnte sein Schloss vom Fenster des Strafraumes sehen. Der Briefwechsel ging fort. Schwache Gerüchte kamen in Umlauf, dass eine grosse Veränderung in der Kirchenverfassung nahe daran wäre, auf die Bahn gebracht zu werden, und dass sogar die Kloster abgeschafft und das Klostervolk von seinem Eide gelöst werden sollte.

Da erwachte die Hoffnung bei ihr, doch zur selben Zeit wie sie jetzt die Erfahrung machte, dass man sich von einem Eide lösen lassen konnte, verlor sie den Glauben an die Heilighaltung des Eides, und mit eins gingen alle Bande los. Sie glaubte nunmehr nur an die ewigen Rechte ihrer Triebe allen Gesellschafts- und Kirchengesetzen gegenüber.

Schliesslich ward sie von einer falschen Freundin verraten, und die Entdeckung des Briefwechsels führte dazu, dass sie zu Körperstrafe verurteilt ward. Doch das Geschick hatte es anders angestellt, und gerade an dem Tage als die Strafe in Anwendung kommen soll, kommt Botschaft vom König und Ständen mit Befehl, das Kloster zu schliessen. Der Bote war kein anderer als der Ritter. Und er öffnet des Klosters Pforten für sie, um ihr die Freiheit und ihre Hand anzubieten.

Da schliesst das erste Wegstück ihrer Lebensfahrt.

Das erste? merkte der Graf an und lüftete die Krause. War es nicht zu Ende mit der Geschichte? Sie bekamen ja einander!

Nein, mein Herr, da ist es zu Ende in den Märchen, doch in der Wirklichkeit fängt es gerade da an. Und ich erinnere den Tag nach der Hochzeit; ich hatte sie getraut und war ihr Hauspriester. Der Frühstückstisch war gedeckt und sie kamen aus der Brautkammer heraus so strahlend als wenn die ganze Erde

ihretwegen tanzte und die Sonne nur an den Himmel gesetzt war, um ihnen zu leuchten. Er war voll von Lebensmut und fühlte sich im Stande, die ganze Welt auf seinen Schultern zu tragen, und alle seine Gedanken gingen darauf hinaus, das Leben so gut und schön für sie zu machen wie er nur irgend konnte; und sie war so glücklich, dass sie weder essen noch trinken wollte, und sie wollte nur vergessen, dass es diese sündige Erde gab. Nun! sie hatte ihre Grillen von der alten Zeit her da der Himmel alles war und die Erde nichts; er war der Sohn der jungen Zeit, die wusste, dass man auf der Erde leben musste, um nachher in den Himmel kommen zu können.

Und so spitzte es sich zu? fiel der Graf ein.

Es spitzte sich zu, wie Ihr sagt. Ich erinnere wie er am Frühstückstisch ass, wie ein hungeriger Mensch isst, und sie sass nur und sah ihn an; doch wenn sie von Vogelsang sprach, sprach er von Kalbssteak! Und dann sah er zufällig wie sie ihre Kleider auf einen Stuhl im Esssaal den vorgehenden Abend geworfen hatte, und da erinnerte er sie daran, dass man in einem Hause Ordnung wahrnehmen müsse.

Nun, da kam die Hölle ins Haus, versteht sich?

So gefährlich ward es nicht. Doch es zog eine Wolke über ihre Sonne und sie fühlte, dass sich eine Kluft zwischen ihnen öffnete. Aber sie schloss die Augen, um sie nicht sehen zu müssen, wie man bei einer Bergwanderung thut. Dann bewölkt es sich noch ein Mal. Er hat schwere geheime Gedanken, denn seine Saat steht in Hocken und er weiss, dass seine Rettung auf ihr beruht. Er will von ihr fort auf den Acker hinausgehen, doch sie bittet ihn zu bleiben und an diesem Tage nicht vom Dünger zu sprechen!

Dünger? Ein solcher Tropf!

So, so! Sie war in dieser Art erzogen, es war des Klosters Fehler, das sie gelehrt hatte, die von Gott erschaffene Welt gering zu achten. Er bleibt zu Hause und schlägt eine Jagd vor und sie nimmt den Vorschlag mit Vergnügen an.

Ein Schlachten! Das sollte feiner sein, das?

Ja, nach der Meinung der Zeit, Herr: jede Zeit hat ihre Meinungen gehabt. Doch es bewölkte sich noch einmal, denn dieser Tag war kein Glückstag für den jungen Ritter. Des Königs Vogt kommt auf Besuch und begehrt ein besonderes Gespräch mit dem Ritter. Das Gespräch wird bewilligt und der Ritter wird darüber aufgeklärt, dass er gemäss dem neuen Gesetze seines Adels verlustig gehen werde, falls er nicht seine versäumten Rüstungen von fünf Jahren leiste. Der Ritter kann sie nicht im Augenblick bezahlen, aber der Vogt verspricht ihm für ein Jahr eine Geldvorstreckung zu verschaffen durch Zwischenhand gegen Einzeichnung auf den Hof. Und so war diese Sache geordnet. Aber dann entstand die Frage, inwieweit er sich in dieser Angelegenheit seiner Frau mitteilen solle. Er rief mich zu sich, um meinen Rat zu hören. Ich fand, es sei schade um das junge Weib, dass sie sobald aus ihren Träumen von Glück und Seligkeit gerissen werden sollte, und ich beging die Unvorsichtigkeit zu raten, sie sollte nicht früher teilhaben an der Stellung des Hauses bis das Jahr vorbei sei.

Darin thatest Du recht! Denn warum soll Weibervolk sich in die Geschäfte legen. Das wäre nur Jammer und Klage geworden, und der arme Mann hätte niemals Ruhe bekommen.

Nein, Herr, darin that ich unrecht, denn Mann und Frau sollen in einer rechten Ehe volles Vertrauen zu einander haben und eins sein auch wenn sie nicht im Bette sind.

Und was wurde jetzt die Folge. Ja, dass sie während dieses Jahres auseinander wuchsen. Sie lebte in ihrem Rosengarten und er auf dem Acker; er hatte Geheimnisse vor ihr und arbeitete verzweifelt ohne sie zum Ratgeber zu haben; er lebte sein besonderes Leben für sich, und sie das ihre für sich. Wenn sie sich trafen, musste er frohen Sinn heucheln, und so ward ihr ganzes Leben lügenhaft. Schliesslich ward er müde und zog sich in sich zurück, und sie auf dieselbe Art.

Und so war es zu Ende mit der Liebe?

Nein, Herr, das hätte es möglicher Weise sein können, doch die rechte Liebe geht durch schlimmere Feuer als diese. Sie liebten einander immerfort und das sollte sich zeigen nach den Prüfungen, durch die sie gehen mussten.

Sie bekam ihr Kind. Und damit beginnt ein neues Stück ihres Lebensweges. Das Bedürfnis nach dem Manne ward geringer, denn ihre Zeit war jetzt durch die Wartung des Kindes in Anspruch genommen, und der Mann fühlte sich freier, da seine Zärtlichkeit nicht so viel in Anspruch genommen wurde wie früher. Sie warf sich sofort mit ihrer ganzen Seele auf die neuen Beschäftigungen, die sich ihr aufdrängten; sie wachte die Nächte und mühte sich die Tage, und sie wollte niemals das Kind von sich lassen zu einer Amme. Die Wirklichkeit und das Leben mit seinen kleinen Verhältnissen schien erst ihre leere Seele zu berauschen, und sie begann sogar Vergnügen daran zu finden mit dem Manne von seinen Aeckern und seinem Pflügen zu sprechen. Aber das konnte nicht lange sein. Die Erziehung liegt hinter uns wie der Samen des Unkrauts, welcher in der Erde ein Jahr oder zwei ruhen kann, doch nur dienliche Bestellung erwartet, dann kommt er wieder auf, und man pflanzt alte Bäume nicht gern um. Eines Tages sah sie sich im Spiegel

und fand, dass sie bleich, mager und hässlich geworden sei. Sie sah, dass ihre Blütezeit vorüber und die Pracht nicht mehr dieselbe war. Da erwachte bei ihr das Weib, der Teil des rätselvollen Wesens, der ein Weib ausmacht; und damit schlug das Begehren auf, schön zu sein, zu gefallen, sich herrschen zu fühlen durch ihre Schönheit. Sie war jetzt nicht mehr so eifrig um das Kind bemüht wie früher, und sie begann mehr Fürsorge für ihre Person anzuwenden. Der Mann sah mit Freude diese Veränderung, denn wunderlich zu sagen, als er ihren verzweifelten Eifer um das Kind und Haus gemerkt hatte, ward er erst froh, doch als er seines Herzens Königin nachlässig gekleidet gehen sah, und sah wie bleich und elend sie wurde, da schnitt es ihm ins Herz und er wünschte wieder diese hinreissende Fee, die schmachtend und auf seine Heimkunft wartend am Fenster gesessen, und vor deren Füssen er am liebsten in Anbetung lag. So wunderlich ist das Menschenherz, und so viel Sauerteig hatte er noch von der alten Ritterzeit übrig, als man das Weib als ein Marienbild und ein Bettkamerad hatte. Doch jetzt kam noch etwas anderes. Er war ein wenig müde geworden und während der ersten Mutterzeit der Frau in ausgelassenen Gewohnheiten verdorben; er kam und ging mit dem Hute auf, ass an einer Tischecke und kleidete sich stets mit ebensolcher Sorgfalt. Doch als nun die Frau zu dem alten Leben und der alten Art zurückzugehen begann, so vergass er zu folgen und die Gewohnheiten zu ändern. Die Frau wollte in diesen abnehmenden Artigkeitsbezeigungen mangelnde Liebe sehen, und ein unglücklicher Zufall stellte es an, dass sie einen scheinbaren Beweis in die Hände bekommen sollte dafür, dass er sie über hätte. Es war ein Unglückstag! Das Jahr näherte sich seinem Ende, wo die grosse Zahlung geschehen sollte. Die Ernte stand

wacker, aber wenn sie auch hielt was sie versprach, so würde dennoch nicht der Ueberschuss alles bezahlen können; der Ritter musste andere Auswege finden und er fand sie. Er liess feines Tischlerbauholz rings um den Hof hauen, doch kam man mit dem Hauen dem Gebäude zu nahe, sodass eine Linde, über welche die Frau sich besonders gefreut hatte, mit ging; aber der Herr wusste nicht, dass es die besondere Linde der Frau war, und darum war es ja nicht aus bösem Willen, dass er's that. Nun hatte die Frau ein paar Wochen krank gelegen, und wie sie hinaus in den Saal kam, sah sie, dass die Linde fort war; da glaubte sie sofort, man habe sie fortgenommen, um ihr Kummer zu machen. Aber sie musste auch sehen, dass ihre Rosenbüsche vertrocknet waren; denn kein Mensch hatte Zeit gehabt, an solche Kleinigkeiten zu denken, während der grossen Eile mit Fuhrwerk und Geräten für die Ernte, aber sie glaubte es sei eine neue Feindseligkeit gegen sie, weshalb sie alle Zugstiere des Hofes nach Wasser schickte.

Hier tritt ein neuer Umstand ein, der das Eintreffen des Unglücks beschleunigt. Der Vogt ist aufs Schloss gezogen, um die Bergung der Ernte abzuwarten. Er findet sich zufällig zum Besuch bei der Frau ein, gerade nachdem sie die beiden Entdeckungen gemacht hat. Sie finden, dass sie Jugendfreunde sind, und vertrauliche Gespräche entstehen, welche ihr Zerstreuung schenken; sie findet ein gewisses Behagen an der rauhen, aber artigen Weise des Besuchenden, und die Vergleiche, die sie anstellt zwischen dem höfischen Wesen des Vogts und der Plumpheit ihres Mannes, fallen nicht zum Vorteil des Mannes aus. Denn sie vergisst, dass auch ihr Mann gleich höfisch sein konnte auf einem Vormittagsbesuch, und dass der Vogt gleich unhöfisch am Alltag sein konnte.

Alles war also vorbereitet für das was geschehen sollte, als der Mann heim kam. Der Vogt war gegangen und hatte die Frau mit ihren Gedanken allein gelassen. Als der Mann herein kommt ist er froh, fürs erste seine Frau wieder aufzusehen, fürs zweite, dass die langwierige Trockenheit gut Wetter für die Bergung versprach, denn nun stand seine ganze Saat in Hocken und sollte in einem Tage herein. Aber die Frau, die schwere Gedanken hatte, fühlte sich von ihres Mannes Freude verletzt, und nun gingen die Schüsse ab, der eine nach dem anderen. Die Frau fragt nach ihrer Linde; der Mann erklärt, er habe sie niedergehauen, denn er bedürfe Bauholz; die Frau fragt, warum er gerade die Linde gehauen, die ihrem Zimmer Schatten gab; der Mann antwortet, dass er nicht gerade die gehauen, sondern dass er sie gleich wie alle anderen gehauen habe. Darauf kommen die Rosen an die Reihe. Der Mann antwortet, dass er niemals übernommen habe, sie zu begiessen. Da entdeckt die Frau, die sprachlos ist, dass er die Schmierstiefel an hat, und sie macht sofort ihre Anmerkung dazu. Der Mann erkennt sein Versehen und will es auf der Stelle gut machen, indem er sich sofort die Stiefel abzieht, doch da wird die Frau ausser sich vor solch einer Missachtung. Harte Worte fallen und die Frau behauptet, der Mann liebe sie nicht mehr. Da antwortet der Ritter ungefähr so: »Ich liebe Dich nicht, sagst Du, weil ich für Dich arbeite und nicht sitze und schwatze bei Deinem Nähramen; ich liebe Dich nicht, weil ich hungrig bin, nachdem ich das Essen versäumt habe; ich liebe Dich nicht, weil ich nicht die Stiefel wechsele, wenn ich einen Augenblick ins Zimmer komme; ich liebe Dich nicht, sagst Du! O, wenn Du wüsstest, wie sehr ich Dich liebe.« Da antwortete die Frau ungefähr so: »Ehe wir uns verheirateten, da liebtest Du mich,

ungeachtet Du an meinem Nährahmen schwatztest, ungeachtet Du nicht in Stiefeln hereinkamst und ungeachtet Du mir keine Geringschätzung zeigtest. Was ist dann eingetroffen, dass Du Deine Aufführung verändert hast?« Der Mann antwortet, wir haben uns verheiratet! Die Frau glaubt, der Mann meine, er habe durch die Heirat Eigentumsrecht über sie, und er wolle ihr dies zeigen durch seine Sicherheit im Auftreten; aber diese Sicherheit leitet sich einfach daher, dass er unerschütterlich an ihre Gelübde glaubt, ihn in Lust und Not zu lieben, an ihre Nachsicht glaubt, wenn er um einen Zeitverlust zu vermeiden eine Menge leerer Ceremonien ablegt. Er ist nahe daran ihr alles zu sagen, dass es darum ist, die Gefahr vom Leibe zu halten, dass er auf dem Acker arbeitet, an den Acker denkt, in dessen Schmutz tritt und den Staub in ihr Heim bringt, aber er schweigt, denn er kann sich nicht darauf verlassen, dass sie jetzt, wo sie schwach ist, den Schlag wird ertragen können, und er weiss, dass in vierundzwanzig Stunden oder so alles vorbei sein wird und das Haus gerettet. Er bittet sie zu verzeihen; und sie verzeihen einander und sprechen wieder zärtliche Worte. Aber da kommt der Schlag! Der Hofmeister stürzt herein und verkündigt, ein Unwetter nähere sich. Die Frau wird froh, dass die Rosen Regen bekommen, doch der Mann wird es nicht.

Da fühlt der Ritter des Herrn Hand über sich, und er erwähnt alles vor der Frau, doch bittet sie bei gutem Mut zu sein. Giebt dann Befehl, alles Zugvieh solle vorgespannt und die Saat sofort eingefahren werden. Das Zugvieh ist fort um Wasser zu holen. Wer hat sie fortgeschickt? »Das habe ich gethan,« antwortet die Frau. »Ich wollte Wasser haben für meine Blumen, die Du hast vertrocknen lassen, während ich krank war.« — »Ihr entblödet Euch nicht ja zu sagen?« fragt der Ritter. Da kam es

heraus: »Ihr berühmt Euch, ein ganzes Jahr gelogen zu haben! Ich brauche mich nicht zu entblöden, die Wahrheit zu sagen, da ich keinen Fehler begangen habe, sondern nur unglücklich genug gewesen bin, von einem Missgeschick getroffen zu werden!« Da wird der Mann rasend und geht auf sie zu mit erhobener Hand und schlägt sie.

Damit that er verflucht recht, sagt der Graf.

Pfui, pfui, junger Herr, ein schwaches Weib zu schlagen!

Warum nicht ein Weib, wenn man Kinder schlägt?

Weil das Weib schwächer ist, Herr.

Auch ein Grund! An die Stärkeren kommt man nicht heran, und die Schwächeren darf man nicht schlagen; wen soll man denn schlagen?

Man soll überhaupt nicht schlagen, mein Freund! Pfui, pfui, welche Sätze Ihr ausgesprochen habt, und Ihr sollt ein Krieger in Waffen werden.

Jawohl! Wie geht es zu im Kriege? Der Stärkere schlägt und der Schwächere wird geschlagen. Ist nicht logica darin?

Logica mag sein, aber moralitas nicht. Doch wollt Ihr jetzt die Fortsetzung hören?

Es ist wohl Schluss jetzt, mit der Liebe wenigstens!

Nein, nein, Herr, das ist es lange noch nicht, und die Liebe geht nicht so schnell ihren Weg. Nun! Sie glaubte jetzt voll und fest, ganz wie Ihr, es sei zu Ende mit der Liebe, und sie bittet den zur Stelle kommenden Vogt in ihrem Namen beim König um Scheidung anzuhalten.

Und von ihrem Kinde fortgehen?

Nein, das dachte sie mit sich zu bekommen. Ihr Stolz war in seinem Innersten verwundet, und sie fühlte sich zerschmettert

unter dem feinen Traumgebäude, das über sie zusammenstürzte. Und der Mann?

Er war zerkrümelt! Sein Traum von Liebesglück war vorbei, und er war ausserdem ruiniert, denn die Regenflut hatte seine ganze Saat fortgeführt und zerstört. Und wenn er sah, dass sie, die seine Seele geliebt hatte, die war, die sein Unglück verschuldete, fühlte er Stiche in seinem Herzen gegen sie; aber er liebte sie doch, wenn der Zorn sich gelegt hatte.

Doch?

Ja, Herr, denn die Liebe fragt nicht warum? Die weiss nur: so ist es! Es wurden jetzt harte Zeiten. Der Ritter war zu Grunde gerichtet und verlies, das Haus aufs Ungefähr, irrte auf seinem Pferd in Wald und Feld umher. Frau Margit dagegen erwachte zu einem Leben von Kraft und Wirksamkeit, und nahm die ganze Verwaltung des Hauses in die Hand; die Not machte das kleine, zarte Wesen, das niemals gearbeitet hatte, so stark; sie nähte sich und dem Kinde Kleider; sie zahlte aus und sah nach den Hofleuten; und das letztere war nicht das leichteste, denn diese hatten sich gewöhnt, die kleine verwöhnte Frau zu betrachten als wäre sie nur ein Gast; doch sie fasste an mit kräftiger Hand und sie hielt sie in Ordnung. Und wenn das Geld nicht reichte, setzte sie alle ihre Juwelen als Pfand und mit den eingekommenen Mitteln bezahlte sie Löhne und Schulden. Eines Tages als der Ritter zur Besinnung erwachte und mit der Furcht davor nach der Lage des Hauses zu sehen, die er für unabänderlich ansah, zurückkehrte, findet er alles in Schick und Ordnung, und als er nachforscht, bekommt er zu wissen, dass seine Frau es ist, die alles gerettet hat. Da erwachen Reue und Scham, und er geht zu seiner Frau, um ihr auf Knieen abzubitten, dass er nicht früher verstanden habe, sie zu schätzen. Sie ver-

zeiht ihm mit der Erklärung, sie sei es früher nicht wert gewesen, höher geschätzt zu werden, da sie nicht die Eigenschaften besass, die sie später erworben habe. Sie versöhnen sich als Freunde, aber sie erklärt, dass ihre Liebe tot ist und dass sie nicht beabsichtigt, damit fortzufahren, seine Gattin zu sein. Das Gespräch wird vom Vogt unterbrochen, welcher während der Zeit im Hause gewohnt und Frau Margit mit Rat und That beigestanden hat. Der Mann fühlt sich vor einem anderen zurückgesetzt, und die Eifersucht rast in ihm, und er verbietet seiner Frau, einen fremden Herrn in ihrer Wohnung zu empfangen. Die Frau erklärt, sie werde den Vogt auf seinem Zimmer aufsuchen; da nimmt der Mann das Wort und spricht von seinen Rechten über ihre Person, da sie noch nach dem Gesetze seine Gattin sei. Aber sie hat denselben Tag den Scheidungsbrief bekommen und giebt zu verstehen, dass sie frei sei und gehe wohin es ihr beliebe. Da, als er sieht, dass es zu Ende ist, fällt er zusammen und bittet sie auf seinen Knieen, sie möge bleiben. Als sie den stolzen Ritter wie einen Sklaven auf dem Boden kriechen sieht, verliert sie den letzten Rückstand von Achtung, den sie noch vor ihm hegt, und wie sie sich erinnert, dass sie einmal schwach und elend, zu ihm aufsah, der sie auf seinen Armen über Dornen und Steinen sollte tragen können, da wollte sie diesem Gesicht entfliehen, und wie sie nicht mehr den in ihm finden konnte, der er einmal gewesen war, hörte sie auf, ihn zu suchen, und sie geht.

Nun, siehst Du, fiel der Graf ein, der fand, es werde langfaserig, jetzt ward es Schluss!

Nein, nein, junger Herr, es sah nur so aus, aber es ist noch nicht Schluss! Doch hier muss ich ein Bekenntnis einschieben. Ich sah alles mit meinen Augen, Herr, denn ich war ihr Freund

und verehrte sie in meinem Herzen. Wie thöricht ich war, will ich auch bekennen. Wir Alten, die am Ende der Ritterzeit erzogen wurden, wir hatten gelernt im Weibe ein Wesen zu sehen, das über den gewöhnlichen Menschen stand; wir verehrten das Aeussere, die Schönheit, das Unnütze, und in unseren Vorstellungen vom Weibe ging vor allem etwas fürs Auge ein, und Ihr könnt Euch denken, dass ich, der doch die Wahrheit suchte, so verwirrt durch die alten Vorstellungen war, dass ich gleichsam fand, sie sänke gerade als sie am grössten war in Arbeit und Mühe. Ja, just denselben Tag, als der Scheidebrief kam, hatte ich ein Gespräch mit ihr, das ich noch erinnere wie wenn ich es aufgeschrieben hätte. So ungefähr sagte ich: »Wenn Ihr wüsstet, wie gottlos hoch Ihr einmal vor mir gestanden habt. Und ich sah den Engel die weissen Flügel fallen lassen, ich sah die Fee die Goldschuhe verlieren. Ich sah Euch des Morgens nach der Hochzeit, als Ihr durch den Wald jagtet, auf Euerem weissen Pferde; es trug Euch so leicht über das feuchte Gras; es hob Euch hoch über den Schlamm des Sumpfes, ohne dass ein Fleck auf Euere silberschiere Kleidung kam; einen Augenblick dachte ich, der hinter dem Baum stand: denk wenn sie fällt! Und der Gedanke nahm Bild an. Ich sah Euch im Schlamme, das schwarze Wasser spritzte über Euch, Euer gelbes Haar lag wie Sonnenschein über den weissen Blüten des Porsches; Ihr sankt, Ihr sankt, bis ich blos Eure kleine Hand sah; da hörte ich einen Falken oben in der Luft pfeifen und sich gegen die Wolken erheben, und kreiste sich auf seinen Schwingen, bis er in den Wolken verschwand!« Aber da antwortete sie, ach so recht, so recht! »Ihr äussertet einmal, es ist lange her, die Wirklichkeit mit ihrem Staub und Schmutz sei uns von Gott gegeben, und wir sollten sie nicht verfluchen, sondern sie nehmen wie sie ist. Nun

wohl! Jetzt sagt Ihr mit versteckten Worten, ich sei gesunken, weil ich auf dem Wege bin, mich mit diesem Leben zu versöhnen; ich habe die Tracht des Reichen mit der des armen Mannes vertauscht, wie ich arm bin; ich habe meine Jugend verloren, als ich das Gesetz der Natur erfüllte und Mutter ward; meine Hände sind von der Nadel verdorben, meine Augen vor Kummer, des Lebens Bürde drückt mich zu Boden, aber meine Seele die steigt wie der Falke gegen den Himmel, gegen die Freiheit, während mein irdischer Körper in Schlamm sinkt zwischen stinkende Blumen.«

Da fragte ich, ob sie wirklich glaube, die Seele oben halten zu können, während der Körper sank. Darauf antwortete sie, nein! Denn seht, sie lebte wie ich in der Täuschung, dass etwas sank. Doch von der Arbeit sank der Körper nicht, im Gegenteil er ward abgehärtet und stärker; und so ward er ja besser, er stieg, aber sank nicht. Aber so thöricht waren wir beide, dass wir uns das einbildeten, denn dies hatte man uns eingebildet seit der Jugend, und darum sahen wir weisse Hände, die doch kränklich sind, für schöner an als die, welche durch Arbeit hart und gebräunt worden sind. So verkehrt war man in meiner Jugend, Herr — und ist es wohl noch, hier und da. Doch in meiner Verkehrtheit ging ich weiter und riet zu einem Verbrechen. »Löst den Falken und lasst ihn steigen!« sagte ich. »Ich habe schon daran gedacht,« antwortete sie, die meinen Gedanken verstand; »aber die Kette ist stark.« — »Ich habe den Schlüssel zu ihr,« antwortete ich. Sie bat, ihn zu bekommen, und sie bekam von mir eine Giftflasche. Nun gehe ich zu der Erzählung zurück, wo ich schloss. Es war da, wo sie ihres Mannes Zimmer verliess, um den Vogt in seiner Wohnung im oberen Stockwerk aufzusuchen. Wie sie hinauf kam, musste sie warten, denn der

Vogt hatte Empfang. Da kriegte sie sofort eine Lehre, denn einige ältere verheiratete Freundinnen wollten sie nicht grüssen, weil sie ihre Ehe aufgelöst hatte; und die eine dieser Freundinnen war ihrem Manne untreu gewesen und hatte einen Liebhaber, aber sie sah sich doch für zu gut an Frau Margits Hand zu nehmen. Was soll man dazu sagen? Damals ward es für das grösste Verbrechen angesehen, eine Ehe aufzulösen, doch darin sind wir gottlob auf andere Gedanken gekommen. Sie kam, wie gesagt zum Vogt um Rat und Hilfe zu suchen, wie sie die ganze Zeit vorher bei Schwierigkeiten gethan hatte. Liebte sie ihn? Wahrscheinlich nicht, aber das Herz ist nie zu leicht dabei sich selbst zu betrügen als in solchen Fällen. Sie bildete sich ein, weil sie glaubte, den anderen verloren zu haben, und allein zu sein, dazu war sie nicht geboren und erzogen. Doch der Vogt, das war eine andere Sorte Kerl. Er war so ein Serailvogel von Natur, und wäre er nicht so feige gewesen, würde er schon des Ritters Frau an sich gelockt haben. Aber nun that er es nicht, denn er sah, dass diese Frucht schon in seinen Schoss fallen würde, wenn sie nur gut reif würde. Darauf wartete er. Doch er hatte auch eine andere Eigenschaft; er war eitel wie der Hahn im Hühnerhause, und er glaubte ein Höllenverführer zu sein, dem kein Weib widerstehen könne. Nun, als er jetzt Frau Margits Antwort zu hören bekam, dass sie beabsichtige, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen, seht, da glaubte er, es sei angespannt, und darum machte er sich zurecht zum Fahren. Und dann lässt er in Ordnung stellen, um sie zu empfangen, wie man seine Maitresse das erste Mal empfängt. Sie begegnen sich und sie ahnt nichts zum Anfang, denn sie verlässt sich auf seine Freundschaft und Ergebenheit. Sie will von des Lebens tiefstem Ernst sprechen, der sie erwartet; er spricht von seiner Liebe;

doch darauf will sie nicht hören. Sie ist frei, doch sie fühlt sich dennoch gebunden. Die Macht der Erinnerungen hält sie, und vielleicht auch die alte Liebe noch hat ein Wort mitzusprechen. Er wird kühner und bettelt auf seinen Knieen um ihre Liebe. Da verachtet sie ihn. Seine Eitelkeit wird verletzt und er vergisst sich, entschleiert sich und will Gewalt versuchen. Ich komme zufällig zur Stelle und darf ihm den Gnadenstoss geben, mit der Erklärung an Frau Margit, dass er verlobt ist. Es bleibt ihm nur übrig, sich zurückzuziehen. Doch sie hatte bereits beim Zerschmettern der letzten Hoffnung und des letzten Traums den Schlüssel zur Pforte der Ewigkeit benutzt; ich, der wusste, dass das Gift eine Stunde brauchte, um zu wirken, ich benutzte die Gelegenheit und sprach zu ihr wie man zu einem spricht der vorm Tode steht. Ach ich war gewiss der Mann, einen Sterbenden zu bereiten! Doch seht Ihr, sicher ist, dass die Liebe zu diesem elenden Leben gross ist, und in solchen Augenblicken ist die Menschenseele auch wie in einer Tonne um und um zu wenden, denn alles, was auf dem Grunde liegt, kommt herauf, alle Erinnerungen steigen hervor, aller alter Glaube, wie ungereimt er auch sein mag, wir mögen ihn fortgeworfen haben, in vollstem Ernst, er steht wieder auf, und ich schüttele aus ihr alte Pflichtgedanken hervor, thörichte vielleicht, doch nun erforderliche. Ich bekam sie soweit, dass sie zu leben wünschte, um in einem Kloster von neuem zu beginnen in Entsagung und Nachdenken; und ich bekam sie sogar dazu, dieses Kloster, das es nicht mehr gab, gegen Hausgefängnis vertauschen zu wollen, wo es Busse in gegenseitiger Selbstentsagung giebt, wo es Andachtsübungen im Erfüllen von Pflichten giebt, wo es Gelegenheit giebt, sich in Pflicht und Gehorsam zu üben. Sie kämpfte gegen ihren Stolz und bereute ihr Nachgeben, sie

raste gegen das Leben, das sie betrogen hatte, gegen die Menschen, die gelogen und gesagt hatten, das Leben sei ein Lustgarten. Und in diesem Punkte gab ich ihr recht; denn das Unglück in den meisten Ehen ist das, dass man den Gatten einbildet, sie würden das absolute Glück in der Ehe finden, während es das Glück überhaupt nicht im Leben giebt. Sie raste darüber, doch der Zufall kam mir zu Hilfe. Das Kind, das seine Kammer unter uns hatte fing an zu schreien. Da wird sie in ihrem Allerinnersten erschüttert, und sie will leben, um ihrem Kinde zu lehren, dass das Leben nicht so ist wie man sagt, und sie wollte es nicht demselben Geschick überlassen, dem sie selbst entgangen war. Vom Manne sprach sie nicht; wie weit sie jetzt an ihn dachte, kann ich nicht sagen. Ich, der ihr das Gift gegeben hatte, wusste auch, wo sich das Gegengift fand, doch ich wollte sie noch in der Furcht halten, gab ihr weniger Hoffnung als ich selbst hegte. Ich ging.

Als ich wiederkam, fand ich sie in ihres Mannes Armen. Er hatte sie auf der Treppe getroffen, wo sie in einer Betäubung niedergefallen war. Alles war verziehen, und alles war vergessen. Das findest Du wunderlich! Doch hast Du nicht Deiner Mutter verziehen, obgleich sie Dich züchtigte, und hat Deine Mutter Dich nicht lieb, obgleich Du sie belogen, ihr Kummer und Aerger gemacht hast. Die letzten Erschütterungen hatten ihre Seele um und um gewandt, sodass die alte Liebe wie eine klare Perle zu oberst lag, die man aus dem Schlammboden des Meeres aufgefischt hat, wo sie in einem schmutzigen Weichtiere verborgen lag. Aber sie kämpfte noch gegen ihren Stolz und sagte, sie wolle ihn nicht lieben, obgleich sie ihn liebe. Ich vergesse niemals seine Antwort, die das ganze Rätsel enthielt: »Du wolltest mich nicht lieben, Margit,« sagte er, »denn Dein

Stolz verbot es Dir, aber Du liebtest mich doch. Du liebst mich, ungeachtet ich meine Hand erhob, ungeachtet ich schändlich feige war als das Unglück kam. Ich wollte Dich hassen, weil Du von mir gingst; ich wollte Dich töten, weil Du Dein Kind opfern wolltest, und dennoch liebe ich Dich. Glaubst Du da nicht an die Macht der Liebe über unseren bösen Willen?«

So sagte er, und ich sage jetzt wie der Fabulist: diese Fabel lehrt, dass die Liebe eine Grossmacht ist, die über allen Verstand geht, und gegen welche unser Willen nichts vermag. Die Liebe leidet alles, entsagt allem, und vom Glauben, der Hoffnung und der Liebe, Herr, ist die Liebe am grössten.

Nun, aber wie ging es denn?

Dann war ich nicht länger mit dabei.

Sie fuhren wohl fort zu zanken?

Ich weiss, dass sie sich bisweilen streiten, denn das thut man, wenn man verschiedene Gedanken hat, aber ich weiss auch, dass keiner des anderen Herr sein will, sondern dass sie ihren Weg mit geringeren Forderungen ans Leben wandern, und darum sind sie so glücklich wie man werden kann, wenn man das Leben nimmt wie es ist. Und dies war es, was die alte Zeit mit ihren Ansprüchen, einen Himmel auf Erden zu machen, nicht wollte, was aber die neue Zeit gelernt hat. Und so war es zu Ende.

GRASHALME/ VON WALT WHITMAN/ UEBERSETZT VON KARL FEDERN.

Aus »Am Wege«.

Götter.

Du göttlich Liebender und vollkommener Gefährte,
Der zufrieden wartet, unsichtbar, doch gewiss,
Sei du mein Gott!

Du, du Ideal des Menschen,
Schön, herrlich und tüchtig, zufrieden und liebevoll,
Vollkommen im Leibe und mächtigen Geistes,
Sei du mein Gott!

O Tod — denn das Leben, es that das seine —
Pförtner und Führer zu himmlischen Wohnungen,
Sei du mein Gott!

Alles, alles, das Mächtigste, Beste, was ich sehe, begreife und weiss,
Was die stockenden Bande sprengt, dich zu befreien, o Seele,—
Sei du mein Gott!

Alle grosse Gedanken — alles Streben der Racen,
Jedes heroische Thun, ihr Thaten begeisterter Schwärmer,
Seid ihr meine Götter!

Oder Zeit oder Raum,
Oder Gestalt der Erde, göttlich und wundersam,
Oder irgend ein schönes Bildnis, das ich sah und verehre,
Oder du leuchtender Ball der Sonne oder ein Stern der Nacht,
Seid ihr meine Götter!

Aus dem »Sang von der offenen Strasse«.

Zu Fuss und leichtherzig zieh ich die offene Strasse
Gesund und frei, die Welt vor mir,
Der lange braune Pfad vor mir, führend wohin ich will.

Hinfort frag ich nicht nach dem Glücke, ich will selber das Glück sein,
Hinfort klag ich nicht mehr, verschiebe nicht mehr, bedarf keines Dinges,
Vorbei mit dem Zimmergestöhn, mit Bibliotheken und allem kritischen Nörgeln!
Stark und zufrieden zieh ich die offene Strasse.

Die Erde, sie genügt mir,
Ich verlange die Sterne nicht näher.
Ich weiss, sie sind wohl, wo sie sind,
Ich weiss, sie genügen denen, die zu ihnen gehören.

Dennoch trage ich hier meine alte köstliche Last.
Ich trage sie, Männer und Weiber, mit mir, wo immer ich gehe,
Ich schwöre, es ist mir unmöglich mich von Ihnen zu trennen,
Ich bin von ihnen erfüllt und will sie zum Danke erfüllen.

Von dieser Stund an erklär ich mich selbst gelöst von Schranken und eingebildeten Grenzen,
Gehe, wohin ich will, mein eigner Herr, völlig und absolut,
Lausche den andern, beachte wohl, was sie sagen,
Innehaltend und forschend, empfindend, betrachtend,
Milde, doch mit unwiderstehlichem Willen löse ich mich aus allen Banden, die mich halten wollen.

Ich atme mächtige Züge des Raumes ein,
Osten und Westen sind mein und Norden und Süden sind mein.

Ich bin reicher, besser als ich dachte,
Ich wusste nicht, dass so viel Gutes in mir sei!

Alles erscheint mir herrlich,
Ich will zu Männern und Weibern sprechen:
Ihr habt mir so viel Gutes erwiesen, ich will euch desgleichen thun,
Ich will für euch und mich werben, wo immer ich gehe,
Ich will mich unter Männer und Weiber ausstreuen, wo ich gehe,
Ich will eine neue Freude und Rauheit unter sie bringen,
Wer mich abweist, der soll mich nicht stören.
Wer mich annimmt, er oder sie, sei gesegnet und wird mich segnen!

Komm! die Verlockung soll grösser sein,
Wir wollen über pfadlose wilde Meere segeln,
Wir wollen gehen, wo Winde blasen, Wogen branden, wo der Yankeekutter mit vollen Segeln vorüberschiesst!
Komm! mit Kraft und Freiheit, der Erde und den Elementen,
Mit Gesundheit und Trotz, mit Lust und Neugier und Selbstbewusstsein,
Komm! weit fort von all euren Formeln,
Von Euren Formeln, ihr materialistischen
Fledermausäugigen Pfaffen!

Der schale Leichnam will uns den Weg versperren — das Begräbnis wartet nicht mehr.

Komm! doch hör meine Warnung.
Wer mit mir reist, braucht das beste Blut, braucht Ausdauer und Sehnen,
Keiner komme zur Probe, wer nicht Mut und Gesundheit bringt;
Komm nicht, wenn du bereits dein Bestes verschwendet hast,
Die nur mögen kommen, deren Leiber süss und gefestigt sind,

Kein Kranker, kein Säufer, kein venerisch Befleckter darf mit mir ziehn!
Ich und die meinen, wir überzeugen nicht durch Gründe, nicht durch Gleichnis oder Beweise;
Wir überzeugen durch unsre Gegenwart.

Höre! denn ich will ehrlich mit dir sein:
Ich biete nicht die alten glatten Preise, ich biete rauhe neue Preise,
Dies sind die Tage, die dir begegnen werden:
Du sollst nicht aufhäufen das, was man Reichtum nennt,
Du sollst hinstreun mit verschwenderischer Hand, was du erwirbst und was du vollendest,
Du wirst in die Stadt kaum kommen, nach der du wanderst,
und wirst dich zur Ruhe kaum legen, und schon wird es dich unwiderstehlich von dannen rufen,
Und mit ironischem Lächeln und Spott werden die nachschaun, die hinter dir bleiben!
Was du an Liebesgrüssen empfängst, darfst du nicht anders erwidern, denn mit leidenschaftlichen Abschiedsküssen,
Und von keinem darfst du dich halten lassen, der die ausgestreckten Hände nach dir breitet.

Komm! durch Mühe und Kampf!
Das Ziel kann nicht mehr geändert werden!

Hat der Vergangenheit Ringen Erfolg gehabt?
Wer hat Erfolg gehabt? Du? Dein Stamm? die Natur?
Nun verstehe mich gut: Vorgesehen im Wesen der Dinge ist,
dass aus jeden Erfolges Genuss sich etwas erhebe, was einen grösseren Kampf herbeiführt!

Mein Ruf ist der Ruf der Schlachten, ich nähre thätigen Aufruhr!
Wer mit mir geht, geht gut bewaffnet,

Wer mit mir geht, der geht oft mit karger Nahrung, Armut und erbitterten Feinden und häufigem Abfall.

Komm! die Strasse ist vor uns!

Sie ist sicher — ich hab sie versucht — meine eignen Füsse versuchten sie, — lass dich nicht halten!

Lass das Papier auf dem Pult unbeschrieben, und das Buch im Gestell ungeöffnet!

Lass dein Werkzeug zurück in der Werkstatt! Lass dein Geld unerworben!

Ich bin der gläubige Mensch, leicht glaubend an Racen, Zeitalter und Eigenschaften,

Ich trete aus dem Volke heraus, in seinem eigenen Geiste:

Was ich singe, ist unbegrenzter Glaube!

Omnes! Omnes! Wer da unwissend sein will, sei es —

Ich will auch Gedichte vom Bösen singen, ich rühme auch dies—

Ich bin selber so böse wie gut — und so ist mein Volk auch.

Ich sage, es gibt in der That kein Böses —

Oder wenn es eins gibt, dann ist es so nötig für dich, für das Land und für mich, wie alles Andere.

Ich auch, vielen folgend, von vielen gefolgt, verkünde euch eine Religion,

Ich steige in die Arena hinab.

Vielleicht bin ich bestimmt, den lautesten Schrei zu thun, den dröhnenden Schrei des Siegers,

Wer weiss es? Vielleicht entringt er sich mir und fleucht über Allem —

Nichts ist um seiner selbst willen da,

Ich sage, die Erde und alle Sterne am Himmel sind da für die Religion!

Ich sage, kein Mensch war noch jemals nur halb gläubig genug,
Keiner hat jemals nur halb genug verehrt und angebetet,
Keiner zu denken begonnen, wie göttlich er selbst ist und wie sicher die Zukunft.
Lass die Schule, frag nicht nach dem Rufen des Lehrers!
Lass den Prediger auf der Kanzel, und den Anwalt lass im Gerichtshof reden und den Richter Gesetze auslegen!

Kamerad — nimm meine Hand!
Ich gebe dir meine Liebe, die köstlicher als das Geld ist,
Mich selber gebe ich dir anstatt der Predigt und des Gesetzes,
Willst auch du dich mir geben? Willst du kommen und mit mir ziehn?
Sollen wir zu einander halten, solange wir leben?

DIE BUSSE / EIN ALTJAPANISCHES POSSENSPIEL. UEBERTRAGEN VON ANTON REISER.

Personen: der Ehmann; sein Weib; deren Diener Tarókaja.
Scene: Zimmer im Hause des Mannes zu Kyoto.

Der Mann: Ich bewohne einen Vorort der Hauptstadt. Unlängst, als ich aufs Land hinaus spazieren ging, kam ich in ein Theehaus, — es war da in der Gegend von Nagami — und ein Mädchen namens Hana, die mich bediente, fand solches Gefallen an mir, dass sie mir hierher nachreiste. Nun wohnt sie im Vorort Kita-Schirakaha, wo sie mich heute abend erwartet; wir haben das brieflich ausgemacht. Aber mein Drache von Weib hat Wind davon bekommen und da heisst es nun, was Geschicktes erfinden und ihr aufbinden, damit ich loskomme. Hallo! Bist du da? Ach, bitte, Teuerste!

Das Weib: Es scheint dir zu gefallen, mich zu rufen. Was willst du?

Der Mann: Ach, bitte, komm herein.

Das Weib: Wie Ihr befehlt.

Der Mann: Warum ich dich rief, ist kurz dieses: Ich wollte dir nämlich sagen, wie mich in letzter Zeit so schrecklich die schlimmen Geister mit Träumen plagen. Das wollt ich dir nämlich sagen.

Das Weib: Unsinn redest du. Träume kommen vom Magen, und treffen nicht ein, also zerbrich dir nicht den Kopf darüber.

Der Mann: Ganz richtig, was du sagst, ganz richtig. Träume, vorausgesetzt sie kommen vom Magen, treffen neun unter zehnmal nicht ein. Aber meine Träume haben mich dermassen angegriffen, dermassen, dass ich mir vorgenommen habe, eine oder die andre Pilgerfahrt anzutreten, um für mich zu beten, und für dich.

Das Weib: Und wohin solls denn gehn?

Der Mann: Ich meine — von denen in der Stadt und den Vororten ganz zu schweigen — ich besuche jeden Schinto-Altar und jeden Buddhatempel das ganze Land durch.

Das Weib: Nicht für eine Stunde erlaube ich dir ausser Haus zu gehen. Wenn du schon so darauf versessen bist, so wirst du schon eine Busse finden, die du zuhaus verrichten kannst.

Der Mann: Eine Busse zuhaus? Was sollte das für eine sein?

Das Weib: Räucherwerk auf dem Arm verbrennen, oder auf dem Kopf . . .

Der Mann: Wie gedankenlos du daherredest! Was! Ist das eine Busse, die mir stünde, mir, einem Laien!

Das Weib: Ich dulde keine, die nicht zuhaus verrichtet werden kann.

Der Mann: Gut, also gut. Du bringst einem mit deinem Reden aber auch ausser allem Verstand. Aber, was für eine Busse könnte es nur sein? (Er denkt eine Weile nach) Hah! Ich hab's. Ich will die Busse der tiefen Beschauung thun.

Das Weib: Tiefe Beschauung? Was ist das wieder?

Der Mann: Es wundert mich gar nicht, dass du das nicht weisst. Es ist eine Busse, die man in alten Zeiten unter dem Buddhapatriarchen Daruma übte: (Segen sei über ihm!) du steckst deinen Kopf unter was man das tiefe Beschauungstuch nennt und erhältst Lossprechung durch Vergessen aller Dinge, die waren und sein werden, — eine äusserst schwierige Form der Busse.

Das Weib: Und wie lang dauert sie denn?

Der Mann: Ja, ich möchte sagen, so eine Woche oder zwei.

Das Weib: So lang erlaub ichs nicht.

Der Mann: Und für wie lange würde es mein Herzchen wohl erlauben ohne darüber verstimmt zu werden?

Das Weib: Eine Stunde denke ich wird wohl genug sein, einen Tag, wenn du es aushältst, aber nicht länger.

Der Mann: Ein Tag? In einem einzigen Tag ist diese bedeutende Busse nicht zu erlangen. Ein Tag, was denkst du! Ein Tag und eine Nacht, dann vielleicht.

Das Weib: Also gut, einen Tag und die Nacht.

Der Mann: Köstlich! Köstlich! Ich meine .. ja, das wird genügen. Aber noch etwas: wisse: wenn eine Frau durch eine kleinste Ritze in das Gemach schaut, in dem der Büsser sitzt, oder gar hereinkommt zu ihm, so ist der Wert der ganzen Busse sofort verloren, vorbei, umsonst. Also, dass du nicht zu mir kommst, während ich büsse.

Das Weib: Gut, gut, fang nur an.

Der Mann: Auf Wiedersehen also, wenn es vorüber ist.

Das Weib: Auf Wiedersehen.

(Sie geht ab.)

Der Mann: Was sagt ich doch?

Das Weib: Wie?

Der Mann: Also: nicht zu mir kommen. Vergiss das nicht. Wie heissen doch des Buddhisten warnende Worte: »Ist auch nur der kleinste Spektakel in der Küche, so ist die Busse der tiefsten Beschauung eine Unmöglichkeit!« Thu was du willst, nur komm nicht wo ich sitze und büsse.

Das Weib: Ich denke ja nicht dran.

Der Mann: Also, auf Wiedersehen, wenn alles vorbei ist.

(Das Weib ab.)

2.

Der Mann: (lachend) Wie blöde doch die Weiber sind! Wie sie vergnügt war, wie sie das alles für wahr nahm, dass ich mich dieser Busse der — tiefen Beschauung unterziehe! Tarókaja! Tarókaja!

Der Diener: Ja, Herr.

Der Mann: Wo steckst du denn?

Der Diener: Zu Befehl, Herr!

Der Mann: Du bist schnell da, wenn man dich ruft. Recht so.

Der Diener: Der Herr sind sehr gut aufgelegt.

Der Mann: Mit Grund. Du weisst, ich will diesen Abend Hana besuchen. Aber meine Alte hat etwas gespannt davon, und da erzählte ich ihr, dass ich einen Tag und eine Nacht mich der Busse der tiefen Beschauung unterwerfen will — fein, nicht? — als Ausrede, während ich meine Absicht mit Hana ausführe.

Der Diener: Eine sehr gute Ausrede, Herr.

Der Mann: Aber du musst mir einen Gefallen thun.

Der Diener: Womit kann ich dienen?

Der Mann: Ganz einfach: ich habe also meiner Alten erzählt, sie dürfe mich in meinen Bussübungen nicht stören, aber Hexe, wie sie ist, wer weiss ob sie nicht doch hereinguckt? in welchem Falle sie einen schönen Auftritt vollführen möchte, wenn da nichts zu sehen wäre, was religiösen Uebungen gleichkäme; und so möchte ich, obzwar es ja viel Unangenehmes für dich hat, dich bitten, bis zu meiner Rückkunft meinen Platz einzunehmen.

Der Diener: O, nichts Unangenehmes; aber wenn es herauskommt, dann krieg ich solche Schelte, dass ich Euch bitten möchte, mich zu entschuldigen.

Der Mann: Was Unsinn du schwätzest! Du nimmst meinen Platz ein; ich werd' schon dafür sorgen, dass du nicht gescholten wirst.

Der Diener: Das ist alles ganz schön, aber entschuldigt mich für diesmal.

Der Mann: Der Bursch hört auf das, was mein Weib sagt und hört nicht auf das, was ich sage! Heh! Willst du mir trotzen? (Er will ihn schlagen.)

Der Diener: Oh, oh! Ich gehorche!

Der Mann: Trotzen willst du mir? Trotzen?

Der Diener: Ach, ach, ich muss ja gehorchen!

Der Mann: Wirklich?

Der Diener: Wahr und wirklich.

Der Mann: Meine Wut war blos so ein Anfall. Also, nimm meinen Platz.

Der Diener: Wenn Ihr es wünschet.

Der Mann: Köstlich! Halt still, bis ich die Sachen für die tiefe Beschauung richte. So, jetzt sitz hierher.

Der Diener: Welche unerwartete Ehre!

Der Mann: Gut, gut. Nun — es wird dir zwar unangenehm sein, aber es ist nötig — steck deinen Kopf unter dieses »Beschauungstuch.«

Der Diener: Wie Ihr befehlt, genau, wie Ihr befehlt.

Der Mann: Ja, genau, das ist sehr wichtig; denn wenn mein Weib auch sagt, du sollst das »Beschauungstuch« herabnehmen, so darfst du es nicht, bis ich zurückkomme.

Der Diener: Natürlich nicht. Ich nehme es schon nicht herunter, seid unbesorgt.

Der Mann: Ich bin bald zurück.

Der Diener: Ach ja, kommt recht bald zurück.

Der Mann: (im Abgehen) Das wäre erledigt. Hana erwartet mich sicher schon mit Ungeduld. Ich eile zu ihr.

(ab.)

3.

Das Weib: Ich bin die Herrin dieses Hauses. Ich hab meine bessere Hälfte das erste mal wohl verstanden, als er mir ihn zu stören verbot bei seiner Bussübung. Aber wie er dann nochmal sagte: »Komm ja nicht herein! Schau ja nicht auf mich!« — das ist verdächtig. Ich will grade mal von diesem versteckten Winkel aus schauen, was

da eigentlich vorgeht. — Hm! Das sieht viel unbequemer aus als ich dachte. (Sie kommt näher.) Bitte, bitte! Du hast mir zwar verboten hereinzukommen, und ich wollte es wirklich nicht thun; aber mir war so ängstlich, und so bin ich da. Willst du denn nicht das »Betrachtungstuch« ein bischen ablegen und eine Tasse Thee zur Stärkung trinken? (der unter dem Tuch schüttelt den Kopf.) Jaja, du hast ganz recht; natürlich bist du bös auf mich, dass ich ungehorsam war und gegen deinen Befehl ins Zimmer kam. Aber, verzeih mir, nimm das Tuch ab und ruh dich etwas aus (der unter dem Tuch schüttelt wieder den Kopf.) Und du magst »nein« und wieder »nein« sagen, ich will, dass du es abnimmst! Du musst! Verstehst du? Du musst! (Sie reisst das Tuch weg und Tarókaja wird sichtbar.) Was? Du bist's, du Lump? Und wo ist der andere schlechte Kerl? Wo ist er? Wirst du gleich reden? Wirst du gleich?

Der Diener: Oh — ich weiss von gar nichts.

Das Weib: Oh, ich bin wütend! Wütend bin ich! Natürlich ist er zu dem Frauenzimmer gegangen. Willst du gleich reden? Oder ich geb dir Prügel!

Der Diener: In dem Fall — wie könnt' ich Euch was verschweigen! Der Herr ist Fräulein Hana sehen gegangen.

Das Weib: Was! ‚Fräulein' Hana, sagt er! ‚Fräulein, ja, Fräulein' Hana sag! Also er ist wirklich zu der Hana gegangen?

Der Diener: Wirklich und wahrhaftig und richtig.

Das Weib: O! o! o! ich platze vor Wut, sie bringt mich um! O! Oh! (sie weint laut schreiend.)

Der Diener: Ich kann Eure Thränen begreifen.

Das Weib: Wenn du mir's nicht gesagt hättest, wär es dir schlecht gegangen. Aber so verzeih ich dir. Mach, dass du aufstehst.

Der Diener: Ich bin Eurer Güte und Liebenswürdigkeit und Gnade ausserordentlich verbunden.

Das Weib: Aber erzähl, wie kamst du denn auf diesen Platz?

Der Diener: Das hat mir der Herr so angeschafft; und da gab es, obzwar es mir höchst widerwärtig und abstossend und abscheulich war, keine Widerrede, ich musste mich hinsetzen und setzte mich hin.

Das Weib: Natürlich. Aber jetzt musst du mir einen Gefallen thun.

Der Diener: Bitte, womit kann ich dienen?

Das Weib: Ganz einfach: du musst mir das Tuch über meinen Kopf so herrichten wie du es trugst, willst du?

Der Diener: Oh! Ich nehme mir Eurer Befehle natürlich sehr an; aber ich kriege solche Hiebe, wenn es herauskommt, dass ich Euch lieber bitten möchte, mich zu entschuldigen.

Das Weib: Ich werde schon nicht dulden, dass du Hiebe bekommst; mach mir nur das Tuch zurecht.

Der Diener: Ach, lasst mich aus damit, nur diesmal.

Das Weib: Kein Haar soll dir gekrümmt werden. Vorwärts!

Der Diener: Gut, aber wenn es zu den Hieben kommt, dann rechne ich auf Euch, dass Ihr es verhindert.

Das Weib: Ja, ja, mach nur.

Der Diener: In diesem Falle bitte ich Euch niederzusetzen. — Ich fürchte, es wird Euch sehr unbequem sein, aber Ihr müsst den Kopf darunter stecken.

Das Weib: Mach es nur so, dass er nicht merkt, dass du nicht mehr darunter sitzest.

Der Diener: Nichts, aber gar nichts wird er merken. So.

Das Weib: Nun mach, dass du fortkommst.

(Der Diener geht ab.)

Das Weib: Wart mal, Tarókaja!

Der Diener: Ja?

Das Weib: Es ist wohl nicht nötig, dass ich dir erst sage, dass du ihm nichts sagst, dass ich es bin?

Der Diener: O, ich werd kein Wort zu ihm sagen.

Das Weib: Ich habe gehört, dass du gern eine Börse und ein Seidentuch hättest. Ich will dir beides schenken.

Der Diener: Aeusserst dankbar für Eure Güte und Freundlichkeit.

Das Weib: Mach fort.

4.

(Man hört den Ehemann im Heimwärtskommen auf der Strasse singen.)

Was soll der müde Schläfer achten
auf Glockenklang und Vogelsang?
doch traurig macht es den fürwahr,
den sie aus süssen Freuden reissen.

Ihr Bildnis ach! verfolgt mich sehr
und jagt den Schlaf aus meinen Augen

und mein Gefühl ist aufgeweckt,
bewegt wie Wind in Weidenästen.

Wie die Welt läuft, geht es ja auch mit der heftigsten heimlichen Liebe bergunter; aber in meinem Fall, je öfter ich das Mädchen seh, desto heftiger wird meine Liebe.

Im Frühling sah ich sie zum erstenmal,
die schöne Hana, die —

Aber ich rede und singe da wie Einer, der träumt und derweil wartet Tarókaja sicher sehr ungeduldig auf mich. Ob wohl alles glatt gegangen ist? Mir ist etwas unsicher. (Er kommt ins Haus.) Hallo! Hallo! Tarókaja! Ich bin zurück! Ich bin zurück! (Er betritt das Zimmer.) Da bin ich. Armer Kerl! Die Zeit muss dir lang geworden sein. Aber jetzt bin ich da. (Er setzt sich.) Aber dafür will ich dir erzählen, was Hana gesagt hat, willst du? (Unter dem Tuch zustimmendes Nicken.) Also: Ich lief was ich konnte, doch war es schon dunkel als ich hinkam. Hana musste so lang warten, dachte ich ängstlich, und wird wohl mit dem chinesischen Dichter gesagt haben:

»Er versprach es, doch er kommt nicht, und mein Kissen
wandte ich wohl fünfmal schon in dieser Nacht:
der Wind bewegt die Fichten und das Rohr — oder ist Er es?«

dachte ich also, wird sie mit dem Dichter gesagt haben, als ich lieblich an die Hinterthür klopfe; schreit sie auf: »Wer ist da? Wer ist da?« Es fiel gerade ein leichter Regen und so gab ich zur Antwort:

Wer kommt zu dir wohl, liebliche Hana
und achtet nicht des Regens?
Und zweimal riefst du: »wer ist da?«
Ist's weil du zweie gar erwartest?

worauf Hana antwortete:

Wer weiss? Wer weiss? Ein feiner Scherz!
der liebt mich wohl, der solche Nacht
zu mir zu kommen sich erwählt,
und Höflichkeit ist meine Pflicht,

und sagt: »Bitte, mein Herr, hier herein«. Und mit diesen Worten öffnet sie den Riegel mit Klingering und schiebt die Thür zurück mit Kricketick; und während mir ein Blumenduft entgegenweht, kommt sie heraus zu mir und sagt: »Ich bin Eure Dienerin, mein Herr, sagt sie, obzwar nur ein armes Mädchen vom Lande«. So gingen wir Hand in Hand hinein. Aber ihre erste Frage »wer ist da?« hatte mich zweifelhaft gemacht, ob sie nicht doppeltes Spiel spiele, so dass ich ihr den Rücken zukehrte und verstimmt sagte, ich nähme an, dass sie mehrere erwarte und dass ein solcher Gedanke mein Vergnügen etwas beeinträchtige. Aber was für ein prächtiges Mädchen Hana ist! Sie kam an meine Seite, schlug leicht auf meine Hand und sagte:

»Wenn ich dir nicht gefalle, so hättest
du gleich beim erstenmal mir es sagen können;
wofür den treuen Glauben erst verpfänden
und dann misstrauen? Oh! Oh!

Warum bist du so? Ich spiele kein doppeltes Spiel«. Und dann frug sie mich, warum ich dich nicht mitgebracht habe, Tarókaja; und als ich ihr erzählte warum, rief sie aus »Armer Kerl!« rief sie aus, »wie einsam muss er sich fühlen! Nie lebte ein zu allen Dingen geschickterer Bursche als er. Du musst immer nett zu ihm sein«. Ja, solche Sachen spricht man von dir, wenn Hana redet. Der alten Hexe meinem Weib würde nicht in hundert Jahren auch nur ein so liebes Wort für dich aus dem Munde fallen. (Heftiges Schütteln unter dem Tuche.) Nicht

wahr? Ja, ja, das kannst du mir glauben. Dann, um weiter zu erzählen, lud sie mich also in die inneren Räume ein. Und da hinein gingen wir, Hand in Hand. Dann brachte sie zu essen und zu trinken und so tranken wir und assen und festierten tief in die Nacht hinein, wo wir dann auf ihr Anraten wieder in ein anderes Zimmer gingen, uns auszuruhen. Aber bald wurde es Tag und ich sagte, ich wolle nun heimgehen. Da rief Hana aus:

»Als ich dich traf, du Teuerster,
da dacht ich alles dir zu sagen, was mein Herz
beschwert; und nun ist's Zeit zu Gehen
und vieles blieb, dass ich dir nicht gesagt.

Ach, bitte, bleib noch ein bischen!« »Nein, sagte ich, ich muss wirklich heimgehen. Alle Tempel läuten schon.« »Herzlose Priester, die da läuten,« rief sie aus, »Schufte, die mit ihrem ding-dong, ding-dong schon mitten in der Nacht anfangen!« Aber zu ihrem Schmerz und zu meinem Kummer konnte ich nur sagen: »sich treffen ist sich trennen«, und (weinend) da ging ich und da bin ich. Ach, ist es nicht zu schade! (weint wieder). — Ach, und aus meiner Herzensfreude floss diese lange Geschichte und dir muss derweil sehr unbequem gewesen sein. Gieb doch das »Beschauungstuch« herunter. Nimm's herunter, ich hab dir nichts mehr zu sagen. Gott, was für ein hartköpfiger Esel du bist! Das Tuch sollst du heruntergeben, ich will's, hörst du mich nicht?

(Er reisst das Tuch herab und das Weib springt in die Höhe.)

Das Weib: Du! Du! Ich platze vor Wut! Mich anzuschwindeln und dann zu dieser Hana zu gehen.

Der Mann: Aber gar nicht, nicht im Mindesten! Ich war nie

bei Hana. Ich war meine Busse verrichten, wirklich, ich war.

Das Weib: Was? Kommt daher und erzählt mir, dass er seine Busse verrichtet? Und in dem ganzen Handel noch zu reden »von der Alten, aus deren Maul . .«, was? Oh! Ich bin wütend, ich bin rasend! Mich anzuschwindeln und dorthin zu gehen, he! dorthin!

(Sie verfolgt ihren Mann über die Bühne.)

Der Mann: Aber gar nicht, nicht im geringsten! Kein Wort davon kam je von meinen Lippen.

Das Weib: Wo warst du, du Lump? Wo warst du?

Der Mann: Gut. Warum soll ich daraus ein Geheimnis machen? Ich war beten, für dein und mein Wohlbefinden im Tempel der fünfhundert Schüler in Tsukuschi.

Das Weib: Du Lump! Du schlechter Mensch! Als ob du in der Zeit bis zu den Fünfhundert hättest gehen können!

Der Mann: Ach, verzeih mir, verzeih mir, Teure!

(Er läuft ab.)

Das Weib: Du Lump! Wart, ich krieg dich schon!

(Läuft ihm nach.)

Der Diener: (kommt herein) Dacht ich mir es doch gleich, dass die Busse noch zu büssen sein wird. Ich mach mich aus dem Staub. Wie wär's, wenn ich der lieblichen Hana meinen Besuch machte?

OTOJIRO KAWAKAMI/ VON FRANZ BLEI.

ES war vor zwei Jahren, im New-Yorker Bijoutheater, dass ich das japanische Theater des Kawakami zum erstenmal sah. Ganz wenig Leute im Saal, starkes Lachen, wo es nicht passte, freundliche Ueberlegenheit bei Publikum und Kritik. Dann in Paris, im Tempelchen der Fuller, wo sich die Japaner mit dieser in die kaum eine Stunde währende Vorstellung teilten. Sie spielten da ein ganz kleines Stück aus einem kleinen Stück ihres Repertoires; aber es war kaum ein Platz zu bekommen, Publikum, Kritik war voll Begeisterung. Seit zwei Monaten spielt das japanische Theater in deutschen Städten: die Snobs, die in Paris waren oder mindestens den Figaro lesen, reden sich ekstatische Krämpfe ein, das andre Publikum gähnt, lacht unpassend, fühlt in den Sterbescenen das Gruseln; die Kritiker strengen sich an, in Lob wie Tadel so geistreich als möglich zu sein, zeigen im allgemeinen das wohlwollende Lächeln des in seinen Meinungen sicheren, darin wieder einmal bestärkten Mannes, reden vom Mittelalter, von Hauptmann, vom Fortschritt. Auch sparen sie mit ihrem Rat nicht: lasst beim Ersterben das fliessende Blut fort, das ist kindisch, — und die höflichen Japaner sterben ohne Blut; lasst die abscheuliche Musik fort, — und die höflischen Japaner begnügen sich mit dem Ton einer Tempelglocke. Kawakami hat, als er sich nach Europa rüstete, schon so viel aus dem japanischen Theater fortgelassen, dass es auf den noch gebliebenen Rest an Eigentümlichem leicht verzichten kann; wenn ihm die deutsche Kritik noch lange zuredet, lässt er alles fort und spielt »Flachsmann

als Erzieher«, bei welcher erreichten Höhe sich dann alles glücklich beruhigen wird.

Kawakami gehört als Schauspieler wie als Autor jener Soschischule an, die sich vor etlichen Jahren mit einem Programme aufthat, nicht unähnlich dem des Antoine mit dem Theatre libre oder der Berliner freien Bühne. Die Soschi's — das sind »ehemalige Studenten« — waren gegen alle Tradition des japanischen Theaters: Länge der Stücke, dem Heroischen verpflichtete Inhalte, Manirisums, Deklamation. Und einer ging mit dem andern. Die Soschi's sahen bald ein, dass sie das alte japanische Heldenstück nach ihrer aufs Natürliche ausgehenden Art nicht spielen konnten, dass seine ins Mythisch-Heroische spielenden Vorgänge nur im alten Stil, den s. Z. Danjuro so glänzend representierte, gemimt werden können. Das volkstümliche japanische Drama, wie man es im Gegensatz zu dem klassischen Hoftheater des »Nō« und »Kiōgen« nannte, datiert seine Geburt fast aus demselben Jahre wie das englische Drama: 1576 errichteten »The Earl of Leicester's servants« das erste öffentliche Theater in Black friars und 1575 gab die davongelaufene schöne Priesterin Okumi in Kyoto die erste populäre Theatervorstellung. Im englischen und im japanischen Stück dieser Zeit ist wie in beider Länder gleichzeitiger Geschichte viel Blutvergiessen, Todschlag, Kriegslärm und Spektakel aller Art. Bei den Japanern blieb das so bis heute. Für den durchschnittlichen Tokyoer Theaterbesucher muss ein richtiges Theaterstück mindestens ein Dutzend Selbstaufschlitzungen enthalten, wenn es ihm gefallen soll. Die endlose Spieldauer eines Stückes braucht in jedem zweiten der vielen Akte Aufregungen solcher Art, wenn die Teilnahme der Zuschauer wach bleiben soll. — Mit solchen Stücken konnten die revolutionären

Soschi nichts anfangen. So setzten sie sich hin und schrieben sich ihre eigenen. Das Harakiri fehlt ja als eine einmal beliebte Gewohnheit auch in diesen nicht, aber es passiert auch sonst noch was zwischen dem ersten und zweiten Selbstmord, damit ein dramatisches Spiel wird, was sonst nur eine Folge lebender Bilder ist. Kawakami schrieb ein Stück aus dem China-Japan Krieg und reiste zu diesem Zweck nach Korea, um das Milieu zu studieren. Dann verfasste er in seiner Not eine Bearbeitung der »Reise um die Erde in 80 Tagen«, die viel Erfolg hatte, aber doch nicht das war, was die Soschi wollten. Einer von ihn wagte es kühn mit der »Welt, in der man sich langweilt«, in der sich das Publikum aber persönlich höchst langweilte. Dann probierte es Kawakami mit der Gerichtsscene aus dem »Kaufmann von Venedig«, im Eifer ganz vergessend, dass der Shylock — bei ihm der Fischer Schiroko — ein in Japan unmöglicher, deshalb unbegreiflicher und lächerlicher Typus ist. So experimentierte man.

Es war gut für Kawakami, dass er die Sada Yacco kennen lernte. Die ehemalige Geysha — sie war es noch vor drei Jahren — brachte ihm als Dichter und Schauspieler wieder das nahe, was er im Ungestüm seines Reformwerkes bekämpfen zu müssen glaubte: die Tradition. Er gab den Import aus Europa auf und bemühte sich um das japanische Stück. Die Tanzfüsse der Geysha lockten ihn wieder auf den heimatlichen Boden. Mit viel Geschicklichkeit wählt er nun aus der japanischen populären Theaterlitteratur, aus deren endlosen Stücken Scenen und Akte, die einiges dramatische Leben haben und spielt sie, man möchte sagen, in einem »gemischten Stil«; denn vieles von dem alten ist, der Art des Stückes entsprechend, darin — wie alles Kämpfen und Ringen, Töten und Tanzen — und

Neues wieder, das die Soschi wollten — wie das Detail des Alltags und die Malerei des Milieus, des innern und äussern. Man muss so mit der Bewunderung und dem Urteil beim Einzelnen bleiben: einmal sich von der ausgiebig naturalistischen Art der Darstellung eines Sterbens erschüttern lassen, dann wieder die groteske Stilisierung der Kämpfe bewundern. Je nach Vorbereitung und Liebhaberei wird man das eine oder das andere preisen, das Ganze aber als eine harmonische Einheit nicht auf sich wirkend spüren. Alle Welt in Paris ging sich von dem »Sterben der Sada« entzücken zu lassen: die höflichen Japaner machten aus dieser Scene, die ich in New-York in einer Minute sich abspielen sah, in Paris das ganze Stück; in Berlin nahm das Sterben fast schon gar kein Ende mehr. In New-York spielte Kawakami ein Ritterstück, das nur aus Kampfscenen bestand, die mächtig stilisiert waren: in Europa spielte er es nie mehr. Ich meine damit, dass er vor dem europäischen Publikum sich durch dessen Beifall verleiten liess, den diesem geläufigeren Naturalismus des Spieles immer mehr Raum zu geben, dem Naturalismus, der bei den vielen Morden und Selbstmorden in um so brutalerer Weise vortritt, als ihm das Ausgleichende und Vorbereitende der naturalistischen Darstellung des Harmlosen, Gewöhnlichen fehlt, daneben und an dessen Ort vielmehr (und dies steigert die Natur besonders zum Krassen) die stark stilisierten Darstellungen des Kämpfens und Tanzens gesehen wurden. Beispiele dafür sind nicht erst zu nennen: es ist fast von Scene zu Scene ein ständiger Wechsel von Natur und Stil, Stil und Natur, Europa und Japan. Dazu kommt noch, dass Kawakami für die europäische Reise das Wort in seinen Stücken so sehr beschränkt hat, dass von diesen oft nur das Gerippe der Pantomime bleibt. Er fürchtete, dass die dem

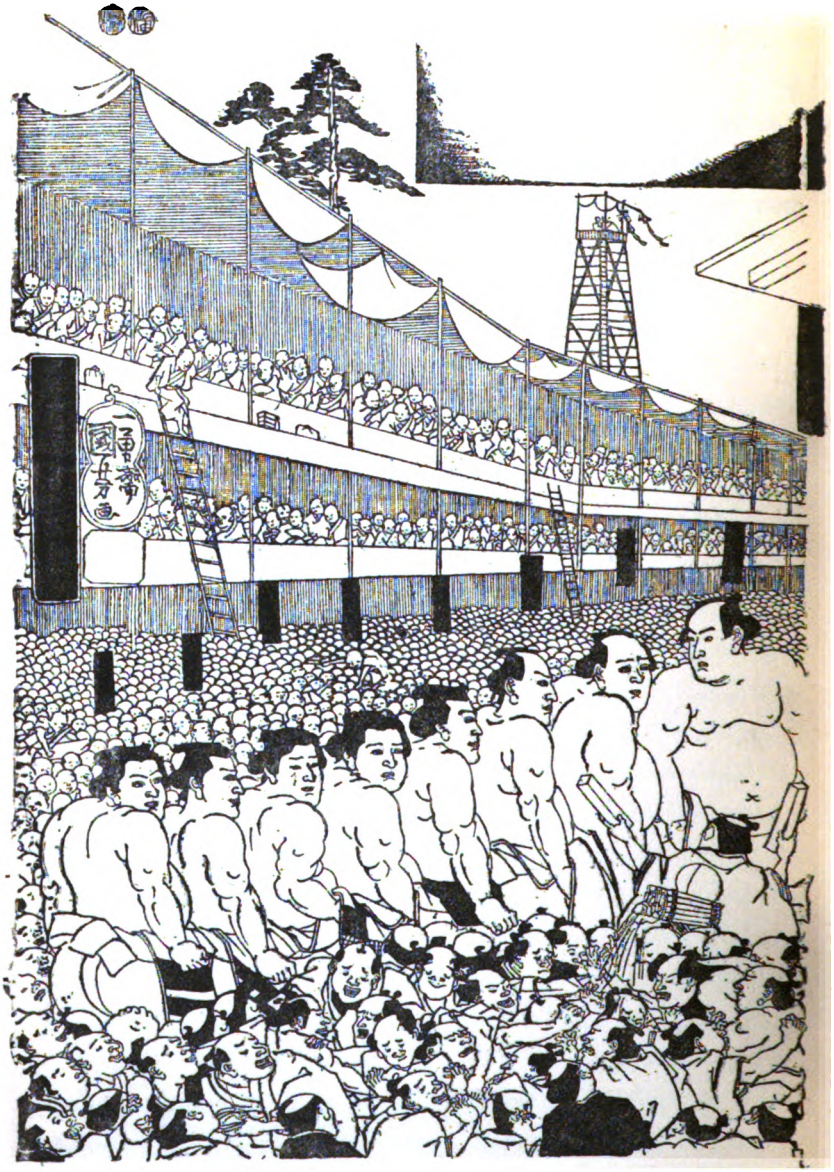
Klange nach ungewohnte und rauhe Sprache europäische Ohren ermüden würde und beschränkte deshalb die Rede auf das Nötigste.

Die »Kesa« ist ein Spiel von grosser primitiver Tragik, die Grotesktragödie des »Schogun« eine der kühnsten Farcen aller Litteraturen — aber von der Art des japanischen Theaters geben sie wenig Kenntnis. Man muss sie nehmen als Gelegenheiten für die Schauspieler, die aber auch ihrerseits nicht durchaus charakteristisch sind für japanische Spielkunst, doch für sich selber genug bedeuten, um unsere Aufmerksamkeit in starkem Masse zu fesseln. Man mag die agile Nachgiebigkeit, mit der sich Kawakami zum Naturalismus modernisiert, bedauern: dann soll man ihn in einem solchen Spiel an grossen europäischen Darstellern messen, er wird nicht dabei verlieren, und der Zuschauer wird gewinnen, da er in dem Moment nicht an Japan denkt; was er im nächsten Moment wieder thun muss, wo er bei dem Neuen eines stilisierten Spieles steht; und da möge er geniessend schauen, weil seine Kritik keine Masse hat. — Es ist nicht die unvermittelte Mischung des Blumenhaften und Graziösen mit dem Grausigen und Schlächterhaften (wie man in den deutschen Kritiken immer lesen kann), es ist der fortwährende Wechsel von Stil und Stillosigkeit in Kawakamis Stücken und Spiel, das verwirrt und befremdet und dem künstlerischen Erlebnis schadet. Doch — man muss es hinzunehmen suchen, wie es gegeben wird, sich am Einzelnen freuen und — dies besonders nicht! — über das Ganze kein Gelächter aufschlagen.

Soll man noch über die Sada Yacco etwas sagen? Sie ist eine wunderschöne Frau und hat als Schauspielerin grosse Momente, da Kawakami ihr Lehrer ist. Das Meiste vermag sie in ihren

Bewegungen zu geben, und so ist der Tanz ihre Natur; alles andere Studium und Bedenken. Der Tanz ist das älteste Element der japanischen geistigen Kultur; vor allen anderen Kunstübung war die Kagura und der Saru-gaku. Von dem Tanzen der Sada Yacco sagte einer, dass ihm nun die Zauberfüsse der Salome lebendig geworden seien, die einem Heiligen das Haupt vom Rumpfe getanzt haben.

Japanische Schauspieler und Ringer.





HERZLIED/ VON M. DAUTHENDEY.

DER Tag legt endlich die Krone ab,
Gross und mächtig wächst jeder Baum,
Sehnsucht tritt an der Wipfel Saum,
Und Seufzer fallen von Wolken herab.
Die Blätter hängen wie Stein bei Stein
Nachtwinde schläfern die Erde ein.
Wem ein Seufzer fiel in den Schoss,
Den lassen die Thränen nicht mehr allein,
Den lässt die Dunkelheit nicht mehr los.
Dem wandern die Füsse rastlos fort,
Sein Mund spricht manches begrabene Wort,
Die Nacht hängt als Schleppe an seinem Kleid
Bis ihn ein Herz von dem Seufzer befreit.

Dein Gesicht leuchtet wie die besternten Büscheln des Jasmin.
Ich habe mein Bett so tief in Dir wie der Duft in den Büschen,
Und meine Freude geht aus Dir auf wie der Vollmond aus der Erde.
Immer ist die Stille des Mittags um Dich ausgespannt,
Die Stille in der die Bienen tönen und kein Wunsch steigt auf.
Die Sonne hängt über Dir als Krone in der Luft und wen Du anschaust, der ist König.
Du bist wie die metallnen Glocken, Du bewegst das Dunkel in den Bergen,
Du erschütterst mein Herz, dass es zwischen Lachen und Weinen schwankt.
Einst ging ich durch Traurigkeit wie durch Regen, der endlos niederhängt,
Weit und breit fiel mir der Himmel kalt vor die Füsse,

Weiss es schwer, sehr bitter sind die Thränen der Trennung.
Sie können mit ihrer Schärfe mein Haus zusammenziehen,
Sie gönnen keinen Schutz und ich kann ihnen nicht entfliehen.
Jetzt sitzt die Sonnenflamm auf meinem Dach und dörrt die Ziegel,
Und drinnen geht die Liebe bei mir auf und um,
Und nachts sind noch die Hände wie die Ziegel heiss,
Die Hände, die die Liebe halten wollen.

Die Erde hält die Bäume fest, dass sie dem Wind nicht nacheilen.
Mein Herz ist ein ruhiges Stück Erde geworden
Und lässt die Wolken wandern und die Flüsse eilen.

Geliebte, mein Garten ladet Dich ein,
Die Blumen wollen Deine Schemel sein.
Mein Garten liegt wie ein uraltes Buch
Drin wallet mit Feier der Bäume Geruch.
Rosen heiter wie Göttinnen winken
Und Falter wie Seelen vom Himmel sinken.
Und Fische von Gold in Spiegeln stehen,
Die über die Tiefe wie Gedanken hingehen.
Von kommender Freude glänzen die Trauben
Und Lieder geleiten uns durch die Lauben.
Und uns entgegen an des Hauses Treppe
Steht die Sonne als Priester mit festlicher Schleppe,
Die erhobenen Hände schütten den Segen.

Glocken wandern von Haus zu Haus
Und teilen Freudenkleider aus.
Mein Lieb steht unter seiner Thür,
Seligkeit schmückt sie wie Sommerzier.

Die Glocken haben Wege gebaut
Und alle Wege frohlocken laut.
Mir läutet das Blut wie ein Glockenschwarm,
Alle Wege führen in meinen Arm.

Die Sommernacht ist eng voll Hollunder und wildem Rosenholz,
Sie drängt unsere Lippen zusammen
Wie die Glühwürmer, die sich im Dunkel paaren.
Dein Herz macht Deine Hand blendend,
Die Nacht weicht von Dir zurück,
Du entschleierst meinen geheimen Wunsch.

Die blauen Fenster des Sommers stehen um Dich
Und ein unerschütterlicher Himmel dahinter.
Du teilst Freude aus wie nur die schwerwiegende Sonne
Freude austeilt,
Meine Tage fielen in das bedeutungslose Gras
Aber als Du und ich uns zusammenlegten
Banden wir die Zeit zu einem Knoten, den Keiner zerhaut.

Du nahmst mir die Augen aus dem Kopf
Und hast mir dafür tiefe Feuer eingesetzt,
Um meine Stirn scharen sich die Gedanken wie festliche Freunde.

Nie war die eine Liebesnacht
In Deinem Schoss der andern gleich,
Dein Leib ist ein Septembermond
An immer neuen Früchten reich.
Die Brüste sind ein Traubenpaar
Und drinnen pocht der junge Wein,
Die Augen sind ein Himmelsthor
Und lassen meine Wünsche ein.

Der reife Vollmond stillt die Nacht,
Er legt die Liebenden sich an die Brust,
Er nährt den Schwur und giebt den Lippen Macht.
Der Mund im Vollmond scheut sich nicht,
Er hebt das schwere Herz ans Licht.
Und Wünsche, die sonst ohne Stimmen gingen,
Singen im vollen Mond wie Bräute singen,
Befreien lächelnd Deine Brust
Und weihen Dich der grossen Lust.

Der Mond legt seinen reichen Schein
Wie ein Geschenk in Deinen Schoss.
Die flinken Brunnen singen laut,
Und Worte werden sanft und gross.
Die Erde liegt wie eingewiegt
Und wie ein Himmel schwer durchblaut.
Ich habe mich Deinem Aug vertraut
Und aller Erd ins Herz geschaut.
Der Mond, der Dein Aug aufhebt,
Lebt von Deinem Wunsch und Schwur.
Er steht voll Schatten und Zeichen:
Deine Blicke in den Himmel geschrieben.
Sie reichen mir Lippen und Hände.
Starben Menschen, ihre Schwüre sind geblieben.

Die Schmetterlinge ziehen durch den Garten
Wie Blumen, die von ihren Stengeln fielen,
Und Rosen, wie mein Herz erhitzt und schwer,
Gaben im Duft die volle Seele her.
Sie locken süss an allen heissen Wegen,
Die Sonne aber trägt mein Feuer Dir entgegen.

Du ziehst durch mein Leben wie ein spiegelnder Fluss,
Trägst Berge davon mit silbernem Fuss.
Wie der Herbsttag durchsichtig erhellst Du die Welt,
Du bist zart wie ein Blatt, das im Frost hinfällt,
Kostbar vom Geblüt wie die Blume des Wein,
Das Land, das Dich trägt, wird ein Edelstein.

Nebel tragen die Berge fort,
Die Erde wird so herbstlich weit
Und wie vom feinen Wein entrückt
Stirbt um uns jede Wirklichkeit.
Das Herz wiegt schwerer Tag für Tag
Und eine Hand, die unverrückt
In Frucht und Feuer bei Dir lag,
Wiegt in dem leeren Nebelland
Schwerer als Deines Herzens Schlag.

Zwei Funken, die vom Feuer sprangen,
Blieben an Deinen Augen hangen.
Schaue mich an bis ich ganz verbrannt,
Dann streu meine Asche über das Land.
Von mir bleibe nichts als die Thräne der Lust,
Du trägst sie als Schmuck auf Deiner Brust.

Mein Lob für Dich sei fort und fort
Wie die Morgenstund im weiten Garten.
Noch sind die Blumen vom Schlaf entrückt,
Da streiten schon die begeisterten Vögel
Von Liebe entzückt um das singende Wort.

Die Raben schreien wie verwundet
Und prophezeien Nacht und Not.

Der Frost hat jede Thür umstellt
Und der Hungerhund bellt.
Wir halten uns immer eng umschlungen,
Im Küssen fanden wir noch kein Wort,
Die Lerchen haben sich tot gesungen
Und Wolken wälzten den Sommer fort.
Doch Dein Haupt, das in meinem Arm sich wiegt,
Weiss nicht mehr wo die Erde liegt.

HERR KONRAD/ ERZAEHLUNG VON PAUL ERNST.



Zu der Zeit, da König Karl ein grosses Reich beherrschte, blühte an der friesischen Küste eine Stadt, welche Stavern hiess. Sie war vor tausend Jahren von dem alten Volk gegründet, welches derzeit das friesische Land inne hatte. Als sich später die Römer hier zum Herren gemacht, wurden von einer fremden Insel, genannt Melita, Künstler hierhergeführt, geschickt, allerhand Kaufmannswaren zu verfertigen, vornehmlich aber sehr schöne Tücher. Diese erzählten, dass auf Melita eine grosse Stadt sei, zierlich und prächtig von schönen weissen Steinen erbaut. Deshalb hatten sie aus Heimweh auch in Stavern Häuser aus Steinen gerichtet, aber diese waren nicht so schön wie auf Melita. Ihre Kunst vererbten sie viele hundert Jahre hindurch ein jeder Vater seinem Sohn. Hierdurch hatten sie grossen Gewinn und war die Stadt volkreich, denn zu des Königs Karl Zeiten mochte man in ihr wohl an tausend Feuerstellen zählen. Als ihr Oberster war ein fränkischer Herr eingesetzt, der in einem hochgebauten Hause am Meer wohnte. Vom Turm sah man weit über die See hin; sie war grau und hatte leuchtende Spitzen, und lange Streifen waren glatt und glänzend, und zuweilen ging ein Schauer über die Fläche, wie über das Fell einer gefährlichen wilden Katze.

Dann kamen plötzlich die Nordmänner, auf zwei Schiffen, wohl an vierzig Mann stark. Sie fürchteten sich nicht vor den Pfeilen und Speeren und schlugen die Thür des festen Hauses ein; die Knechte fielen im Kampf, den alten Grafen nahmen sie lebendig,

schnitten ihm zwei Rippen aus dem Rücken und zogen ihm die Lunge aus dem Körper. Sie lobten ihn sehr, weil er nicht klagte, vielmehr lachte und sie ausspottete, dann suchten sie nach den Schätzen, aber fanden sie nicht, denn der alte Herr hatte sie klug versteckt. Wie sie das Haus verbrannt, gingen sie in die Stadt und nahmen den Bürgern ihr Gold und Silber fort, auch so viele Tücher sie schleppen konnten. Einige von den Weibern boten sich ihnen als Bettfrauen an, aber sie lachten und gebrauchten sie und stiessen sie dann weg. Dann verbrannten sie auch die Stadt. Sie wunderten sich über die vielen steinernen Häuser, die es hier gab. Als die Nordmänner wieder in die See gegangen waren, weinten die Bürger, denn vorher hatten sie es nicht gewagt, weil sie sich vor den scharfen Augen der Nordmänner fürchteten, und die Weiber machten ihnen Vorwürfe, denn ihrer waren wohl sechsmal mehr, wie der fremden. Darauf aber gingen sie fleissig an die Arbeit, löschten und räumten den Schutt weg, bauten neue Häuser und sassen wieder emsig hinter ihren Webstühlen.

Als nun die beiden Söhne des ermordeten Grafen nach Hause kehrten, nachdem sie alles gesehen hatten, sprach der ältere: »Nun sind wir die Erben von unseres Vaters Gut, und ich folge ihm in Amt und Land; Du aber nimm Dir die Hälfte des Schatzes für Dich, denn ich will gerecht sein.« Erwiderte der Junge: »Dein Wort ist trefflich, denn ich gedenke nicht, bei Dir zu versitzen. Vorher aber müssen wir unsern Vater rächen.« Hierüber lachte der Aeltere. Den Jungen aber, da er diese Gottlosigkeit merkte, überfiel ein heftiger Gram, zog sein Schwert und erstach seinen Bruder.

Der junge Herr, welcher Konrad hiess, ging zu seiner Sippe und that ihr das Geschehene kund. Er sagte aber, er wolle nur den

dritten Teil des Wergeldes erlegen, denn, wenn ein Fremder seinen Bruder erschlagen hätte, so müsste ihm, als dem Nächsten, doch zwei Drittteile werden. Dieses fand die Sippe gerecht und nahm willig siebzig Sols von ihm an.

Darauf beschied ihn der Bischof zu sich und sprach: »Konrad, Du weisst, dass Du die göttlichen Gebote übertreten hast. So Du reuig bist, sollst Du dreissig Sols an die Kirche bezahlen, und ein Jahr lang Kirchenbusse thun, und das Erbe des Ermordeten herausgeben in den Schatz des heiligen Joseph.« Herr Konrad sprach: »Ich verspüre keine Reue, denn ich habe gerecht gehandelt an einem Gottlosen, auch will ich nicht Kirchenbusse thun, denn ich bin ein vornehmer Mann und des Königs Knecht, und übel stünde mir, mich vor dem gemeinen Volk zu erniedrigen. Was meines Bruders Nachlass betrifft, so bin ich dessen rechtlicher Erbe, denn er hatte keinen näheren Verwandten ausser mir; aber ich will mit gutem Willen die dreissig Sols geben, da ich wol weiss, dass Gott solche That verboten hat.« Antwortete der Bischof, dass er für die Kirchenbusse Geld bezahlen könne, und sollte er sich frei kaufen durch hundert Sols; aber von der Reue könne er ihn nicht lossprechen, und auch des Bruders Erbteil müsse er herausgeben. Sprach der Herr, dass er auch noch die hundert Sols zahlen wolle, aber in dem Andern müsse es bei dem sein Bewenden haben, was er gesagt, denn Reue verspüre er nicht, könne er auch nicht verspüren um solche That, seines Bruders Erbe aber sei sein rechtliches Eigentum und er wolle seinen künftigen Kindern nichts verschleudern, vielmehr noch zugewinnen. Also schieden sie in Unfrieden.

Hierauf nahm Herr Konrad Gefährten an und kaufte ein Meerschiff, zur Verfolgung der Nordmänner. Und fuhr lange Zeit

hinter ihnen her an der Küste, denn sie stiegen überall aus, wo Wohnungen von Menschen waren, mordeten, raubten und sengten, es wurde auch eine Rede von ihnen berichtet, dass bei den Franken viel Gold zu gewinnen sei, aber keine Ehre, denn ihre Männer seien mutloser wie bei ihnen daheim die Weiber. So gelangte er an die Mündung der Sequana, welchen Fluss sie hinauf gefahren waren, mitten in das fränkische Land hinein. Hier wollte Herr Konrad die Rückkunft der Nordmänner erwarten. Als nun gemeldet war, dass die Schiffe kamen, wurden seine Gefährten plötzlich von grosser Angst befallen, berieten sich untereinander, und entflohen heimlich.

Da sah nun Herr Konrad, dass er allein geblieben war, wappnete sich und nahm ein gehärtetes Schwert, welches Eisen zerschnitt, ging zu den Nordmännern und sprach zu ihnen alles, nämlich, dass sie seinen Vater gemordet, der ihnen nichts zugefügt habe, und er habe ein Meerschiff ausgerüstet, um sich an ihnen zu rächen, aber dass seine Leute geflohen seien. Deshalb sehe er kein anderes Mittel, als dass er mit ihrem Könige im Einzelkampf fechte. Als die Nordmänner seine Rede gehört hatten, fanden sie, dass sie gerecht war, und ihr König sagte: ja, er wolle mit ihm kämpfen. Er war aber der stärkste von den Nordmännern und hatte in ihrer Heimat einen Drachen getötet. Sie setzten nun den andern Tag fest für den Kampf, luden den Herrn Konrad zu sich ein, und er ass mit ihnen; weil es schon spät war, blieb er auch die Nacht bei ihnen. Ihr König aber wusste, dass ihn Herr Konrad überwinden würde, und sprach zu seinen Männern, dass sie ihn nicht rächen sollten an dem Jüngling, vielmehr sollten sie ihn bitten, dass er ihr König werde nach ihm. Denn sie waren nicht eines Stammes, sondern hatten sich zusammengefunden aus vielen Teilen ihres Landes

und hatten Blutsbrüderschaft gemacht untereinander und ihren König gewählt, welcher ihnen der tauglichste schien.
So kämpften nun die Herren am andern Tag, und die Schwerter klirrten aufeinander und sprühten Funken; die Nordmannen aber standen im Kreise und staunten über beide, ihren König und den Fremden. Des Herrn Konrad Schwert schnitt dem König die Hälfte des Helmes weg, da sagte dieser: »Das muss ich loben, Du hast ein gutes Schwert, denn sonst führen eure Helden wohl gutes und reines Gold, aber schlechtes und weiches Eisen.« Und nachher traf ihn Herr Konrad über die Wange und schlug ihm den Kinnbacken durch, also dass ihm die Zähne aus dem Mund fielen und die Zunge war ihm durchgeschnitten, und von dem grossen Schmerz verdunkelten sich ihm die Augen, und er stürzte zur Erde. Da kniete Herr Konrad auf ihm, setzte ihm sein Messer an den Hals und wartete, bis er wieder zu sich kam. Dann fragte er ihn: »Wie willst du sterben?« Da antwortete der König: »Du sollst mir den Blutaar ritzen, wie ich mit Deinem Vater gethan habe.« Dies vollführte Herr Konrad und rächte also seinen Vater.
Da kamen die Nordmänner zu ihm, sagten, was der König geredet hatte am Abend und lobten seine Kraft. Er aber bedachte sich, dass zu Hause ihn der Bischof verfolgen werde und mit den Bann belegen, und dass er viel Ruhm und Gold gewinnen konnte, wenn er that, um was diese ihn baten. Deshalb sagte er ja. Als er das gesagt hatte, sprach ein Alter: »Es geht ein Wort bei uns, im Südreich vermögen die Männer nichts zu geben und die Frauen nichts zu verweigern. Deshalb wollen wir eine feste Uebereinkunft treffen, auf welche Weise die Beute verteilt werden soll. Denn wir haben zwar gesehen, dass Du sehr stark bist und vorsichtig und ein hartes Herz hast,

aber vielleicht bist Du geizig.« Da fragte er, wie es seither gehalten, und als er das gehört, antwortete er, dass es so bleiben solle. Des toten Königs Gut aber liess er bei Seite legen, welcher eine einzige Tochter zu Hause hatte, der sollte es werden, damit sie einen starken Helden heirate und tüchtige Kinder gebäre. Hierüber lobten ihn die andern sehr und freuten sich, dass er gerecht und mild war.

Nun fuhren sie weiter, die Küste entlang, und gewannen viel Gold und grossen Ruhm, und in allen Ländern wurde von ihnen gesprochen. Aber sie hatten doch Sehnsucht, mit stärkeren Männern zu kämpfen und hofften, wenn sie nur immer weiter segelten, so kämen sie wieder zu tüchtigeren Völkern. Herr Konrad indessen freute sich seiner Männer und schenkte ihnen viel. Er dachte sich, dass ein Freundloser irrt auf seinem Wege und des Mannes Freude ist der Mann. Denn wer an Schlechte gerät, wenn er nicht weise ist und sie beschwatzt, der erntet wohl eitel Undank, aber die Guten muss ein Mann haben, sonst weiss er nicht wozu er lebt, auch lernet ein Mann vom andern im Gespräch.

Nun wusste er wohl, dass Gott verboten hatte zu morden und zu rauben, aber dass er nachher solche Sünden vergab, wenn der Sünder sie bereute und an die Kirche Busse zahlte. Aber er wusste nicht, wie er solche Thaten sollte bereuen können, denn er war stolz, dass er in jungen Jahren schon Ehre und Ruhm und Gold gewonnen hatte. Darüber sprach er mit seinen Männern, welche Heiden waren. Diese sagten, allzugrosse Weisheit tauge nicht, denn wer zu viel weiss, dessen Herz sei wenig froh und er habe es nicht leicht im Leben. Aber wer ein Recke sein will, der muss fröhlich sein, deshalb solle er sich freuen, und über solches nicht nachdenken. Und vielleicht sei

es auch eine Lüge, dass es nach dem Tode ein höllisches Feuer gebe für die Helden, denn sie hätten nichts davon gehört, sondern wussten nur von Wohlleben und frohem Kampf. Etwas bestimmtes wisse zwar keiner, und deshalb meinten sie, er solle zufrieden sein, dass er lebt. Denn wenn er tot sei, so könne er nichts mehr gewinnen.

Herr Konrad meinte am Ende, es gäbe verschiedene Menschen, wie das Blut sei. Des einen Blut sei träge, weil die Eltern immer bei gemeiner Arbeit gewesen sind, und die haben Angst und Reue, was sie auch schaffen, und arbeiten viel und fleissig. Der andern Blut aber sei dünn, weil ihre Eltern Herren waren, ritten, jagten und kämpften, und deren Freude sei die Waffenarbeit. Aber dafür, von solchen oder andern Eltern abzustammen, könne keiner, und deshalb lasse sich nichts dawider thun, wenn er für solches in die Hölle käme.

So fuhren sie nun immer weiter und kamen endlich in ein Land, wo die Leute den Propheten anbeteten. Hier beschlossen sie, sich eine Weile auszuruhen, und deshalb gingen sie nicht als Feinde an das Ufer, sondern fuhren in einen grossen Hafen mit vielen Schiffen und gingen zu dem Vorsteher dieses Ortes, erzählten ihm ihre Thaten, und dass sie sich hier ruhen und ergötzen wollten. Derart verharrten sie hier eine Weile, es kam aber ein maurischer Fürst, der von ihnen gehört hatte, bot ihnen grossen Sold und fragte sie, ob sie ihm dienen wollten. Die Mannen hatten wohl Lust, Herr Konrad aber sehnte sich, wieder seine Muttersprache zu hören, und nach der frischen Luft in seiner Heimat und den grünen Wiesen und Wäldern. Deshalb teilten sie, was sie erworben hatten, nach gerechtem Massstab und er entliess sie mit gutem Willen.

Nun hatte er dort einen Juden getroffen, welcher ein grosser

Gelehrter war und wusste, was die verschiedenen Völker meinten über die göttlichen Dinge. Dieser sprach zu ihm: »Wohl ist es durch Deinen Glauben verboten, Menschen zu töten, aber bekenne, dass Du nur Christen gemordet hast.« Herr Konrad sagte: »Ja.« Da fuhr der Jude fort: »Manches, was bei den Christen ein böses Werk ist, das ist ein gutes für die Jünger des Propheten, und umgekehrt. So hat der Prophet geschrieben, dass ein Muselmann, welcher Christen tötet, in den Himmel kommt, und ihm viele Sünden um solche Thaten vergeben sind; ja, ein solcher darf selbst Wein trinken ungestraft. Nun kenne ich einen reichen Mann hier, welcher ein üppiges Wohlleben führt. Aber sein Gewissen ist häufig geängstigt, denn er übertritt oft des Propheten Gebot, ohne ein Kämpfer zu sein. Mit diesem will ich sprechen, wenn Du willst und mir eine Erkenntlichkeit versprichst, und will ihm sagen, Du wollest ihm Deine Werke schenken, welche für Dich böse sind, für ihn aber gute, und er soll sie annehmen, als wären es seine; so entrinnt ihr beide der Höllenstrafe und gelangt jeder in seinen Himmel, Du in Deinen christlichen und jener in seinen muselmännischen.«

Herr Konrad fragte den Juden, ob das wahr sei, was er ihm gesagt habe, und da dieser versicherte: »ja, es ist wahr«, so bedachte er sich lange, denn in der Fremde ist Vorsicht von Nöten, und der Leichtfertige wird betrogen. Darauf sprach er: »Wenn meine bösen Werke gute Werke sind für den Muselmann, so will ich Dir keine Erkenntlichkeit geben, weil Du den Handel vermittelt, und will sie ihm auch nicht umsonst lassen; denn sie haben mich viel Arbeit und Blut gekostet, sondern er soll mir ein Billiges zahlen für jeden Mann, welchen ich getötet habe, mag es nun im Feldkampf gewesen sein oder beim Ueber-

fall, oder auch bei der Plünderung; Weiber und Kinder aber habe ich nicht getötet.« Und wiewohl der Jude viel auf ihn einredete, sich auch verschwor, solches Geschäft sei nie zuvor gemacht, und es gebe gar keinen Preis für gute Werke, er aber wolle sich nicht umsonst mühen, blieb Herr Konrad doch bei seiner Meinung und sprach: »Ich wäre ein Thor und kein ordentlicher Mann, wenn ich mich beschwatzen liesse, denn da Du ein Gelehrter bist, so kann ich Dir nicht erwidern auf Deine Reden. Deshalb will ich nichts weiter sagen, als dass ich bei meinem Willen beharre; willst Du aber nicht, so will ich schon selbst einen solchen Mann finden, wie Du beschrieben, denn es muss deren viele hier geben, weil ich viele seidene Gewänder hier sehe und köstliche Häuser mit durchbrochenem Zierwerk, verschlossen nach aussen, damit sie ihre Ueppigkeit verbergen können.«

Auf dieses redete der Jude zwar noch viel, da aber Herr Konrad beharrte, gab er endlich nach und handelte mit ihm um die Geldsumme, welche er für seine bösen Werke bekommen sollte; kam auch endlich mit ihm überein und zahlte ihm sein Geld ehrlich aus, wiewohl mit vielen Klagen und Weimern. Als dieses geordnet war, gedachte Herr Konrad der Rückkehr.

Er wollte sich aber nicht in Stavern heimisch machen, an dem Orte seines Vaters, denn er meinte genug Ehre und Gold gewonnen zu haben, und das Meer war ihm ein Abscheu. Ging deshalb nur in seine Heimat, um sein Erbe zu holen, welches er dort vergraben hatte und wandte sich dann in die Gebiete der Sachsen, welche König Karl neulich bezwungen hatte, weil dort Land und Leute zu guten Bedingungen zu bekommen waren und suchte am Harzwalde an der äussersten Grenze des Christentums; denn in dem schwarzen and steinigen Walde trieben

trotzige Heiden ihr Wesen. Es gab hier aber guten und fruchtbaren Boden für allerhand Getreide und ein grosses Weideland. Die Einheimischen waren ein ungebildetes Volk, aber treuherzig, und da er ihnen in die Hand versprach, sie sollten nichts fürchten von ihm, und er wolle ihr Fürsprecher sein beim König, gingen sie ihm freundlich an die Hand und traten ihm Knechte ab und Mägde gegen geringes Geld, welche er ansiedeln wollte, damit sie seine Aecker bearbeiteten. Und weil hier viel Holz wuchs, so bauten sie bald ihre Kathen, und ihm richteten sie auf einem freien Hügel ein Haus aus dicken Baumblöcken mit Keller, Küche, Sommerstube und Winterstube und Schlafkammer und zur Seite einen starken Turm, dessen unterer Stock war aus dicken Bruchsteinen mit gutem Mörtel bereitet.

So hauste er nun hier als ein treuer Herr und freute sich des Fleisses seiner Knechte, welche Bäume brannten und rodeten und emsig den Pflug führten; und er sah von oben die langen und schmalen Feldstreifen mit Roggen und Buchweizen und lustiger Leinsaat, die blau war wie der Himmel, und wenn ein leichter Wind über sie hinzog, legte sich ein silberner Schimmer darüber. Auch ritt er gern auf die Weide zu den Rindern, die dort friedlich grasten und käuend in frommer Ruhe da lagen, sich auch etwa mit neugierigen Erstaunen um sein Hündlein scharten, welches er bei sich hatte, so dass es ängstlich sich zwischen die Beine seines Pferdes rettete. Dann lachte er herzlich und meinte, was die Kuh doch für ein dummes Tier sei. Wenn er aber zu Fuss war, was auch oftmals geschah, denn er hatte nur ein Ross, so pflückte er wohl ein Unkräutlein, das am Wege stand, mit zierlichen Blättchen, die so regelmässig geordnet waren und einer lieblichen Blüte, beroch es, und nahm es sorgfältig mit nach Hause.

So hatte er nun Haus und Hof und alles, dessen der Mensch bedarf, und wünschte sich nichts weiter, ausser dass er in die Jahre kam, ein Weib heimzuführen. Er bedachte sich aber lange, ehe er dazu etwas that, denn da sein Wesen in so guter Ordnung war und täglich zunahm, denn weder drückte er seine Knechte, noch liess er sie üppig werden, und er hatte auch einen grossen Schatz an Gold und Silber und war selber jung, kräftig, wohlgebaut und von guten Sitten, so hoffte er, dass sein Geschlecht lange blühen werde und ordentliche Männer und Weiber hervorbringen. Aber deshalb wollte er recht vorsichtig sein bei der Wahl eines Eheweibes, denn in der Reihe der Nachfahren wirkt des Weibes Blut nach gleich dem des Mannes. Zuletzt fand er, was er suchte, bei einem Herrn, der gleich ihm sich hier sesshaft gemacht und war ein guter alter Mann mit weissen Haaren, vor dem doch alle Furcht hatten. Ritt also zu diesem und wies ihm seine Umstände alle auf, die er zwar schon kannte und auch wusste, dass er ein Held war und tugendhaften Gemütes. Deshalb sprach er mit Freuden ja, rief seine Tochter und verlobte sie ihm, und nach kurzem machten sie Hochzeit. Und wie sie nun zusammen leben in Eintracht, Liebe und grosser Zufriedenheit, bekamen sie viele und schöne Kinder, Knaben wie Mädchen, welche fast alle gross wurden zu ihrer Freude, und die Mädchen wurden reich ausgestattet und heirateten tüchtige und reiche Männer. Die Knaben aber gingen in Königsdienst und kamen weit heraus in die Welt und gelangten zu Ehren und Reichtum. Der jüngste aber ging zurück zu den Eltern und übernahm die Burg und die Knechte seines Vaters und heiratete eine gute und treffliche Frau, welche die alten Eltern hochhielt, und die erfreuten sich an fröhlichen und gesunden Enkelkindern und starben als ganz alte Leute.

UNTER DEM HUEGEL / EINE ROMANTISCHE NOVELLE VON AUBREY BEARDSLEY / AUS DEM ENGLISCHEN UEBERSETZT VON R. A. S.

„La Chaleur Du Brandon Venus"
L. R. de la R., v. 22051.

Seiner
Hoch- und Ehrwürden
dem
Prinzen
Giulio Poldo Pezzoli
Cardinal der heiligen Römischen Kirche
Titularbischof von Santa Maria in Trastavere
Erzbischof von Ostia und Velletri
Nuntius des Heiligen Stuhles
in
Nicaragua und Patagonien
dem Vater der Armen
dem Reformator kirchlicher Disciplin
dem Meister der Gelehrsamkeit
der Weisheit und heiligen Lebenswandels
widmet dies Buch in schuldiger Ehrfurcht
Sein ergebener Diener
ein Schreiber und Zeichner weltlicher Dinge
der dies Buch verfertigte
Aubrey Beardsley.

Euer Hochwürden!

CH weiss nicht, welcher Ungunst des Schicksals das Schreiben von Dedikationsepisteln ausser Uebung gebracht hat, ob die Hoffart der Autoren oder die Demut der Patrone. Doch scheint mir der alte Gebrauch so schön und passend, dass ich einen Versuch in der bescheidenen Kunst wage und Ihnen mein erstes Buch mit allen Formalitäten zu Füssen lege. Ich habe, wie ich gestehen muss, einige Furcht, man werde mich des Hochmuts zeihen, wenn ich einen so erhabenen Namen, wie den Ihrigen an den Anfang der vorliegenden Erzählung setze, doch wird man, hoffe ich, einen solchen Tadel nicht allzu leichtfertig auf mich werfen, wenn man bedenkt, dass ich — wenn überhaupt — nur eines ganz natürlichen Stolzes schuldig wäre, falls ich mir was darauf zu gute thäte, dass mein Schicksal es mir erlaubt, die kleine Pinasse meines Witzes unter Ihrer Protektion segeln zu lassen.

Wenn ich nun auch eine derartige Anklage zurückweisen könnte, so sehe ich mich doch noch in der Lage weiteres zu meiner Verteidigung vorbringen zu müssen; denn mit welcher Stirn kann ich Ihnen ein Buch widmen, das von einem so eitlen und phantastischen Gegenstande handelt wie das meine? Ich weiss, dass die amouröse Passion in der Meinung mancher Leute für ein schändliches und lächerliches Ding gilt, und man muss in der That zugeben, dass die Liebe mehr Wangen hat erröten lassen als irgend ein anderes Ding, und dass Liebende ein Gegen-

stand ewigen Gelächters sind. — Doch wird man finden, dass mein Buch Materie von tieferer Bedeutung enthält als blosse Liebesgeschichten, insofern es von der grossen Zerknirschung seiner Hauptperson und auf einigen Seiten sogar von kanonischen Fragen handelt; und so bin ich nicht ohne Hoffnung, dass Eure Eminenz es mir verzeihen wird, wenn ich von einem verliebten Abbé schreibe — eine Extravaganz, die man meiner Jugend nachsehen möchte.

Des ferneren muss ich um Verzeihung dafür bitten, dass ich Sie in einer anderen Sprache anrede als der römischen. Doch verbietet mir meine geringe Gewandtheit in der schriftlichen Ausübung des Lateinischen ein Ueberschreiten der Grenzen meiner Muttersprache. Nicht um die Welt jedoch möchte ich Ihr delikates, südliches Ohr durch einen barbarischen Ansturm rauher und gothischer Worte beleidigen: nur scheint mir keine Sprache rauh oder roh zu sein, die sich gewandter und höflicher Schriftsteller rühmen kann; und nicht wenige dieser Art haben früher in meinem Vaterlande geblüht und die Umgangssprache bei uns zu grosser Vollendung gebracht. In der gegenwärtigen Zeit, ach, missbrauchen ungebildete Autoren und unmanierliche Kritiker bei uns die Feder. Leute die eher einen formlosen Haufen als ein Gebäude, eine Wildnis als einen Garten zustande bringen. Doch, was nutzt es, Thränen an das Vergangene zu verschwenden?

Nun aber sollte ich hier nicht von den Mängeln reden, die uns eigen sind, sondern von den Tugenden, die Ihnen eigen sind, sonst würde ich den Verpflichtungen eines Schriftstellers, der eine Dedikation an Sie richten möchte, schlecht nachkommen. Ihre hervorragenden Tugenden (obwohl alle Welt sie kennt), Ihr Geschmack und Geist, Ihr Interesse für litterarische Dinge,

Ihre sehr reale Kunstkennerschaft sollten hier ins gebührende Licht gerückt werden.

Nun bin ich — obwohl es wahr ist, dass alle Menschen genügend Verstand haben, um ein Urteil über allerhand Dinge abzugeben, und nicht wenige genügend Frechheit besitzen, dies Urteil drucken zu lassen (letztere dann gewöhnlich »Kritiker« benannt) — bin ich von je der Meinung gewesen, dass die kritische Begabung noch seltener ist als die erfinderische. Diese Begabung aber besitzen Eure Eminenz in einem so hohen Grade, dass Ihr Lob oder Tadel einem Orakel gleichkommen, Ihre Aussprüche infallibel sind, sie mögen sich nun auf ein Genie oder eine schöne Frau beziehen. Ihr Geist, der sich, wie ich weiss, in feinen Unterscheidungen und subtilen gedanklichen Prozeduren ergeht, und eher einer schönen Reihe von Folgerungen als einer hastigen Entscheidung zugänglich ist, hat in der Kunst zu beurteilen sein angemessenstes Feld der Thätigkeit gefunden.

Aufs Höchste ist es zu bedauern, dass ein so vollkommener Mäcen keinen Horaz haben kann um seine Freundschaft, keine Georgika um ihre Widmung entgegenzunehmen, denn die Pflichten und die Funktionen eines Gönners müssen sich mit Notwendigkeit in einer Zeit verringern, die nur kleine Menschen und kleine Arbeiten hervorbringt. Früher hatte es für einen Fürsten oder Staatsmann nichts Herabsetzendes, seine Liebe und Gunst auf Poeten auszudehnen; er genoss dadurch ebensoviel Ehre als er austeilte. Oder nahm nicht Prinz Festus das Meisterwerk Julians mit Stolz unter seine Protektion, und war die Aeneis nicht ein recht hübsches Geschenk für einen Caesar?

Wissen ohne Urteil hat keinen Sinn, doch weiss ich nicht,

was bei Ihnen grösser ist, Ihre Kunstliebe oder Ihre Kunstkenntnis. Was wunder, wenn ich mich ereifere Ihnen zu gefallen und mich unter Ihre Protektion zu stellen? Sie wissen es ja selbst, wie aufrichtig dankbar ich Ihnen für Ihre früheren Freundlichkeiten bin — haben doch Ihre grosse Güte und Liberalität meine unscheinbaren Verdienste und geringen Fähigkeiten, die kaum einer Belohnung wert erschienen, weit übertroffen. Ach, auch das Werk, das ich Ihnen hier dediziere, ist nur gering; doch wenn Sie es einmal durchblättert (etwa an einem Abend auf Ihrer Terrasse) und es dann eines Platzes in dem versteckteſten Winkel Ihrer fürstlichen Bibliothek für wert halten, so würde das Gefühl, dass es dort stehe, eine reiche Belohnung der Mühe und eine Krone des Vergnügens sein, die ich beim Schreiben dieses unbedeutenden Büchleins hatte.

Euer Eminenz ergebenst gehorsamster
Diener
Aubrey Beardsley.

ERSTES KAPITEL.

DER Abbé Fanfreluche war von seinem Pferd gestiegen und stand einen Augenblick zögernd vor dem düstern Thorweg des geheimnisvollen Hügels; ihn beschäftigte die exquisite Furcht, ob nicht ein ganzer Reisetag die sorgfältig abgewogenen Details seines Anzuges in eine allzu grausame Unordnung gebracht habe. Seine Hand, schlank und graziös wie die der Marquise du Deffand auf der Zeichnung von Carmontelle glitt nervös über das goldene Haar hin, das wie eine feingelockte Perrücke auf seine Schultern niederfiel; und dann wanderten die Finger von Punkt zu Punkt einer präzisen Toilette

und machten den kleinen Mäutereien von Halstuch und Manschetten ein Ende.

Es war um die Zeit, wo man Licht anzündet und wo die müde Erde ihren Abendmantel: Nebelschatten, um sich thut, wo in den verzauberten Wäldern die schnellen Tritte und die leisen Stimmen der Elfen hin und wider gehen, wo die Luft voll starker Einflüsse ist, und selbst die Beaux an ihren Toilettentischen ein klein wenig träumen.

»Ein deliziöser Moment, um ins Exil zu schlüpfen«, dachte Fanfreluche.

Der Ort, wo er stand, war voll unbekannter wilder Blumen, die ein seltsames und unheimliches Aussehen hatten, und deren Namen man wohl schwerlich im Mentzelius finden dürfte. Wie im Traum bewegten sie sich leise hin und her und gaben einen betäubenden Wohlgeruch von sich. Auf den Pfeilern zu beiden Seiten des Einganges schliefen ungeheure Nachteulen. Die Schwingen dieser Schmetterlinge waren so weich und so bunt, als hätten ihre Inhaber auf Tapeten und königlichen Brokatblumen banquettiert und die Augen waren alle offen und voll von brennenden und quellenden Adern. Die Pfeiler selbst bestanden aus einem fahlen Stein und stiegen wie Hymnen zum Preise der Wollust in die Luft: vom Kapitäl bis zur Base waren beide mit Liebesskulpturen bedeckt, die eine so schelmische Erfindung und eine so sonderbare Kennerschaft zeigten, dass Fanfreluche eine geraume Zeit in ihrer Betrachtung verweilte. Sie übertrafen alles, was je aus den maisons vertes der Japaner hervorgegangen, alles, was je in den kühlen Badezimmern des Cardinal de la Motte gemalt zu sehen war, und liessen selbst die erstaunlichen Illustrationen zu Jones »Nursery Numbers« hinter sich.

»Ein hübsches Portal« murmelte der Abbé.

Wie er so sprach, kam aus dem Berg der schwache Ton eines Gesanges her, ganz schwach, ein Atemzug, eine zarte Musik, so sonderbar und fern wie die der Seelegenden, die man hören kann, wenn man eine Muschel ans Ohr hält.

»Die Vesper Helenas, vermute ich«, sagte Fanfreluche und schlug ganz leicht ein paar begleitende Accorde auf seiner kleinen Laute an. Sanft gingen die Klänge über die verzauberte Schwelle hinüber und herüber und wanden sich um die schlanken Säulen, bis die Nachtfalter, von ihrer Leidenschaft berührt, sich im Traume matt hin und her bewegten. Einer wurde durch die stärkeren Lautenschläge des Abbé aufgeweckt und flatterte in die Höhle hinein. Fanfreluche fühlte, dies sei für ihn das Zeichen zum Eintritt.

»Adieu«, rief er aus, und machte eine einschliessende Handbewegung, und »gute Nacht, Madonna«, als der kalte Zirkel des Mondes sich zu zeigen begann, schön und voll Bezauberung. Es war ein Schatten von Sentiment in seiner Stimme, als er diese Worte sprach.

»Gebe der Himmel«, seufzte er, »dass ich vor meinem Debut in einem Spiegel mich über mein Aeusseres versichern kann. Schliesslich aber, da hier eine Göttin ist, sind ihre Augen vielleicht mit Vollkommenheit ein wenig übersättigt und sie wird einen kleinen Fehler nicht übel vermerken.«

Eine wilde Rose hatte sich im Besatz seiner Halskrause gefangen; er wollte sie in der ersten Erregung des Missvergnügens brüsk entfernen und die beleidigende Blume mit äusserster Strenge bestrafen, doch dauerte diese ärgerliche Stimmung nur einen Augenblick: Es lag etwas so reizend Inkongruentes in der Anwesenheit des kühnen Eindringlings auf dem zarten

Spitzenwerk seiner Umgebung, dass Fanfreluche den strafenden Finger zurückhielt und schwur, die wilde Rose solle bleiben, wo sie sich angeheftet habe, ein Pass, wie sie war, von der oberen Welt in die untere.

»Gerade der Exzess und die Heftigkeit des Fehlers wird seine Entschuldigung sein«, sagte er, knüpfte einen Knoten in den Troddeln seines Stockes auf und schritt in den dunklen Korridor hinein, der in das Herz des Geisterhügels führte — schritt mit dem bewunderungswürdigsten Aplomb und der ausgeglichendsten Anmut Don Juans.

ZWEITES KAPITEL.

VOR einem Toilettentische, der nicht weniger schimmerte als der Altar von Notre Dame des Victoires, sass Helena in einem kleinen schwarz und heliotrop farbenen Morgenrock. Der Coiffeur Cosmé besorgte ihre duftende Chevelure und machte mit kleinen, von den Liebkosungen des Feuers warmen, silbernen Zangen reizend intelligente Löckchen, die ihr wie ein Hauch über Stirn und Augenbrauen fielen und sich wie kleine spiralige Weinranken um ihren Nacken drängten. Ihre Lieblingsdienerinnen: Pappelarde, Blanchemain und Lorayne warteten unmittelbar hinter ihr mit Parfum und Puder in zarten Flacons und zerbrechlichen Töpfchen und hielten in Porzellanvasen die entzückenden Farben aus der Werkstatt Châtelines für jene Wangen und Lippen, die in den Leiden des Exils ein wenig bleich geworden waren. Die drei Favoriten: Claud, Clair und Sarrasine standen ein wenig verliebt mit Präsentierteller, Fächer und Schnupftuch da; Millamant hielt eine einfache Trage mit

Schuhen, Minette ein paar weisse Handschuhe, la Popelinière — die Kleiderdame — stand mit einem Rock in goldgelb parat, la Zambinella trug die Juwelen, Florizel ein paar Blumen, Amadour eine Schachtel mit verschiedenen Federn und Vadius eine Schachtel mit Bonbons. Der ganze Raum war mit den galanten Gemälden Jean Baptiste Dorats tapeziert und die Tauben, die immer aufwarteten, liefen überall am Boden auf und ab; und hier und da sassen Zwerge oder andere zweifelhafte Kreaturen, die die Zunge ausstreckten, sich kniffen und sich abscheulich genug benahmen. Zuweilen lächelte Helene ein wenig nach ihnen zu.

Wie die Toilette fortschritt, spazierte Mrs. Marsuple, die dicke Manicure und Fardeuse herein, grüsste Helene mit einem vertrauten Kopfnicken und nahm neben der Tafel Platz. Sie trug ein Kleid aus weisser, gewässerter Seide mit Goldspitzen und ein carmoisinfarbenes Sammthalsband. Das Haar hing ihr in Bandeaux über die Ohren und ging an ihrem Hinterkopf in einen grossmächtigen Chignon über. Ihr Hut war breit gerändert, mit Rosenvolants behangen und blühte förmlich von roten Rosen.

Mrs. Marsuples Stimme war voll lüsterner Salbung; sie hatte schreckliche kleine Gesten mit den Händen, sonderbare Schulterverengungen, einen kurzen Atem, der die überraschendsten Falten in ihrem Körper hervorbrachte, eine verdorbene Haut, grosse zornige Augen, eine Papageiennase, einen kleinen lockeren Mund, grosse fleischige Backen, Kinn auf Kinn. Sie war eine weise Person. Helena liebte sie mehr als irgend eine andere ihres ganzen Personals und hatte hundert Kosenamen für sie, wie: »liebe Kröte«, »Zwiebelchen«, »Cock Robin«, »süsses Mäulchen«, »Prüfstein«, »kleine Hustentropfen«, »Bi-

jou«, »Buttons«, »Herzblatt«, »Dick-Dack«, »Frau Männlich«, »Kleiner Schleckers«, »cochon-de-lait«, »Kleiner Unart«, »Lieber Segen« und »Trumpf«. Die Gespräche, die zwischen Mrs. Marsuple und ihrer Herrin stattfanden, waren von der ausgezeichneten Art derer, die unter alten Freunden vor sich gehen. Ein vollkommenes Einverständnis gab halben Sätzen ihre volle Bedeutung und der kleinsten Beziehung eine Pointe. Natürlich wurde Fanfreluche, der neue Ankömmling, ein wenig vorgenommen. Helena hatte ihn noch nicht gesehen und liess einen Schwall von Fragen über ihn los, die alle von einer entzückenden Sachlichkeit waren.

Der Rapport und die Zensur waren zu gleicher Zeit beendet.

»Cosmé«, sagte Helena, »du hast deine Sache wirklich ganz brillant gemacht und dich heute Abend selbst übertroffen.«

»Madame schmeicheln mir«, sagte das antike alte Ding mit einem mädchenhaften Gelächter unter seiner schwarzen Atlasmaske. »Wahrhaftig, Madame, zuweilen glaube ich, ich habe überhaupt gar kein Talent; aber ich muss gestehen, heute Abend krallt mich ein wenig die Eitelkeit.«

Es würde mich schrecklich schmerzen, wenn ich berichten sollte, wie sie gemalt wurde. Genüge es, zu erfahren, dass das kummervolle Werk kühn, prachtvoll und ohne den leisesten Schatten einer Täuschung zu Ende geführt wurde.

Helena liess ihr Negligée hinter sich gleiten und erhob sich in einem undefinierbaren Schauer und Geschwirr von Spitzen, Besatz und Volants vor dem Spiegel. Sie war anbetungswürdig, lang und schlank. Rücken und Schultern waren wundervoll gezeichnet und die kleinen malitiösen Brüste voll jenes irritierenden Liebreizes, den niemand vollkommen begreifen oder bis zu Ende auskosten kann. Ihre Arme und Hände waren

voller, aber zart von Gelenken und ihre Beine waren göttlich lang, von der Hüfte bis zum Knie 22 Zoll, vom Knie bis zur Ferse 22 Zoll, wie es einer Göttin zukommt. Wer Helena nur im Vatikan, im Louvre, in den Uffizien oder im British Museum gesehen hat, der kann sich nicht vorstellen wie wunderschön und süss sie in Wirklichkeit aussah. Durchaus nicht so wie die Dame in »Lemprière«.

Mrs. Marsuple wurde ganz lyrisch über die süsse kleine Person und pickte mit Küssen an ihren Armen herum.

»Liebe Zunge, du musst dich wirklich anständiger benehmen«, sagte Helena und rief Millamant, ihr die Schuhe zu bringen.

Die Trage war mit den exquisitesten und schönsten Pantöffelchen beladen, die allein genügt hätten um Cluny zu einem Ort des Lasters zu machen. Da waren welche aus grauem, braunem und schwarzem Suède, aus weisser Seide und rosa Atlas, aus Sammet und Sarcenet, da war ein Paar aus Seegrün mit Kirschblüten, ein Paar aus Rot mit Weidenzweigen, und eins aus Grau mit weissgeflügelten Vögeln. Da waren Absätze aus Silber, Elfenbein und Gold, Buckel aus kostbarsten Steinen, in sonderbare und geheimnisvolle Devisen gesetzt. Bänder in närrische Formen gebunden und geflochten, Knöpfe, so schön, dass die Knopflöcher keine Ruhe hatten, ehe sie nicht über ihnen schlossen, Sohlen aus zartem Leder mit maréchal parfümiert, Futter aus weichen Stoffen, die nach Juliblumen dufteten. Doch fand Helena von allen diesen keine nach ihrem Geschmack und forderte ein zurückgestelltes Paar aus blutrotem Maroquin mit Perlen; die sahen denn auch über ihren weissseidenen Strümpfen sehr distinguiert aus.

Zu gleicher Zeit trat la Popelinière mit dem Rock vor.

»Ich werde heute Abend keinen tragen«, rief Helena. Dann streifte sie die Handschuhe über.

Als die Toilette zu Ende war, versammelten sich alle Tauben um ihre Füsse: sie liebten es, ihre Gelenke mit den Federn zu berühren; die Zwerge klatschten in die Hände, steckten die Finger in den Mund und pfiffen. Spiridion, in der Ecke, sah von seinem Geduldspiel Spiel auf und zitterte.

Gerade da kündete Prantzmungel an, dass das Souper auf der fünften Terrasse serviert sei. »Ach«, rief Helena, »ich sterbe vor Hunger!«

DRITTES KAPITEL.

SIE war ganz entzückt von Fanfreluche und natürlich sass er beim Abendessen neben ihr.

Die Terrasse war mit tausend eitlen und phantastischen Dingen geschmückt und bot — mit hundert Tischen und vierhundert Sesseln besetzt — einen wahrhaft prächtigen Anblick. In der Mitte war ein Springbrunnen mit drei übereinander befindlichen Bassins. Aus dem ersten erhob sich ein Drache mit vielen Brüsten und kleine Liebesgötter die auf Schwänen ritten, und jeder Liebesgott trug einen Bogen und einen Pfeil. Zwei von ihnen, im Angesicht des Ungeheuers, schienen vor Furcht zurückzuschaudern, zwei, ihm im Rücken, kühn genug ihre Pfeile nach ihm zu richten. Vom Rande des zweiten Beckens erhob sich ein Kranz schlanker goldener Säulen, die von silbernen Tauben mit ausgebreiteten Flügeln und Schwänzen gekrönt waren. Das dritte Becken wurde von einer Gruppe grotesk verdünnten Säulen getragen, und aus seiner Mitte stieg ein

Wasserrohr auf, das mit Masken und Kränzen behangen war und oben in Kinderköpfen endigte.

Aus den Mündern des Drachen und der Liebesgötter, aus den Augen der Schwäne, aus den Brüsten der Tauben, aus den Hörnern und Lippen der Satyre, den Masken an manchen Stellen, und den Locken der Kinder spielte das Wasser verschwenderisch und schnitt seltsame Arabesken und Figuren in die Luft.

Auf der Terrasse war eine Kerzenbeleuchtung verwendet. Man konnte im ganzen 4000 Kerzen zählen ausser denen auf den Tischen. Die Leuchter waren von einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit und überall lächelten verborgene Unanständigkeiten aus ihren Verzierungen heraus. Einige waren zwanzig Fuss hoch und trugen einzelne Kerzen, die wie duftende Fackeln hoch über den Häuptern der Festteilnehmer flackerten und tropften, bis das Wachs oben um den Rand herum in langen Lanzen stand. Einige waren mit schimmernden Unterröckchen behangen und trugen eine ganze Versammlung von Kerzen, in Kreise, Pyramiden, Würfel, Kegel, einzelne in gerade Linien und Halbmonde abgeteilt.

Ferner fanden sich auf Priapen und graziösen Pilastern jeder Art muschelförmige Vasen voll üppiger Früchte und Blumen, die überhingen und über die Ränder quollen, als wollten sie sich nicht halten lassen. In zerbrechlichen Porzellantöpfen standen die Orangen- und Myrthenbäume und Rosenbüsche waren mit superber Erfindung über Gitterwerk und Pfosten geschlungen und gewunden. Auf der einen Seite befand sich eine lange, vergoldete Bühne für die Schauspieler, behängt mit Pagonianischen Tapeten, gegenüber der Musikstand.

Die Tafeln hatte man zwischen der Fontäne und der Treppenflucht, die zur sechsten Terrasse führte, aufgestellt. Alle waren

kreisrund, mit weissem Damast bedeckt und mit Iris, Rosen, Ranunkeln, Asphodillen, Akelei, Nelken und Lilien bestreut; und auf jedem der Sessel, die mit unendlich verschiedenen Stoffen bedeckt waren, lag ein Fächer.

Unten vor den Treppenstufen breiteten sich die Gärten aus, die so schön gezeichnet waren, dass selbst der Architekt der Fêtes d'Armailhacqu mit dem besten Willen nichts dran hätte tadeln können, die hellen Teiche, die üppige Lustboote voll heiterer Blumen und Wachsmarionetten trugen, die Alleen schlanker Bäume, die Arkaden und Kaskaden, die Pavillons, die Grotten und die Gartengötter — alles erhielt eine seltsame, träumerische Färbung durch das Licht, das vom Feste her darauf fiel.

Helena ohne Rock und Fanfreluche mit Mrs. Marsuple, Cloud und Clair und Farcy, dem ersten Schauspieler, sassen am gleichen Tisch. Fanfreluche, der sein Reisekostüm abgelegt hatte, trug lange, schwarzseidene Strümpfe, ein paar reizende Strumpfbänder, einen äusserst eleganten Halskragen und einen wundervollen Frack; und Farcy war in gewöhnlichen Abendkleidern. Was die übrige Gesellschaft betrifft, so konnte sie sich einiger bemerkenswerter Toiletten und ganzer Tische voll der herrlichsten Frisuren rühmen. Man sah da Schleier, die gefleckt waren und Muster auf die Haut zeichneten, Fächer mit Schlitzen, um ihre Träger hindurchblinzeln und -blicken zu lassen, Fächer mit Gesichtern bemalt, mit Sonetten Sporions oder den kurzen Geschichtchen Scaramouchs beschrieben und eben solche aus grossen lebenden Nachtfaltern auf Bergen von Silbernadeln, Masken aus grünem Sammet, die das Gesicht dreifach bepudert erscheinen lassen. Masken aus Vogelköpfen und Gesichtern von Affen, Schlangen, Delphinen, Männern und Frauen,

kleinen Embryonen und Katzen; Masken, die dem Antlitz von Göttern glichen, und Masken aus dünnem Talk und Gummi-Elastikum. Perücken trug man aus schwarzer und scharlachener Wolle, aus Pfauenfedern, aus Gold- und Silberfäden, aus Schwanendaunen, aus Weinsprossen und aus menschlichem Haar; ungeheure Halskrägen aus steifem Mousseline, die hoch über den Kopf wegstanden, ganze Kleider aus einwärts gebogenen Straussenfedern, Tuniken aus Pantherfellen, die wundervoll über Rosatrikots aussahen, Kapots aus rosa Atlas mit Eulenflügeln, Aermel in Gestalt apokalyptischer Tiere, Strümpfe, in deren Zwickeln sich Darstellungen von Fêtes galantes und sonderbare Zeichnungen befanden, und Unterröcke, die wie künstliche Blumen gearbeitet waren. Einige Herren trugen reizende purpurfarbene oder grüne Schnurrbärte, die mit vollendeter Kunst gedreht und gewichst waren, andere trugen grosse weisse Bärte nach Art des heiligen Wilgeforte. Dann hatte Dorat ihnen ausserordentliche Vignetten und Grotesken auf den Leib gemalt, an mancherlei Stellen: auf eine Wange einen alten Mann der seine gehörnte Stirne kratzt, auf eine Stirne eine alte Frau, die von einem unverschämten Amor verfolgt wurde, auf eine Schulter eine verliebte Affenscene, rund um eine Brust einen Kreis von Satyren, um ein Handgelenk einen Kranz blasser, unschuldiger Kinder, auf einem Ellbogen ein Bouquet Frühlingsblumen, quer über einen Rücken ein paar überraschende Mordgeschichten, in den Winkeln eines Mundes kleine rote Flecke, auf einem Nacken eine Flucht Vögel, einen Papagei im Käfig, einen Zweig mit Früchten, einen Schmetterling, eine Spinne, einen betrunkenen Zwerg, oder einfach ein paar Initialen.

Das Souper war unter der Leitung des ingeniösen Rambouillet hergestellt und unvergleichlich. Niemals hatte er ein

exquisiteres Ménu kreiert. Die *consommé impromptu* allein hätte für den unsterblichen Ruhm eines jeden Chefs genügt. Was also kann ich von der *Dorade bouillie, sauce maréchale* sagen, von dem *ragout aux langues de carpes,* den *ramereaux à la charnière,* der *ciboulette de gibier à l'espagnole,* der *pâté de cuisses d'oie aux pois de Monsalvie,* den *queues l'agneau au clair de lune,* den *artichauts à la grecque,* der *charlotte de pommes à la Lucy Waters,* den *bombes à la marée* und den *glaces aux rayons d'or?* Das Ganze, ein veritabler tour de cuisine übertraf selbst die berühmten kleinen Soupers die der Marquis de Réchale in Passy zu geben pflegte und von denen der Abbé Mirliton sagte, sie seien ohne Fehl und zu gut zum Essen.

Ah, Pierre Antoine Berquin de Rambouillet, du bist deiner göttlichen Herrin wert!

Der blosse Hunger machte bald den feineren Instinkten des gourmet Platz und die seltenen Weine, im Schnee gekühlt, lösten alle die dekollettierten Geister einer erstaunlichen Konversation und eines atrociösen Gelächters.

Als die ersten Gänge vorüber waren, wurde die Unterhaltung mehr und mehr laut und persönlich. Pulex und Cyril und Marisca und Cathelin eröffneten ein Feuer witziger Neckereien und ein Tausend verliebter Tagesnarrheiten wurden diskutiert.

Schliesslich gingen die Stimmen aus dem Rauhen, Schrillen und Schreienden ins Stammelnde und Inartikulierte über. Schlimme Ausbrüche wurden durch noch schlimmere Gesten unterstützt, und an einer Tafel drückte sich Scabius so aus wie der berühmte alte Ritter im ersten Teil von »The Soldiers Fortune« von Otway. Bassalissa und Lysistrata versuchten gegenseitig ihre Namen auszusprechen und wurden bei diesen Versuchen

äusserst freundschaftlich zu einander und Tala, der Tragöde, angethan mit einem faltenreichen Purpurmantel, Federbusch und Cothurn, erhob sich und begann mit verschwommenen Gestikulationen eine seiner Hauptstellen zu deklamieren. Er kam nicht über den ersten Vers hinaus; den aber wiederholte er immer wieder, jedesmal mit neuem Ausdruck und wechselnder Betonung; und erst das Nahen des Spargels, der von Satyren in Weiss serviert wurde, brachte ihn zum Schweigen.

VIERTES KAPITEL.

Es giebt nichts angenehmeres als das Aufwachen in einem neuen Schlafzimmer. Die neue Tapete, die ungewohnten Bilder, die Lage der Thüren und Fenster die einem vom Abend vorher nur in ungenauer Erinnerung geblieben ist, alles das giebt am andern Morgen, wenn man die Augen aufmacht, eine angenehme Ueberraschung.

Es war ungefähr acht Uhr, als Fanfreluche erwachte und sich schlemmerhaft in seinem grossen Federbette streckte. »Was für ein niedliches Zimmer«, murmelte er und frischte die seidenen Kissen hinter sich auf. Durch den schmalen Schlitz der geblümten Vorhänge hindurch konnte er einen Streifen der besonnten Rasenplätze draussen erblicken: die silbernen Springbrunnen, die bunten Blumen, die Gärtner an der Arbeit, und unter den schattigen Bäumen eine Frühstückstafel, an der sich eine Gesellschaft von Frühaufstehern gütlich that, die für einen Jagdtag in den fernen Waldthälern gerüstet schienen.

»Wie süss ist das alles«, rief der Abbé und gähnte mit unendlichem Behagen. Dann legte er sich ins Bett zurück, starrte den sonderbar gemusterten Betthimmel an und ging seinen Morgengedanken nach.

Er dachte an den »Romaunt de la Rose« — schön, aber all zu kurz.

An den Claude Lorrain* in Lady Delawares Sammlung.

An ein Paar wundervolle modefarbene Hosen, die er sich bei Madame Belleville machen lassen wollte.

An einen geheimnisvollen Park voll leiser Echos und romantischer Klänge.

An einen grossen stillen See, in dem die zartesten Frösche leben mussten, die es jemals gab und der von dunklen Bäumen und schlafenden Fleurs de luce umgeben war, ohne sie wiederzuspiegeln.

An Santa Rosa die berühmte Peruanische Jungfrau; wie sie sich einer ewigen Jungfrauschaft weihte, als sie vier Jahre alt war**;

* Das Hauptwerk, so scheint es mir, eines anbetungswürdigen und unfehlbaren Meisters, der mehr als irgend ein anderer Landschaftsmaler uns von der Atmosphäre unserer Städte frei macht und uns vergessen macht, dass das Land zuweilen schon steif, langweilig und ermüdend sein kann. Es scheint fast unglaublich, dass man ihn jemals in ungünstigem Sinne mit Turner — dem Wiertz der Landschaftsmalerei verglichen habe. — Carot ist sein einziger ebenbürtiger Rival, doch verdunkelt oder ersetzt er den älteren Meister nicht. Ein Carotsches Gemälde ist wie ein zartes lyrisches Gedicht voll Liebe und Wichtigkeit; während eine Landschaft von Claude an eine vornehme, gedankenschwere Ekloge erinnert.

** »In einem Alter«, schreibt Dubonnet, »wo die meisten Mädchen schon wohlbeschlagen in all den hassenswerten Künsten der Koketterie sind und eher mit Gusto als mit Widerwillen die abscheulichen Wünsche und schrecklichen Befriedigungen der Männer erwarten.«

Alle, die etwas von dem Duft der Heiligkeit Santa Rosas atmen möchten und die Geschichte der verehrenswürdigen Intimität kennen lernen möchten, die zwischen ihr und unserer

wie sie von Maria geliebt wurde, die aus dem blassen Fresco in der Kirche St. Domenico die Arme nach ihr ausstreckte, um sie zu umarmen; wie sie am Ende ihres Gartens ein kleines Oratorium baute und darin betete und Hymnen sang, bis alle Käfer, Spinnen, Schnecken und Gewürm herbeikamen, um zu lauschen; wie sie versprach, Fernando de Flores zu heiraten, und am Hochzeitsmorgen sich parfümierte, ihre Lippen malte, ihr Hochzeitskleid anthat, das Haar mit Rosen schmückte und auf einen kleinen Hügel nicht sehr weit ausserhalb der Mauern von Lima ging; wie sie da niederkniete und einige Augenblicke zärtlich den Namen Unserer Frau anrief, und wie die heilige Maria hernieder kam und Rosa auf die Stirn küsste und sie ganz schnell in den Himmel entführte.

Er dachte an die glänzende Eröffnungsscene von Racines »Britannicus.«

An ein drolliges Bändchen, betitelt: »Ein Wort für die Führung des Einhorns als Haustier«, das er in Helenas Bibliothek gefunden hatte.

An die »Bachanale Sporions«.*

Frau bestand, sollten Mutter Ursulas »Unaussprechliches und wunderbares Leben der Blume von Lima« lesen, das kurz nach der Heiligsprechung Rosas durch Clemens X. im Jahre 1671 erschien. »Wahrlich«, so ruft die berühmte Nonne aus, »die Lebens- und Jugendbeschreibung dieser heiligen Jungfrau ist eine ebenso schwere Aufgabe, als das Zeichnen einer schlanken, empfindlichen Pflanze, deren Leichtigkeit, Düfte und Einfachheit, dem geschicktesten Stift trotzen.« Mutter Ursula nun hat sich dieser Aufgabe mit wunderbarem Feingefühl und Geschmack entledigt. Ein billiger Neudruck der Biographie ist von Chaillot und Sohn veröffentlicht worden.

* Eine »Comédie ballet« in einem Akt von Philippe Savaral und Titurel de Schentefleur. Der Marquis von Vandésir, der

bei der ersten Vorstellung anwesend war, hat uns in seinen Memoiren einen kurzen Bericht darüber hinterlassen:
»Der Vorhang ging über einer wundervollen Scenerie auf. Man sah ein verborgenes arkadisches Thal, ein entzückendes Stück Tempe mit anmutigen kühlen Wäldern und von einem kleinen Fluss durchzogen, alles so frisch und pastoral wie nur möglich. Es war am frühen Morgen und die aufgehende Sonne weckte, wie der Prinz in Dornröschen, die Erde ringsum mit ihrem Kusse auf.
In dieser goldenen Umarmung wurde der Nachttau aufgesogen und glänzend gemacht, die Bäume wurden aus ihren dunklen Träumen aufgeweckt, der Schlummer der Vögel nahm sein Ende und alle Blumen in dem Thal freuten sich und vergassen ihre Furcht vor der Dunkelheit.
Plötzlich ertönten Hörner und Pfeifen und aus den Wäldern trat ein Trupp Satyre, die Nüsse, grüne Zweige, Blumen und Wurzeln in der Hand trugen, und was der Wald noch sonst darbieten mochte, um es auf den Altar des geheimnisvollen Pan zu legen, der in der Mitte der Bühne stand; von den Hügeln kamen die Hirten und Hirtinnen nieder mit ihren Heerden und mit Kränzen auf ihren Schäferstäben. Dann kam ein ländlich-ehrwürdiger Priester in weissen Kleidern langsam durch das Thal heran, gefolgt von einem Chor strahlender Kinder. Die Scene war wunderbar arrangiert und man konnte sich nichts belebteres und harmonischeres denken als diese arkadische Gruppe. Der Gottesdienst war wunderlich und einfach, aber doch mit genügenden Ceremonien verbunden, um dem Corps de ballet Gelegenheit zur Entfaltung seiner Künste zu geben. Der Tanz der Satyre wurde mit ungeheurem Beifall aufgenommen, und als der Priester schliesslich seine Hand zum Segen erhob hatte der ganze Trupp einen so verwickelten und eleganten Abgang, dass man allgemein fand, Titurel habe noch nie eine so feine Erfindung auf die Bühne gebracht.

Kaum war die Scene einen Augenblick leer gewesen, als Sporion eintrat und mit ihm eine glänzende Schar von Dandis und schönen Frauen. Sporion war ein langer, schlanker, verdorbener junger Mann. Sein Rücken war ein wenig gekrümmt, sein Gang unsicher, die olivfarbene Haut seines ovalen, unbeweglichen Gesichtes war leicht über den Schädel gespannt, er hatte volle scharlachene Lippen, lange japanische Augen und ein grosses goldfarbenes Toupet. Um seine Schultern hing ein Cape aus lachsfarbenem Atlas mit hohem Kragen und langen, aufgelösten schwarzen Bändern, die um ihn her flatterten. Sein Rock aus seegrün geflecktem Mouslin wurde in der Taille von einer scharlachenen, an den Enden ausgezackten Schärpe zusammengehalten und stand etwa 6 Zoll weit in Falten über die Hüften vor. Die losen und faltigen Beinkleider schlossen unterhalb der Wade ab. Sie waren an den Seiten hinab bestickt und über den Hüftgelenken prächtig gebauscht. Die Strümpfe waren aus weissem Kalbleder und passten wie Handschuhe über die einzelnen Zehen. Darüber waren zarte rote Sandalen gestreift. Am einschmeichelndsten aber traten seine Hände aus den Händekrausen hervor: So schlanke Finger, die spitz zum Ende verliefen und mit kleinen rosa gefleckten Nägeln endeten, so unvergessliche Handflächen mit Linien und Erhöhungen, wie die von Lord Fanny in »Love at all Hazards«, und so blaugeäderte haarlose Handrücken. In seiner Linken hielt er ein kleines Spitzentaschentuch mit einer Krone drin.

Was seine Freunde und Genossen angeht, so bildeten sie die superbste und insolenteste Gesellschaft, die man nur denken kann, aber man würde ein Kapitel so lang wie das berühmte zehnte in Pénillières »Geschichte des Unterzeugs« brauchen, wenn man die Kleider, die sie trugen, katalogisieren wollte. Alles in allem waren sie ein sehr distinguierter Chorus.

Sporion trat vor und drückte mit schnellen und lebhaften Gebärden aus, dass er und seine Freunde der kümmerlichen Vergnügungen, die die zivilisierte Welt bieten könne, überdrüssig, in dies arkadische Thal gekommen wären, in der Hoffnung,

das in seiner Musik eine Qualität hat gleich dem Hauch auf Wachsfrüchten).

An Liebe und hundert andere Dinge.

einen neuen Frisson dadurch zu erleben, dass sie die Naivetät etwa eines Hirten oder eines Satyr zerstörten und ihr Gift unter die Waldbewohner verbreiteten.

Der Chorus gab mit müden, aber ausdrucksvollen Bewegungen seine Zustimmung zu erkennen.

Neugierig und durch die Ankunft einer so weltlichen Gesellschaft nicht wenig erschreckt, fingen die Waldbewohner an nervös durch das Zweigicht hindurchzublinzeln und die seelenhafte Versammlung anzustaunen. Eine oder zwei Frauen und ein Hirt krochen scheu hervor. Dann liessen Sporion und all die Damen und Herren einschmeichelnde Töne erschallen und luden die ländlichen Geschöpfe mit aller nur erdenklichen Anmut und Liebenswürdigkeit ein herbeizukommen und an ihrer Gesellschaft teilzunehmen. In kleinen Trupps kamen sie dann auch heran, bezaubert wie sie waren, durch die sonderbaren Blicke, die Düfte und Spezereien und die glänzenden Kleider, und einige wagten sich ganz nahe heran und befingerten furchtsam die köstlichen Gewebe, die die Ankömmlinge trugen. Dann nahmen Sporion und jeder von seinen Freunden einen Satyr oder eine Hirtin oder sonst irgend einen bei der Hand und machten die ersten Versuchsschritte zu einem höfischen Tanz, für den die wundervollsten Kombinationen erfunden und die entzückendste Musik geschrieben waren. Das Hirtenvolk war ganz erstaunt, als es so gehaltene und graziöse Bewegungen sah und machte die vergeblichsten und groteskesten Anstrengungen, sie nachzuahmen. Dio mio, ein reizender Anblick! — Einen hübschen Effekt erzielte auch das pèle-mèle von kalbsledernen Strümpfen und zottigen Beinen, von reichgestickten Corsagen und einfachen Kitteln, von barocken Haartrachten und losen, ungekämmten Locken.

Als der Tanz zu Ende war brachten Sporions Diener Champagner herein, den sie unter mancherlei Piruetten und mit

Dann liess er seine halbgeschlossenen Augen über die Kupferstiche hingleiten, die an der Wand hingen. In zarten geschweiften Rahmen trieben dort die anmutigen, depravierten Geschöpfe Dorats und seiner Schule ihr Wesen, schlanke Kinder in Maske und Domino und mit einem furchtbaren Lächeln um den Mund, sonderbare Lebemänner, die freundlichen, puppenhaften Mädchen über die Schulter sahen und sonst weiter nichts thaten, erschreckliche kleine Pierrots, die als verliebte Damen gingen und auf irgend etwas ausserhalb des Rahmens hindeuteten. Auf einem anderen Bild sah man ganz unmögliche Stutzer mit ungeheuer grossen, vogelgleichen Frauen in einem Rokokoraum zusammen, geheimnisvoll beleuchtet durch das Geflacker eines sterbenden Kaminfeuers, das grosse Schatten auf die Wände und an die Decke wirft.

Fanfreluche hatte ein paar Bücher mit sich zu Bett genommen. Eines davon war der witzige »Dienstag und Josephine«, ein anderes die Partitur vom »Rheingold«. Er machte ein Lesepult aus seinen Knieen und pflanzte die Oper vor sich auf, und dann blätterte er mit liebevoller Hand die Seiten um und fand es herrlich, sich früh morgens mit freiem Kopf an das prachtvolle Wagnersche Drama zu machen.* Aufs neue wieder

vollendetem Aplomb in hohe Gläser schenkten und dann im Kreise herumtrippelnd — die arkadischen Lippen mit dem königlichen Trank bekannt zu machen, den sie noch nie vorher gekostet hatten.

Darauf fiel der Vorhang mit verschämter Schnelligkeit.«

* Es ist tausendmal zu bedauern, dass Konzerte entweder nur nachmittags stattfinden, wo man stumpfsinnig ist, oder abends, wo man nervös ist. Man sollte schöne Musik — wie die Messe — in aller Frühe hören, wenn Hirn und Herz durch

entzückte ihn die schöne und geistreich erfundene Eröffnungsscene, das mysteriöse Vorspiel, das so recht eigentlich aus dem Grundschlamm des Rheines aufzusteigen und ebenso alt zu sein scheint wie der, die ungeheuerlich primitive Geilheit in der Musik, die den Reden und Bewegungen der Rheintöchter folgt, die dunklen, hassenswerten Töne Alberichs und seines Liebeswerbens und die flutende Melodie des alten, sagenumwobenen Stromes.

Den meisten Beifall aber zollte er an jenem Morgen dem dritten Tableau der Scene, in der Loge, flackernd wie eine Fackel und wie ein Scapin aus uranfänglicher Zeit, seine Listen an Alberich erprobt. Das fieberische, fortwährende Schallen der Hämmer in der Schmiede, die trockene Staccatoruhelosigkeit Mimes, das unaufhörliche Kommen und Gehen des Nibelungentrupps, die wie eine Heerde unterweltlicher, erschreckter Schafe sinnlos hin und her fliehen, Alberichs wütende Aktivität und seine Verwandlungen, und Loges rapide, flammende, zungengleiche Bewegungen. Alles das macht dies Tableau zu dem unruhigsten und verwirrendsten Ding in der ganzen Opernlitteratur. Wie genoss der Abbé die ausschweifende, monströse Dichtung, das hitzige Melodrama und die glänzende Bewegung in alle dem! Um elf Uhr stand Fanfreluche auf und schlüpfte aus seinem hübschen Nachtgewand.

Sein Badezimmer war der grösste und vielleicht der schönste Raum in der ganzen glänzenden Suite, die ihm angewiesen war. Das bekannte Kupfer von Lorette, das den Titel von Millevoyes Architecture du XVIII^me^ siècle schmückt, giebt eine bessere Idee

die weltlichen Einflüsse des kommenden Tages noch nicht all zu sehr aus dem Gleichgewicht gebracht sind.

von der Konstruktion und Ausschmückung dieses Raumes, als alle meine Worte es könnten. Nur ist in Lorettes Blatt, das Bad, das in die Mitte des Fussbodens eingelassen ist, ein wenig zu klein.

Fanfreluche stand einen Augenblick und betrachtete wie Narciss sein Spiegelbild in dem stillen, duftenden Wasser; dann brachte er mit einem Fuss die Oberfläche in leise Bewegung und ging mit eleganten Schritten in das kühle Bassin hinein, das er zweimal höchst anmutig durchschwamm. Doch ist es nicht so sehr das Bad selbst, das den Hauptreiz des Badens ausmacht, als es das Abtrocknen und die genussreichen Abreibungen sind, und Helena hatte ihre erfahrensten Leute für Fanfreluches Bedienung angestellt. Er war mehr als zufrieden mit ihren Diensten, die seine Gefühle bis beinahe zur Dankbarkeit gedeihen liessen, und als die Riten ihr Ende gefunden hatten, war jeder Hauch von Heimweh, den er noch empfunden haben mochte, weggeblasen. Nachdem er ein wenig geruht und seine Schokolade eingenommen hatte, wanderte er ins Ankleidezimmer, wo seine Toilette unter Leitung des süperben Dancourt vollendet wurde.

So zufrieden mit seinem Aeusseren wie Lord Foppington, trippelte der Abbé von dannen um Helena Guten Morgen zu sagen. Er fand sie, wie sie in einem süssen weissen Mouslinröckchen auf dem Rasen auf und ab ging und Blumen für ihren Frühstückstisch pflückte. Er küsste sie leicht auf den Hals.

»Ich gehe gerade um Adolphe zu füttern«, sagte sie und deutete auf ein kleines Netz voll Backwerk, das ihr am Arme hing. Adolphe war ihr Lieblingseinhorn. »Er ist so ein lieber Kerl«, fuhr sie fort, »ganz milchweiss, über und über ausser der Nase, Mund und Nüstern. Hierher, bitte.« Das Einhorn hatte einen

eigenen schönen Palast aus grünem Laub und goldenem Gitterwerk, ein passendes Haus für so ein zartes und hübsches Tier. Ach, es war ein Genuss, anzusehen, wie die weisse geschwänzte Kreatur in ihrem künstlichen Käfig herumspazierte, so stolz und schön war sie und kannte keinen Herrn und frass niemandem aus der Hand ausser der Königin. Als Fanfreluche und Helena herzutraten, fing Adolphe an zu prunken und zu kourbettieren, schlug den Sand mit seinen elfenbeinenen Hufen und liess seinen Schweif wehen wie eine Kirchenfahne. Helena hob den Riegel auf und trat ein.

»Sie dürfen nicht mit hinein, Adolphe ist so eifersüchtig«, sagte sie zu dem Abbé, der ihr folgen wollte, »aber Sie können draussen stehen bleiben und zusehen, Adolphe liebt ein Publikum.« Dann brach sie mit ihren süssen Fingern die lockeren Kuchen in Stückchen und gab ihrem schneeigen Liebling mit liebevoller Grazie zu frühstücken. Als die letzten Krumen aufgesucht waren, rieb Helena ihre Hände und verliess den Käfig, indem sie so that als nehme sie weiter keine Notiz von Adolphe. Adolphe wieherte.

Ende des Fragments.

Kavaliere.

KAVALIERE bleich und mit schmalen Gelenken,
den Degenkorb von der Kräuselmanschette
zierlich bedeckt. Sie denken
an eine Frau in weissem Spitzenbette,
sie haben Schach gespielt, Hengste geprobt,
sie singen: Grosser Gott Dich lobt
die gläubige Gemeinde:
vernichte unsere Feinde!

Der Zwerg.

MEINE Mutter trug mich sich nicht zu Dank:
sie trug mich von einem Grafen.
Sie konnte schlecht nur schlafen
und sang.
Viele trübe Lieder sang sie in der Nacht
und einmal war ich ihr im Licht erwacht.
Meine Brust ist schwach, mein Rücken hoch,
mein Haar ist wirr und steif.
Als Kind schon sprang ich, wohl weiss ich's noch —
vor Damen durch den Reif.

Der König im Kerker.

DIE Nacht steigt über die Berge,
ihr Schatten wächst ins Thal,
tief atmend schläft mein Scherge
dem er mich zu hüten befahl,

Herr Jesus in deine guten
Hände empfehl ich mich,
drin meine Väter ruhten
fromm tapfer und königlich.

GEDICHTE / VON LEO GREINER.

Abendlied.

NUN wehn die Gärten grauer
im unbekannten Wind,
wenn abendliche Trauer
von meinen Leuchtern rinnt.

Halbhell und wunderbarer
verwittert Schein und Glut,
die Sinne werden klarer,
das Leben wird zur Flut.

Ich sehe die zerfallnen
Schmerzstunden drunten glühn,
und oben im Krystallnen
schon eine Lust erblühn,

der nicht im trunknen Herzen
das Blut des Schmerzes rollt,
die wie die Glut der Kerzen
im späten Abendgold:

Nur eine stille Flamme
in einer grössern Pracht;
die hoch vom Silberstamme
hineinblüht in die Nacht. —

Zwischen Seelen.

UND ich sprach. Doch meine Worte
standen still an stiller Pforte,
hinter welcher Deines Schweigens
überglühte Gärten wehn —
Meinem dunklen Sternenwissen
wirst auch Du vorübergehn.

Ich bin Sehnsucht, Du Erfüllung,
ich Geheimnis, Du Enthüllung.
Murmelnd hör ich tausend Stimmen
um die schwarzen Brücken wehn,
welche zwischen Menschenseelen
unter trunknen Sternen stehn.

Und die tausend Stimmen sprechen:
All die tausend Augen brechen,
die durch Wind und Wellenbrausen
nach den fremden Ufern sehn —
Lass uns still die Augen schliessen,
kühl uns küssen, fremd uns grüssen
und an uns vorübergehn.

GEDICHTE IN PROSA / VON OSCAR WILDE. UEBERTRAGEN VON F. B.

Der Künstler.

EINES Abends da kam in seine Seele das Verlangen ein Bildnis zu machen: Die Lust des Augenblickes. Und er ging in die Welt nach Bronce zu suchen. Denn er konnte nur in Bronce denken.

Doch alle Bronce der ganzen Welt war verschwunden, und keine andere war in der ganzen Welt zu finden als die des Bildnisses: Ewiglastende Sorge.

Und dieses Bildnis hatte er selbst gefertigt mit seinen eigenen Händen und es auf das Grab des Einzigen, das er im Leben liebte, gesetzt. Auf das Grab des Einzigen, das er vor allem und allein in der Welt liebte, hatte er dies Bildnis gesetzt, dass es für ein Zeichen nie endender Menschenliebe diene und für ein Symbol der Menschensorge, die nie endet. Und es war in der ganzen Welt keine andere Bronce als diese.

Und er nahm das Bildnis, das er gemacht hatte, setzte es in einen grossen Tiegel und gab es dem Feuer.

Und aus der Bronce »die ewiglastende Sorge« machte er das Bildnis »die Lust des Augenblickes«.

Der Mittler.

Es war Nacht und Er war allein.

Und er sah weit in der Ferne die Mauern einer runden Stadt und Er ging der Stadt zu.

Und da Er näher kam, hörte Er in der Stadt die Fussschritte der Freude und das Lachen vom Munde der Fröhlichkeit und den

lauten Lärm vieler Flöten. Und Er klopfte an das Thor, das ihm die Wächter öffneten.

Da nahm Er ein Haus wahr, das war von Marmor und Marmorsäulen standen davor, über die hingen Blumengewinde, und innen und aussen leuchteten Fackeln aus Cedernholz. In dieses Haus ging Er hinein.

Und da Er durch die Halle aus Calcedon und die Halle aus Jaspis geschritten war, kam Er in ein grosses festliches Gemach, und sah hier auf einem purpurnen Lager Einen, dessen Haare rote Rosen kränzten und dessen Lippen von Wein rot waren. Und Er trat hinter ihn, berührte seine Schulter und sprach zu ihm: »Weshalb lebst du so?«

Und der junge Mann wandte sich um, erkannte Ihn und gab zur Antwort: »Ich war ein Aussätziger und du heiltest mich — wie sonst soll ich leben?«

Und Er verliess das Haus und ging wieder auf die Strasse. Und nach einer kleinen Weile sah Er Eine, deren Gesicht und Kleider waren bemalt und deren Füsse beschuht mit Perlen. Und hinter ihr kam ein junger Mensch, langsam — leise wie ein Jäger und sein Kleid war zwiefarben. Das Gesicht des Weibes aber war wie das liebliche Gesicht einer Gottheit, und die Augen des Jünglings leuchteten vor Lust.

Und Er folgte schnell, berührte die Hand des Jünglings und sagte ihm: »Warum siehst du auf diese Frau und mit solchen Blicken?«

Und der Jüngling wandte sich um, erkannte Ihn und sprach: »Ich war blind und du gabst mir das Gesicht. Auf was sonst soll ich schauen?«

Und Er lief vor und berührte das gemalte Kleid der Frau und sprach zu ihr: »Ist kein anderer sicherer Weg als der Weg der Sünde?«

Und die Frau wandte sich um, erkannte Ihn und sagte: »Doch du vergabst mir meine Sünden, und der Weg ist ein lustiger Weg.«

Da ging Er die Stadt hinaus.

Und da Er vor der Stadt war, erblickte Er einen jungen Menschen, der sass am Wegrand und weinte.

Und Er ging auf ihn zu, berührte die langen Locken seines Haares und sagte zu ihm: »Warum weinest du?«

Und der junge Mensch sah auf, erkannte Ihn und antwortete: »Ich war tot und du wecktest mich vom Tode auf. Was sonst soll ich thuen als weinen?«

Der Meister.

Nun als Dunkelheit über die Erde kam, entzündete Joseph von Arimathia eine Fackel aus Fichtenholz und stieg den Hügel hinab ins Thal, denn er hatte im eigenen Hause zu thun.

Und im Thale der Betrübnis sah er auf den spitzen Steinen einen Jüngling knien, der war nackt und weinte. Sein Haar war honigfarben und sein Leib war eine weisse Blume, doch hatte er seinen Leib mit Dornen verwundet und auf sein Haar Asche gesetzt als eine Krone.

Und der Reiche sagte zu dem Jüngling, der nackt war und weinte: »Ich bin nicht verwundert, dass dein Kummer so gross ist, denn sicher Er war ein gerechter Mann.«

Und der Jüngling gab die Antwort: »Nicht um Ihn weine ich, ich weine um mich selber. Auch ich habe Wasser in Wein verwandelt und heilte die Aussätzigen und gab den Blinden das Gesicht wieder. Ich bin über den Wassern gewandelt und aus den Grabhöhlen vertrieb ich die Teufel. Ich habe die Hungrigen in der Wüste gespeist, da keine Nahrung war, und weckte die

Toten aus ihren engen Häusern auf und auf mein Gebet und vor einer grossen Menge Volkes vertrocknete ein fruchtbeladener Feigenbaum. Alles was dieser Mensch gethan hat, habe auch ich gethan. Und doch haben sie mich nicht gekreuzigt.« —

Der Schüler.

Als Narziss starb, da wandelte sich der Teich seiner Freude aus einem Becher süssen Wassers in einen Becher salziger Thränen und die Oreaden kamen weinend den Wald daher, um dem Teiche zu singen und ihn zu trösten.

Und als sie sahen, dass sich der Teich aus einem Becher süssen Wassers in einen Becher salziger Thränen verwandelt hatte, da lösten sie die grünen Flechten ihres Haares, schrieen weinend auf und sagten: »Wir sind nicht verwundert, dass du in solcher Weise über Narziss trauerst, so schön war er.«

»War denn Narziss schön?« sagte der Teich.

»Wer wüsste dies besser als du«, antworteten die Oreaden. »An uns ging er immer vorüber, aber dich suchte er auf, um an deinem Ufer zu liegen, auf dich hinabzuschauen und in dem Spiegel deines Wassers seine eigene Schönheit zu spiegeln.«

Und der Teich antwortete: »Ich aber liebte den Narziss, wenn er an meinem Ufer lag und auf mich niederschaute, denn in dem Spiegel seiner Augen sah ich immer meine eigene Schönheit.«

ZWEI KLEINE LIEDER / VON PAUL VERLAINE. UEBERTRAGN VON ERNST HARDT.

Aus den Guten Liedern.

DER weisse Mond
Wandelt durchs Holz;
Wo er gewohnt
Flüsternd zerschmolz
Des Laubdachs Ruh:

Geliebteste Du!

Auf Silberseide
Malet der Teich
Das Bild der Weide.
Ein Wind schluchtzt weich
Im schwarzen Baum:

Nun suchet den Traum!

Trostreiche Milde
Sinkt nah und fern
Vom blauen Gefilde,
Das still der Stern
Rosig erhellt

Oh, Feier der Welt!

Lied im Herbst.

IN dumpfem Reigen
Die Herbstgeigen
Dröhnen
In meinem Herzen
Die stumpfen Schmerzen
Stöhnen.

Gewürzt vom entsetzten
Gewissen beim letzten
Schlage
Denk ich an meine
Jugend — und weine
Und klage!

Meine Schritte sind
Mit schlechtem Wind
So matt!
Er treibt tagaus und ein
Mich hin und her wie ein
Totes Blatt.

VERSE / VON PAUL BRAUN.

Sonett.

WIE schön du bist in deiner späten Pracht!
Der Herbstwind ist heut durch den Wald gegangen
Und alle säftereichen Blätter fangen
Ein Leuchten an. Auf jedem Zweig erwacht

Ein Prunk von Farben, und die Sonne macht
Sie alle lächeln! Schau, in Gärten hangen
Die Früchte süss, so reif die vollen Wangen:
Ernten, so voll sie niemals eingebracht! —

Ein solcher Rausch wohnt wohl in deinem Blute,
In ihm lebt all der Drang von reifen Reben
Den Unersättlichen stets neu zu laben;

Ihm eines vollen Sommers Lohn zu geben, —
Bis er hinsinkt in jene süsse, gute
Lustmüdigkeit, die Spätherbsttage haben.

Zwei Gedichte.

I.

TRAEUFLE deine linden Worte
Ueber meine trüben Jahre,
Dass, eh alte Liebe dorrte,
Ich schon neuen Lenz erfahre.

Wie sind welk' und junge Zweige
Doch so schön an einem Baume:
Wenn ich mich zu dir hinneige
Fühl ich SIE noch wie im Traume.

II.

ES ist von dir so tief ein Schein
In meines Herzens stummes Sein
Gekommen, dass viel Blumen gross
Geworden, die schon hoffnungslos.

In kühle Kirchen fällt ein Schein
Auf Gottes Leib von Elfenbein
Bis er so ganz in Golde steht,
Dass Jedes zu ihm beten geht:

So knieen müder Wünsche Schar
Um meines Herzens Hochaltar,
Weil sie mit Gnaden so erfüllt
Das Leuchten aus dem Heiligenbild.

Sonett.

SCHWER ist die Auskunft und der Sinn zu finden
Den Worten, die wir früh im Traume lallen.
Die schwer von traumbedrängten Lippen fallen,
Einmal verloren, sich wohl nimmer binden. —

So will dein Sein sich schwer zum Bilde ründen.
Traumhafter Nachklang blieb mir nur von allen
Den süssen Stunden, und von weit her hallen
Die Worte, die mir deine Schmach verkünden.

Schon ist umsonst dein Bild zurückzurufen. —
Wieviel ich wandle alle jene Wege,
Die wir einst einsam gingen, — und die Füsse

Wie wund vom Wandern über Felsenstufen: —
Dein Unheil wecken ist mein Herz so träge;
Ihm blieb allein ein Traum von deiner Süsse. —

Notturno.

STERN, der mir so hell erschienen!
(liess mich nicht zur Ruhe gehn)
Hab' mit sehnsüchtigen Mienen
Immer nach dem Stern gesehn.

Kam der Tag, der mit der Helle
Mich um meinen Stern betrog,
Grausam sprach das Licht, das grelle,
Dass mich jener Glanz belog.

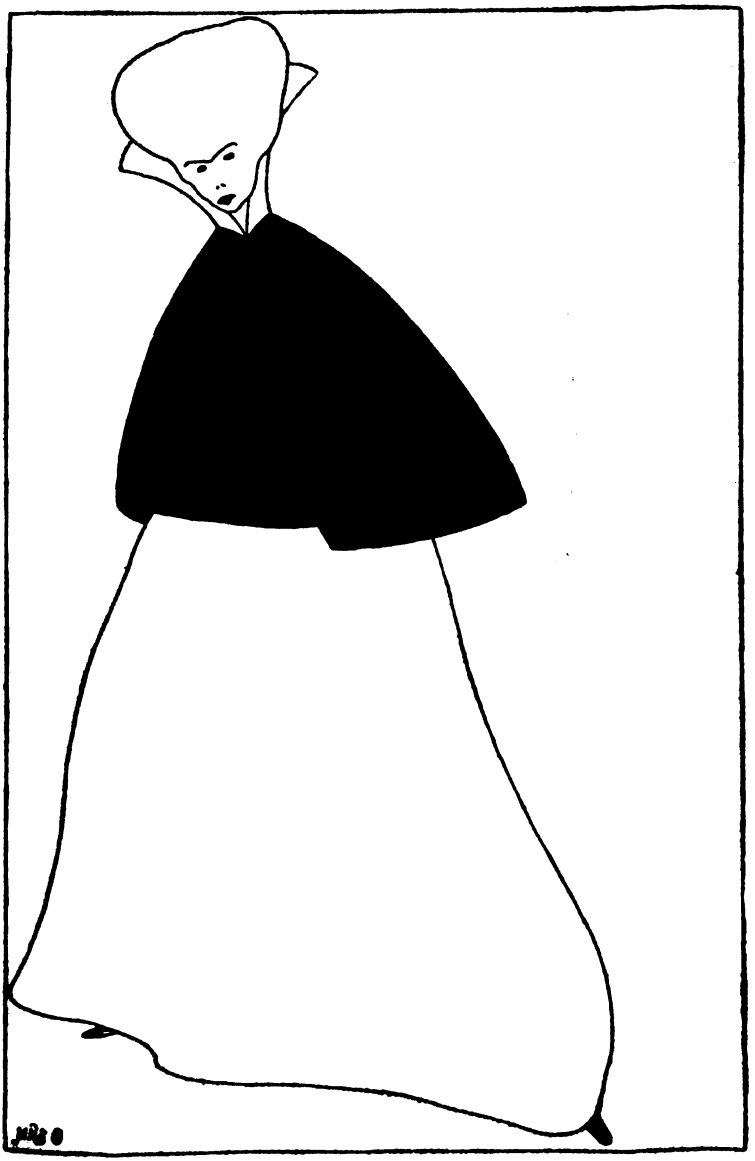
Seitdem steh ich alle Nächte
In dem mondbeglänzten Thal. —
Dass mein Wunsch ihn wiederbrächte!
Einmal noch, wie dazumal! —

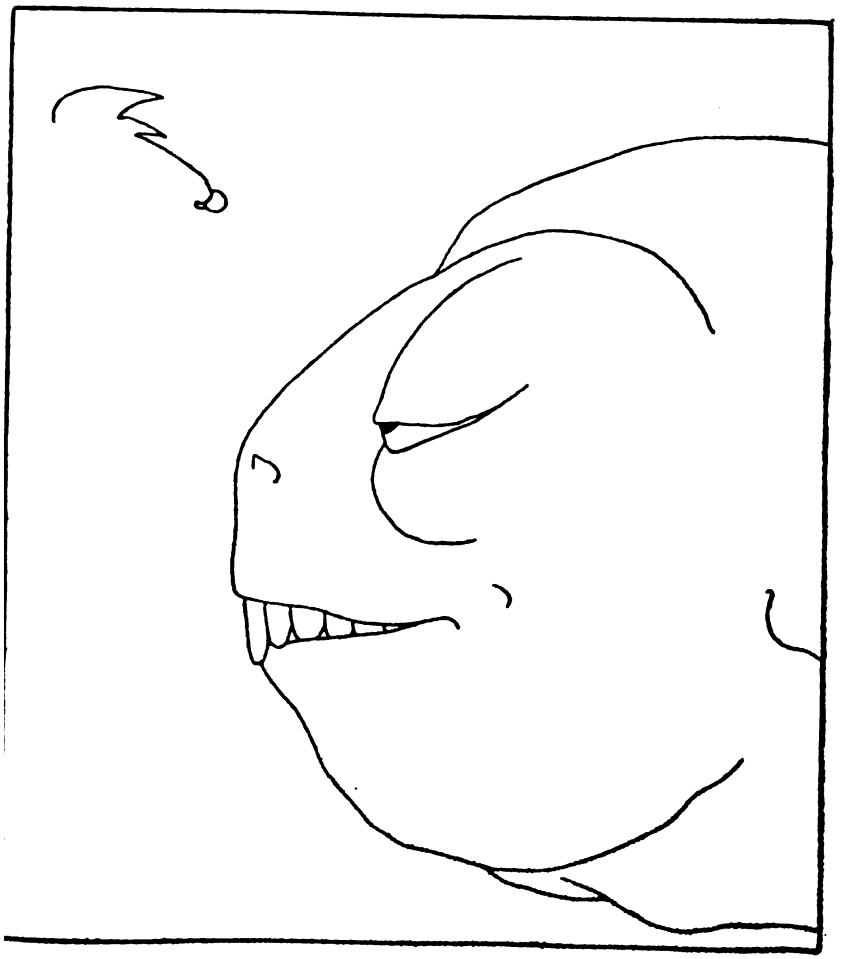
Sechs Grotesken von Markus Behmer.















Der Sänger singt vor einem Fürstenkind.

. . . . Du blasses Kind, an jedem Abend soll
der Sänger dunkel stehn bei Deinen Dingen,
und soll Dir Sagen, die im Blute klingen,
über die Brücke seiner Stimme bringen
und eine Harfe, seiner Hände voll.

Nicht aus der Zeit ist was er Dir erzählt;
gehoben ist es wie aus Wandgeweben,
solche Gestalten hat es nie gegeben, —
und Niegewesenes nennt er das Leben.
Und heute hat er diesen Sang erwählt:

Du blondes Kind von Fürsten und aus Frauen,
die einsam warteten im weissen Saal, —
fast Alle waren bang dich aufzubauen,
um aus den Bildern einst auf Dich zu schauen:
auf Deine Augen mit den ernsten Brauen,
auf Deine Hände hell und schmal.

Du hast von ihnen Perlen und Türkisen —
von diesen Frauen, die in Bildern stehn
als stünden sie allein in Abendwiesen, —
Du hast von ihnen Perlen und Türkisen
und Ringe mit verdunkelten Devisen
und Seiden, welche welke Düfte wehn.

Du trägst die Gemmen ihrer Gürtelbänder
ans hohe Fenster in den Glanz der Stunden,

und in die Seide sanfter Brautgewänder
sind Deine kleinen Bücher eingebunden
und drinnen hast Du, mächtig über Länder,
ganz gross geschrieben und in reichen runden
Buchstaben Deinen Namen vorgefunden. . .

Und alles ist, als wär es schon geschehn.
Sie haben so, als ob Du nicht mehr kämst
an alle Becher ihren Mund gesetzt,
zu allen Freuden ihr Gefühl gehetzt
und keinem Leide leidlos zugesehn.
So dass Du jetzt
stehst und Dich schämst . . .

Du blasses Kind, Dein Leben ist auch eines.
Der Sänger kommt Dir sagen, dass du bist,
und dass Du mehr bist als ein Traum des Haines,
mehr als die Seligkeit des Sonnenscheines,
den mancher graue Tag vergisst.
Dein Leben ist so unaussprechlich Deines,
weil es von vielen überladen ist.

Empfindest Du wie die Vergangenheiten
leicht werden, wenn Du eine Weile lebst,
und wie sie Dich auf Wunder vorbereiten,
jedes Gefühl mit Bildern Dir begleiten, —
und nur ein Zeichen scheinen ganze Zeiten
für eine Geste, die Du schön erhebst. —

Das ist der Sinn von allem, was einst war,
dass es nicht bleibt mit seiner armen Schwere;
es war, damit es anders wiederkehre —
mit uns verwoben tief und wunderbar . . .

So waren diese Frauen elfenbeinern,
von vielen Rosen rötlich angeschienen,
so dunkelten die müden Königsmienen,
so wurden fahle Fürstenmunde steinern
und unbewegt von Waisen und von Weinern,
so klangen Knaben an wie Violinen
und starben für der Frauen schweres Haar;
so gingen Jungfraun der Modonna dienen,
denen die Welt verworren war.
So wurden Lauten laut und Mandolinen,
in die ein Unbekannter grösser griff,
in warmen Samt verlief der Dolche Schliff, —
Schicksale bauten sich aus Glück und Glauben,
Abschiede schluchzten auf in Abendlauben,
und über hundert schwarzen Eisenhauben
schwankte die Feldschlacht wie ein Schiff.
So wurden Städte langsam gross und fielen
in sich zurück wie Wellen eines Meeres,
so drängte sich zu hochbelohnten Zielen
die rasche Vogelkraft des Eisenspeeres,
so schmückten Kinder sich zu Gartenspielen, —
und so geschah unwichtiges und schweres
nur, um für dieses tägliche Erleben
Dir tausend grosse Gleichnisse zu geben,
an denen Du gewaltig wachsen kannst.

Vergangenheiten sind in Dich gepflanzt,
um sich aus Dir wie Gärten zu erheben.

Du blasses Kind, Du machst den Sänger reich
mit Deinem Schicksal, das sich singen lässt:

so spiegelt sich ein grosses Gartenfest
mit vielen Lichtern im erstaunten Teich.
Im dunklen Dichter wiederholt sich still
ein jedes Ding, ein Stern, ein Haus, ein Wald;
und viele Dinge, die er feiern will,
umstehen deine rührende Gestalt.

In der Certosa.

EIN jeder aus der weissen Bruderschaft
vertraut sich pflanzend seinem kleinen Garten.
Auf jedem Beete steht, wer jeder sei.
Und Einer harrt in heimlichen Hoffahrten,
dass ihm im Mai
die ungestümen Blüten offenbarten
ein Bild von seiner langverratnen Kraft.

Und seine Hände halten wie erschlafft
sein braunes Haupt, das schwer ist von den Säften,
die ungeduldig durch das Dunkel rollen,
und sein Gewand, das faltig, voll und wollen
zu seinen Füssen fliesst, ist stramm gestrafft
um seinen Armen, die gleich starken Schäften
die Hände tragen, welche träumen sollen. —
Kein Miserere und kein Kyrie
will seine junge, runde Stimme ziehn,
vor keinem Fluche will sie fliehn:
sie ist kein Reh —
Sie ist ein Ross und bäumt sich im Gebiss,
und über Hürde, Hang und Hindernis
will sie ihn tragen, weit und weggewiss, —
ganz ohne Sattel will sie tragen ihn.

Er aber sitzt. Und unter den Gedanken
zerbrechen fast die beiden Handgelenke, —
so schwer wird ihm der Sinn und immer schwerer . .

Der Abend kommt, der sanfte Wiederkehrer, —
ein Wind beginnt, die Wege werden leerer,
und Schatten sammeln sich im Thalgesenke.

Und wie ein Kahn, der an der Kette schwankt,
so wird der Garten ungewiss und hangt
wie windgewiegt auf lauter Dämmerung.
Wer löst ihn los? —
Der Frate ist so jung,
und lange, lang ist seine Mutter tot.
Er weiss von ihr: sie nannten sie »la stanca«.
Sie war ein Glas, ganz zart und klar; man bot
es einem, der es nach dem Trunk zerschlug
wie einen Krug.

So ist der Vater. Und er hat sein Brot
als Meister in den roten Marmorbrüchen.
Und jede Wöchnerin in Pietrabianca
hat Furcht, dass er des Nachts mit seinen Flüchen
vorbei an ihrem Fenster kommt und droht.

Sein Sohn, den er der Donna Dolorosa
geweiht in einer Stunde wilder Not,
sinnt im Arkadenhofe der Certosa, —
sinnt, wie umrauscht von rötlichen Gerüchen;
Denn seine Blumen blühen alle rot.

Verkündigung.

Die Worte des Engels:

Du bist nicht näher an Gott als wir,
wir sind Ihm alle weit;
aber wunderbar sind Dir
die Hände benedeit.
So reifen sie bei keiner Frau,
so schimmernd aus dem Saum:
Ich bin der Tag, ich bin der Tau,
Du aber bist der Baum.

Ich bin jetzt matt, mein Weg war weit,
vergieb mir, ich vergass,
was Er, der gross in Goldgeschmeid
wie in der Sonne sass,
Dir künden liess, du Sinnende,
(verwirrt hat mich der Raum)
Sieh, ich bin das Beginnende,
Du aber bist der Baum.

Ich spannte meine Schwingen aus
und wurde seltsam weit;
jetzt überfliesst dein kleines Haus
von meinem grossen Kleid.
Und dennoch bist Du so allein
wie nie und schaust mich kaum:
Das macht: ich bin ein Hauch im Hain,
Du aber bist der Baum.

Die Engel alle bangen so,
lassen einander los, —

noch nie war das Verlangen so,
so ungewiss und gross.
Vielleicht, dass Etwas bald geschieht,
auch wenn Dus nicht begreifst;
Gegrüsst sei, meine Seele sieht:
Du bist bereit und reifst.

Du bist ein grosses hohes Thor
und aufgehn wirst Du bald,
Du, meines Liedes liebstes Ohr,
jetzt fühle ich: mein Wort verlor
sich in Dir wie im Wald.
So kam ich und vollendete
Dir tausendeinen Traum.
Gott sah mich an. Er blendete.
. . . . Du aber bist der Baum.

MEIN HUND UND MARA MIROH / VON KONRAD WEICHBERGER.



O ging ich herum und beschloss, meinen Hund zu verkaufen; wusste aber nicht, wie man das macht. Ich ging herum. Wird ihn schon einer haben wollen. Wie ich nun so auf dem Asphalt laufe, da, wo die Orangenbäume vor dem Hause stehen, an der Bordschwelle entlang, kommt ein Mädchen mit einem roten Gesicht und grauer Bluse, hat seinen linken weissen Handschuh ausgezogen, ihn mit Daumen und Zeigefinger der Rechten bei der Spitze des kleinen Fingers gefasst, schlenkert ihn nun immer durch die Luft und sieht ihn beim Gehen fortwährend an. Wie wenn sie mit ihren Achtzehn ein kleines Kind wäre. Ich gehe rechts an ihr vorbei.

»Ach so«, sagt sie hinter mir; dann kommt sie und hält mich bei dem fehlenden Knopf an meinem linken Rockschoos fest: »Ach so, hier habe ich einen Brief für Sie!«

»Hier bedeutete nicht in diesem Falle, was es in den Wirtschaften und Lokalen bedeutet, sondern es hiess: wo eine Dame eine Tasche hat. Die Tasche war aber in dem Unterrock, und das Mädchen musste erst hier den Rock darüber lüften (wo sie weiter nichts dabei fand), ehe sie mir ihren Brief geben konnte. Die Leute, die vorbeigingen, freuten sich alle, was wir für ein schönes Paar machten, wie wir so unter den Orangen an der Bordschwelle standen.

Endlich hatte sie ihn. Er war hier etwas zerknittert, und da etwas fettfingerig; sonst wohlanständig.

»Wer hat ihn denn geschrieben?«, frage ich.

»Ich«, antwortet sie.

»Warum sagst Du mirs dann nicht selber?«

»Weil Mara Miroh zu mir gemeint hat: »Gissa Gess Gess, Du mit deinen Fettfingern kannst es doch nicht merken. Oder kannst Du es?« — Wenn es anderes Wetter wird, das merke ich; aber das! Nein, nein; Wetter noch mal!«

»Warum schreibt denn Mara Miroh nicht selber?«

»Sie kann nicht. Macht für jeden kleinen I-punkt einen grossen Klecks. Da wird alles ganz schwarz: auf dem Papier und an den weissen Händen, und in dem schönen Gesicht; auch an dem Hals; das kann man aber nicht lesen; oder man verdirbt sich die Augen; und Mara Miroh sagt, Du hast so schöne; das wäre zu schade; viel zu.«

»Wer ist denn Mara Miroh?«

»Sie macht sich nichts aus schwarzen Händen und schwarzem Hals. Ich aber, wenn ich einen schwarzen Hals habe, so trage ich einen hohen Bund und eine Sportkravatte; und habe ich schwarze Hände, so zieh ich weisse Handschuh an, guck!« Dabei streifte sie mit ihrer weissen Linken den rechten weissen Handschuh zurück und zeigte, dass darunter das Fleisch dunkel angetönt war.

»Matz, warum wäscht Du Dich nicht!?«

»Die Linke wird; aber die Rechte nicht; nimmt kein Wasser an; habe ich dem fetten Bubi vorgestern die Backen damit ge-ei-eit.«

»Mit Seife, Gess Gess!«

»Puh! Aus alten Knochen! Hä! Eklig!«

Als ich nun den Brief aufmachte, der nur mit Spucke zugeklebt war, so stand darin:

»Ich wäre sehr in ihn verliebt. Vor allem sein Hund hätte mein Herz auch gewonnen. Ich hätte seine schönen Augen besonderst so gern; weil die so schwarz wären, und so tief, und weil er damit so funkeln könnte. Er möchte keine schlechte Meinung von mir kriegen. Ob er mich ein bischen wieder lieben wollte. Er kennte mich nicht, aber ich ihn. Hast Du das? Morgen um sechs soll er in der Allee sein an der hundertundachtzigsten Linde vom Schloss. Und unten darunter. O mein einziger, mein Angebeteter, denn ich liebe dich ohne Wanken. Deine Mara Miroh.«

Gissa Gess Gess fügte hinzu, als ich gelesen hatte: »Den Namen hat Mara Miroh selbst geschrieben, ausser dem I-punkt; den haben wir gemacht, ich und der fette Bubi.« Dabei zeigte sie mir mit einem schlanken, etwas schattigen Zeigefingernagel die betreffende Stelle. Diesen Augenblick ersah sich Flip Flap, mein Hund; er sprang in die Höhe, riss mir den Brief aus der Hand und frass ihn unter sehr unfeinem Schmatzen, indem er den Kopf bald nach rechts, bald nach links neigte, je nachdem er gerade an der Vorder- oder Rückseite des Blattes kaute. Als ich es ihm wieder abnehmen wollte, weil ihm fette Sachen verboten sind, wurde er ganz giftig. Wie er nun auch die Unterschrift gefressen hatte, stellte er sich in anmutiger Haltung an einem schattigen Orangenbaume neben der Bordschwelle und sah hinaus auf den belebten Fahrdamm. Das gefiel den Leuten sehr, welche vorübergingen, manch einer blieb stehen und heftete sein Auge mit sinnigem Ernst auf meinen Hund; ein weissbärtiger Mann trat auf mich zu:

»So wie Sie mich hier vor sich sehen, mein Herr, bin ich doch gewiss eine ehrwürdige Greisengestalt; ich habe mehrere Kriege

erlebt und nicht bloss einmal mit einer Majestät oder einer Excellenz unter einem und demselben Breitengrad geschlafen, aber einen solchen Hund, wie Sie da haben, habe ich bei keinem Könige der Erde gesehen. Sie, was ist das für eine Rasse?«

»Das ist Pasterrasse«, sagte Gissa Gess Gess.

»Staat und Kirche«, versetzte der ehrenwerte alte Herr; »Staat und Kirche sind heilige Dinge; da soll man keinen Spass damit treiben«, drehte sich militärisch auf dem Absatz um, bestieg einen Omnibus und fuhr fort. Ich war wütend, dass Gissa das Geschäft so verdorben hatte, und bat sie, wenn sie einen Tritt haben wollte, nur einen einzigen Augenblick zu warten; worauf sie erwiderte, sie müsse drüben auf der ungeraden Seite eine Zahnbürste kaufen, und ging, mit Daumen und Zeigefinger der Rechten den weissen Handschuh der Linken bei der Spitze des kleinen Fingers schlenkernd hinüber. In diesem Augenblick kam der alte Greis zu Fuss zurück.

»War das Ihr letztes Wort vorhin?«

»Das freche Mensch gehörte nicht zu mir!«

»So! Ich dachte! — ihre Unverschämtheit war zum Junge-Hunde-kriegen; ich habe aber doch keine gekriegt.«

»Das ist Ihr Pech; sind vielleicht zu alt; da müssen Sie einen adoptieren. Hier der kostet im Balg fünfzig Mark.«

»So«, sagte der alte Herr, und spielte nachlässig an den Medaillen, von denen seine Heldenbrust geschmückt wurde. »So! So!« Hierauf ging er in einen anstossenden Friseurladen, entnahm der Ladenkasse fünfzig Mark, die er auf den Bordstein neben die Orangenbäume zählte.

»Hier.«

Und nun machte er t, t, t, t, so nach inwendig, wie wenn man einen kleinen Hund lockt, und schnippte mit den Fingern. Aber

Flip stellte sich wieder an den Orangenbaum, wo das Geld lag. Das gefiel den Leuten. Er kam nicht. Bis der alte Herr in einen Schlächterladen eintrat, demselben eine stattliche Bratwurst, halb Schwein, halb Pferd, halb Semmel, entnahm (eine Vereinigung, die nicht einmal der griechischen Sage mit all ihren Centauren und Sphinxen bekannt ist). Als er die dem Hunde vorhielt, setzte derselbe alle vier Beine in Bewegung: links hinten, rechts vorn; links vorne, rechts hinten, und egal so weiter und ging mit. Den Leuten gefiel das. Ich aber nahm meine fünfzig Mark, während ich in einem gewissen Neid gegen den Herrn in meinem Herzen das Lied anstimmte:

»So einem Held
Gehört die ganze Welt«. — —

Dann verfügte ich mich in ein Schanklokal, zum Genuss von Lichtenhainer Bier, welches ich immer mit Zucker trinke; denn durch das Aufbrausen wird es viel mehr. In Jena nennt man das auch »mit Musik«, wenn nämlich noch geriebenes Brot dabei ist; da mache ich mir jedoch nichts draus; viel lieber als Brot habe ich Kartoffeln; denn wenn es die nicht gäbe, so könnte man auch nicht Kartoffelbrei mit Bratwürste essen. Und ohne Bratwürste leben — nicht geschenkt!

Ich trank so immer ein Lichtenhainer nach dem andern, unter dem Zeltdach auf dem Trottoir sitzend. Es wurde dunkler auf der Strasse — das gefiel den Leuten, die alle miteinander alleweile auf und ab, hin- und hergingen. Das schob sich so. Und alle gingen durch unser Licht und verschwanden. Ich fragte den Herren Ober, wie viele wohl jetzt vorüber sein möchten; derselbe meinte, es würden ihrer Stücker fünfzig sein, ohne die Neger, welche man bei der Nacht nicht sieht — Der Herr Ober war überhaupt ein freundlicher Mann, der mit grosser Geduld immer

wieder ein Kännchen Bier brachte. Er meinte, es wäre gern geschehen, und gab mir auch eine sehr grosse Zigarre für das Geld, welche den ganzen Abend so hell brannte, dass ich sogar Gissa Gess Gess ihre Hände sehen konnte, wie sie vorbeiging, und ihre Fingernägel. Ohne mich zu bemerken, rannte sie vorüber. Später tauchte auch der ehrwürdige Greis flüchtig auf. Wie ich jedoch den Herren Oberkörper fragte, wer das gewesen sei, so versank dieser in ein nachdenkliches Schweigen; dann ging er in das innere Lokal und brachte nach einem Augenblick einen Herrn, der wie ein Rat aussah, an der Hand herausgeführt, und in der andern dessen Bier und Kreuzzeitung, welche er auf meinen Tisch that.

»Gestatten der Herr?« fragte der Neue.

»Bitte, Herr Rechnungsrat!« erwiderte ich, worauf er an meiner Seite Platz nahm, um in seiner Zeitung weiter zu lesen, während ich einen Schluck nach dem andern trank und an meiner Zigarre rauchte. Es wurde immer dunkler und kühler, durch die Blätter seines Blattes ging säuselnd der Nachtwind und flüsterte von schönen, schönen Dingen, weit, in der Welt, drüben über dem Fahrweg; da ist auch noch Welt; und hinter den hohen Häusern; da geht sie überhaupt erst los; da fliegen die Schmetterlinge über den Bächen, und die Karnickel fressen sich dick in den Krautfeldern. Da giebt es viele lustige Menschen, in den Häusern. Sitzen am Tisch und essen, teils Wurst, teils Käse; je nachdem ob sie eitel sind oder nicht. —

»Guten Abend, mein Herr,« sagte der Rechnungsrat, und ging fort, wie er mit Zeitung sowie Bier fertig war und bezahlt hatte. Ich that wie er und folgte ihm in gemessener Entfernung. Ob ich ihn anrede? Aber einen Rechnungsrat!

Er hörte meine Schritte und sah sich um; ging etwas rascher.

An der nächsten Kreuzung blickte er wieder scheu hinter sich. Wieder etwas schneller. An der nächsten Ecke setzte er sich in Trab; bei der übernächsten in falschen Galopp; bei der überübernächsten in Karriere. Ich auch; hätte ihn aber nicht gekriegt; doch da er bei seiner Hausthür erst immer den Schlüssel nicht fand und dann in seiner Aufregung das Loch andauernd verfehlte, kam ich gerade noch zur Zeit, zwischen die Thür, die sich eben hinter ihm schliessen wollte, meinen kaputen rechten Schuh zu schieben.

»Zum Donnerwetter noch mal! Was wollen sie! Ich rufe!«

»Verzeihung, Herr Rechnungsrat; ich wollte mir nur erlauben, Sie etwas zu fragen.«

»Jetzt! Um Zwölfe? Sind Sie des Teufels!;«

»Nur neun Worte: Wer ist der alte Herr mit dem weissen Bart?«

»Mit den Medaillen?«

»Ja!«

Jetzt ging die Thür wieder auf; ich blickte in ein ruhiges würdevolles Gesicht.

»Bitte kommen Sie mit nach oben,« bestimmte der Rechnungsrat. Nachdem er mich in ein helles Zimmer geführt hatte, auf dessen Mitteltisch die Büste des ehrwürdigen Greises stand, bot er mir einen Stuhl an; ich setzte mich.

»Sie wollen von diesem Manne wissen?«, fragte er, auf die Büste deutend.

»Ja bitte, Herr Rechnungsrat.«

»Ich weiss nicht, warum Sie mich für einen Rechnungsrat halten. Ich rechne sehr mittelmässig; zusammenzählen geht noch; aber das andere — —

Doch ja! — Der Mann, von dem ich Ihnen sprechen wollte,

verdient es, dass nur in Augenblicken höchster Weihe und Stimmung sein gedacht wird. Sie bewundern in ihm das ehrfurchtgebietende Bild eines Menschen, den ein gesinnungstüchtiges Wollen, ein uneigennütziges edles Streben und ein durchaus lauterer Charakter den leuchtensten Gestalten aller Völker beigesellt hat; so erhaben und edel, junger Mann, dass es nur Räten, von der zweiten Klasse aufwärts erlaubt ist, seinen Namen in den Mund zu nehmen. Ich muss Ihnen denselben daher verschweigen. —

Aber als Rat dritter Klasse, was ich zufällig bin, darf ich wenigstens von ihm erzählen, und das will ich.

Der Grosse, zu dem wir beide jetzt emporblicken, wurde geboren im Jahre 1830 und hat seit dieser Zeit an allen bedeutenden Ereignissen der Weltgeschichte Anteil genommen; er hat alles mit erlebt! Denken Sie, seit 1830. Welcher Riesengeist gehört dazu. Alles; und daran Anteil genommen. Die ungeheuern Erfahrungen, die er, stets rege, dabei machte, die gewaltige Uebersicht über sämtliche menschliche Verhältnisse, befähigte ihn zu dem Höchsten in der Tugend; nie hat er seit seinen Jugendtagen eine Massregel des regierenden Fürsten getadelt; er verstand und würdigte deren eine jede, lernte sogar, mit zunehmenden Jahren, für jede einen Grund anzugeben; so hat er stets weit entfernt gestanden von der Menge der unklaren Nörgler, die zwar nichts Gutes, aber alles besser wissen. Das sind die Verdienste dieses Mannes, Verdienste, die das ganze Land anerkennt, indem es dem Edlen nur mit der höchsten Verehrung naht, ja, ihm freudig alles als Geschenk darbietet, wessen er zur Fristung seines für die Allgemeinheit so köstlichen Lebens bedarf. O, wie beglückend ist ein heiterer Lebensabend, zugebracht unter Menschen, die einem ihr Glück verdanken.

Nur eine ist es, die der allgemeinen Stimme des Volkes nicht beitritt, in hochmütiger Anmassung; sie ist aus Asien, irgendwo, eine Art Adel; die wollte er mit seiner Hand erfreuen. Sie jedoch, in leichtsinniger Verblendung eitler Jugend, welche, o, wie bald, verauscht, hat auf seine Bewerbung, vor einer Woche, geantwortet:

»Wenn Sie wenigstens eine Eigenschaft hätten, die mir imponiert —! Aber sie haben keine einzige, so wahr ich Maro Miroh heisse!« Da hatte er sich militärisch auf dem Absatze herumgedreht, erschrecken Sie, zarter Jüngling, und war fortgegangen.«

»Wer ist diese Mara Miroh, Herr Rat?«

»Entweihen wir unsere reinen Lippen nicht weiter mit dem Namen der Unseligen; Schweigen bedecke ihr Andenken. O, edler Greis, wie ich Dich beklage. Und Sie, junger Mann, halten Sie sich stets nach dem Beispiel dieses Würdigen zu der Partei der Gutgesinnten, und fliehen Sie unerlaubte und unbeliebte Gesellschaft; denn das gefällt den Leuten.«

Damit führte er mich die solide Treppe hinunter; noch ein Händedruck, dann ging der Schlüssel herum, worauf ich, tiefsinnig dem Vernommenen nachdenkend und an meiner grossen Zigarre rauchend, die Strassen entlang ging. Mara Miroh! Und der Alte! Und der Rat dritter Klasse. Was ist das nun alles; ich brauche wen, den ich ganz schätzen kann; nicht blos so deswegen und darum, sondern trotzdem, und gerade darum. Mara Miroh, kann ich Dich so schätzen?

Ich bin ein einfach junger Mann,
Mit einem zerriss'nen Stiefel an,
Das ist mein ganzer Kummer;
Wenn ich auch nicht sehr glänzen kann,
Bin ich doch niemands Dummer.

Hab keine Frau und keinen Hund,
Jemand zu lieben keinen Grund.
Hab keinen Vorgesetzten,
Mit Umlegkragen, Brille rund,
Der mir was borgt am Letzten.

Und so was, das bringt mich in Wut!
O wie so süss die Liebe thut,
Der Einklang edler Seelen.
Drum Mädchen sei recht hübsch und gut,
Dann will ich Dich erwählen.

Ich war in meiner Wohnung und ging zu Bett. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Nachmittag dreiviertelsechs sass ich auf der Bank in der Allee, dreizehn Schritte entfernt von der hundertundachzigsten Linde vom Schloss her, an meiner grossen Zigarre rauchend. Das Sonnenlicht flimmerte durch die Blätter und duftigen Blüten, und wie oft ich auch mein rechtes Bein anders legte, immer wieder wurde der Riss an der äusseren Seite der Schuhe strahlend beleuchtet. An mir vorbei gingen die frohen Spaziergänger und erzählten: die eine dicke Frau in dem schwarzen Umhang mit Posamenten, von einem jungen Mann, dem einmal ein grosses Stück Schinkenspeck im Hals stecken geblieben war, während er das Gas anbrennen wollte; eine kleine dünne, dass Otto immer abends um zehn noch mal fortgeht; ein Kind fragte seine Mutter, ob unter dem Kies, der auf dem Wege lag, auch Edelsteine wären. —

Wie es nun auf dem Turme so langsam sechs schlägt, da sehe ich vom Schloss her ein merkwürdiges Schauspiel. Biegt da in den Baumgang eine schlanke junge Dame in Grau, etwas

dunkles Rot auf dem Hut; bloss ein Gedanke von dunklem Rot. Sehr schlank und vornehm; das war, als ob an den Enden ihrer blonden Nackenhaare kleine Häkchen aus spitzem Stahl festgekurtet wären, die sich in den Nasen der Vorbeigehenden festsetzten und sie mit sich zögen; denn alle sahen sie sich nach ihr um; es war hinter ihr eine eiserne Mauer von lauter Rücken mit Gesichtern oben daran. Während aber diese letzteren auf ihren ungewohnten Platze unruhig hin und her wackelten und tuschelten, schritt sie ruhig und frei die Allee herunter. Am hundertundachzigsten Baume fiel ihr ein Stück Schokolade, das sie essen wollte, zu Boden. Sie sah mich an, und schon war ich hingestürzt und hatte es aufgehoben, um es ihr zu reichen. »Essen Sie selber, und gehen Sie ein Stück mit. Sie sind mir eine Erklärung schuldig, dass Sie mich wieder lieben.«

»Mein Fräulein, meine zuversichtlichsten Erwartungen sind nun schüchtern geworden. Ich bin auch ganz betroffen. Ja! Ich schwöre es: ich bin entzückt!« Damit begann ich sie zu begleiten, auf der rechten Seite, von wegen meines Schuhs.

»Als ich sie gestern wieder vorbeilaufen sah, auf dem Asphalt, da musste ich Ihnen schreiben; nicht selbst; haben Sie hoffentlich auch nicht gedacht. Der hässliche Brief! Ich habe nur gesagt, was; schreiben können wir alle schlecht: Papa nicht, und der dicke Bubi, mein Bruder, und ich; nur Gissa Gess Gess. Schulen gab's nicht bei uns zu Hause; blos für das Volk.«

»O ja, in einen so hübschen Kopf darf nichts hineingelernt werden; in diese schönen, tiefen, ein wenig geschlitzt mandelförmigen Augen dürfen keine eckigen Buchstaben. So grob! Das ist gewöhnlich. — Und woher sind Sie gekommen, schönes Geheimnis? Ich will flüstern; wer mit Geheimnissen zu thun hat, muss leise sprechen.«

»Irgend woher bei Asien oder bei Japan herum sind wir gekommen, vor vier Jahren. O, da war es anders! Da ritten wir wie die Deuwel; auf unsern Pferden den ganzen Tag. Essen, schlafen, alles oben.«

»Das konnten die Hunnen aber auch; kochten sogar.«

»Ach, die! Fleisch haben sie weich geritten unter dem Sattel. Wir! wir können ein Hühnerei hart reiten in fünfzehn Minuten! — Wenn ich da so auf meinem Lolliucka sass; mit den wilden Pferden durch die Steppen fegte, hei, das gefiel den Leuten; oder früher, wenn mein Pa und ich das Kirchendach hinaufritten, hast-du-nicht-gesehen, und drüben wieder runter; durchs Fenster in Kantor seine Stube! Das war anders. Und mit den Pistolen! Da schossen Bubi und ich immer von den Pferden auf den Nussbaum, wenn Bubi das Lied sang, wie Dschingiskhan in die Stadt Peking Feuer warf. So oft es hiess:

»Was stehen will, soll fallen,
Und was nicht fällt, das brennt,«

da knallten bei »brennt« unsere zwei Läufe, und vier abgeschossene Nüsse sprangen von Ast zu Ast den Baum herunter. Jeder Schuss musste zwei Stiele treffen. Das war!«

»Und von dem bösen Dschingiskhan habt Ihr gesungen! war Euch denn da nicht Angst dabei zu Mute?«

»Der! von dem seinem vierten Sohn, dem jüngsten, stammen wir ab, Bubi und ich, und auch der Pa', natürlich; Pa hat noch die goldene Krone vom Dschingis; aber weil er jetzt keine Haare mehr hat, drückte sie ihn; da hat der Bubi sie ihm in Siegelack abgegossen, die trägt er, im Haus. Und Bubi als unser Prinz hat die echte. Aber ach, er wird so dick, weil das Reiten ihm hier keinen Spass mehr macht; auch die Hunde.«

»Muss ich ja eigentlich »Hoheit« für Dich sagen, oder »Euer Liebden,« und Dir die Füsse küssen, und so.«

»Was Du denkst! — Sie wollten auch, dass Pa hier mit zu Hofe ginge; er sollte mit den Chefs freiherrlicher Häuser rangieren; aber das genügte ihm nicht; er sagte zum Fürsten: O was, ich will bei den Dragonerleutnants und bei den Herren Leibkutschern sitzen, mit den schönen Pferdegeschichten, bei den roten Kammerhusaren und neben meinem lieben Oberhofstallmeister, der die vielen Zoten kann; bei die will ich zu Tische gesetzt sein. — Aber das geht nicht, sagte der Fürst. — Dann gehe ich auch nicht, sagte der Pa; da hat er den ganzen Abend zu Hause am Kamin gesessen, und Gissa Gess Gess hat ihm die Geschichten vom Dschingiskhan vorlesen müssen, bis ihm eine Zacke von der roten Siegellackkrone abgeschmolzen ist.«

»Wenn Dein Mund so redet, ein i und ein s und ein t macht, ganz schnell zusammen, so wird man doch dabei wieder traurig, dass man ihn nicht küssen kann. Komm, wir gehen dort hinüber, durch die Anlagen; da ist es so still und einsam; nur die Schwäne auf dem Weiher; — ob die wohl sterben wollen, wenn sie Dich gesehen haben und wir vorüberziehen? Ob sie dann singen? Warum hast Du Dich verliebt in mich, Mara Miroh?«

»Weil Du mir so gut gefallen hast, schon immer, mit Deinem Hund. So gute ehrliche Aeugelchen habt Ihr, habt Ihr alle zwei beide. — Ja, wo ist er denn?«

»Mara Miroh,« (ich war verlegen) »seine Schlafenzeit ist um sechs; da kommt er immer zu mir an meinen Stuhl, mit seinem klugen, haarigen Gesicht, und zieht mich am Hosenbein, dass ich ihm sein Bett aufdecken soll; dann springt er hinein, faltet die Pfötchen und schläft; wenn er darauf nach einer Viertelstunde noch

ein Stück Wurst gefressen hat, so ist er gut, die ganze Nacht.«

»O, der gute! Flip Flap heisst er? Ich hörte vor einer Woche, wie Du ihn riefst. Ich liebe ihn so; kannst Du mich nicht einmal hinführen zu ihm? jetzt! gleich! bloss einen Augenblick. Pferde und Hunde sind meine ganze Wonne.«

»Mara Miroh, er schläft. Er ist böse, wenn man ihn weckt; er nimmt es übel. Dann beisst er die Leute in die Beine; besonders wenn sie hübsche haben; er ist Gutschmecker, Flip Flap.«

»Den lieben, nach dem ich mich so gesehnt habe! Du, ich glaube, ich kann gar nicht leben ohne den! Zeig' ihn mir doch, Du alter eifersüchtiger Prinz!«

»Morgen, liebe, gute; bin nicht eifersüchtig; aber ich bitte Dich, nimm heute für lieb mit mir allein; auch ich habe gute, treuherzige Aeugelchen, mit denen ich Dich, meine Welt betrachte, Mara Miroh!«

»Wenn Du mich nicht augenblicklich jetzt zu Deinem Schlafhund führst, mein lieber schöner Herr, so schiesse ich Dir eine Sechsmillimeter vor die Platte, dass Dir das Lachen vergeht. O Du mein Lulu, mein guter Loliluhlo, beherzige das; ich will Dich ja streicheln; aber sei gut; aber komm mit; aber bring' mich hin.«

Sie hatte jetzt einen kleinen Revolver, wie ein Spielding, in der Hand; mir wurde unheimlich. Und wenn sie merkte, dass er mir nicht mehr gehörte — oh, — wohin entfliehen — es dunkelt — in welches Dickicht einen Satz?

Da bellt jemand; sehe ich recht! Flip Flap kommt mit dem ehrwürdigen Greis an der Leine den Waldweg her und bellt zu mir; mir, ja. Mara Miroh steht starr; der Revolver entfällt ihr. Sie blickt auf Hund und Herrn.

»Die Leine,« sagt sie; »ach, o, die Leine; und ein anderer Beisskorb, als sonst. Verräter infâme!«

Als des alten Herren mit den Medaillen gütiges Auge im Vorbeigehen auf sie fällt, wendet er es gekränkt ab; sie ist wie aufgelöst; ihr Gesicht ist in Zuckung; sie ballt die Faust, diese, diese kleine Faust, die manchmal so schwarz von Tinte ist, nach mir. »Traître infâme!« Und nun rennt sie, rennt hinter dem verdienstvollen Manne her; sie wirft sich auf seinen Weg:

»O Du verehrungswürdiger Herr, wie ich Deinen weissen Bart so beleidigt habe. Den milchweissen. Ich war eine thörichte Jungfrau, und einfältig, ein Kind der Welt. Kein Oel hatte ich auf meiner Lampe; Wasser; nur Wasser — sie, das läuft jetzt in Thränen herunter. O, ich liebe Dich, Deinen Hund und Dich. Sei mir wieder gut!«

»Stehe auf, Tochter der Fremde, stehe auf, und fühle endlich in meinem Arm die Wonne, ein verdienstvolles Herz gegen das Deine schlagen zu hören.«

Da henkelte sie sich bei ihm ein, er an der linken Seite, ganz wie es sich gehört. Sie gingen fort, Flip Flap bellte zu mir; sie liess sich die Leine geben; liebkoste ihn. Voll Verzweiflung an meiner grossen Zigarre rauchend, hörte ich noch, wie der Greis zu Mara sagte: »Das wird den Leuten gefallen.«

DIE FRAU VON THULE/ VON M. DAUTHENDEY.

SCHWER an Blut und Liebe ist Thule,
Dort wissen Ameisen im Gartensand
Mehr als die Bücher der Weisen.
Dort am ehernen Schlosse zittern
Die Reben an den Gittern der Königskammer
Und möchten Thränen geben statt Wein,
Seit im Schloss der unlöschbare Jammer.

Die Tauben naschen nicht mehr im Garten,
Denn rot blieb in den Lauben der Sand,
Wo der Tod bei der glücklichsten Stunde
Mit den blutigen Füssen stand.

Die Frau von Thule war heiss wie der Föhn,
Weiss war ihre Haut wie am Mittag das Meer,
Und wenn sie in Liebe beim König lag,
So brannte ihr Haar und gab Feuer her.

Die Männer kamen wie Motten geflogen,
Blind angezogen vom schönen Weib,
Allen soll dieser Leib gehören,
Dessen süsse Pracht Allmacht auf Erden hat.

Königin von Thule, du versteckst deinen Hass,
Blass lächelst du nur und hörst von der Buhle,
Du spielst mit dem Fächerband ungestört,
Doch eines Tages blutet die Hand,
Sie spielt mit dem Dolch, und dein Herz das schielt.

Die Möven umzogen den hohen Garten,
Das Meer, das frohe, flog wild vorbei,
Hehr sitzt die Königin, die Brauen drohen,
In ihrem Aug steckt stumm ein Schrei.

Zum marmornen Brunn' ist die Buhle geladen.
»Steige vor mir in den steinernen Teich,
Du zeig deine Wunder mir und den Frauen,
Nackt will ich dich Schöne im Bade schauen.«

Von der Göttin, die sich zur Erde verirrt,
Werden Menschen und Himmel in Wollust verwirrt.
Die Wellen steigen der Nackten entgegen,
In heissem Erregen errötet der Garten,
Im Teich erstaunen die blassen Rosen,
Die Nymphen neigen sich von den Bäumen,
Die losen Faune verlassen den Reigen,
Sie alle kommen, die Frau zu liebkosen.

Die Königin zittert, der Dolch fällt zum Sand,
Sie neigt sich die Hand der Buhle zu küssen:
»Zu Füssen legst du dir meinen Hass,
Für dich sind die Rosen vom Strauch gefallen,
Dir lachen und schluchzen die Nachtigallen.«

Die Sonne ging blutend zum Meere hin,
Zum Schloss zog mit den Frauen die Königin.

Doch ein Baum war im Garten,
Dem hing hart jedes Blatt
Als ob er Steine zu tragen hat.

Der Baum fing tief zu seufzen an,
Denn Ein junger glühender Mann stand im Laub,
Dem Mann war tötliches Weh geschehen,
Er hat des Vaters Geliebte gesehen
Und sein Herz war ihr Raub.

Des Baumes Nymphe ruft: Königssohn,
Die Blumen verblühen in deinem Schatten.
Mir ermatten die Wurzeln, mir zittert die Krone
Deine Lippen müssen noch heute verglühen.

Dem Baum ist Trauer ins Mark gedrungen,
Nie mehr hat ein Vogel bei ihm gesungen.

Am Morgen fand man die schönste Frau
Im Garten tot bei der Epheuwand
In der harten Hand der Königin Dolch.
Tot bei der Toten lag jung ein Mann,
Sein Aug' sah die Frau noch glücklich an,
Wie Geister umflog sie der Schmetterlinge Schar,
Und Beiden hing frostiger Tau im Haar,
Den blassen Gesichtern war die Lippe so rot,
Die Leute sagten: Sie weinten und küssten sich tot.

HOKUSAI / VON FRIEDRICH PERZYŃSKI

KEIN japanischer Künstler hat so heftig den Streit der Meinungen über seine Bedeutung entfacht wie Katsúshika Hokusai. Lange, nachdem der »in das Zeichnen vernarrte Greis«, wie er sich in der letzten Zeit seines langen Lebens gern nannte, die heiteren Augen geschlossen hatte, dauerte der Kampf um seine Wertschätzung noch fort. Er fand ein lautes Echo bei den Kunstliebhabern Europas, als 1867 die Pariser Weltausstellung ihren überraschten Besuchern einen ersten Einblick in das Werk des Künstlers gestattete, als sechzehn Jahre später Louis Gonse durch seinen Panegyricus auf Hokusai und die unter seiner Führung mächtig erstarkte »Kunsthandwerkerschule« (ukioye-riu) aufs neue die Kritik der Fanatiker des klassischen japanischen Stiles herausforderte. In F. E. Fenollosa erstand der aristokratischen Gefolgschaft jener anerkannten Malerschulen Japans, die auf Hokusai als auf einen seichten Karikaturisten, der den groben Instinkten des Volkes Vorschub leiste, herabzusehen gewohnt waren, ein beredter Interpret. Mit schätzenswerter Sachkenntnis, aber nach recht anfechtbaren ästhetischen Gesichtspunkten suchte Fenollosa nachzuweisen, dass mit dem Einfluss der realistischen Schule, der ukioye-riu, der definitive Verfall der japanischen Malerei eingesetzt habe. Ihrem Hauptmeister Hokusai, dem nach seinem Empfinden von Europa so masslos Ueberschätzten, spricht er technische Geschicklichkeit, Urwüchsigkeit und Kraft nicht ab, wohl aber jedes feine Gefühl, Ernst und Lauterkeit der Seele, die dem Kunstwerke von Wert erst sein eigentliches Gepräge

geben. »Ueberall in seinen Figuren schlägt das Ideal der Schaubühne durch; wenn seine Männer nicht Schauspielern gleichen, sehen sie doch nie wirklichen Japanern von anderer als der brutalsten Sorte ähnlich, und seine Weiber gleichen Courtisanen. Sogar seine Vögel sind gewöhnlich und tragen ihre Köpfe wie Courtisanen und Schauspieler, denn er sah das Leben nur mit gemeinen Augen an.«

Inzwischen verbreiteten neuere Forschungen Licht über das Leben und die Schöpfungen des so heftig befehdeten Künstlers. Vornehmlich Brinckmann, der in seinem ausgezeichneten Buche »Kunst und Handwerk in Japan« Hokusai eine ausführliche Darstellung zu teil werden liess, trug mit dieser ersten deutschen Würdigung des Meisters viel zur Klärung der Meinungen bei. Edmond de Goncourt und S. Bing veröffentlichten wenige Jahre später abermals eine Fülle authentischen Materials, und da inzwischen auch von anderer Seite manches Scherflein beigesteuert worden ist, so dürfen die Forschungen über das letzte grosse Malergenie Japans im ganzen als abgeschlossen betrachtet werden. Sie haben das Bild, das Europa sich in den ersten Jahren seiner Bekanntschaft mit der Kunst des fernen Nippon von Hokusai geschaffen, wesentlich erweitert und gleichzeitig die eifrigen Versuche Fenollosas, den (wenigstens im Höhepunkt seines Schaffens) von den herrschenden Schulrichtungen unabhängigen Künstler als einen Stilbarbaren hinzustellen, zu durchaus zwecklosen gestempelt.

In den direkten Vorläufern Hokusais, Kiyónaga, Yeishi, Toyókuni und Utámaro, hatte das überfeinerte Stilgefühl und der delikate Farbensinn des Japaners zu Ende des 18. Jahrhunderts eine letzte grosse Offenbarung erlebt. Besonders Utámaro, der unvergleichliche Schilderer der japanischen Courtisane hatte in

seinen Yoshinwra*-Frauen, diesen überschlanken und morbiden Wesen von zerbrechlicher Grazie und präraphaelitischer Süsse, dem Décadence-Empfinden seiner Zeit den denkbar reinsten stilistischen Ausdruck verliehen, dessen kulturpsychologischer Gehalt auch heute noch nicht ausgeschöpft ist.

Eine Steigerung nach Kiyónaga, Yeishi und Utámaro, die auch in koloristischer Hinsicht den Höhepunkt der japanischen Malerei bezeichnen, war nicht möglich. Die bescheidenen Lorbeeren des Eklektikers vermochten den nachgeborenen Hokusai wenig zu reizen. Seine künstlerische Mission lag auf anderem Gebiete; sie zu verkünden, musste er sich eine neue Formensprache schaffen, die mit den strengen kalligraphischen Stilgesetzen der klassischen Epochen nicht mehr in Einklang zu bringen war. Es darf nicht übersehen werden, dass gerade zu jener Zeit abendländische Einflüsse sich stärker denn je geltend machten, dass eine genauere Kenntnis der europäischen Zeichentechnik Platz griff, deren Logik sich Hokusai nicht ganz verschliessen konnte. Auch die damals aufkommende Sitte, Reiseschilderungen mit Abbildungen von Künstlerhand versehen zu lassen, musste die japanischen Illustratoren, deren vornehmster Hokusai wurde, aus chinesischem Konventionalismus zu einer moderneren Naturauffassung wecken. So war alles zu einem Bruch mit der altjapanischen Tradition vorbereitet. Dass Hokusai diesen Schritt, der die japanische Malerei einem gemässigten Realismus überantwortete, mit bemerkenswerter Folgerichtigkeit ging, haben ihm viele klassisch gebildete Japaner auch heute noch nicht verzeihen können.

* das Courtisanen-Viertel Yedos.

Das Werk, das Hokusai hinterlassen, schätzt man auf etwa 30000 Entwürfe und 500 Bände Buchillustrationen. Setzt uns diese physische Leistung schon in Erstaunen, so zwingt uns die Thatsache, dass Hokusai trotz seiner ungeheueren Produktivität selten Unfertiges oder Unkünstlerisches aus den Händen gegeben hat, zu rückhaltloser Bewunderung.

Sein Stoffgebiet umfasst die gesamte Ikonographie der japanischen Kunst. Keines seiner Werke spiegelt die Vielseitigkeit dieses Mannes, die Treue seines zeichnerischen Gedächtnisses besser wieder als die Mangwa-Bücher. Dem, der diese »débauche de crayonnages«, wie Goncourt sie treffend nennt, und die ebenfalls eine Art Leitfaden des Zeichenunterrichts darstellenden Hefte: »Shashin gwafu«, »Santai gwafu«, »Hokusai gwashiki« u. a. auch nur oberflächlich durchblättert, fällt das lose Arrangement, der häufige Mangel jedweden inneren Zusammenhanges dieser regellos über eine Oktavseite verstreuten Skizzen auf: wie in einem Tagebuche sind hier die bescheidensten Einfälle im bunten Wechsel mit Impressionen Goya'scher oder Klinger'scher Kühnheit niedergeschrieben.

Von seinen Spaziergängen durch yedo, seinen kleinen Reisen in die Provinz kehrt Hokusai jedesmal mit reicher Beute heim: das prickelnde Getriebe des Strassenlebens mit seinen charakteristischen Einzelerscheinungen — dem aufgeblasenen Hofmann, dem mehr oder minder nüchternen kahlköpfigen Priester, der in märchenhaft schönen Schleppgewändern dahinrauschenden Kokotte, dem nur mit einem Schamgürtel bekleideten Sänftenträger, dessen sonnenverbrannte Haut ganze Chrysanthemum-Boskette oder gar Pointen anstössiger Anekdoten in kunstreichen Tätowierungen zur Schau trägt, dem schwitzenden Packträger, der seine schwere Bürde auf dem Brückenpfosten

absetzt, um dem lächerlichen Geschrei der Ausrufer zu lauschen oder den abgestandenen Experimenten der Strassengaukler sein Interesse zuzuwenden, — alles hat sich mit minutiöser Genauigkeit in dem Gedächtnis unseres Künstlers festgehakt. Wir begleiten ihn in die luftigen Behausungen seiner Landsleute, beobachten sie bei den mannigfachsten Hantierungen, im Bade, beim Go-Spiel, bei angeregter Unterhaltung, bei Gesang und Tanz. Wir lachen mit ihm über die grotesken Bewegungen der »Dicken«, die sich verzweifelt abmühen, ihre Sandalen zu binden, belauschen die animierten Gespräche der Sake-Zecher und Theehaus-Habitués, wir folgen ihm in die Arena der Ringer, in die Toiletten der Schauspieler. Wenn sein nimmer rastender Geist des Grossstadtlärmes überdrüssig ist, versenkt er sich gern in die einfacheren Reize des Landlebens: kurze, gedrungene Gestalten tauchen nun vor uns auf, Säer, Pflüger, Schnitter und Drescher, bei beschwerlichem Tagewerk oder aber in feierabendlicher Geselligkeit, jeder vergnügt sein Pfeifchen schmauchend.
Häufiger als bei irgend einem anderen Künstler Japans kehren bei Hokusai Darstellungen aus dem Leben der Handwerker wieder, denen er als Sprössling einer geschätzten Kunsthandwerkerfamilie und Haupt der ukioye-riu auf mannigfache Art Förderung zu teil werden liess. In der richtigen Erkenntnis, dass das Kunsthandwerk in der Kulturgeschichte gerade seines Volkes eine führende Rolle gespielt habe, verwandte Hokusai die Kraft seiner besten Jahre dazu, der japanischen Zierkunst in Gestalt reizvoller, nachmals viel kopierter Entwürfe für Weber, Sticker, Zeugfärber, Ciseleure, Lackmaler, Pfeifen- und Kammmacher neue Nahrung zuzuführen. Seine Sympathien für alle diejenigen, die sich durch der Hände Fleiss ihre Existenzberechtigung erkämpften, bekunden auch jene überaus zahlreichen

Blätter, auf denen er uns Angehörige der verschiedenartigsten Berufsstände bei ihrem Tagewerke vorführt. Einzelne dieser zu Büchern vereinigten Zeichnungen sind um so bemerkenswerter, als sie für die Erziehung der Jugend bestimmt sind und hier dem japanischen Kinde ein Anschauungsstoff dargeboten wird, dessen künstlerische Vollendung und strenge Sachlichkeit den Neid jedes europäischen Pädagogen hervorrufen müssen. Für das unablässige Studium vor der Natur, das aus diesen lebensvoll bewegten, häufig in kühnen Verkürzungen gezeigten Figuren spricht, lieferte dem Künstler seine Vaterstadt Yedo in ihren halbnackt herumlaufenden Proletariern brauchbare Modelle. Dem europäischen Auge wird die harmlose Fröhlichkeit, die das Gesicht dieser meist sauer arbeitenden Gesellen gleichmässig auszeichnet, nicht entgehen. Der heitere Grundcharakter des japanischen Volkes, dessen Malerei Gestalten von Millet'scher oder Meunier'scher Erdenschwere fremd sind, kommt in Hokusais Arbeitertypen elementar zum Durchbruch.

Als Landschafter ist Hokusai bisher nur spärlich gewürdigt worden. Und doch ist er neben Hiróshige, den 1858 die Cholera hinwegraffte, der grösste Landschafter Japans. Schon in den frühen Sumida-Ansichten stellt er sich zu dem chinesischen Konventionalismus, der die Landschaft aus einer Fülle minutiös ausgeführter Kulissen aufbaut, die Intensität der Farben übertreibt und das Bild mit unschönen Streifenwolken durchzieht, in bemerkenswerten Gegensatz. Die breite Kompositionsweise, die erstrebte und meist erreichte Gegenständlichkeit des Vordergrundes, eine sorgfältigere Beobachtung der atmosphärischen Lufterscheinungen erheben die Landschaft Hokusais über eine gleichgültige Staffage — und diesem der Wahrheit sich nähernden, intimeren Landschaftsbilde fügt sich der anatomisch richtig

gegliederte Mensch Hokusais organisch ein. Zu einer völlig freien und persönlichen Naturauffassung gelangt der Künstler jedoch erst in späteren Jahren, in der Zeit, da er in seinen Mangwa-Büchern, seinen köstlichen »Ansichten des Fuji-yama«, seinen »Wasserfällen« und »Brücken« die japanische Landschaftskunst in neue Bahnen lenkte.

Hier finden sich Blätter, die jeder figürlichen Staffage entbehren, grosszügige Naturausschnitte, die von der Macht der Elemente, der majestätischen Schönheit des Makrokosmos in einer leidenschaftlich bewegten, aber stets von rhythmischem Wohlklang gebändigten Sprache zu uns reden. Wir sehen den Fuji, den wie ein Heiligtum verehrten Berg der Japaner: sein roter Kegel strebt in erhabener Gelassenheit zum Himmel, Schneerinnen führen zu seinem Gipfel, deren blendendes Weiss korrespondiert mit den kleinen Streifenwölkchen, die wie glitzernde Wellen den tiefblauen Himmel durchziehen. Oder sein purpurroter Kegel hebt sich aus schwarzen Gewitterwolken, die von dem Zickzack der Blitze erhellt werden. Seine ockergelbe Silhouette spiegelt sich im Blau des Wassers oder sie wird sichtbar durch die weiten Maschen des Regens, durch das feine Filigran der Schneeflocken. Andere Blätter schildern die Gewalt der Oceanswogen, wie sie in endlosen Reihen heranschleichen, die weissen Gischtkämme krallenartig gespitzt, wie sie sich überschlagen und die Schaumflocken palmwedelartig über die tiefdunkle Fläche spritzen. Ein nasskalter Augusttag: unter den schräg herniederklatschenden Regengüssen biegen sich die dichtbelaubten Zweige der Bäume, deren Kronen vom Winde gepeitscht werden.

Zuweilen liebt Hokusai es, den kosmischen Gewalten die Kleinheit des Menschen gegenüberzustellen, wie auf dem bekannten

Bilde der 36 Ansichten des Fuji, wo eine Riesenwelle, eine wahre Hydra, sich hochemportürmt und die weissen Gischtpranken gierig ausstreckt, um die unter ihr auf dem Meere schaukelnden schmalen Fahrzeuge mitsamt den winzigen Insassen erbarmungslos zu zermalmen. Oder er zeigt uns eine Prozession weissgekleideter Pilger, die zur Kapelle des Fuji wallen und die sich angesichts des erhabenen Bergkegels mit ihren breiten Strohhüten wie kleine Pilze ausnehmen. Landschaften idyllischen Charakters weiss Hokusai durch eine zu dem Naturbild in sinnige Beziehung gebrachte figürliche Staffage zu beleben. Er zeigt uns ein japanisches Liebespaar, das in Andacht vor einem blühenden Kirschbaum versunken steht, oder einen jungen Philosophen, der den Kopf auf die Ellenbogen gestützt, die Hände unter dem Kinn gefaltet, mit verträumten Augen dem Fluge zweier Schmetterlinge nachsieht, deren kleines Leben ihn Vergleiche mit dem menschlichen Dasein anstellen lässt.

In einem Lande, das durch ein wundervolles Klima, durch üppige Vegetation und stets gleichbleibende Ernteerträge ausgezeichnet ist, in demnach Goncaat das Sprichwort »das Lachen ist die Quelle des Glückes und des Reichtums« als ein Axiom empfunden wird, fühlt sich der Humor heimatberechtigt. Und dieser Humor nimmt in Japan vielgestaltige Formen an: er durchläuft alle Skalen von harmloser Fröhlichkeit bis zu einer turbulenten, fast hysterischen Ausgelassenheit. Hokusai hat ihn oft wirkungsvoll und drastisch verkörpert. Schon sein Arbeitertypus mit den hervorstehenden Backenknochen, der Stülpnase, den beiden Schnurrbartspitzen über den dünnen Lippen, die stets zu pfiffigem Lächeln verzogen sind, ist die Personifikation des heiteren Lebensgenusses, dem sich selbst die ärmsten Volksklassen Japans

skrupellos hingeben. — Burleske Situationen, die ihre Wirkung auf die japanischen Lachmuskeln nicht verfehlt haben mögen, nehmen einen breiten Raum der Mangwa-Bücher ein: Bauern, die bei der Feldarbeit durch einen riesigen Tintenfisch erschreckt werden, Fischer, die gespenstische unter ihren Händen wachsende Aale vergebens in ihren Behälter zu stopfen suchen, ein Eilbote, der vor lauter Hast in ein grosses Spinnennetz geraten ist und nun von einem mitleidigen Fuji-Pilger befreit wird. Für des Künstlers derbe Spässe müssen häufig genug auch die japanischen Götter — sehr zum Aerger Fenollosas — herhalten, die Hokusai auf diese Weise gründlich populär gemacht hat: so lässt er den dicken Glatzkopf Hotei, einen der sieben Glücksgötter, sich allerhand kindliche Malereien auf den monströsen Schmerbauch tuschen, was das freudige Halloh der Strassenjugend erregt, oder er lässt den Donnergott Raiden, der nach japanischem Mythus beim »Einschlagen« selbst auf die Erde zu fallen hat, mit voller Wucht auf die Kante einer hölzernen Badewanne purzeln, wo er grausamer Weise gerade mit jenem Körperteile aufschlägt, mit dem er bisher auf den viel mürberen Wolken zu thronen pflegte. Sehr gepfefferten erotischen und scatologischen Scherzen reiht Hokusai nicht selten Darstellungen scheusslicher Fabelwesen an, Ausgeburten einer üppigen, etwas barbarischen Phantasie: Kenkio, die durchbohrten Menschen, die im Brustkasten ein Loch haben, durch das Tragbalken gezogen werden, Gekiboku, die Schwanzmenschen, die ihre eigenartige Zugabe beim Niedersitzen in drollige Verlegenheiten bringt, die liebenswürdigeren Tengu, mit Adlerflügeln und enormen Nasen ausgerüstet, mit denen sie wundervolle Jongleurkunststückchen vollbringen.

Der Ueberschwang an Lustigkeit, zu dem der Japaner Hokusais

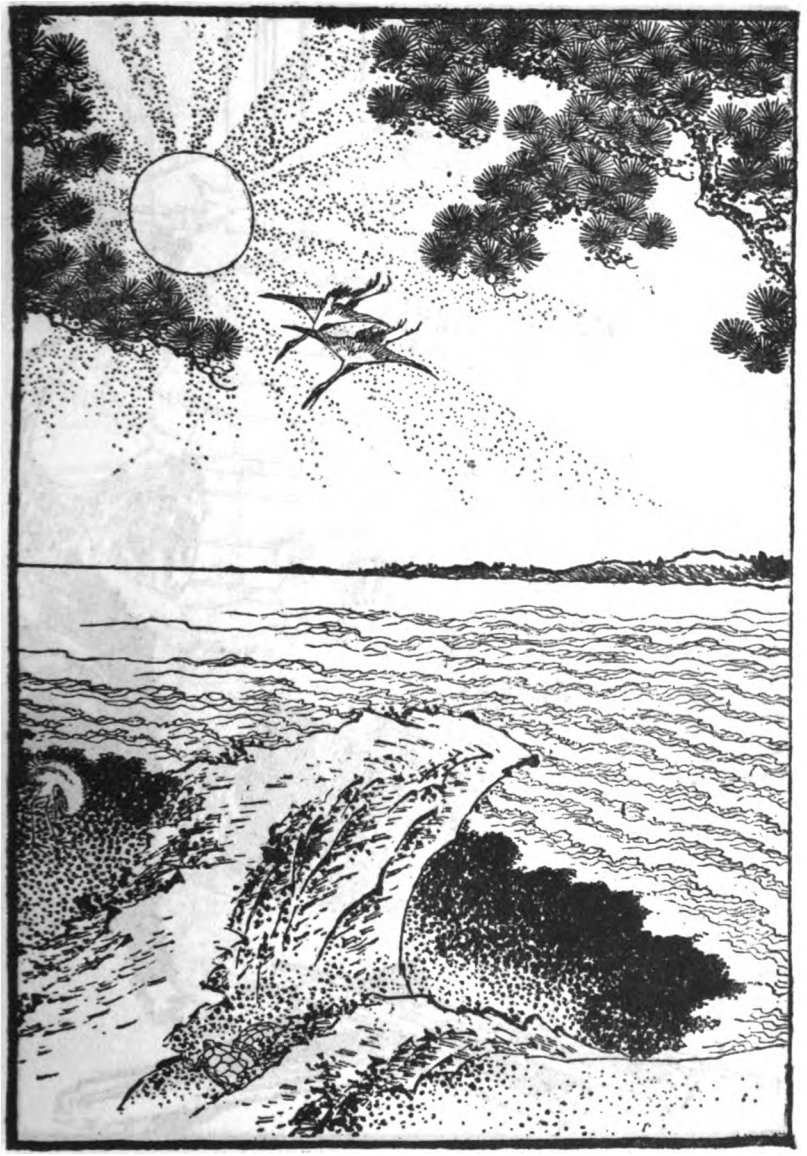
seine Lebensfreude steigert, schlägt nicht selten in das entgegengesetzte Extrem um: in Ausbrüche unbegrenzter Traurigkeit, in unerklärliche Angstzustände, die dem fieberhaft erregten Sinn grauenhafte Hallucinationen vortäuschen. In der Schilderung dieser entsetzlichen Visionen erreicht die Kunst Hokusai eine Höhe, der wir aus der Malerei des Morgen- und Abendlandes wenig ähnliches an die Seite zu stellen haben. Es ist etwas von dem Geiste Edgar Allan Poes in den seltsamen Blättern des grossen Japaners, auf denen er jenen Tanz der bösen Geister festgehalten hat, deren abscheuliche Gliederverrenkungen unser Blut erstarren lassen, auf denen er den Todeskampf der armen Kasane schildert, die von ihrem Manne ertränkt wird und ihm nun zur Strafe in nächtlichen Visionen erscheint. Sie ist entsetzlich anzusehen mit ihrem rumpflosen hydrocephalen Schädel, mit dem einen weit aufgequollenen roten Auge, dem idiotischen Grinsen des Mundes, dessen Höhle unmässig erweitert ist, den knochigen spitzen Händen, die sich nach dem vor Angst ohnmächtigen Mörder ausstrecken. Noch eindringlicher sprechen jene fünf Blätter der »Hiaku monogataris zu uns, jener Serie von Gespenster-Zeichnungen, die wegen des Schreckens, den sie erregten, nicht weiter erscheinen durften. Vor solchen Blättern fragt man sich, ob in der Seele des genialen Japaners, der selbst diese fast krankhaften Ausschweifungen seiner Phantasie noch in einen effektvollen dekorativen Rahmen stellte, nicht eine vage Trauer rege wurde, dass die kokette Grazie und die dekorative Finesse des japanischen Stiles die Bildner seines Volkes hinderte, in die dunklen und geheimnisvollen Tiefen des Lebens zu steigen. Ich will versuchen, zwei dieser Holzschnitte, die unsere Nerven nach ähnlichen Schwingungstakten vibrieren lassen wie die visionären Schöpfungen Maeterlincks oder Munchs, zu beschreiben. Ueber

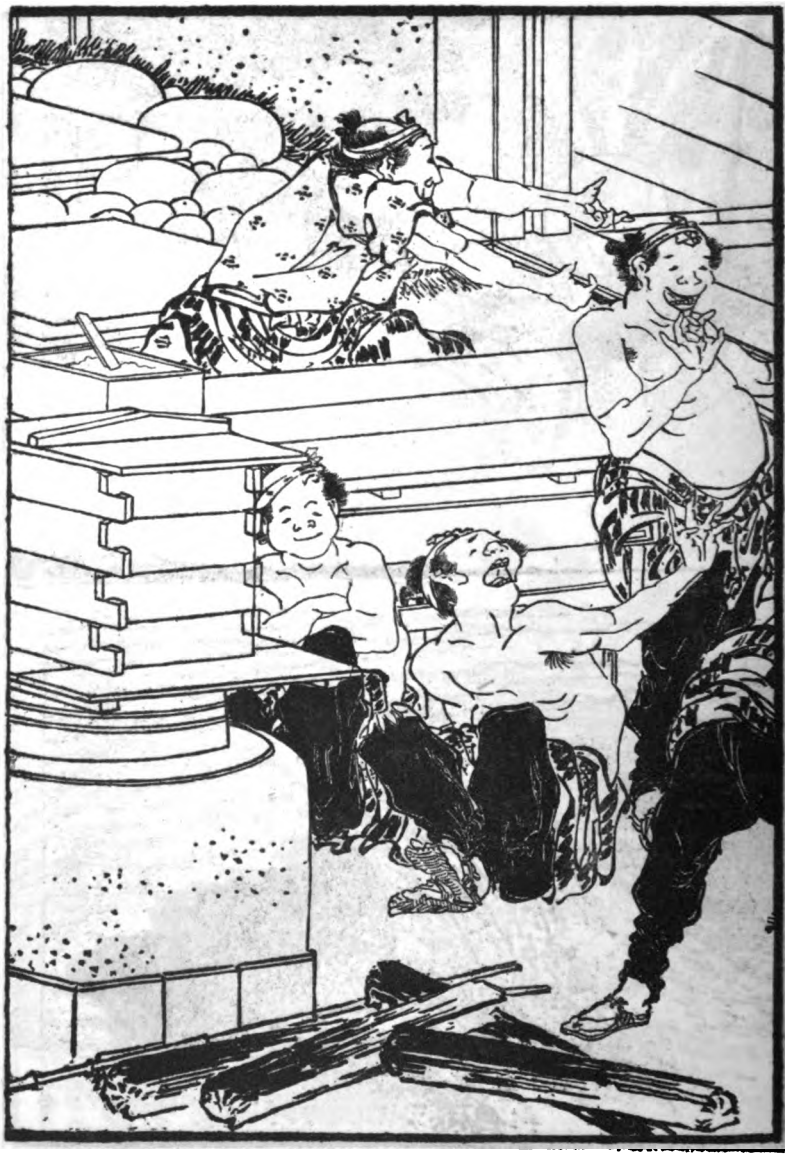
windbewegtem Schilf hängt eine ungeheuerliche Laterne, eine Papierlaterne mit einem menschlichen Gesicht, aus dem uns zwei tiefe blaue Augen starr und traurig ansehen. Die grossen Augäpfel sind ohne Lider, ein klaffendes Loch unter den kaum angedeuteten Nasenlöchern ähnelt einem weitaufgerissenen Munde, der die Luft mit gellenden Klagelauten erfüllt. Lange Haarsträhnen umrahmen die todestraurige Larve, die sich gespenstisch von dem wundervollen Blau des Himmels abhebt und vom Winde hin- und hergeschaukelt wird. In dunklen Nächten, wenn alle Schauer der Einsamkeit den Wanderer beschleichen, erblickt er diese Laterne im Bambusgehölz. Seine durch die Angst geschärften Sinne beleben Aeste und Felsvorsprünge: seltsame Gestalten kommen drohend auf ihn zu, und der Wind, der in den Kryptomerien und im Schilfe wühlt, scheint diesen hallucinatorischen Gebilden des gequälten Gehirnes eine menschenähnliche Stimme zu leihen. So wird eine zerrissene Papierlaterne zur schrecklichen Vision. Das andere Blatt behandelt einen japanischen Novellenstoff. Kochada Kochetzi, der Held einer Liebestragödie, schreckt seinen Mörder aus dem Schlafe. Der Körper des Toten taucht aus der Ecke des Zimmers auf, klammert sich mit gespenstisch grossen Skeletthänden an einem roten Moskitotuche fest, das über dem Lager des Mörders ausgespannt ist, und blickt stier, lauernd auf den unruhig Schlummernden. Ein fürchterlicher Anblick erwartet den Erwachenden. Der Kopf des Ermordeten ist halb verwest, doch geben ihm feine Blutadern, die die grossen lidlosen Augäpfel durchziehen, etwas Leben. Mund und Nase ersetzen ein paar hässliche Knorpel; der kurze dicke Hals ist wie auch einzelne Teile der Brust fast gänzlich blossgelegt, so dass Halswirbel, Blutgefässe, innere Organe sichtbar werden.

Hokusais Werk ist die letzte üppige Blüte am Baume der japanischen Kunst. Von seinen zahlreichen Schülern leisteten die Begabteren treffliches, ja ausgezeichnetes auf beschränktem Gebiet, so Hokkei, Shigénobu und Gakutei, die wundervolle Surimonos (Neujahrsbilder) schufen, Isai, der mehrere kunstgewerbliche Musterbücher im Stile Hokusais veröffentlichte, endlich der originelle Shofu Kiósai, der Maler der »Betrunkenen Bilder« und scharfe Satiriker, dem der Tod vor wenigen Jahren den Pinsel und die geliebte Sakeflasche aus der Hand genommen hat. Des Meisters umfassende Bedeutung hat aber keiner von ihnen erreicht.

Reproduktionen nach Hokusai.

















ANMERKUNGEN.

WIR bieten unsern Freunden diesmal zwei Hefte in einem, um die sonst notwendige Verteilung grösserer Beiträge auf mehrere Hefte zu vermeiden. Es wird in den folgenden Heften das Schauspiel »Stella und Antonie« von Bierbaum zusammenhängend (vier Akte) erscheinen; ferner eine Novelle »Tristan« von Thomas Mann, die grosse Zuchthaus-Ballade von Oskar Wilde (in Verdeutschung von W. Schölermann), der Kinderkreuzzug von Marcel Schwob, die »Insel Pimperle« von Arno Holz, ein umfangreicher Essay über Diderot als Kunstkritiker von Ellen Key und Gedichte von Swinburne, Falke, Beardsley u. a.

Albert Samain, Au Jardin de l'Infante. — Aux Flancs du Vase. — Le Chariot d'Or. Paris, Mercure de France.

VOR einigen Wochen starb Albert Samain in jungen Jahren. Diese drei Gedichtbände enthalten sein Werk, das zu dem formal schönsten des jüngeren Frankreich gehört, zu dem menschlichsten möchte man noch sagen, so fern ist es von der Litteratur und dem Streit der Schulen, zu deren keiner Samain sich zählte, wenn er auch den dreien mehr oder weniger angehören mag: an den Parnass erinnert oft die Bildung seiner Strophe und seine Vorliebe für strenge Formen wie den Alexandriner, die Intensität des Bildes bringt wieder die Symbolisten nahe, und manchmal, doch selten, malt sich der Kranke Leben in derbsten Farben nach Art der Naturisten; er scheint einmal die

griechische Liebhaberei des Morréas zu teilen, dann wieder der sanglichen Weichheit des Verlaine sich hinzugeben. Und trotz solchem Eklektizismus war er nie Virtuose und immer ein Dichter oft wundervoller Verse. Man möchte dieses Eklektische seiner Art und sein künstlerisches Verhalten zum Leben nach der Krankheit bestimmen, deren Keim Samain von Geburt in sich trug. Er liebt die fanierten Farben und die weichen Gerüche, die verschweben; er redet von Erlebnissen wie von Erinnerungen, und über seinen Landschaften liegt ein feiner Schleier, wie wenn er sie träumte. Er hat Sensationen aus Abstraktem und lässt Sinnliches in Ideen vergleiten. Es ist ein zögerndes Ausschlürfen des Lebens in den Versen Samains, als wenn er um dessen Kürze gewusst und deshalb alle Hast gemieden hätte. Die blasse herbstliche Schönheit von Versailles zog ihn an, das die unglücklich Verliebten aufsuchen und die von Krankheit Müden. Doch — was sind solche Worte! Es soll hier eines der schönsten Gedichte Samains stehen:

Une douceur splendide et sombre
Flotte sous le ciel étoilé.
On dirait que là-bas, dans l'ombre,
Un paradis s'est écroulé.

El c'est comme l'odeur ardente,
L'odeur fiévreuse dans l'air noir,
D'une chevelure d'amante
Dénouée à travers le soir.

Tout l'espace languit de fièvre.
Du fond des coeurs mystérieux
S'en viennent mourir sur les lèvres
Des mots qui font fermer les yeux.

Et de ma bouche où s'évapore
Le parfum des bonheurs derniers,
Et de mon coeur vibrant encore
S'élèvent de vagues pitiés

Pour tous ceux-là qui, sur la terre,
Par un tel soir tendant les bras,
N'ont point dans leur coeur solitaire
Un nom à sangloter tout bas.

Franz Blei.

A. Moeller-Bruck, Das Variété. Berlin. J. Bard. 1902. 236 S., 128 Illustrationen.

DIESES Buch ist ein erster und im Historischen mässig gelungener Versuch einer Geschichte des Dionysos durch alle Masken, bis auf die Barrison, die Yvette und den »lustigen Ehemann«. M.-B. giebt dem Variété diese Definition: »Variété ist von altersher die Art, wie die Menschheit von sich aus und als Summe ihrer Typen sich mit jener Lebenslust abfindet, zu der sie allemal erwacht, wenn sie irgendwie in ein neues Entwickelungsstadium tritt. Variété ist alles, was Dionysos den Menschen antreibt zu thun und das noch nicht Kunst geworden (ist) oder überhaupt nicht Kunst zu werden vermag.« Diese Beschreibung des Variétés zeigt auch die Tendenz des Autors, wie sie unserer Zeit durch manche Umstände — als die naturalistische oder epigonenhafte Theatralik und besonders Nietzsche — nahegelegt und uns deshalb sympathisch ist, weil sie der wiedererwachten Lust an sinnlicher Aufnahme des Lebens entspricht, sind auch vorerst nur viele Tyrsusschwinger und wenige Bacchen. — Die Schreibweise M.-B.'s wird nicht jedem

gefallen; sie affektiert so viel Persönlichkeit; ihr Tempo ist einmal überstürzter Galopp, dann wieder pedantischer Schritt. Es ist kein Mass darin, und die Stimme wird oft schreiend laut. Sollten dem Autor seine Einfälle schon so imponieren, dass er der Mühe zu entbehren glaubt, sie ordentlich vorzustellen? Mein Gott, die Ideen! Gerade in einem Buch über das Variété möchte man gerne die Einsicht lebendig sehen, wie viel die Form ist, wie wenig- und kurzwertig unsere Ideen über Dinge des Lebens sind. Es sind Stellen in dem Buche, da sitzen die Worte fest auf dem Gedanken wie die Haut auf dem Fleische eines jungen Leibes. Dann giebt es aber plötzlich wieder übelstes Berliner Journalistendeutsch. Pose kann das sein, aber sie ist langweilig wie die Philosophie, mit der sich M.-B. aushilft wenn ihm die Stoffkenntnis fehlt. — Der Verleger hat das Buch nicht ohne Geschmack ausgestattet; dass aber Louis Morin dafür Illustrationen gemacht hat und nicht Th. Th. Heine ist bedauerlich; dieser ist Variété, jener schlechter Tingel-Tangel.

F. Blei.

W. Archer, Poets of The Younger Generation. London, J. Lane, 1902. — 565 S.

IN diesem Wälzer sind in alphabetischer Folge kleine Notizen und grosse Gemeinplätze über lebende englische Dichter gesammelt, und jeder Note ist eine kleine Auswahl von Gedichten angehängt. Das Ganze könnte »Poesiealbum für Jungfrauen« heissen, für englische notabene. Holzschnittporträts im Zeichenstile der »Police News« thun lebhaft das ihre. In der Einleitung konstatiert Archer bescheiden, dass er in Verzicht auf alle psychologische und sonstige Kritik mit seinen Noten nichts weiter als Talentdefinitionen geben will, Fleisszettel gewisser-

massen für mehr oder weniger tüchtiges Dichten. Weiter giebt der Autor da noch so etwas wie eine intellektuelle Autobiographie, worin er unter anderm konstatiert, dass er an französischen Versen par tout keinen Gefallen finden kann, dass er für »Schiller und Goethe« die wärmste Bewunderung hat und dass »du hast Diamanten und Perlen« einfach unvergleichlich ist. Dass aber den deutschen Dichtern auch etwas fehlen müsste, Beweis: sie können so gut den Shakespeare übersetzen, der ihnen eben fehlt. Was soll man da sagen? Dann folgen also alphabetisch drei Dutzend Dichter, wohlbemerkt das Wort Dichter in dem Mädchenverstande der Versemacher. Die Prosa, die Yeats, Symons u. a. geschrieben haben, wird völlig ignoriert. Die kommt in einem zweiten Buch daran. Unter den drei Dutzend sind sechs Künstler, der Rest ist fürchterlich. Und dabei unterschlägt Archer völlig: Meredith, Bridges, F. Francis, die Jrin, und natürlich Wilde und Lord Douglas. Standpunkt: es ist so nett, manchmal zu schwärmen und dass es noch immer Leute in England giebt, die ihrerseits so »ideal« sind, Gedichte zu dichten, »Gedichte« bitte mit vielem Schmelz auszusprechen. Es ist zwar mehr für junge Damen, das Ganze, aber immerhin . . . man kann ein dickes Buch darüber machen. Vor welchem hiermit gewarnt werden soll. Auch gleich vor dem nächsten, das wohl erscheinen und den Titel haben wird: The Prosaists of etc. F. B.

Wanderungen von Felix Paul Greve. (Im Kommissionsverlage von J. Litthauer in München.)

GEDICHTE, die denen Stephan Georges nachempfunden sind, der in diesem Buche mit Nietzsche, Böcklin und Beethoven in eine Reihe gestellt wird. Daraus mag das geistige

Niveau des Verfassers abgeschätzt werden. Wie hoch seine Kunst steht, zeigen Zeilen, wie diese:

Ich wohnte in einem einsamen Schloss,
Und rings umhegt es ein weiter Garten,
Aus dem ich der Blicke schönste genoss,
Ob ihn Cypressen und Eichen gleich wahrten
Vor allen Freunden, zudringlichen Schauern
Und kaltem, unerbetnem Besuch.
Doch rings um den Hügel lief an den Mauern
Entlang ein Pfad, verschwiegen genug.

Und so weiter. Aber das Buch ist bei van Holten auf Papier aus van Geldernschen Bütten gedruckt und in so wenigen Exemplaren, dass seine Vornehmheit über jeden Zweifel erhoben wird Aber diese Drucke sind nicht bloss scherzhaft. Es ist vielmehr angebracht, es ernsthaft auszusprechen, dass die Nachfolge Stephan Georges anfängt bedenklich zu werden. Besonders erfreulich ist das leere Aesthetentum überhaupt nicht, wenn man auch gerade in Deutschland seine Geschmacksqualitäten dankbar anerkennen muss, — aber Aestheten ohne Geschmack: das ist unerträglich. O. J. B.

Von Tod zu Tod und andre kleine Schriften von Richard Schaukal (Verlegt bei Hermann Seemanns Nachfolger in Leipzig 1902).

DAS Buch ist stilistisch interessant und darf denen empfohlen werden, die Sinn für künstlerische Prosa haben. Fertige Kunst werden sie aber nur wenig darin finden, und an manchem werden sie mit Recht künstlerisches Aergernis nehmen. Dichterisch bietet es nicht viel, aber weniges, wie die Haupt-

geschichte und die Schnurre vom Stern Hieronymus, erbringt auch für den, der Richard Schaukal noch nicht kennt, den Beweis, dass dieser sehr ernsthaft strebende Künstler poetisches Vermögen besitzt.

Auch dieses Buch lässt den Wunsch rege werden, dass Schaukal, der nun schon über ein dutzend Bücher hervorgebracht hat, endlich ganz zu sich selber kommen und aus den künstlerischen Lehrlingsjahren heraustreten möge. Es scheint, dass er eine Vollkommenheit erstrebt, die in sich alles Gute vereinigt, was jemals bedeutende künstlerische Persönlichkeiten gesondert bewährt haben. Ein solches Streben hat Anspruch auf unsern Respekt, aber es braucht nicht erst nachgewiesen zu werden, dass es im Grunde eine zwar schöne, aber nicht minder gefährliche Vermessenheit ist, als die der krampfhaften Zukunftkünstler, die dem wunderlichen Wahne verfallen scheinen, als sei es möglich oder auch nur wünschenswert, alles Geleistete zu ignorieren und eine ganz neue Kunst von vorne anzufangen.

Sehr lustig zu lesen ist eine gleichzeitig erschienene Reihe Verse desselben Dichters: Pierrot und Colombine oder das Lied von der Ehe, das, von unserem Vogeler-Worpswede mit einem graziösen Rahmen ausgestattet, in demselben Verlage erschienen ist. Ich halte das Buch als Ganzes für das Beste, das Schaukal bisher gegeben hat, und ich glaube auch, dass es sein Eigenstes ist. Es ist witzig im höheren Verstande dieses Wortes und dabei mit einer superben künstlerischen Sicherheit fein und fest hingelegt. Lyrische Federzeichnungen, die sich mit wenigen Strichen begnügen und manchmal mit ein paar virtuos angebrachten Farbentupfen höchst geschmackvoll aufgehöht sind. Man darf an Willette denken. Grazie, Eleganz, Schwerenöterei, aber nicht bloss Kunststück und die Gefallsucht des Virtuosen,

sondern alles zusammengehalten durch wirklich poetisches Empfinden. Ein sehr sympathisches Buch für Leute von Geschmack und eine allerliebste Näscherei für Kenner der feineren lyrischen Küche. Mögen diese Eigenschaften dem Fortkommen der reizenden Erscheinung unter den ernsten Deutschen nicht allzu schädlich sein, die, wie man weiss, auch in Dingen der schönen Künste mehr für baumwollene Trikotware, als für leichtes Kleiderzeug eingenommen sind und auch bei lyrischen Gedichten guten und eleganten Schnitt als ein Dokument feinster Weltanschauung und frivolen Sinnes ansehen.

Da Schaukal immer mindestens drei Bücher auf einmal herausgiebt, haben wir Gelegenheit, hier noch ein drittes kurz anzuzeigen, das im gleichen Verlage erschienen ist. Es nennt sich »Vorabend« und ist ein Jambeneinakter, bei dem der Geist E. T. A. Hoffmanns Pate gestanden hat. Hoffmanns Doktor Mirakel nennt sich hier kurzweg Alban, und die übrigen Figuren des Stückes finden ihn sehr schrecklich und geheimnisvoll. Beim Lesen wirkt er aber vornehmlich verschwommen, und ich fürchte, dass er auf der Bühne komisch wirken würde. Ich halte die Figur für misslungen, und ich bedaure das sehr, weil das Stück im übrigen viele Vorzüge und ein paar sehr schöne Stellen hat. Es würde sich meines Erachtens verlohnen, diesen Geheimnisvollen von Grund aus neu zu schaffen und ihn dichterisch mit Eigenschaften auszustatten, die ihm jene unheimliche Grösse wirklich verleihen würden, kraft deren er auch auf Leser und Zuschauer so wirken könnte, wie auf seine Mitfiguren. Soll der Leser wirklich das Gruseln lernen (eine Disziplin, die auch dem aufgeklärten Manne nichts schaden kann, denn sie ist eine Vorstufe zum Respekt vor dem Göttlichen), so muss der Dichter im stande sein mit Dämonie aufwarten zu können. Ein

interessanter Popanz mit blau aufgeschminkten Steilfalten genügt nicht, mag er auch schwarz gekleidet und glatt rasiert sein. Es liegt mir ferne, mit solchen Bemerkungen den Dichter entgelten zu wollen, dessen Streben auch hier offenkundig ernst ist, aber eben darum, weil ich Richard Schaukal für einen Künstler und Poeten halte, der mehr will und zu Höherem berufen ist, als der am Fusse des deutschen Parnass geschäftig wimmelnde litterarische Mittelstand, — eben darum halte ich es für angebracht, wesentliche Schwächen in seinen Erzeugnissen nicht zu verschweigen. O. J. B.

DIE INSEL. III. JAHRGANG. 3. QUARTAL. NR. 7/8. APRIL-MAI 1902. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: OTTO JULIUS BIERBAUM, BERLIN.

DIE INSEL, HERAUSGEGEBEN IM INSELVERLAGE G. M. B. H. LEIPZIG VON OTTO JULIUS BIERBAUM, GEDRUCKT IN DER W. DRUGULINSCHEN OFFICIN IN LEIPZIG, ERSCHEINT UNTER VERANTWORTLICHKEIT DES IN BERLIN WOHNHAFTEN HERAUSGEBERS. ✲ REDAKTIONELLE EINSENDUNGEN SIND AN DEN HERAUSGEBER UNTER DER ADRESSE BERLIN W., NEUE WINTERFELDTSTR. 38 III, ZU RICHTEN. ✲ UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WERDEN NICHT ZURÜCKGESCHICKT. ✲ ANTWORT ERFOLGT NUR IM FALLE DER ANNAHME.

DIE INSEL

HERAUSGEGEBEN VON

OTTO JULIUS BIERBAUM

NEUNTES HEFT *JUNI 1902*



INHALT:

Marcel Schwob: *Der Kinderkreuzzug*/ José Maria de Heredia: *Drei Sonette*/ Saint-Evremond: *Grabschrift auf den Grafen Grammont*/ Franz Blei: *Das Kussmal*/ Aubrey Beardsley: *Die drei Musikanten*/ M. Maeterlinck: *Vier Gedichte*/ Robert Walser: *Die Knaben*/ Richard Schaukal: *Vier Gedichte*/ W. von Scholz: *Vier Gedichte*/ E. Key: *Diderot als Kunstkritiker.*

PREIS DES HEFTES EINE MARK

INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG.

PRINTED IN GERMANY

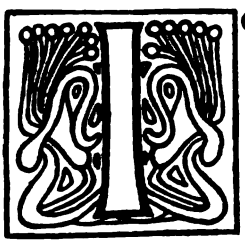
DIE INSEL.
NR. 9.

DRITTER JAHRGANG.
JUNI 1902.

DER KINDERKREUZZUG VON MARCEL SCHWOB. AUS DEM FRANZOESISCHEN VON CLARA THEUMANN.

Circa idem tempus pueri sine rectore sine duce de universis omnium regionum villis et civitatibus versus transmarinas partes avidis gressibus cucurrerunt, et dum quaereretur ab ipsis quo currerent, responderunt: Versus Jherusalem, quaerere terram sanctam — — — — Adhuc quod devenerint ignoratur. Sed plurimi redierunt, a quibus dum quaereretur causa cursus, dixerunt se nescire. Nudae etiam mulieres circa idem tempus nihil loquentes per villas et civitates cucurrerunt.

ERZAEHLUNG DES GOLIARD.



CH, armer Goliard, der ich ein armseliger Mönch bin und durch Wälder und Strassen schweife, um im Namen unseres Herrn mein tägliches Brot zu erbetteln, ich habe ein frommes Schauspiel geschaut und die Worte der kleinen Kinder gehört. Ich weiss, dass mein Leben gar nicht sehr heilig ist, und dass ich unter den Linden des Weges den Versuchungen unterlegen bin. Die Brüder, die mir Wein geben, sehen wohl, dass ich nicht daran gewöhnt bin, welchen zu trinken. Aber ich gehöre nicht zur Sekte jener Leute, welche verstümmeln. Es giebt Bösewichte, die den Kindern die Augen ausstechen und ihnen die Beine absägen und ihnen die Hände binden, um sie zur Schau zu stellen und so Mitleid zu erflehen. Darum habe ich Angst gehabt beim Anblick all dieser Kinder. Gewiss wird unser Heiland sie verteidigen. Ich spreche nur so von ohngefähr,

denn ich bin von Freude erfüllt. Ich lache ob des Frühlings und ob allem, was ich gesehen. Mein Geist ist nicht sehr stark. Ich habe mit 10 Jahren die Tonsur des Geistlichen erhalten, und ich habe die lateinischen Worte vergessen. Ich bin der Heuschrecke ähnlich, denn ich hüpfe dort und da und ich summe und manchmal spreize ich bunte Flügel auf, und mein kleiner Kopf ist durchsichtig und leer. Man sagt, dass der heilige Johann sich in der Wüste von Heuschrecken nährte. Man müsste wohl sehr viele essen. Aber der heilige Johann war ja nicht ein Mensch wie wir.

Ich bin voller Bewunderung für den heiligen Johann, denn er wanderte umher und sprach Worte ohne Zusammenhang. Es scheint mir, dass sie sanfter gewesen sein müssten. Auch der Frühling ist sanft in diesem Jahre. Nie hat es so viele weisse und rosafarbene Blüten gegeben. Die Wiesen sind frisch gewaschen. Ueberall glänzt das Blut unseres Heilands auf den Hecken. Unser Heiland Jesus Christus ist lilienweiss, aber sein Blut ist hochrot. Warum? Ich weiss es nicht. Das muss auf irgend einem Pergament stehen. Wenn ich gelehrt geworden wäre, hätte ich Pergament und würde darauf schreiben. So würde ich jeden Abend ganz gut zu essen haben. Ich würde in die Klöster für die toten Brüder beten gehen und ihre Namen auf meine Pergamentrolle einzeichnen. Ich würde meine Totenrolle von einer Abtei zur anderen tragen. Dies gefällt unseren Brüdern. Aber ich weiss die Namen meiner toten Brüder nicht. Vielleicht steht unser Heiland auch nicht darum an, sie zu wissen. Es schien mir, als ob alle diese Kinder keine Namen hätten. Und es ist sicher, dass unser Heiland Jesus Christus sie vorzieht. Sie erfüllten die Strasse wie eine Schar weisser Bienen. Ich weiss nicht, von wo sie kamen. Es waren

ganz kleine Pilger. Sie hatten Stäbe aus Haselnussstaude und Birkenholz. Sie hatten das Kreuz über der Schulter; und alle Kreuze waren in mannigfachen Farben. Ich habe grüne gesehen, die aus zusammengenähten Blättern gemacht sein mussten. Es sind wilde und unwissende Kinder. Sie wandern nach . . . ich weiss es nicht. Sie glauben an Jerusalem. Ich denke, Jerusalem ist weit, und unser Heiland muss uns näher sein. Sie werden nicht nach Jerusalem kommen. Aber Jerusalem wird zu ihnen kommen. So wie zu mir. Das Ende aller heiligen Dinge ist in der Freude. Unser Heiland ist hier, auf diesem rotgefärbten Dorn und auf meinem Munde und in meinem armseligen Worte. Denn ich denke an ihn, und sein Grab ist in meinen Gedanken. Amen. Ich werde mich hier in die Sonne legen. Es ist ein heiliger Ort. Die Füsse unseres Heilands haben alle Orte geheiligt. Ich werde schlafen. Jesus möge jeden Abend all die weissen kleinen Kinder schlafen lassen, welche das Kreuz tragen. Wirklich, ich sage es ihm. Ich bin so schläfrig. Ich sage es ihm wirklich, denn er hat sie vielleicht nicht gesehen, und er soll über die kleinen Kinder wachen. Die Mittagsstunde lastet auf mir. Alle Dinge sind weiss. So sei es denn. Amen!

ERZAEHLUNG DES AUSSAETZIGEN.

WENN Ihr verstehen wollet, was ich Euch sagen werde, so wisset, dass mein Kopf mit einer weissen Haube bedeckt ist, und dass ich einen Sperrhaken aus hartem Holz schwinge. Ich weiss nicht mehr, wie mein Gesicht aussieht, aber ich fürchte mich vor meinen Händen. Sie laufen vor mir einher wie bleiche krustige Tiere. Ich möchte sie abschneiden. Ich schäme mich dessen, was sie berühren. Es scheint

mir, dass die roten Früchte, die ich pflücke, durch sie runzlich werden und die armseligen Wurzeln, die ich ausreisse, scheinen unter ihnen zu welken. Domine ceterorum libera me! Der Heiland hat meine bleiche Sünde nicht gebüsst. Ich bin bis zur Auferstehung vergessen. Wie die in kalter Mondnacht an einen dunklen Stein gefesselte Kröte, werde ich in meinem abscheulichen Gestein eingeschlossen bleiben, wenn die anderen sich erheben werden mit ihrem lichten Leib. Domine ceterorum, fac me liberum: leprosus sum. Ich bin einsam und mir graut. Nur meine Zähne haben ihre natürliche Weisse beibehalten. Die Tiere schrecken zusammen, und meine Seele möchte fliehen. Der Tag weicht von mir. Vor zwölfhundert und zwölf Jahren hat ihr Heiland sie erlöst und er hat kein Mitleid gehabt mit mir. Ich bin nicht berührt worden mit der blutenden Lanze, die ihn durchstochen. Vielleicht hätte mich das Blut des Heilands der Anderen geheilt. Ich denke oft an das Blut: ich könnte mit meinen Zähnen beissen; sie sind unbefleckt. Da Er mir es nicht hat geben wollen, bin ich begehrlich, jenes zu nehmen, das ihm gehört. Darum habe ich die Kinder belauert, die aus Vendôme gegen den Wald an der Loire zu wanderten. Sie hatten Kreuze und waren Ihm ergeben. Ihre Leiber waren sein Leib und Er hat mir nichts mitgeteilt von seinem Leib. Ich bin auf Erden von bleicher Verdammnis umgeben. Ich habe gelauert, um vom Halse eines seiner Kinder unschuldiges Blut zu saugen. Et caro nova fiet in die iræ. Am Tage des Schreckens wird mein Fleisch neu sein. Und hinter den anderen ging ein frisches Kind mit roten Haaren. Ich fasste es ins Auge; ich sprang plötzlich hervor; ich ergriff seinen Mund mit meinen entsetzlichen Händen. Es war nur mit einem rauhen Hemd bekleidet; seine Füsse waren nackt, und seine

Augen blieben ruhig. Und es betrachtete mich ohne Staunen. Da, als ich wusste, es würde nicht schreien, kam mir der Wunsch, noch einmal eine menschliche Stimme zu hören, und ich nahm meine Hände von seinem Munde, und es wischte sich den Mund nicht ab. Und seine Augen schienen anderswo zu sein.

— Wer bist Du? sagte ich ihm.

— Johannes, der Teutone, antwortete es. Und seine Worte waren klar und heilverkündend.

— Wohin gehst du? sagte ich weiter.

Und es antwortete: — Nach Jerusalem, um das gelobte Land zu erobern.

Da begann ich zu lachen und fragte: — Wo ist Jerusalem?

Und es antwortete: — Ich weiss nicht.

Und ich sagte weiter: — Wie wirst du hin gehen können?

Und es sagte mir: — Ich weiss nicht.

Und ich sagte weiter: — Was ist Jerusalem?

Und es antwortete: — Es ist Gott, der Herr. Da begann ich wieder zu lachen und fragte: Was ist Dein Herr?

Und es sagte mir: — Ich weiss nicht; er ist weiss.

Und dieses Wort brachte mich in Wut, und ich fletschte meine Zähne unter meiner Haube und neigte mich zu seinem frischen Halse, und er wich nicht zurück, und ich sagte ihm: — Warum fürchtest Du Dich nicht vor mir? Und es sagte: Warum sollte ich mich vor Dir fürchten, weisser Mann? Da schüttelten mich schwere Thränen, und ich streckte mich am Boden hin, und ich küsste mit meinen fürchterlichen Lippen die Erde, und ich rief: — Weil ich aussätzig bin!

Und das teutonische Kind betrachtete mich und sagte klar: — Ich weiss nicht.

Es hat sich nicht vor mir gefürchtet! Es hat sich nicht vor mir gefürchtet! Meine ungeheuerliche Weisse ist für ihn jener seines Heilands gleich. Und ich habe eine Handvoll Gras genommen und habe seinen Mund und seine Hände gereinigt. Und ich habe ihm gesagt: — Geh in Frieden Deinem weissen Heiland entgegen und sage ihm, dass er mich vergessen hat. Und das Kind hat mich angeblickt, ohne irgend etwas zu sagen. Ich habe es aus dem Dunkel jenes Waldes geleitet. Es ging ohne zu zittern. Ich habe seine roten Haare ferne in der Sonne verschwinden gesehen. Domine infantium, libera me. Möge der Laut meines hölzernen Sperrhakens bis zu Dir gelangen wie der reine Ton der Glocken. O Herr jener, die nicht wissen, befreie mich!

ERZAEHLUNG DES PAPSTES INNOCENZ III.

FERN von Weihrauch und Messgewändern, kann ich leicht zu Gott sprechen in diesem Zimmer meines Palastes, das allen Prunkes bar ist. Während der Messe erhebt sich mein Herz und mein Körper wird steif; das Glitzern des heiligen Weines erfüllt meine Augen, und die kostbaren Oele geben meinen Gedanken Glätte; aber an diesem einsamen Ort meiner Basilika kann ich mich neigen unter der Müdigkeit meines Erdenwandels. Ecce homo! Denn, der Herr muss wirklich die Stimme seiner Priester durch den Pomp der Hirtenbriefe und Bullen hindurch kaum hören, und gewiss sind ihm weder Purpur, noch Juwelen, noch Malereien genehm, aber in dieser kleinen Zelle erbarmt er sich vielleicht meines ohnmächtigen Stammelns. O Herr, ich bin sehr alt und sieh! hier bin ich vor Dir, in Weiss gekleidet und mein Name ist Innocenz, und Du weisst, dass ich nichts weiss. Vergieb mir mein Papsttum,

denn es wurde von anderen eingesetzt, und ich erdulde es. Nicht ich habe all die Insignien angeordnet. Ich sehe Deine Sonne lieber durch dieses runde Fenster als in dem prunkvollen Widerschein der Glasgemälde. Lass mich stöhnen wie ein anderer Greis und zu Dir dies bleiche, durchfurchte Antlitz wenden, das ich nur mit Mühe aus den Fluten der ewigen Nacht emporhebe. Die Ringe gleiten von meinen abgemagerten Fingern sowie die letzten Tage meines Lebens mir entgleiten. Mein Gott! ich bin Dein Stellvertreter hienieden, und ich strecke Dir meine hohle Hand entgegen, die erfüllt ist vom reinen Wein Deines Glaubens. Es giebt grosse Verbrechen. Es giebt sehr grosse Verbrechen. Wir können ihnen den Ablass geben. Es giebt grosse Ketzereien. Es giebt sehr grosse Ketzereien. Wir sollen sie unbarmherzig strafen. In der Stunde, in der ich mich weissgekleidet in dieser weissen, prunklosen Zelle niederknie, erleide ich böse Qual, o Herr, denn ich weiss nicht, ob die Verbrechen und die Ketzereien dem prunkhaften Gebiete meines Papsttums oder dem kleinen Lichtkreis zugehören, in dem ein alter Mann einfach seine Hände faltet. Und ich bin auch in Angst über Dein Grab. Es ist immer von Ungläubigen umgeben. Man konnte es ihnen nicht wegnehmen. Niemand hat Dein Kreuz zum gelobten Lande geführt; aber wir sind tief in Erstarrung und Stumpfheit. Die Ritter haben ihre Waffen niedergelegt, und die Könige verstehen nicht mehr zu befehlen. Und ich, o Herr, ich klage mich an und schlage mir auf die Brust; ich bin zu schwach und zu alt.

Nun, o Herr, höre dies zitternde Geflüster an, das dieser kleinen Zelle meiner Basilika entsteigt, und berate mich. Meine Diener haben mir seltsame Nachrichten gebracht von Flandern und Deutschland an bis zu den Städten Marseille und Genua.

Ungekannte Sekten sind im Entstehen. Man hat nackte Frauen, die nichts sprachen, durch die Städte laufen sehen. Diese schamlosen Stummen wiesen auf den Himmel. Viele Verrückte haben auf den Plätzen den Untergang gepredigt. Die Eremiten und die Wandermönche sind im Aufruhr. Und ich weiss nicht, durch welchen Zauber über siebentausend Kinder aus den Häusern gelockt worden sind. Siebentausend sind es auf der Landstrasse, die das Kreuz und den Pilgerstab tragen. Sie haben nicht zu essen; sie haben keine Waffen; sie sind unfähig und bereiten uns Schande. Sie wissen nichts von wirklicher Religion. Meine Diener haben sie befragt. Sie antworten, dass sie nach Jerusalem gehen, um das gelobte Land zu erobern. Meine Diener haben ihnen gesagt, dass sie das Meer nicht überschreiten werden können. Sie haben erwidert, dass das Meer sich teilen und trocknen würde, um sie durchzulassen. Die guten Eltern, die weise und fromm sind, bemühen sich, sie zurückzuhalten. Sie sprengen nächtings die Riegel und klettern über die Mauern. Viele sind Söhne von Edelleuten und Hofdamen. Es ist ein Jammer, o Herr, all diese Unschuldigen werden dem Ertrinken und den Anbetern Mohammeds preisgegeben sein. Ich sehe, dass der Sultan von Bagdad sie von seinem Palaste aus belauert. Ich fürchte, dass die Seeleute sich ihrer bemächtigen, um sie zu verkaufen.

O Herr, gestatte mir, zu Dir zu sprechen nach den Gesetzen der Religion. Dieser Kreuzzug der Kinder ist kein frommes Werk. Er wird den Christen nicht das Grab gewinnen können. Er vermehrt die Anzahl der Landstreicher, die am Saume des berechtigten Glaubens wandeln. Unsere Priester können ihn nicht unterstützen. Wir müssen glauben, dass der Böse in diese armen Geschöpfe eingezogen ist. Sie gehen herdenweis dem

Abgrund entgegen wie die Schweine auf dem Berge. Der Böse bemächtigt sich gerne der Kinder, o Herr, du weisst es. Einst nahm er die Gestalt eines Rattenfängers an, um mit den Tönen seiner Pfeife alle Kleinen der Stadt Hammeln anzulocken. Die einen sagen, dass diese Unglücklichen in der Weser ertranken; die anderen, dass er sie in einem Berge gefangen hielt. Ich fürchte, dass der Satan alle unsere Kinder zu den Qualen jener geleitet, die nicht unseren Glauben haben. Herr, Du weisst, dass es nicht gut ist, wenn der Glaube sich erneut. Sobald er im brennenden Dornbusch erschien, liessest Du ihn in ein Tabernakel einschliessen. Und als er in Golgatha Deinen Lippen entglitt, befahlest Du, dass er in Hostiengefässen und Monstranzen festgehalten werde. Diese kleinen Propheten werden das Gebäude Deiner Kirche erschüttern. Du musst es ihnen verbieten. Wirst Du in Missachtung Deiner Geweihten, die in Deinem Dienste ihre Chorhemden und ihre Messgewänder abnützten, die hart den Versuchungen widerstanden, um Dich zu gewinnen, in Missachtung dieser Geweihten wirst Du jene empfangen, die nicht wissen, was sie thun? Wir sollen die Kindlein zu Dir kommen lassen, aber auf dem Wege Deines Glaubens. Herr, ich spreche zu Dir nach Deinen Gesetzen. Diese Kinder werden umkommen. Lass es nicht geschehen, dass unter Innocenz, dem Unschuldigen, ein neues Gemetzel der Unschuldigen vor sich gehe. Vergieb mir nun, mein Gott, dass ich in meiner päpstlichen Würde Rat von Dir erholte. Das Zittern des Alters überfällt mich wieder. Sieh meine armen Hände an. Ich bin ein sehr betagter Mann. Mein Glauben ist nicht mehr der der ganz Kleinen. Das Gold der Wände dieser Zelle ist von den Zeiten abgenützt. Nun sind sie weiss. Der Kreis Deiner Sonne ist weiss. Auch mein Kleid ist weiss, und mein vertrocknetes

Herz ist rein. Ich habe nach Deinem Gesetze gesprochen. Es giebt Verbrechen. Es giebt sehr grosse Verbrechen. Es giebt Ketzereien. Es giebt sehr grosse Ketzereien. Mein Kopf wankt vor Schwäche; vielleicht muss man weder strafen, noch vergeben. Durch das vergangene Leben wird man schwankend in seinen Entschlüssen. Ich habe kein Wunder gesehen. Erleuchte mich. Ist es ein Wunder? Welches Zeichen hast Du ihnen gegeben? Sind die Zeiten gekommen? Willst Du, dass ein sehr alter Mann wie ich in seiner Weisse Deinen kleinen, unschuldigen Kindern gleiche? Sieben Tausend! Wenn auch ihr Glaube unwissend ist, wirst Du die Unwissenheit von siebentausend Unschuldigen strafen? Auch ich bin unschuldig, Herr, ich bin unschuldig wie sie. Strafe mich nicht in meinem hohen Alter. Die langen Jahre haben mich gelehrt, dass diese Kinderherde nicht durchdringen kann. Und dennoch, Herr, ist es ein Wunder? Meine Zelle bleibt friedvoll wie bei anderen Betrachtungen. Ich weiss, dass es nicht Not thut, Dich anzuflehen, damit Du Dich kund thust; aber ich aus meinem sehr hohen Alter, von meinem Papsttum aus, das Du mir geschenkt, ich flehe Dich an: Belehre mich, denn ich weiss nicht, Herr, es sind Deine kleinen Unschuldigen. Und ich, Innocenz, ich weiss nicht, ich weiss nicht.

ERZAEHLUNG DREIER KLEINER KINDER.

WIR drei, Nikolas, der nicht sprechen kann, Alain und Denis, sind aufgebrochen, um über die Landstrassen nach Jerusalem zu ziehen. Seit lange gehen wir schon. Weisse Stimmen haben uns des Nachts gerufen. Sie riefen alle kleinen Kinder. Sie waren wie die Stimmen der toten Vögel während des Winters. Und zuerst haben wir viele arme Vögel gesehen, die auf der

gefrorenen Erde ausgestreckt lagen, viele kleine Vögel mit roten Kehlen. Dann haben wir die ersten Blüten und die ersten Blätter gesehen und haben Kreuze daraus geflochten. Wir haben vor den Dörfern gesungen, sowie wir es zu Neujahr gewohnt waren. Und alle Kinder sind uns zugelaufen. Und wir schritten vor wie eine Truppe. Es gab Männer, die uns fluchten, da sie den Herrn nicht kannten. Es gab Frauen, die uns an den Armen zurückhielten und uns befragten und unser Gesicht mit Küssen bedeckten. Und dann gab es gute Seelen, die uns Holznäpfe, warme Milch und Früchte brachten. Und alle hatten Mitleid mit uns. Denn sie wissen nicht, wohin wir gehen und haben nicht die Stimmen gehört.

Auf der Erde giebt es dichte Wälder und Flüsse und Berge und dornenvolle Pfade. Und am Ende der Erde ist das Meer, das wir bald durchschreiten werden. Und am Ende des Meeres ist Jerusalem. Wir haben weder Regenten, noch Führer. Aber alle Wege sind uns gut. Obgleich Nikolas nicht sprechen kann, geht er wie wir, Alain und Denis, und alle Länder sind gleich und gleich gefährlich für Kinder. Ueberall giebt es dichte Wälder und Flüsse und Berge und Dornen. Aber überall werden die Stimmen mit uns sein. Da ist ein Kind unter uns namens Eustace, das mit geschlossenen Augen zur Welt kam. Es breitet die Arme stets aus und lächelt. Wir sehen nicht mehr als dieses Kind. Ein kleines Mädchen führt es und trägt sein Kreuz. Sie heisst Allys. Sie spricht nie und weint nie; sie heftet ihre Blicke auf die Füsse Eustacens, um ihn zu stützen, wenn er strauchelt. Wir lieben alle beide. Eustace wird die heiligen Lampen am Grabe nicht sehen können. Aber Allys wird seine Hände führen, damit er die Fliesen des Grabes berühren kann. Oh, wie schön sind die Dinge der Erde! Wir erinnern uns an

nichts, weil wir nie etwas gelernt haben. Jedoch haben wir alte Bäume und rote Felsen gesehen. Manchmal gehen wir bis zum Abend in lichten Wiesen. Wir haben den Namen Christi Nikolas in die Ohren gerufen und er kennt ihn gut. Aber er kann ihn nicht sagen. Er freut sich mit uns über das, was wir sehen. Denn seine Lippen können sich zur Freude öffnen, und er streichelt uns die Schultern. Und so sind sie nicht unglücklich; denn Allys wacht über Eustace und wir, Alain und Denis, wir wachen über Nikolas.

Man sagte uns, dass wir in den Wäldern Menschenfressern und Wehrwölfen begegnen würden. Es sind Lügen. Niemand hat uns geschreckt; niemand hat uns Böses gethan. Die Einsamen und Kranken kommen uns ansehen, und die alten Frauen zünden für uns Lichter in den Hütten an. Man lässt für uns die Kirchenglocken läuten. Die Bauern erheben sich aus der Ackerfurche, um uns zu erspähen. Auch die Tiere blicken uns an und fliehen nicht. Und seit wir gehen, ist die Sonne heisser geworden, und wir pflücken nicht mehr dieselben Blumen. Aber man kann alle Stengel zur selben Form flechten, und unsere Kreuze sind immer frisch. So haben wir reichlich Hoffnung; bald werden wir das blaue Meer sehen. Und am Ende des blauen Meeres ist Jerusalem. Und der Herr wird zu seinem Grabe alle kleinen Kinder kommen lassen. Und die weissen Stimmen werden fröhlich sein des Nachts.

ERZAEHLUNG DES SCHREIBERS FRANCOIS LONGUEJOUE.

HEUTE, am 15. des Monates September im Jahre des Heils zwölfhundertundzwölf nach Ostern sind in die Arbeitsstube meines Meisters Hugues Ferré mehrere Kinder gekommen, die das

Meer durchfahren wollen, um das Heilige Grab zu sehen. Und da der obbesagte Ferré nicht genug Kauffahrteischiffe im Hafen von Marseille hat, befahl er mir, Meister Guillaume Porc anzugehen, damit er die Zahl vervollständige. Die Meister Hugues Ferré und Guillaume Porc werden die Schiffe um unseres Heiland Jesus Christi willen bis ins Gelobte Land führen. Gegenwärtig sind um die Stadt Marseille herum mehr als siebentausend Kinder zerstreut, von denen manche fremde Sprachen sprechen. Und die Herren Schöffen, die mit Recht Hungersnot befürchten, haben sich im Rathaus versammelt, wohin sie nach reiflicher Erwägung unsere obbesagten Meister zitierten, um sie zu ermahnen und anzuflehen, die Schiffe in grösster Beschleunigung abzuschicken. Das Meer ist zur Zeit nicht sehr günstig wegen der Tag- und Nachtgleiche, aber es ist in Betracht zu ziehen, dass ein solcher Zuzug unserer guten alten Stadt umso gefährlicher werden könnte, als alle die Kinder durch die Länge des zurückgelegten Weges ausgehungert sind und nicht wissen, was sie thun. Ich habe am Hafen nach den Seeleuten rufen und die Schiffe ausstatten lassen. Wenn die Hochflut kommt, wird man sie ausfahren lassen können. Die Kindermenge ist nicht in der Stadt, sondern sie laufen am Strande herum und sammeln Muscheln als Reiseabzeichen, und man erzählt, dass sie ganz erstaunt sind über die Seesterne, von denen sie glauben, dass sie zuckend vom Himmel gefallen sind, um ihnen den Weg zum Herrn anzuzeigen. Und ich habe nun über dieses aussergewöhnliche Ereignis Folgendes zu sagen: erstens, dass es zu wünschen ist, dass die Meister Hugues Ferré und Guillaume Porc raschestens diese fremde, wirbelnde Menge aus unserer Stadt herausführen; zweitens, dass der Winter sehr rauh gewesen ist, wodurch die Erde dieses Jahr kärglich be-

stellt ist, was die Herren Kaufleute nur zu gut wissen; drittens, dass unser aller Mutter, die Kirche, keinerweise von der Absicht dieser Horde, die aus dem Norden kommt, verständigt worden ist, und dass sie sich nicht in die Thorheit eines kindlichen Heeres mengen wird (turba infantium). Und es geziemt, die Meister Hugues Ferré und Guillaume Porc zu loben, ebensosehr wegen der Liebe, die sie unserer guten alten Stadt weihen, als wegen ihrer Ergebung für unseren Herrn; da sie ihre Schiffe in der Zeit der Tag- und Nachtgleiche abschicken unter grosser Gefahr, von den Ungläubigen angegriffen zu werden, die unser Meer auf ihren Feluken aus Algier und Bougie abschäumen.

ERZAEHLUNG DES KALANDAR.

RUHM sei Gott dem Herrn! Gelobt sei der Prophet, der mir gestattete, arm zu sein und durch die Städte zu wandern und dabei den Herrn anzurufen! Dreimal gesegnet seien die heiligen Gefährten Mohammeds, die den göttlichen Orden, dem ich angehöre, gründeten! Denn ich gleiche Ihm, als er mit Steinwürfen aus der verruchten Stadt verjagt wurde, die ich nicht nennen will, und er sich in einen Weinberg flüchtete, wo sich ein christlicher Sklave sein erbarmte und ihm Weintrauben gab und von den Worten des Glaubens bei Tagesneige ergriffen wurde. Gott ist gross! Ich bin durch die Städte Mossul und Bagdad und Basrah gekommen und habe Sala-ed-Din (Gott schütze seine Seele!) und seinen Bruder, den Sultan Seïf-ed-Din kennen gelernt und habe den Herrscher der Gläubigen bewundert. Ich lebe sehr gut von ein wenig Reis, den ich mir erbettle, und von dem Wasser, dass man mir in meine Kürbis-

flasche giesst. Ich erhalte die Reinheit meines Körpers. Aber die grösste Reinheit liegt in der Seele. Es steht geschrieben, dass der Prophet vor seiner Sendung tief schlafend zu Boden fiel. Und zwei weisse Männer stiegen herab zu seiner Rechten und Linken und blieben dort. Und der weisse Mann links spaltete ihm mit einem goldenen Messer die Brust und zog das Herz heraus, aus dem er das schwarze Blut presste. Und der weisse Mann rechts spaltete ihm mit einem goldenen Messer den Bauch und zog die Eingeweide heraus, die er reinigte. Und sie setzten die Eingeweide wieder an ihren Platz und von da ab war der Prophet rein und konnte den Glauben künden. Es ist dies eine überirdische Reinheit, die besonders den engelhaften Wesen eignet. Jedoch sind auch die Kinder rein. Dies war die Reinheit, welche die Wahrsagerin gebären wollte, als sie das Strahlen um das Haupt des Vaters Mohammeds sah und versuchte, sich ihm zu vereinen. Aber der Vater Mohammeds vereinte sich mit seiner Frau Aminah und das Strahlen verschwand von seiner Stirne, und die Wahrsagerin erkannte so, dass Aminah ein reines Wesen empfangen hatte. Ruhm sei Gott, der reinigt! Hier, unter der Halle dieses Bazars kann ich ruhen, und ich werde die Vorübergehenden grüssen. Es giebt reiche Stoff- und Juwelenhändler, die sich niederkauern. Das ist ein Kaftan, der wohl tausend Dinare wert ist. Ich habe gar kein Geld und bin frei wie ein Hund. Ruhm sei Gott! Ich erinnere mich, jetzt, wo ich im Schatten sitze, an den Beginn meiner Rede. Erstens spreche ich von Gott, ausser welchem es keinen Gott giebt, und von unserem heiligen Propheten, der den Glauben offenbarte, denn dies ist der Ursprung aller Gedanken, ob sie nun aus dem Munde kommen, oder mit Hilfe des Kalamus eingeritzt sind. In zweiter Linie betrachte ich die

Reinheit, mit der Gott die Heiligen und die Engel begabt hat. In dritter Linie denke ich über die Reinheit der Kinder nach. Ich habe nämlich soeben eine grosse Anzahl christlicher Kinder gesehen, die von dem Herrscher der Gläubigen gekauft wurden. Ich habe sie auf der Landstrasse gesehen. Sie gingen wie eine Schafherde. Man sagt, sie kämen aus Aegypten und die Schiffe der Franken hätten sie dort ans Land gesetzt. Sie waren vom Teufel besessen und versuchten, das Meer zu durchsegeln um nach Jerusalem zu kommen. Ruhm sei Gott! Es wurde nicht gestattet, dass eine so grosse Grausamkeit geschehe. Denn diese armen Kinder wären, da sie weder Beistand noch Lebensmittel hatten, auf dem Wege umgekommen. Sie sind ganz unschuldig. Bei ihrem Anblick habe ich mich zu Boden geworfen und habe die Erde mit der Stirne berührt und dabei den Herrn laut gepriesen. Nun hört, wie die Kinder aussahen. Sie waren weiss gekleidet und trugen Kreuze, die an ihren Gewändern angenäht waren. Sie schienen nicht zu wissen, wo sie sich befanden und schienen nicht betrübt. Sie blicken beständig in die Ferne. Ich habe eines besonders bemerkt, das blind war und von einem kleinen Mädchen an der Hand geführt wurde. Viele haben rote Haare und grüne Augen. Es sind Franken, die dem Kaiser von Rom gehören. Sie beten fälschlich den Prophet Jesus an. Der Irrtum dieser Franken ist offenkundig. Vor allem ist es durch die Bücher und die Wunder bewiesen, dass es kein anderes Wort giebt als das Mohammeds. Dann erlaubt uns Gott täglich, ihn zu verherrlichen und unser Leben zu erbetteln, und befiehlt seinen Gläubigen, unseren Orden zu beschützen. Schliesslich hat er diesen Kindern, die von einem fernen Lande, durch Iblis versucht, auszogen, die Erleuchtung versagt und hat sich nicht kund gethan, um sie zu warnen. Und wenn sie nicht

glücklicherweise in die Hände der Gläubigen gefallen wären, wären sie von den Anbetern des Feuers erfasst und in tiefen Höhlen in Ketten gelegt worden. Und diese Verdammten hätten sie ihrem verzehrenden und verabscheuungswürdigen Götzen als Opfer dargeboten. Gelobt sei unser Gott, der alles was er thut, gut thut, und der selbst jene beschützt, die nicht an ihn glauben. Gott ist gross! Jetzt werde ich mein Teil Reis in der Bude dieses Goldschmiedes verlangen, und meine Verachtung für die Reichtümer kund thun. Wenn es Gott gefällt, werden alle diese Kinder durch den Glauben gerettet werden.

ERZAEHLUNG DER KLEINEN ALLYS.

ICH kann nicht mehr gut gehen, weil wir in einem brennendheissen Lande sind, wohin uns zwei böse Männer aus Marseille geführt haben. Und früher auf dem Meere in düstrem Licht mitten im Feuer des Himmels geschüttelt worden. Aber mein kleiner Eustace hatte keine Angst, weil er nichts sah und ich ihn bei beiden Händen hielt. Ich liebe ihn sehr und bin seinetwegen hierher gekommen. Denn ich weiss nicht, wohin wir gehen. Seit so Langem sind wir fort. Die anderen sprachen uns von der Stadt Jerusalem, die am Ende des Meeres liegt und von dem Herrn, der dort sein würde, um uns zu empfangen. Und Eustace kannte unsern Herrn sehr gut, aber er wusste nicht, was Jerusalem, was eine Stadt oder das Meer ist. Er ist entflohen, um Stimmen zu gehorchen, die er alle Nächte hörte. Er hörte sie in der Nacht wegen der Stille, denn er unterscheidet die Nacht nicht von dem Tage. Und er befragte mich über diese Stimmen, aber ich konnte ihm nichts sagen. Ich weiss nichts, und bin nur wegen Eustace bekümmert. Wir gehen

neben Nicolas, Alain und Denis; aber sie sind auf ein anderes Schiff gestiegen, und alle Schiffe waren nicht mehr da, als die Sonne wieder erschien. Ach, was ist aus ihnen geworden. Wir werden sie wieder finden, wenn wir zum Heiland kommen. Es ist noch sehr weit. Man spricht von einem grossen König, der uns kommen lässt, und der die Stadt Jerusalem in seiner Macht hat. In dieser Gegend ist alles weiss, die Häuser und die Gewänder, und der Frauen Antlitz ist von einem Schleier bedeckt.

Der arme Eustace kann diese Weisse nicht sehen, aber ich erzähle ihm davon, und er freut sich. Denn er sagt, das wäre das Zeichen des Endes. Unser Herr Jesus ist weiss in einem weissen Lande. Die kleine Allys ist sehr müde, aber sie hält Eustace an der Hand, damit er nicht fällt, und sie hat nicht Zeit, an ihre Müdigkeit zu denken. Wir werden heute Abend ruhen und Allys wird wie gewöhnlich neben Eustace schlafen, und wenn die Stimmen uns nicht verlassen haben, wird sie versuchen, sie in der hellen Nacht zu hören. Und sie wird Eustace an der Hand halten bis zum weissen Ende der grossen Reise, denn sie muss ihm den Heiland zeigen. Und sicherlich wird der Heiland Mitleid haben mit der Geduld Eustacens und wird gestatten, dass Eustace ihn sehe. Und vielleicht wird Eustace dann die kleine Allys sehen.

ERZAEHLUNG DES PAPSTES GREGOR IX.

SEHT das verzehrende Meer, das unschuldig und blau zu sein scheint. Seine Wellen sind sanft und es ist weiss umsäumt, wie ein göttliches Kleid. Es ist ein flüssiger Himmel und seine Sterne sind lebendig. Ich sinne über dies Meer von dem Felsenthrone aus, wohin ich mich habe von meinem Lager

tragen lassen. Es ist wirklich inmitten der Länder der Christenheit. Es empfängt das geweihte Wasser, in welchem der Festverkündiger die Sünde wusch. Ueber seine Ufer haben sich alle heiligen Gesichter geneigt, und es hat ihre durchsichtigen Bilder geschaukelt. O grosser geheimnisvoller Gesalbter, Ocean, der du weder Flut noch Ebbe hast, du Azurwiege, du, der du auf dem Erdenring wie ein flüssiges Juwel eingefügt bist, dich befragen meine Augen. O Mittelländisches Meer, gieb mir meine Kinder zurück! Warum hast du sie genommen? Ich habe sie nicht gekannt. Mein Alter wurde von ihrem frischen Atem nicht liebkosend berührt. Sie flehten mich nicht mit ihren zarten, halbgeöffneten Lippen an. Allein, gleich kleinen Landstreichern, von blindem, wütendem Glauben erfüllt, zogen sie aus, dem Gelobten Lande zu, und sie wurden vernichtet. Von Deutschland und Flandern, von Frankreich und Savoyen und der Lombardei eilten sie deinen tückischen Wogen entgegen, heiliges Meer, und murmelten unverständliche Worte der Bewunderung. Sie gingen bis nach Marseille; sie gingen bis nach Genua. Und du trugst sie in Schiffen auf deinem breiten, schaumgekrönten Rücken; und du kehrtest dich um und strecktest nach ihnen deine wassergrünen Arme aus, und du hast sie verschlungen. Und die anderen hast du verraten, indem du sie den Ungläubigen zuführtest: und jetzt seufzen sie in den Palästen des Orients als Gefangene der Anbeter Mohammeds.

Einst liess dich ein stolzer König Asiens mit Ruten peitschen und mit Ketten belegen. O Mittelländisches Meer! Wer wird dir vergeben? Du hast eine traurige Schuld auf dich geladen. Dich klage ich an, dich allein, fälschlich klar und durchsichtig, du böse Spiegelung des Himmels; ich rufe dich vor den Thron

der Gerechtigkeit des Allerhöchsten, von dem alle Dinge der Schöpfung stammen. Geweihtes Meer, was hast du mit unsern Kindern gethan? Erhebe zu Ihm dein himmelblaues Antlitz; strecke zu Ihm deine in Wasserbläschen erzitternden Finger; schüttle dein endloses purpurnes Lachen; lass dein Murmeln zur Sprache werden und lege Rechenschaft ab vor Ihm.

Stumm sind alle deine weissen Münder, die zu meinen Füssen am Strande ersterben und du sagst nichts. In meinem Palaste zu Rom ist eine alte goldlose Zelle, welche das Alter weiss gemacht hat wie ein Chorhemd. Der Pontifex Innocenz pflegte sich dorthin zurückzuziehen. Man behauptet, dass er dort lange über die Kinder und ihren Glauben nachdachte und vom Herrn ein Zeichen erbat. Hier von diesem Felsenthrone herab, in der freien Luft erkläre ich, dass dieser Pontifex Innocenz selbst einen Kinderglauben hatte und vergeblich sein müdes, langbehaartes Haupt schüttelte. Ich bin viel älter als Innocenz; ich bin der älteste aller Stellvertreter, die der Herr hienieden eingesetzt hat, und ich beginne erst zu verstehen. Gott thut sich nicht kund. Stand er seinem Sohn im Oelbaumgarten bei? Verliess er ihn nicht in seiner höchsten Not? O, welch kindliche Thorheit ist es, seine Hilfe anzurufen! Alles Uebel und alle Prüfung liegt nur in uns. Er hat vollkommenes Vertrauen in das Werk seiner Hände. Und du hast sein Vertrauen getäuscht. Göttliches Meer, staune nicht über meine Rede. Alle Dinge sind gleich vor dem Herrn. Die stolze Vernunft des Menschen gilt dem Unendlichen nicht mehr als das kleine, strahlendurchzogene Auge eines deiner Tiere. Gott gewährt dasselbe Teil dem Sandkorn und dem Kaiser. Das Gold reift in dem Bergwerk ebenso sündlos als der Mönch im Kloster nachdenkt. Die Weltteile sind alle gleichschuldig, wenn sie

nicht den Linien der Güte folgen; denn sie stammen von Ihm. Es giebt in seinen Augen keine Steine, keine Pflanzen, Tiere oder Menschen, sondern Schöpfungen. Ich sehe all diese weisslichen Köpfe, die über deine Wellen hüpfen und in deinem Wasser schmelzen; sie sprudeln nur eine Sekunde unter dem Lichte der Sonne hervor, und sie können verdammt oder erwählt werden. Das äusserste Alter belehrt die Hoffahrt und erleuchtet die Religion. Ich habe ebenso viel Mitleid für diese kleine Perlmuttermuschel als für mich selbst. Darum klage ich dich an, verzehrendes Meer du, dass du meine kleinen Kinder verschlungen hast. Erinnere dich des asiatischen Königs, von dem du gestraft wurdest. Aber es war kein hundertjähriger König. Er hatte nicht genug Jahre durchgemacht. Er konnte die Dinge des Weltalls nicht verstehen. Ich werde dich also nicht strafen. Denn meine Klage und dein Murmeln würden zugleich zu Füssen des Allerhöchsten ersterben, sowie das Rauschen deiner Tröpfchen zu meinen Füssen erstirbt. O Mittelländisches Meer! Ich vergebe dir und spreche dich frei von der Sünde. Ich erteile dir den heiligen Ablass. Geh dahin und sündige nicht wieder. Ich habe mich wie du mancher Sünden schuldig gemacht, die ich nicht kenne. Du beichtest unaufhörlich auf dem Strand durch deine tausend stöhnenden Lippen und ich beichte dir, grosses heiliges Meer, durch meine welken Lippen. Wir beichten einander. Vergieb mir, und ich vergebe dir. Kehren wir in Unwissenheit und Unschuld zurück. So sei es denn. — Was werde ich auf der Erde machen? Es soll ein Bussdenkmal geben, ein Denkmal für den Glauben, der nicht weiss. Die kommenden Zeitalter sollen unsere Frömmigkeit kennen und nicht verzweifeln. Gott führte die kleinen kreuzfahrenden Kinder durch die Sünde des Meeres zu sich;

Unschuldige wurden hingemordet; die Leichen der Unschuldigen sollen ihr Obdach haben. Sieben Schiffe scheiterten bei der Klippe von Reclus; ich werde auf dieser Insel eine Kirche der »Neuen Unschuldigen« bauen, und werde dort zwölf Stiftsherren einsetzen. Und du wirst mir die Leichen meiner Kinder zurückgeben, unschuldiges geheiligtes Meer; du wirst sie zu den Gestaden der Insel tragen, und die Stiftsherren werden sie in den Krypten des Tempels bergen und darüber ewige Lampen entzünden, in denen heiliges Oel brennen wird, und sie werden den frommen Reisenden all diese kleinen weissen Gebeine zeigen, die ausgestreckt daliegen in der Nacht.

DREI SONETTE (NACH JOSÉ MARIA DE HEREDIA)/ VON RICHARD SCHAUKAL.

Das Bett.

SEI es verhängt mit Wolle, mit Brokat,
streng wie die Gruft, behaglich, warm ein Nest:
hier grüsst das Licht der Mensch, hier schwelgt das Fest
verschwiegner Liebe, keimt die Frühlingsaat.

Hochzeit- und Sterbelager, ob im Staat
von Gold und Purpur, obs aus Eichen lässt
roh, bäurisch sich erschaun: hier stöhnt Gebrest,
keucht Lust, träumt Unschuld, reift Entschluss und Rat.

Ob Sandelholz, ob Ahorn, hoch und breit,
oder ein enges Lager, hart von Stroh,
ob Kreuz, geweihter Zweig sich drüber neigt:
glücklich der Mensch, dem treu zum Schlaf bereit
das Bett verehrter Ahnen, das er froh
vertrauend und in Seelenruh besteigt.

Der greise Goldschmied.

DIE Perle, den Beryll und den Rubin
hab ich gefasst wie einer, den in Ehren
die Zunft je hielt, ich hämmerte den schweren
gebauchten Krug, dem Henkel ich verliehn.

In Silber und Email sind mir gediehn
mit Messer, Pinsel, Stift, ach, nicht die hehren
Züge des Heilands, bleich in Qualenzähren —
Daphne liess ich vorm Kuss Apollons fliehn.

Und manchen Degen hab ich blank gehärtet
und goldgeflammt und so im Spiel gewagt
das ewige Leben, das ich kaum gewertet.

Nun aber, da mein Scheidemorgen tagt,
will ich wie Fray Juan in goldnem Glanz
mit welken Händen bilden die Monstranz.

Die Medaille.

GIANGALEAZZO, Grande, Ezzelin:
ob ihrer einen, Graf, Baron, Marquis,
Fürst, Herzog, Prinz, ein Volk auf bangem Knie
grimmig verflucht: wer schrecklich reicht an ihn,

den Herrn von Rimini, Vikar im Hermelin:
Gismondo Malatesta. Dämmern sieh
und straffer nun die Sperberzüge, die
Matteo Pastis rotem Erz entliehn.

Der die Romagna blutig überwand,
die Mark verheerte, einen Tempel hiess
erstehen und Isotta liebend sang,

die er auf gleicher Münze bilden liess,
grausam und lächelnd, wo ein Elefant
Primeln zerstampft in unbeirrtem Gang.

GRABSCHRIFT AUF DEN GRAFEN VON GRAMMONT/GERAUME ZEIT VOR DESSEN AM 10. JAENNER 1707 IM ALTER VON 86 JAHREN ERFOLGTEM TODE/VERFASST VON SAINT-EVREMOND/AUS DEM FRANZOESISCHEN VON RICHARD SCHAUKAL.

WANDRER, du siehst allhier
den Grafen von Grammont.
Er war Saint-Evremond
und bleibt in Ewigkeit Gott, Glück, Genuss, Panier.
Er folgte dem Condé,
derselben Abenteuer
Genoss im Kugelfeuer:
ward grössre Gunst wohl einem Krieger je?
So du nun höfisch Gaben
begehrst, vernimm, die seinen haben
gemessen sich mit seinem Schlachtenmut.
Verlangt dich, zu erfahren,
ob Eros ihm und Venus gnädig waren,
wohlan: dich tief verneigend zieh den Federhut.
Zierlichster Spötter, lästerte er nie,
und war in höchster Liebe sehr geehrt,
der nie mit Spässen buhlend Gunst begehrt.
Er blieb sich treu und stets derselbe, sieh,
als zärtlich Werbender und Gatte,
als Vater und im Silberschmuck als Greis.
Das sind die Gaben, die er hatte,

das ist, was ich von seiner Tugend weiss.
Ob er zur Beichte ging, die Messe hörte,
der Predigt, des Gebetes sich beflissen:
Du musst, o Wandrer, wissen,
dass er — die Gräfin allhierin nicht störte.
Vielleicht noch einmal lässt uns die Natur
einen Turenne, einen Condé erleben,
Grammont jedoch gab sie uns einmal nur:
mit ihm hat sie sich ausgegeben.

DAS KUSSMAL/ EINE COLOMBINADE/ VON FRANZ BLEI.

DIE Dachstube Pierrots. Durch das breite Fenster der schrägen Rückwand fällt späte Sonne. Draussen die Spitzen hoher Pappeln. Auf dem Fenstersims Hyacinthen in Töpfen. Vor dem Fenster ein Modellierdrehstuhl mit einer unfertigen Thonfigur: ein Mädchenleib. An der einen Wand ein eisernes Bett und der wohlversehene Toilettentisch. An der andern die Thür und ein Schrank. Stühle, Tische, Guitarre, Tamburin, Bänder, Wäsche an den Wänden und auf dem Boden. — Pierrot sitzt ganz traurig an einem Tisch und trinkt roten Wein. An vollen und geleerten Flaschen ist kein Mangel. Harlekin schreitet lebhaft im Raume hierhin und dorthin, seine Rede begleitend.

Harlekin:

Die Hyacinthen so frisch — und Geld im Schrein —
Im alten Spind noch genügend Wein —
Die Arbeit ganz gut — wärs der Sonnenschein?
[Er zieht rasch die Gardinen vor]
das freche, taghelle dumme Licht,
ist's das Pierrot? . . .
Er antwortet nicht . . .
sinnt und brütet, brütet und sinnt —
was er nur für Gedanken spinnt?

[In komisch-ernster Pose vor Pierrot, der leise zu sich spricht:]

Pierrot:

Und alles Mühen und alles Denken —
s'ist nichts. Ich komme damit nicht weiter.

Ein tollblütig Ross, keiner kanns lenken
und wär er auch ein bester Reiter.
O Colombine!

Harlekin:

Ist's das? Verzeih
Pierrot, dass so fehl ich suchte, du weisst

Pierrot:

Einfältig bist du ja zumeist.

Harlekin:

Du meinst, dass so gross meine Dummheit sei?
Doch ist es mir vielleicht lang schon klar,
was zu sehen gar kein Kunststück war —
thust mir leid Pierrot. Doch sag, was war's?
oder ist es etwa nichts Mitteilbars?
Ihr lebtet doch — jeder musste es glauben —
unter uns gesagt, wie zwei Turteltauben!
Zwar ist des Weibes Zärtlichkeit,
wenn sie offen sich zeigt, von der Lüge nicht weit —
ich kenne des Weibes verruchte Seele!

Pierrot:

Hör auf!
Hab keine Lust für dein Schwätzen.

Harlekin:

Sag mir dein Leid, Pierrot, erzähle
mir deinen Kummer. Mein schönstes Ergetzen
ist: Freunde trösten und Freunde beraten.

Pierrot:

Dass deiner Worte lärmige Thaten
dir selber zu einem Leben werden,

das sonst dir fehlt, da läufst du zu mir,
zu dem und dem, bist dort und hier
und überall mit Wort und Geberden
und kommst dir selber was Rechtes vor
und bist doch ein bettelarmer Thor.

Harlekin:

Man sieht wie der Kummer dem Scharfsinn nützt!
Der gute Weise jedoch, Pierrot,
noch immer bei den Lachern sitzt.
Was kann ich dafür, dass ich schon so
ganz anders bin, so gemein, so schlecht,
so boshaft bin? Was die andern freut,
das ärgert mich, der andern Leid
das macht mir Spass und ist mir recht.
Doch sag, kann ich anders sein als ich bin?
Muss ich so sein, wie die andern sind?
Bin einmal so und zufrieden mit mir.

Pierrot:

Und sind's die andern auch mit dir?

Harlekin:

Ach was die Andern! Ich bin der Eine!

Pierrot:

Und wenn sie dich prügeln?

Harlekin:

Sei still! meine Beine!
Ich spüre sie noch vom letzten mal!
Cassander hetzte die Hunde auf mich,
und diese Gemeinheit, nur weil ich
ihm sein neuestes niedliches Schätzchen stahl.

Pierrot:

Und warum nennst du das Gemeinheit?
Cassander ist doch auch eine Einheit.

Harlekin:

Eine schwächere aber!

Pierrot:

Und doch unterlagst du.

Harlekin:

Wie? Ich? Vor Cassander? Was sagst du!
Die Hunde! Nicht Er! Die plumpe Gewalt!

Pierrot:

Die doch dem Starken so heimgezahlt.

Harlekin:

Doch lag sein Mädchen in meinen Kissen
und lag da lieber, hatt' nichts zu vermissen
wie bei dem Alten.

Pierrot:

Und blieb sie bei dir?

Harlekin:

Dumme Frage! Was soll sie bei mir?

Pierrot:

Nun: liegen in deinen weichen Kissen,
du liessest sie doch nichts vermissen.

Harlekin:

Gewiss nicht! Und dann — was soll das Fragen
und Höhnen, muss ich dir erst sagen,
dass sie Kleider und Bänder und Strümpfe wollte,
die ich am Morgen ihr kaufen sollte?

Pierrot:

Und was du nicht konntest, konnte Cassander —
da war das Pärchen wieder beinander.

Harlekin:

Das ist so üblich. Wundert dich das?
Das Alter bezahlt die Schulden der Jugend,
Das Alter flickt zerrissene Tugend —

Pierrot:

Und das Alter frisst das grünste Gras.

Harlekin:

O Cassander, du Glatzkopf!

Pierrot:

Was kümmert dich der?
Ach so, weil du schwächer warst als er
mit seinen Hunden und seinem Geld —
hast recht, es ist eine schlimme Welt
für Leute wie du, die immer verlangen
und nie zum sichern Haben gelangen —
rennst herum die Kreuz und Quer
und denkst, dass es letzte Weisheit wär,
sich zu verlieren an allen Orten
und aufzuzählen mit vielen Worten
und eitlem Stolze, nervösem Gebaren,
was alles du in der Welt erfahren
— und findest dich doch in ihr nicht zurecht.
Du bist ganz dumm, und du prahlst, du seist schlecht.

Harlekin:

Was reissest du mir meine Kleider vom Leib!
Lass mir den bunten Zeitvertreib . . .

Ich weiss wie du, dass in mir alles leer
und dass mir zum Sterben elend wär,
hätt' ich nicht Masken und vielerlei Sprachen,
die mich mir selber erträglich machen.
Sei doch nicht grausam . . . Ich habe Stunden,
da blutet mein Kummer aus allen Wunden,
dass meine Natur so ganz verdorben,
dass ich nichts Festes mir hab' erworben,
dass alles ein Scheinen. — Nicht länger zu tragen
vermein ich's und möcht durch den Schädel
mir schon die sichere Kugel jagen —
da naht die Versuchung: ein junges Mädel,
die thut mir gar viel schönes sagen,
Und ich lass mich wieder ins Leben locken.

Pierrot:

Und lässt dich abspinnen wie ein Wocken.
Dumm bist du, dazu ein geiler Bock,
läufst hinter jedem Weiberrock
und meinst was Wunder zu erleben,
wenn dich die Weiber ins Nestchen heben.

Harlekin:

Pierrot, du redest wie ein Karthäuser,
wie ein kastrierter alter Weiser —
hat das Colombine dir angethan,
du armer, du liebesmüder Mann?

Pierrot:

Red nicht von Liebe! — Du ohne Ruh
und ohne Seele, was weisst denn du,
wie traurig—schwer die Liebe ist
und wie von allen Schmerzen voll

und heilig über alle Himmel . . .
ein todbereiter wunder Leib,
auf den man rote Rosen streut
und Worte, nie vom Sinn gefesselt . . .

Harlekin:

Hör mal, Pierrot, ich muss dir gestehen,
du weisst mit den Kindern nicht umzugehen.
du bist zu ernst, zu schwer für sie,
und das vertragen die Weiber nie.

Pierrot:

Du hast schon recht. Wird wohl so sein. (Pause)

Harlekin:

Jetzt hab' ich Durst!

Pierrot:

Hier steht der Wein.

Harlekin:

Dort ist die Thür.

Pierrot:

Dort ist die Thür.

Harlekin:

Der gute Rat — der Dank dafür.
[Er geht fort.]

Pierrot:

Der bunte Narr, er thut mir leid.
Er weiss in allen Dingen Bescheid.
Doch die Dinge haben ihn aufgefressen,
darüber hat er sich selber vergessen.
Und hat kein Herz und hat kein Gefühl.
— — — — — — — — —

Wie ist hierinnen die Luft so schwül . . .

[Er öffnet eine Scheibe des Fensters.]

Da hab ich zwei Spatzen aufgeschreckt,
die hatten sich in der Rinne versteckt
zum Liebesspiel — nun ist's vorbei,
der eine fliegt zur Gosse nieder,
der andre schäkert dort drüben wieder —
es ist das ewige Einerlei.

[Er geht zum Bett, auf dem er sich niederlässt; ganz leise beginnt er:]

Pierrot:

Ich nahm dich zu mir, fast noch ein Kind,
hab mit dir geweint, hab mit dir gelacht,
und hab dich in Schlaf gewiegt zur Nacht
und geliebt! . . . geliebt! . . .
Wie rasch doch sind
die Stunden und die Tage vergangen,
die tollen und traurigen, wilden und bangen . . .
sie liess mich allein . . .
Wie kam's doch nur . . .?
ich suche und suche und find keine Spur,
auf alle die Fragen, die mich plagen,
kann ich keine sichere Antwort sagen.
Der Andre gefiel ihr besser als du!
Nur gieb doch endlich mit Fragen Ruh!
Sie hatte dich satt und dein Saitenspiel,
das wurde ihr endlich allzuviel,
und dass du dich ganz darin vergassest,
und Stunden um Stunden neben ihr sassest

und redetst kein Wort, in den Wolken träumtest
und dabei Küssen und Lieben versäumtest,
[stark:]
du denkst nur an dich, du Egoist,
weisst nicht, was Weib, was Ehe ist:
[erschrocken:]
sprachst du Colombine?
[Pause; dann wieder ganz leise:]
Ich weiss, ich weiss,
es ist die Ehe ein Blütenreis,
das die junge Liebe voller Entzücken
einst musste vom Baum der Freude pflücken,
das nun ward welk und gab keine Frucht.
Man findet nimmer, wie man auch sucht,
den Duft von damals, die Formen und Farben.
Das Reis — es musste im Glase darben,
da ging es hin — da starb auch die Liebe —
was da von ihr noch übrig bliebe,
ist — doch nein, Pierrot, lüg dich nicht an,
Lieben, lieben kann nur der Mann,
das Weib kann sich nur lieben lassen,
sie ist zu bequem, zu schwach, zu klein,
immer muss einer bei ihr sein,
der ihr von seiner Liebe erzählt,
und dass er sie hat auserwählt,
ihr sein Leben zu weihen ganz und gar
und wie sie nur seine Sehnsucht war.
Einer muss immer ihr das schwören,
von einem muss sie es immer hören.
Und hast du für dich etwas zu tragen,

zu dir allein auch etwas zu sagen,
so schleicht der erste Beste sich ein,
du magst ihn verachten, du magst ihn hassen,
dein Weib wird sich von ihm lieben lassen,
denn er thut's gern und sie war allein,
und einer muss immer bei ihr sein

[Er geht zum Tisch hinten und lässt sich dann schwer auf einen Stuhl fallen.]

Wie sich mir alles im Kopf verwirrt,
mein ganzes Denken im Kreise irrt.

[Er springt auf.]

Lass doch, Pierrot, das Ganze gehen!

[Pause; dann wieder ganz leise:]

Und käme sie, könnte ich widerstehen,
sie zu erwürgen — oder zu küssen,
die roten, so roten, feuchten, süssen
Lippen . . .?
Und um den Hals, den zarten,
dann meine Hände, die grossen, harten,
legen und würgen . . .
nein, nein, nur schmeicheln
und dann ihre weissen Finger streicheln
und . . .
sie biegen und brechen . . .
nein, nein, die losen
Finger will ich ihr einzeln kosen . . .
die Hände biegen, dass in den Gelenken
sie knacken . . .
nein, Spangen will ich ihr schenken

von Gold und ins Haar ein Diadem
dass jeder, der dann zu mir käm,
sie als die Königin begrüsste . . .

[Er fällt erschöpft auf den Stuhl vor der Toilette und weint lange.]

— — — — — — — — —

[Er blickt auf und sieht sich im Spiegel.]

Was redest du dir für Unsinn vor,
du dummer bleicher, verliebter Thor,
sieh dich nur an, mach lieber Toilette!
Wie siehst du nur aus! Pfui Teufel, ich wette,
du trägst — unglaublich! — seit acht Tagen
noch immer den gleichen zerknüllten Kragen,
auf dem — Colombine damals gesessen . . .
und zu schminken hast du dich auch vergessen!

[Er beginnt sich zu schminken.]

Gieb mir, Weiss, du aller Farben
letzte Einung deine bleiche Pracht.
Binde fest das Rot der Wunden,
Löse auch das Grün des Hoffens,
und das Gelb der stolzen Freude
nimm zu dir, wie auch der Ruhe
tiefes Blau der hellen Nächte . . .

[Er wirft die Puderquaste weg, müde:]

Wozu das alles . . .!

[und geht auf und ab; plötzlich bleibt er vor seinem Werke stehen.]

Du mein Leben! Nahst du mich zu trösten, Schönheit,

du meine milde Herrscherin . . . du meine Ruhe bei den Sternen!

[Er legt die Hände vor die Augen und bleibt so bewegungslos stehen. Die Thüre öffnet sich leise und langsam kommt: Colombine. Wie sie die Thür schliesst, fährt Pierrot erschrocken schmerzlich auf.]

Pierrot:

Was ist!

[Pierrot unbeweglich mit abgewandtem Gesicht, Colombine an der Thür.]

Colombine:

Ich bins. . . .
Doch komm ich dir nicht gelegen,
so sag es nur — dann geh ich wieder.

— — — — — — — — —

Ich bin so müd. Ein bischen da nieder
darf ich wohl sitzen und mich verschnaufen,
hab mich den Weg ganz heiss gelaufen.

— — — — — — — — —

Du schaust mich nicht an, redst gar kein Wort,
du jagtest mich sicher lieber fort!

— — — — — — — — —

Ach sieh, das Band da am rechten Schuh
ging auf — ach bitte bind mirs zu . . .
Nein? Da muss ich's wohl selber thun,
hab ich doch Plag mit den dummen Schuh'n,
wenn ich nur ein bischen schneller lauf,
so gehen gleich die Bänder auf.

— — — — — — — — —

Wie durstig ich bin . . .! Du hast wohl Wein —?
da stehen ja Flaschen, ach schenk mir ein
von dem goldigroten, weisst du, dem süssen —
auch das nicht? — Da werd ichs wohl selber müssen.

[Sie geht zum Tisch und schenkt ein, doch trinkt sie nicht.]

— — — — — — — — —

Ich bin wohl recht schlecht. Magst mich gar nicht mehr,
blickst so finster, schaust nicht einmal her —
und was hab ich denn so gar schlimmes verbrochen?

Pierrot [leise zu sich selber]:

Es war vorbei, es war überwunden,
so kams mir vor — nun springt aus den Wunden
frisches Blut, da sie bei mir ist.

Colombine [mit rascher Bewegung auf Pierrot zu]:

Ach geh, Pierrot, wie du nur bist!
Quälst dich mit alten dummen Sachen —
komm, lass uns lustig drüber lachen!

Pierrot:

Bist du schon so weit?

Colombine:

Was willst du sagen?

Pierrot:

Kann deine Liebe Gelächter vertragen,
wo deine Lippen von Küssen noch feucht,
die der andre dir gab? — Trägst du so leicht
schon das Herz, das gestern von Liebe noch schwer?

Colombine:

Ich kam doch heute zu dir her . . .

Pierrot:

Um mich das Gestern vergessen zu machen,
um über das Gestern mit mir zu lachen . . .
Colombine, Arme, du thust mir leid
in deiner Liebesbedürftigkeit.

Colombine:

Wie bitter dein Mund, wie hart dein Blick
doch nehm ich alles als mein Glück —
so bitter nur die Liebe spricht,
und aus deinen harten Augen bricht
das Licht deiner Sehnsucht.

Pierrot:

Was spielst du mit mir,
mit mir und dem andern und mit dir?

Colombine [mit geschlossenen Augen]:

Ich war ganz still, da kams über mich,
er nahm meine Hand, ich dachte an dich,
ich hielt ganz still, da küsste er mich
— das war so gut . . . als küsste ich dich.
Da flog ein Blitz. Er sah mich an
so stark . . .! Da war es um mich gethan . . .
und stärker wars als mein kleines Leben —
ich musste mich ihm — ganz — ergeben . . .
Es war nicht Lust, die mich zu ihm trieb,
Es war mein Schicksal. —
Was mir blieb
ist der Traum aus einer Gewitternacht,
der mich glücklich-unglücklich hat gemacht.
— — — — — — — — —

Pierrot:

Und würde ich schwach und gäbe ich nach —
ihre Küsse würden dem Andern gelten,
und während die Sinne dir übergehen,
würde dein Auge den Andern sehn —
deine Sehnsucht würde dich so belügen,
das wäre nicht Liebe, wäre ein Tier.

Colombine:

Du sprichst so viel. Du bist aufgeregt,
und hast dir alles nicht überlegt,
was du Hässliches sagst. Ich kam zu dir,
weil mich Sehnsucht trieb. So bin ich hier.
Es war ein Traum, aus dem ich erwacht,
und was dein Wille aus mir macht,
das werd ich sein: eine dienende Magd,
die zu dir: Herr und Gebieter sagt,
oder du heissest mich von dir gehen,
dann schleich ich mich fort auf leisen Zehen ...
Ich bin bereit — dein Wille geschehe:
du hältst die Freude, du hälst das Weh.

[Sie kniet mit ausgebreiteten Armen vor Pierrot hin und lässt den Kopf tief auf die Brust sinken.]

Pierrot [neigt sich zu ihr herab, immer tiefer, bis auch er kniet vor der Knienden]:

Lass mich in deine Augen sehen —
sie sind so klar, sie blicken so gut,
was auf ihrem tiefsten Grunde ruht,
das seh ich herrlich auferstehen —
die Liebe! Sie schwimmt auf Perlenthränen

zu mir und lässt mich vor Schmerz vergehen
und will mir das Herz in Lust zerdehnen, —
Colombine!

Colombine:

Liebster!

Pierrot:

Geliebte!

Colombine:

Drück mich an dich! drück mich an dich!

Pierrot:

Ich hab dich, ich lass dich nimmer los.

Colombine:

Du magst mich ja nicht, du scherzt ja blos!

Pierrot:

Und du, du süsse Colombinette,
du bist eine schlimme, böse

Colombine:

Sei still!

[sie hält ihm den Mund zu]

Ich bin treu und voll Sittsamkeit
und übe mich in der Enthaltsamkeit
du lieber, du dummer Pierrot!

— — — — — — — — —

[Sie gehen während des folgenden langsam zögernd zum Bett, auf das sie dann hinsinken]

Colombine:

Hörst du die Nachtigall . . . Lass uns lauschen . . .

— — — — — — — — —

Pierrot:

Wie an der Harfe die Saiten rauschen . . .

— — — — — — — — —

Nein — in uns singt die Nachtigall

Colombine:

Und die Harfe tönt den Widerhall . . .

— — — — — — — — —

Ach! wie du küssest . . .! Lass mich trinken
von deinen Lippen . . . in Lust versinken . . .

Pierrot:

Nun muss ich dir die Bänder lösen
von deinen Schuhen, die Füsse zu küssen,
dich ganz Colombine, zu zerküssen . . .

— — — — — — — — —

Du!

Colombine:

An solchen Küssen sterben müssen,
wie wäre das schön . . .!

Pierrot:

Nein! Leben
und ewig sich solche Küsse geben . . .

— — — — — — — — —

Colombine:

Komm . . .
wie deine Augen überfluten

Pierrot:

die deinen sich in Verzückung brechen . . .
dein Mund, wie er lacht . .! Sei still . . nicht sprechen . .

— — — — — — — — —

Colombine:

deine Lippen so rot . .

Pierrot:

sie bluten.

Colombine:

Gieb mir . .! Ich hab sie dir ganz zerbissen.

Pierrot:

Lass mich den Duft deiner weissen süssen
Brust einatmen, du Holde . . .

Colombine:

Lass . .

du tötest . . .

— — — — — — — — —

Pierrot [schreit auf]

Colombine:

Was hast du Pierrot?

Pierrot:

Ich? Nichts. Doch du!
Du hast da ein Kussmal, doch nicht von mir,
der Andre küsste dich wohl hier,
hier unter der Brust . .

so sprich doch, sprich!!

Colombine:

Ich habe nur dich lieb, Pierrot, nur dich!

Pierrot [springt auf und von Colombine weg]:

Und den Andern, den Andern! Jetzt denkst du an ihn.
Da seh ich ja sein Zeichen glühn,
das Brandmal, dass er dir eingebrannt.

Colombine [auf dem Bette kniend]:

Ich hab dich lieb, ich hab dich lieb,
doch schmäh nicht den, den ich erkannt,
er that mir nichts Schlechtes, er hatte mich lieb,
und wenn mir an ihn ein Erinnern blieb —
Kann ich dafür . .?

Pierrot [schreit]:

Du heilige Dirne!

[er stürzt lang auf den Boden hin, Colombine eilt zu ihm]

Colombine:

Pierrot! Pierrot! So sprich doch ein Wort!

— — — — — — — — —

Pierrot:

Was ist . . Du! Weg! Fort!

[Er erhebt sich und geht zum Fenster, blickt in die Abendglut.]

(Lange Pause.)

Pierrot [sehr ruhig]:

Es stöhnt noch auf. Das letzte Mal.
Der Tag hat seine müde Qual
nun ausgeweint. In weitem Bogen
kommt nun der weisse Mond gezogen,
die bleiche Sonne meiner Nacht. — —
Was doch das Leben müde macht . .!

[Colombine ging leise zur Thür, deren Klinke sie nun in der Hand hält]

Geh zu ihm, Colombine, ich lass ihn grüssen,
du seist noch einmal zu mir gekommen
weil du nicht ordentlich Abschied genommen,

doch war es ein zweifelhaftes Geniessen . .
und dass du mit mir seine Zeit versäumt —

[Colombine geht]

[Pierrot schluchzt in die Hände. Nun fällt der Mond ins Zimmer und wie Pierrot seinen weissen Mantel fühlt, lässt er langsam die Hände sinken]

Colombine, wo bist du?

[lächelnd]

[1896] Ich hab geträumt.

DIE DREI MUSIKANTEN / VON AUBREY BEARDSLEY / UEBERSETZT AUS DEM ENGLISCHEN / VON R. A. S.

DEN Weg entlang am Walde hin
Drei lustige Musikanten ziehn,
Vergnügt mit sich und in ihrem Sinn
Franz Himmels letzten Melodien,
Vom neuen Thema, Morgens Werk, dann Frühstück und dann Sommergrün.

So grau die Eine, kühl zu schaun
Im weissen Kleid, das kaum versteckt
Der Zwickelstrümpfe Seiden-Braun,
Die Ellenbogen rot gefleckt,
Und Unterröckchen, Rausch und Tand und Linien, die der Wind entdeckt.

Zu Seiten ihr ein Bursche schlank,
Der ordnet ihrer Locken Fall
Und stirbt für ihren Gruss und Dank
Und für Applaus und Bravo-Schall
In Wien und in St. Petersburg, Paris und in St. Jakobshall.

Als dritter kommt ein Pianist
Aus Polen, Abgott aller Welt,
Des Hand und Herz gleich locker ist,
Des gelbes Haar sich bäumt und wellt
Und dessen Saiten-Triller schon dem Schüler Mut und Lust vergällt.

So schlendert man den Weg entlang
Und pflückt in Aehren reifes Korn,
Uebt stückweis Rede und Gesang
Und neckt den Wald mit Siegfrieds Horn
Und füllt die Luft mit Glück und füllt des Woll-Touristen
Herz mit Zorn.

Der Pole hält 'nen Stengel Mohn
Und denkt — und bleibt ein Weilchen stehn —
Den Streicher-, Holz- und Bläser-Ton
Von 'nem Orchester, ungesehn,
Entzückt, dass einmal alle Mann nach seinem Text und Willen
gehn.

Die holde Sängerin gemach
Ruht aus im Rasen, wo sie sieht,
Wie ihres Schlosses flimmernd Dach
Durch Juli-Dunst und -Bäume glüht,
Und fächelt sich und schliesst das Aug, wie sie ihr Röckchen
streift und zieht.

Zu Füssen ihr der Bursche schlank
Wägt seinen Mut und seinen Stern;
Doch Juli-Hitze wägt nicht lang:
Da sieht es der Tourist von fern,
Enteilt, rot wie sein Buch, und schickt für Frankreich ein Ge-
bet zum Herrn.

VIER GEDICHTE/VON M. MAETERLINCK/ UEBERTRAGEN VON KARL KLAMMER.

Gesichte.

ICH seh in meinen Träumerein
die Thränen, die mein Auge je geblendet,
und alle Küsse, die ich je verschwendet,
an mir vorüberziehn in langen Reihn.

Wie Mondes Licht auf weiten Wiesenflächen,
wie bleiche mattverblühte Blumensterne,
wie blaue Wasserstrahlen in der Ferne,
wie Lilien, die im fahlen Mondlicht brechen.

Vom langen Schlafe schwer und müde, sehn
die Blicke durch die festgeschlossnen Lider
auf Raben, die in Rosen wiegen, nieder,
auf Kranke, die in heller Sonne stehn.

Und langsam sinkt auf mich herein
all dieser irren Liebesstunden Trauer,
so ohne Regung, ewig, wie ein blauer,
von stillem Leid durchglühter Mondenschein.

Treibhaus des Unmuts.

O in der Brust die leere blaue Qual!
Und dieses klare Schauen
von meinen Träumen, meinen sehnsuchtblauen,
im trübsalschweren Mondenstrahl!

Die Leere, wie ein Treibhaus blau, wo immer
die tiefen grünen Wände fest geschlossen,
die Wände und die Decke übergossen
von Glasglanz und von blauem Mondenschimmer.

Und drinnen wachsen riesenhaft
einsame Nachtgebilde in den Raum,
vergessen, unbeweglich wie ein Traum
auf den dunklen Rosen der Leidenschaft.

Und leise rinnt ein Wasser, still und leise,
in dem zu einem grünen ewigen Weinen
sich Himmels Blau und Mondes Licht vereinen,
wie eines Traumes müde Schlummerweise . . .

Gebet.

BARMHERZIGKEIT, mein Gott, Barmherzigkeit,
dass ich schon an des Wollens Schwelle fehle!
Denn bleich ist meine arme kranke Seele
vor weisser Schwäche und Unthätigkeit.

Die Seele mit den halbvollbrachten Thaten,
die Seele, bleich vor Weinen und vor Klagen,
sieht an dem Unerschlossnen ihre matten
und schwachen Hände leise zitternd zagen.

Und während blaues Träumen sie durchglutet,
hat ihre Hände, die wie Wachs so fahl,
ein Mondenstrahl, o Gott, ein Mondenstrahl
mit seinem stillen Lichte überflutet.

Ein Mondenstrahl, durch den der Widerschein
der gelben Lilien kommender Tage bebt,
ein Mondenstrahl, aus welchem sich allein
der dunkle Schatten ihrer Hände hebt.

Die Lilie.

IN einer Glocke von Kristall
von blauem, werden meine müden Traurigkeiten,
und meine dunklen Schmerzen weiten
sich zu Gebilden überall.

Und eine schlanke Lilie hebt
die stolze bleiche Krone leise,
bis sie über dem dunklen Kreise
verträumt und einsam schwebt.

Und in der Blätter bleichem Strahl,
die sanft wie Mondlicht schimmern, geht
sacht aufwärts zu dem blauen Kristall
ihr weisses mystisches Gebet . . .

DIE KNABEN / EIN AKT / VON ROBERT WALSER.

Eine Bergweide.

Franz, Hermann, Heinrich treten auf. Ganz hinten sieht man Peter, klein wie ein Hase.

Franz: Man denkt nicht mehr ans Sterben, wenn man so steigen muss (*wirft sich auf die Matte*). *Hermann:* Natürlich nicht, denn die Gedanken haben keine Zeit, Aussergewöhnliches auszubrüten. *Franz:* Hast du oft daran gedacht schon? *Hermann:* So oft, dass Sterben mir bald nichts anderes als eine Gemeinheit erscheint. *Heinrich:* Du hast eben noch nie daran gedacht, zu probieren. *Franz:* Heinrich hat Recht. Wie reizend muss so ein Probieren sein, es mit dem Tode aufzunehmen. Versuche über diesen Zaun zu balancieren, und du fühlst es. *Heinrich:* Fühlen? *Franz:* Ja. »Gefühl ist alles.« O mein Goethe! Wann komme ich dazu, deinen Faust auf der Bühne zu geben. Ach, eine Seeligkeit. Alles im grellen Lampenlicht und nun die stille Nacht meines Sprechens. Freilich muss man zuerst sprechen können. *Hermann:* Du gehst also zur Bühne? *Heinrich:* Willst du das wirkliche Leben mit dem Scheine vertauschen, den Körper mit seinem Reflex? *Franz:* Uh — die Philosophen. Ich gehe zur Bühne in der Absicht, mir dort ein lebendiges Leben einzurichten. *Heinrich:* Thu es, thu es, aber es ist schwer. *Franz:* Nicht zu schwer; denn es wird leicht genug sein, dass ich es in meine Macht bekomme. *Hermann:* Macht ist oft nichts als Einbildung. *Franz:* O du bist klug! Einbildung ist selbst die Macht. Bilde dir nur nie etwas ein, und du wirst dir nie etwas unterwerfen. — Ach, wie es hier

schön ist. Welch eine Freiheit. Daliegen und von Grösse träumen zu können. (*Er erhebt sich.*) Herum zu gehen hier, und von Grösse zu träumen (*er schlendert nach hinten*). *Heinrich:* Grösse? *Hermann:* Er sagte Grösse. Glaubst du daran? *Heinrich:* Ich glaube nicht, dass ich nicht daran glaube. Weiss ich es? Weisst du es? *Hermann:* Ich weiss nicht, was die Grösse ist. *Heinrich:* Ich weiss es, aber ich kann es nicht sagen. Es steckt mir in den Beinen, aber nicht im Mund. *Hermann:* Ich glaube, dann sollte es mir in den Ohren stecken. *Heinrich:* Ja, du bist ja Geiger. *Hermann:* O rede nicht so. Ich muss es für Spott nehmen. *Heinrich:* Spotte auch. *Hermann:* Ich kann nicht. Ich habe nicht den nötigen Verstand, um mit Witz spotten zu können. *Heinrich:* Du bist ein guter Kerl. (*Sie schweigen.*) *Heinrich:* Jetzt wird bald die Sonne untergehen. Sieh, wie lang die Schatten werden; bald werden sie uns berühren. *Hermann:* Giebt es etwas Zarteres als das Zunehmen eines Schattens? *Heinrich:* Als ein solches Berühren? *Hermann:* Wir fragen die Natur; wir werden nie Antwort bekommen. *Heinrich:* Doch, von unseren Herzen. *Hermann:* Dann muss man so viel sagen, erklären, betonen. *Heinrich:* Nein, man muss nur immer schweigen. *Hermann:* Ach, du! (*sie umarmen sich.*) *Heinrich:* Nun hat es schon deine Füsse. *Hermann:* Was? Ah, der Schatten. *Heinrich:* Was wohl so ein Schatten bedeutet? *Hermann:* Den Tod? Das Leben? Die Grösse? Die Schweigsamkeit? *Heinrich:* Wir müssen das Fragestellen lassen. Man darf nicht laut so viel fragen. Das entzweit uns. Entzweiung von dir wäre Sterben. Ich habe noch niemand so gern gehabt wie dich. *Hermann:* Ich weiss nicht, wie ich es habe. Aber das mit dem Mädchen, das ist so leer, so lieblos. *Heinrich:* Ich weiss es nicht. (*Franz kommt zurück; die Vorigen.*) *Heinrich:*

Nun, hast du von deiner Grösse ausgeträumt? Bist du so kleinlich, und kehrst zu uns zurück? *Franz:* Man wird müde von dem Träumen. *Hermann:* Träumen ist wie Regen; es weicht so auf. *Franz:* Nein, Träumen ist wie Abendsonne, süss und rot, aber schwer und weh. *Heinrich:* Hat es dir wehgethan? *Franz:* Ich ging von Euch weg, da war mein Träumen hell wie der Mittag, ging tief in die Seele, kehrte frisch wieder zurück. Nun ist es beschädigt, zerrissen, entstellt, entfernt; es ist wie Nacht. Das thut weh. Oder nicht, Page? *Heinrich:* Erinnere mich nicht daran. *Franz:* Hört doch, hört doch, ihr dunklen Felsen, schalkhafte Figuren der Natur: der da ist ein Page. Er ist bleich vor Liebe zu seiner Herrin. Seine Herrin ist ein dickes Frauenzimmer. Ihre Haare sind rot, ihr Mund ist schwulstig, ihr Kinn doppelt, ihr Gang unbeholfen und ihre Augen sind Blei. *Heinrich:* Still doch, ich habe keine solche Herrin. *Franz:* (*unbändig lachend*) Soll ich dir eine andere beschreiben? Vielleicht trifft es zu. *Heinrich:* Nein, beschreibe nichts, als eine Grenze um deinen lockeren Verstand, damit er nicht ausschlüpfen kann. *Hermann:* Wollen wir nicht heimgehen? *Franz:* (*plötzlich ernst*) Heimgehen! *Hermann:* Es wird mir zu kalt hier. Ich muss Bewegung haben. Wo bleibt Peter. *Heinrich:* Er ist doch mit uns gegangen. *Franz:* Ja, der wird irgendwo Rüben abschälen, oder Gras fressen. Kommt lasst uns gehen. *Hermann:* Peter, Peter! He Peter. (*sie gehen ab*)

Tiefer Abend. Peter tritt auf. *Peter:* Sie schreien mir. Mit welchem Uebermut schreien sie meinen Namen. Sie werden heimgehen ohne mich. Es ärgert sie vielleicht nur, dass sie auf dem Heimwege keinen Stoff zur Unterhaltung haben. Ich

müsste sonst dieser Stoff sein. Wie schrecklich lächerlich ist ihnen meine Gestalt. Sie ist ihnen eine ewige Lachlust. Selbst mein Zorn ist ihnen lächerlich. Ihnen, dem Geiger, dem Schauspieler, dem Pagen. Ich bin ohne solchen Titel, ohne Talent, wenn nicht das Weinen zu den Talenten gehört. Ich bin mit Weinen begabt. Ich weine gewiss mit Talent, aber dies ist keine Kunst in den Augen der Künstler. Es ist auch keine Kunst (*er lächelt*) nein, keine Kunst, denn es kommt allein nur von Herzen. (*Er liegt auf dem Boden.*) Die Nacht scheuchte sie fort, mich aber weiss sie zu pflegen. Ich bin der Liebling der Nacht. Ich muss doch auch von etwas geliebt sein; aber es ist traurig: nur von der Nacht. Sie ist ganz schwarz, das sehe ich; sie ist ganz feucht, das fühle ich; sie ist ganz gut, das weiss ich. Es bleibt mir aufgehoben, noch besser ihre tiefen Vorzüge auszumalen. Ich bin ein Maler. Meine Thränen sind das Oel, womit ich die Farben mische, und diese sind meine Empfindungen. Ich male mit Gefühlen, als da sind: Seufzer, Jammern, Sehnsucht. Sehnsucht ist die heisseste meiner Farben. Oft vergehen alle meine Farben in einen weiten See, die Liebe. Ich muss immer, nur immer lieben; andere stellen das zu Zeiten wohl hübsch ein, ich muss immer. Dann kommt eine Nacht, wie heute, wie diese, und ich bin nur noch Liebe, Thränen, Sehnsucht, Verkommenheit. (*Er liegt mit dem Kopf an der Erde und weint hörbar.*) Es muss wohl einmal (*er stützt seinen Kopf auf*) mit dem Lieben aufhören, aber dann hört mein Leben auf, das weiss ich; denn meine Liebe zum Leben ist nichts mehr, als Liebe zur Mutter, und sie ist tot. Man warf sie mehr in die Erde, als senken. Sie war ein verachtetes aber schönes Weib. Meine Liebe stürzt ihr nach, ganz unsinnig, ganz verzweifelt. Sie war eine arme, aber schöne Frau. Ihre Schönheit, die mehr

war als Schönheit, reisst mich hinab, wohin sie mehr geworfen, als gesenkt wurde. Ich hasse die Leute um dessetwillen nicht. Man hat keinen Grund, die Hintergangenen zu hassen, und die Leute, die meine Mutter warfen, sind Hintergangene. Sie werden nie hinter das Rätsel der Schönheit kommen. Ich aber sterbe gern, hinter das Rätsel der Schönheit zu kommen. (*Er wird heiter.*) Wenn ich so jung schon sterben will, so ist das Lust am Schlaf. Die Jugend hat Lust am Schlaf, weil sie leicht müde. Und ich bin so herrlich müde. Man ist gewohnt, sich von der Müdigkeit traurig stimmen zu lassen, mich stimmt sie lustig, mir verspricht sie so viel, sie verspricht mir den Tod: einen Kuss von der Mutter. Ich bin gern todmüde, damit es mich schon hier an diesen Kuss erinnert. Ich kann den Kuss nicht ohne den Tod haben; nun, da mir der Kuss so lieb ist, ist mir der Tod auch lieb. Der Tod küsst mich. Wäre es doch, wäre es doch, wäre es doch. (*Er geht traurig ab.*)

Verwandlung. Eine menschenleere Strasse. Franz und Hermann treten auf. *Hermann:* Was sagte der Schauspieler Jack zu dir? *Franz:* Ich hätte kein Talent; mir fehle der göttliche Funke. *Hermann:* Was ist das? *Franz:* Das Talent. Ich will es dir breiter erklären. Er hiess mich, ihm ein Gedicht oder eine Rede vortragen. *Hermann:* Das konntest du doch ausgezeichnet. *Franz:* Ich konnte es nicht ausgezeichnet; denn des Mimen Miene verzog sich während des Vortragens zu einem besorgten Lächeln, womit man die Talentlosigkeit tröstet. *Hermann:* Und hast du das so hingenommen und bist abgefahren? *Franz:* Zuerst wurde der göttliche Funke erklärt und alsdann mir

erklärt, dass ich mich mit dem Schwindel von Bühnenlaufbahn zu empfehlen hätte. Er hatte feine Lippen, strenge Sprache, edle Manieren, stramme Haltung, ruhige Bewegung, vornehmes Thun, und das, was man Geberde nennt, war ihm wie angegossen. Mir aber wurde dies alles unheimlich, ich weinte fast. Da sagte der freundliche grosse Mann: Mein Lieber, es ist nicht anders, Ihnen fehlt der göttliche Funken. *Hermann:* Hierauf gingst du? *Franz:* Nein; denn ich hatte noch anzuhören, wie der göttliche Funken noch einmal zerlegt und ausgepackt wurde; es ward mir schlecht dabei, und nun habe ich genug von der ganzen Kunst, wenn sie ein Funken sein soll. Mit Funken will ich nichts zu thun haben. *Hermann:* Willst du auch anhören, wie es mir erging beim Paganini? *Franz:* O erzähle, erzähle. *Hermann:* Zuerst muss ich mit einem spindeldürren Menschen anfangen, denn das war das Erste, was der Meister zu zeigen hatte. Dann schob derselbe eine Hand von sich, und ich glaubte, sie sei von einem Gespenst, so dünn, so dünn. Hierauf mass er mich mit den Augen, ich fühlte mich gestochen; dann hiess er mich ein Stück spielen: seine Stimme war das zarteste Lied, und das Aufthun seiner Lippen nichts anderes als Bogenstriche. Ich spielte und erntete wenig Beifall, im Gegenteil, ein böses Missfallen, denn der Meister sagte mit seinem Kopfe nur nein. Ich sage dir, ein überdrüssiges, gelangweiltes Nein. Ich wusste nichts zu sagen, ich steckte die Geige ein und ging — und nun — gebe ich das Geigen auf. *Franz:* Du hast recht, wenn es solche Martern dulden muss wie die, einen Meister suchen. *Hermann:* Geben wir alles auf. *Franz:* Ich gehe in den Krieg. Frankreich wirbt Truppen. *Hermann:* Ich habe etwas Geld, sonst nichts mehr. Ich komme auch. *Franz:* Heinrich wird auch kommen, wenn er nicht mit seiner Dame besser fährt, als

wir mit der Kunst. *Hermann:* Hier kommen sie angefahren. *Franz:* O Himmel! Verstecke dich. (*sie verbergen sich*)

Die noble Dame. Heinrich. *Heinrich:* Du bist die schönste aller Fraun, die je ein süsses Kleid nur trug. Ich bin Gefangener von dir. Ich bin verloren wegen dir, da du so schön und vornehm bist. O nimm mich doch zum Pagen an, zum Schleppenträger deiner Müh'. Wenn auch dein Kleid nicht Schleppe hat, so giebt's zu schleppen doch gewiss um dich, die du mir heilig bist. O wende dein Gesicht zu mir. O schau mich lächelnd einmal an und nenne treuen Pagen mich, der so verliebt ins Dienen ist. Dir dienen ist mir Seligkeit, ist kosten an der Schönheit Stamm, denn du bist süsser Schönheit Baum. *Dame:* Was wollen sie, mein junger Herr. Mir dienen — ei, das ist ja schön. Sie scheinen vielgelehrt zu sein im Schmeicheln um des Schmeichelns Kunst. Sie scheinen auch gar lieb zu sein, und gern versäumt mein Auge sich bei ihrem, dessen Schein so treu. Nur Probe von der Treue fehlt. Doch dieses Fehlen gilt nicht viel. *Heinrich:* O süsse Stimme, klinge doch, mein Ohr ist nicht zufrieden noch. *Franz:* O das ist köstlich. Das ist ein Spass auf Monate hinaus. *Hermann:* Sie sprechen in Versen. Höre doch. *Heinrich:* Dir dienen, deinen schönen Leib befühlen, o du liebes Weib. *Dame:* Nur müssten sie sich nie vergessen. Ich will sie aber immerhin mitnehmen in dem strengen Sinn, das Kostüm ihnen anzumessen. *Heinrich:* O lassen sie die Hand mich küssen, die Finger, deren Glätten mich so glücklich macht, als es sich so glücklich nun hat schicken müssen. *Dame:* Willst du ein zarter Knabe sein, so übe dich an deinem Finger im Küssen, in dergleichen Dingen ist man nie

zart genug und fein. *Heinrich:* Entschuldige, mein Verliebtsein ist noch nicht gewöhnt an Mass und Frist. (*sie gehen ab*)



Franz: Wie er ihr die Hand küsste. Wunderbar. *Hermann:* Ein solcher Flegel. Da kommt er schon wieder. (*verbeugt sich*) »O lassen sie die Hand mich küssen.« (*Die Vorigen. Heinrich.*) *Franz:* Wie, Heinrich? So schnell wieder von einem Orte weg, der dich so mitgerissen hat? *Hermann:* Du machtest artige Fratzen; wir sahen alles. Es ging zu, ganz wie auf dem Theater. *Franz:* Ihr sprachet in Versen. Abscheulich. *Heinrich:* Sie hat mich stehen lassen. *Franz:* Sie hat dich ausgelacht? *Heinrich:* Sie that nichts als verschwinden. Ich war so entzückt im Anschauen, so entzückt in Gedanken. *Franz:* Da hat sie sich in eine Hausthüre gemacht. *Heinrich:* Ich weiss es nicht. *Hermann:* Hat sie nicht gesagt, deine Seufzer seien ihr zuwider? *Franz:* Dein Betragen sei kindisch? *Heinrich:* Sie hat nichts dergleichen gesagt. *Franz:* Sie hätte es sagen sollen zu deiner Genesung. Sieh: wir gehen in den Krieg. Alle Kunst ist Simpelei. Der Krieger ist darüber erhaben. Es ist das Letzte, was ich unternehme, aber ich will es als Mann thun. *Hermann:* Ich habe meine Weichheit erschlagen, bin Mann geworden. *Franz:* Werden wir alle drei Männer. *Heinrich:* Ich auch. *Franz:* Halt, und Peter? *Heinrich:* Ja, Peter. *Hermann:* Wir müssen den Peter mithaben. Natürlich, dann können wir nie aus dem Lachen kommen. *Franz:* Wo steckt er denn? *Hermann:* Ich sah ihn in einem Winkel hocken wie einen Käfer. Er starrte vor sich hin. Seine Hand hing wie eine Weide hinunter über dem Kopf. Er hatte Prügel bekommen. *Franz:*

Nun, er soll selber ein Prügel werden. *Heinrich:* Mit dem wir die Leute prügeln. *Franz:* Meinetwegen. Kommt jetzt. (*alle ab*)

Verwandlung. Ein Wald. (*Peter tritt zwischen den Stämmen heraus.*) *Peter:* Sie wollten mich mithaben. Ich sagte immer Nein. Das ging so eine Stunde. Zuletzt liessen sie von meiner Halsstarrigkeit ab. Es ist jetzt Zeit zum Sterben. Mein Traum geht in Erfüllung. Alles hier ist wie gemacht, ein Ort und eine Stunde der Erfüllung zu sein. Wie schön ist es im Wald. Ich höre die lieblichste Musik, das treueste Sprechen, das redlichste Sehnen. Mein Weinen hört auf. Was ist es, dass ich nicht weinen kann? Ich weiss es, sage es nicht, freue mich nur daran. Ich habe das Leben mit Weinen verdient, der Tod kommt unentgeltlich. Für das Beste zahle ich nichts, während ich für die Treulosigkeit, den Kummer, das Unwissen reichlich zahlte. Ich bin viel geschlagen worden, nun schlägt der Himmel für mich sein Auge auf. Er hat ein grossaufgerissenes Auge. Nun denn, so sterbe ich. Ich kann es früh, weil ich früh so müde bin. Es wäre vieles noch zu sagen, das unaussprechlich ist. Man kann das Unaussprechliche wohl sagen. Aber die Tannen sind so still, dass sie mir Stille gebieten, Tod gebieten. Weil meine Mutter so lieb war, sterbe ich. (*Er stirbt.*)
Der Wind macht den Wald rauschen. Peters Mutter kommt mit vorgestreckten Armen, eilt auf ihn zu. Vorhang.

VIER GEDICHTE/VON RICHARD SCHAUKAL.

1.

NACHT verhängt mit schwarzen Schleiern
lösendes Ermatten schon,
wie aus wundertiefen Weihern
baut sich schwebend kühl ihr Thron,

ihre milden Hände hält sie
stumm mit silbernem Gesicht,
tiefste scheue Süchte schwellt sie,
trunken von verhaltnem Licht.

2.

WIE auf den leichten Wellen blauen Rauches
dein Geist sich neue Träume spielend fand,
siehst du vielleicht im Dufte innern Hauches
beseligter das ferne Feenland

in jener Stunde, die Du nicht erschlossen,
die glanzerfüllt aus tiefem Brunnen steigt:
mit Silber ist dein banger Wunsch umflossen,
dem sich der Gott in stummer Gnade neigt.

Der Engel.

DER Engel, der einst unerkannt
in Blumen sich zu dir gefunden,
ihn ruft die zögerndste der Stunden
zurück ins dunkle Kinderland.

Schon will es purpurn drüben tagen,
im Dämmer harrt dein weiter Weg:
einmal an seine Brust noch leg
vorm Scheiden deinen Kopf in stummen Fragen.

Die Kinder.

DER Heiland aber wehrte ihnen
und sprach: ich seh, ihr alle seid
voll Glauben, doch die selig dienen,
die wissen nicht von meiner Zeit.

Lasst eure Kinder zu mir kommen,
denn ihrer ist das Himmelreich,
ihr aber, ihr gewillten Frommen,
versucht und werdet ihnen gleich.

So ihr nicht werdet wie die Kinder,
ganz ohne Willen und Verzicht,
seid ihr nicht Lebens Ueberwinder,
und die da leben, will Er nicht.

VIER GEDICHTE/ VON WILHELM VON SCHOLZ.

Brunnen-Inschrift.

ICH bin der Erde kühles Blut.
Hier schöpft von meiner ewigen Flut,
wo sie aus Dunkel kommt und quillt
und rauschend eure Krüge füllt.
Ihr hört, indes ihr schöpft, mein Wort:
ihr tragt nicht Wasser mit euch fort;
den Schatten meines ewigen Fliessens,
den Nachhall meines Sich-Ergiessens
habt ihr in euren schweren Krügen.
Ihr trinkt — da fasst euch Sehnsucht an,
der keine Wanderfahrt genügen
und die kein Sturm verlöschen kann.
Ihr trankt die Flut der ewigen Zeit:
mein ist die tiefste Trunkenheit.

Eine andere.

ALL eures Fragens Sinn ist heisser Durst.
Erwartet keine Antwort. Doch erwartet
vom Quell des Lebens einen kühlen Trunk.

Spätabend.

AUS Abenden, die sich in weite Nacht
verlieren, muss ich mir ein Leben bauen,
das ohne Tag anhebt im Dämmergrauen
und einsam — ohne seinen Willen — wacht,

bis rings um mich durchsichtige Wirklichkeit
die Tageswelt verschlingt, mir Raum zu spenden.
Ein Zimmer. Luft. Und Bücher an den Wänden,
die längst gelesen starren in meine Zeit.

Wolken im Herbst.

ICH habe lang an einem Stamm gelehnt
und in das Rauschen überwölkter Bäume
mich tief gesehnt,
bis fast mich trugen die getrunknen Räume.

Ich stand auf Wurzeln, die sich hart und schwer
zur Erde wölbten mit den Aesten allen.
Hoch wuchs der Stamm und zog die Wolken her,
um sie zur Krone über sich zu ballen.

Tief sind die Schatten solcher Wolkenstunde,
die Formen wandelnd hüllt, Gestalten tauscht!
Der Wurzelwipfel bebt im dunklen Grunde
vom Wind, der durch den Wolkenwipfel rauscht.

DIDEROT ALS KUNSTKRITIKER / VON ELLEN KEY. AUS DEM SCHWEDISCHEN VON FRANCIS MARO.

ES ist erstaunlich, wie wenig Diderot bei uns bekannt ist. Man weiss, dass er die Encyklopädie herausgegeben hat und dass er einer der hervorragendsten Philosophen der Aufklärungszeit war. Aber man hat ihn nicht gelesen und man weiss nicht einmal, dass seine Werke — von denen die bemerkenswertesten Jahrzehnte, ja manche fast ein Jahrhundert nach seinem Tode veröffentlicht wurden — ihm jetzt in seinem Vaterlande eine grossartige litterarische Renaissance bereitet haben, eine Renaissance, die in vollstem Masse Rousseaus Worte bestätigt: A la distance de quelques siècles du moment où il a vécu, cet homme paraîtra un être prodigieux; on regardera de loin cette tête universelle, comme nous regardons aujourd'hui la tête des Platon et des Aristote Diderots mächtiges Genie war auf allen Gebieten — als Philosoph, Moralist, Dramaturg und Kritiker — originell. Am allgemeinverständlichsten dürfte sich jedoch diese Originalität auf dem Gebiet der Kunstkritik offenbaren, und bei diesem möchte ich daher vor allem verweilen, in meinem Versuche, einen Eindruck von Diderot zu geben, stark genug, um andere zu locken, sich selbst in seine Werke zu vertiefen.*

* Das Folgende besteht aus Notizen, die ich während der Lektüre Diderots machte. Ich habe diese Aeusserungen bald hier, bald dort entnommen, seinen Salons oder ästhetischen Abhand-

Diderot war persönlich mit vielen Künstlern befreundet, ein häufiger Gast in ihren Ateliers. Grimm, der oft Zeuge seiner Ausbrüche der Bewunderung guter Kunst sowohl, wie seiner satirischen Ausfälle gegen schlechte Kunst war, hatte 1759 den glücklichen Gedanken, Diderot zu bitten, den Pariser Salon für die »Correspondance littéraire« zu schildern, die Grimm alle 14 Tage an die Höfe Europas sandte. Grimms sicherer Instinkt leitete so Diderot auf ein Gebiet, dass dieser wahrscheinlich von selbst nicht gefunden hätte und auf welchem er eine ganz neue Seite seiner Genialität entwickelte. Einer der Grossmeister unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der Kritik, Sainte Beuve, behauptet sogar, dass, wenn auch die Encyklopädie Diderots grösstes Werk sei, seine »Salons« sein erlesenstes sind; dass er der Schöpfer der »critique émue, empressée, éloquente« sei, jener Kritik, die fruchtbar und durchdringend ist. Er besass, sagt Sainte Beuve, jenes Vermögen der halben Metamorphose, das ein Triumph des Kritikers ist, das will sagen, die Fähigkeit im eigenen Geist des Schöpfers ein Werk zu sehen, ein Buch zu lesen. Und durch diese Intensität und Raschheit des Verständnisses wurde Diderot als Kritiker »der grosse moderne Journalist, der Homer der Zeitungsleute«. Während seiner Besuche im Salon notierte Diderot seine Eindrücke auf kleinen Zettelchen, deren er die Taschen voll hatte, und diese Aufzeichnungen arbeitete er dann in forcierter Arbeit von zehn bis vierzehn Tagen aus. So genau war seine Beobachtung, dass seine Schilderung eines jeden Kunstwerks dieses wieder bis in die

* lungen und habe sie zusammengestellt, um so einen Eindruck des Wesentlichen in Diderots Kunstansichten zu geben. Viele Aeusserungen sind nur kurz zusammengefasst, andere wieder unmittelbar citiert, wie es dann die Anführungszeichen angeben.

geringsten Einzelheiten hervorrief. Die ausserordentliche Offenheit, mit der Diderot in seinen Salons auch die Werke seiner Freunde kritisierte, wird zum Teile auch dadurch erklärlich, dass seine Salons nicht veröffentlicht wurden, sondern nur in Abschriften zirkulierten. Doch diese wurden gierig verschlungen, und die feine Pariser Welt, die sich für so kunstverständig gehalten, begann nun einzusehen, dass sie bis jetzt fast nichts begriffen hatte, dass sie sich mit dem Minderwertigen begnügt und an dem Vortrefflichen vorübergegangen war. Das Publikum lernte ‚Kunst ansehen' und Diderot schuf bei seinen Landsleuten einen sechsten Sinn, den Kunstsinn, der sich dann in so hohem Masse verfeinert und entwickelt hat. Schon Diderot selbst wurde zu einem immer tieferen Verständnis der Kunst durch seine eigenen Beobachtungen entwickelt, und durch seinen kameradschaftlichen Umgang mit Künstlern wie Chardin und Greuze, Fragonard und Vernet, Houdon und Falconet. Andererseits empfingen die Künstler — so wie Diderots andere Freunde — im Verkehr mit ihm unzählige zündende Gedanken. Wenn Diderots Kunsturteil sich so verfeinerte, war hingegen der Stil seiner Salons von allem Anfang an einzig und berückend. Während er das Kunstwerk schildert und beurteilt, lächelt und gaukelt er, er komponiert und zeichnet, modelliert und malt. Er erzählt Anekdoten und Erinnerungen, teilt seine Ideen und seine Eindrücke mit. Vor allem jedoch teilt er seine eigene Persönlichkeit mit, seine eigene Art, gute Kunst als seligen Rausch zu geniessen und die schlechte als persönliches Unglück zu leiden. Man sieht sein Achselzucken vor gewissen Bildern, besonders Bildern mit Ansprüchen: Ces gens sans verve et sans génie ne sont effrayés de rien! — so wie man die feurige Begeisterung des Blickes vor anderen sieht. Man hört seine reiche

Stimme götterfrohe Bewunderung oder göttermächtigen Zorn aussprechen. Durch diesen wunderbar genialen Stil — den er selbst als riche, varié, sage, fou charakterisiert — lehrt der Kunstkritiker Diderot seine Zeitgenossen, dass auch die Kritik zu den freien, den bildenden Künsten gehört; dass sie mit den anderen Künsten als Stoff, neue Schönheitswerte schafft und dem Blick bis nun ungesehene Wahrheiten eröffnet. Dass die Kritik als selbständige Kunstschöpfung oft viel mehr wert sein kann als die Werke, die sie beurteilt, dafür sind Diderots Salons ein vortrefflicher Beweis. Kein Beispiel ist in dieser Hinsicht bezeichnender, als wenn Diderot im Salon 1767 — der ausgezeichnetste all seiner Salons — seine Wanderungen und seine Rasten in einer schönen Gegend in Gesellschaft eines Abbé und dessen Schüler schildert. Die eine Naturscenerie, die eine Stimmung folgt der anderen, und alles, was man sieht, giebt Anlass zu tiefsinnigen Aeusserungen. Wenn man so einen von Ideen sprudelnden Essay gelesen hat, erfährt man — dass das Ganze nur ein Bericht über sechs Landschaftsbilder von Vernet gewesen! Niemand schätzt diese jetzt mit derselben Wärme wie Diderot, aber hingegen geniesst man seine Schilderungen derselben ebenso intensiv wie seine Zeitgenossen.

Diderot selbst ist sich der Bedeutung der Kritik voll bewusst. Er weiss, dass das Schicksal des genialen Werks in der Zeit, in der es geschaffen wird, äusserst ungewiss ist. Das geniale Werk ist, sagt er, das einzig Dastehende, das früher nicht Existente, und nur der, welcher es zur Natur zurückführt, die seine Eingebung gewesen, kann es verstehen. Aber wer vermag es, das Werk auf seinen Ursprung zurückzuführen? Nur ein neues Genie! »Und so muss das neue Meisterwerk auf das Hervortreten dieses zweiten Genies warten, das allein die eigentümliche

Grösse des Werks entdecken kann.« Man bedauert es für die Kunst, dass sie nicht — zugleich mit Diderot — viele neue geniale Werke hervorgebracht hat. Diese hätten dann nicht auf die Nachwelt warten müssen, um entdeckt zu werden!

Vor allem ist Originalität, echte Naivetät und Naturgefühl das, was Diderot bei einem Kunstwerk sucht. Fehlen ihm diese Eigenschaften, so beweist er ihre Abwesenheit und findet die glücklichsten Ausdrücke, um die konventionelle, kalte und banale Darstellung zu veranschaulichen. Er sieht z. B. ein Bild, das Psyche vorstellen soll, die herankommt, um Amor zu beleuchten. Sie kommt mit gemessenem Schritt heran, die Lampe auf gerade ausgestrecktem Arm . . . Diderot bricht aus: »Hat denn dieser Maler nie eine Mutter gesehen, die sich nachts zum Bett ihres Kindes schleicht? Weiss er nicht, wie sachte sie geht, wie behutsam sie sich vorbeugt, wie sie mit der Hand das Licht beschattet und wie dieses ihren Augenlidern etwas Halbdurchsichtiges verleiht?«

Vor einem grossen Bilde, das ein Familienfest vorstellt, erklärt er: »Diesen Kindern ist es nie eingefallen herbeizueilen und zu rufen: »Guten Morgen, Grossvater!«, dieser Frau nie, den Gatten in ihre Arme zu schliessen! Und doch stellt das Bild die glücklichste Familie in Frankreich vor, eine Familie, in der man sich innig liebt. Aber daheim, bei sich zuhause, lieben diese Familienglieder einander, auf dem Bilde gar nicht!« Und nach einem Weilchen fortgesetzter ähnlicher Kritik, die er in das Urteil zusammenfasst: »Das Ganze ist ein grosser und langweiliger Fächer« giebt er zu, dass — die Stoffe gut gemalt sind. Das Bild war von dem Schweden Roslin, von dem Diderot

jedoch an anderer Stelle sagt, dass er ein wirklich guter Maler hätte werden können, »wenn er beizeiten nach Athen gekommen wäre.«

Seiner Heiterkeit lässt Diderot freien Lauf, wenn er z. B. eine von Fragonards »Kinderomeletten« beschreibt, zusammengequirlt aus Armen, Beinen, Köpfen, Leibern u. s. w., oder eine Himmelfahrt des heiligen Augustinus. Er fragt sich, kommt der heilige Mann heran, oder kommt er nicht? Ich weiss nichts darüber. Ich weiss nur, dass, wenn er fällt, es nicht seine Schuld ist, sondern die der beiden Satansengel, die seine Mühen ansehen und sie bloss verhöhnen. Aber vielleicht sind es ein paar — pelagianische Engel?«

In hohem Grade auch auf heutige Verhältnisse zutreffend, ist Diderots Aeusserung vor einer Kreuzigung: Dass Christus in Frankreich ein unglückliches Schicksal habe; wenn er aus den Händen eines Künstlers hervorgeht, wird er denen eines anderen überantwortet, der ihn einem dritten überliefert, und alle misshandeln sie ihn! Besonders von dieser Kreuzigung will er bemerken, dass »la religion souffre ici de toute part«. Am allerstrengsten ist Diderots Kritik mythologischer und historischer Vorwürfe. Er nimmt seinen Homer aus der Tasche, liest ein Stück daraus und fragt den Maler, ob er jetzt zu ahnen beginnt, was naive Grösse, was Naturwahrheit ist. Soll z. B. der Alte auf diesem Bilde Jupiter sein — in diesem Fall nur an dem oiseau porte-foudre erkennbar, den er an den Füssen hat? Soll diese Gestalt Telemach vorstellen, der seine Mutter wiedersieht? Ein Sohn, der kaum vier Jahr jünger ist als die Mutter, überdies ein Sohn aus Holz, sans âme et sans entrailles, ohne einen Schimmer von Sohneszärtlichkeit. Und dieses Stück soll Andromedas Befreiung sein? Sie wird einem schmutziggrünen

Ungeheuer entrissen, das augenscheinlich in einer Fayencefabrik verfertigt wurde und ruhig zusieht, wie man seine Beute fortführt. Andromeda hat auf dem öden Felsen nichts von ihrem Embonpoint verloren, und es ist kaum zu verwundern, dass Perseus sie ohne den mindesten Schimmer von Leidenschaft fortführt, während sie aufgedunsen und undankbar über seinem Arm hängt! Und dieser Herr, der seine Toga so trägt, dass man sieht, dass er dieses Kleidungsstück zum erstenmale benützt — der sollte Cäsar sein?« Und diese Grazien! Was thun sie? Ich will des Todes sein, wenn sie es selbst nur ahnen. Sie zeigen sich. Aber so hat sie der Dichter nicht gesehen« Und nun schildert Diderot selbst eine Frühlingslandschaft im Mondglanz, mit jungem Grün auf den Bergen und murmelnden Quellen, mit deren Wellen des Mondes Silber sich mischt, einsam, stumm — aber auf dem weichen Gras der Wiese, am Waldessaum tanzen die Göttinnen der Anmut. Der Mondschein leiht der Weisse der Haut einen gedämpften Glanz; ihre Bewegungen sind leicht der alte Pan spielt auf seiner Flöte; zwei junge Faune spitzen ihre schon spitzigen Ohren ... die Dryaden kommen aus dem Walde, die Najaden lugen aus dem Schilfe hervor ... Und nun bricht er los: »Aber diese Grazien van Loos' sind vom Tanzmeister geordnet. Und was ist es, das die Ueberwürfe um ihre Hüften festhält? Nur der schlechte Geschmack des Künstlers und die schlechten Sitten des Volkes. Sie wissen nicht, dass nicht das nackte, sondern nur das entkleidete Weib unanständig ist«

Diderot legt dar, dass tausend Maler sterben, ohne zu wissen, was der menschliche Leib wirklich ist, denn »Klima und Religion hindern den Künstler, das Nackte zu sehen.« Diderot hat treffende Ausdrücke, um ein wahres oder unwahres Inkarnat,

eine Form oder eine Bewegung zu schildern. Er hat vor allem ein feines Gefühl für Luft, Licht und Farbe. Das Clair-obscur, das seine Zeitgenossen darstellen, vergleicht er oft mit Rembrandt. Man höre, wie er z. B. von einem Bilde mit Kerzenbeleuchtung spricht: »Das ist nicht der Schein eines Lichts, sondern der Wiederschein einer Feuersbrunst. Die Schatten haben nichts von dem sammetweichen Schwarz, die Lichter nichts von dem harmonisch Milden, das sie bei Kerzenschein erhalten; es giebt keinen feinen Nebel zwischen dem leuchtenden Körper und dem beleuchteten, keine leichten Halbtöne« . . . Er findet neue Worte, um Farben zu schildern: das dumpfe Traubenblau, das reife Birnengrün und unzählige andere Nuancen beobachtet er und giebt sie wieder. Er spricht drastisch von »Pfefferkucheninkarnation«, von »Schmierage mit Pistazieneis«, von »Holzdraperien« — um all die Pfuscherei zu bezeichnen, die er gewöhnlich am Schluss den Lumpenbuden anempfiehlt — »falls nicht selbst der Lumpenhändler Schwierigkeiten machen sollte« . . .!

Diderot sagt vortreffliche Dinge über die Komposition, die Einheit und die Gesamtwirkung, die er liebt. Alle Gestalten auf einem Bilde müssen in eine einzige Handlung eingeordnet werden, und diese soll klar und deutlich sein. Um diese Einheit zu erreichen, will er nicht gerne »mehr Gäste auf der Leinwand haben, als an Lukullus' Tisch«, nämlich höchstens die Anzahl der Musen Nichts ist schön ohne Einheit, und Einheit giebt es nicht ohne die Unterordnung der Teile; der Unterschied zwischen Einförmigkeit und Einheit ist derselbe, wie zwischen einer schönen Melodie und einem anhaltenden Ton . . .

Er legt dar, wie wichtig es ist, die Details unterzuordnen, die

Accessoirs nicht zu viel zu kultivieren, wenn man die starke Ganzheitswirkung erreichen will. Er ist durchdrungen von der Gewissheit, dass Einfachheit die Grundbedingung des Schönen sowohl wie des Sublimen ist, und der grosse Stil ganz unabhängig von den Dimensionen der Leinwand wie des Stoffes« . . . Aber was soll man mit einem Künstler anfangen, der, wenn man ihm sagt, dass ein Kopf klein wirkt, antwortet: »Er ist doch überlebensgross!« Vor allem wird Diderot nicht müde, die Naivetät als Voraussetzung aller grossen Kunst hervorzuheben, »die glückliche und ungezwungene Naivetät eines Kindes.« Er weiss, dass zwar die Naivetät immer wahr, aber die Wahrheit nicht immer naiv ist.« »Man ist naiv Held, fromm, Schurke, Redner, Philosoph — oder man ist es nicht . . . Man ist naiv Baum, Blume, Pflanze, Tier . . . Die Naivetät in der Kunst ist eine grosse Aehnlichkeit mit der Sache selbst im Verein mit einer grossen Leichtigkeit sie auszuführen Das Naive liegt im Heftigen wie im Stillen, in der Handlung wie in der Ruhe. Es beruht auf beinahe nichts Zuweilen ist der Künstler ihm ganz nahe — aber ist es doch nicht Was Teniers und fast alle Holländer und Flamländer davor rettet, niedrig zu sein, ist nicht bloss die Magie ihrer Kunst, sondern das naiv Unedle ihrer unedlen Gestalten

In jedem Genre ist es besser extravagant als kalt zu sein Die Hauptsache für den Künstler ist, die herrschende Leidenschaft so stark wiederzugeben, dass man sich nicht versucht fühlt, nach den untergeordneten Leidenschaften zu forschen, die auch von demselben Gesicht ausgedrückt werden.

Eine Komposition kann mit vielen Figuren arm und mit wenigen reich sein . . .

Das Mühsame ist der Gegensatz des Leichten — das doch oft

viel Mühe gekostet hat Die Natur selbst ist niemals angestrengt, aber ihre Nachahmung ist es oft ...

Achtlosigkeit in der Ausführung kann eine kleine Sache verschönern, aber zerstört immer eine grosse Sache ...

Das Schöne ist nur das Wahre, geoffenbart durch mögliche, aber seltene und wunderbare Umstände ...

Die Kunst besteht darin, gewöhnliche Verhältnisse mit den wunderbarsten Stoffen und wunderbare Verhältnisse mit den gewöhnlichsten Stoffen zu vereinen ...

Der Künstler darf weder zu ungestüm, noch zu schüchtern sein. Das Ungestüm ermüdet, die Schüchternheit tappt im Dunkeln. Kühnheit und Leichtigkeit kommen durch vollen Einblick in das, was man wagt Alle Teile des Körpers haben ihren Ausdruck. Ich empfehle den Künstlern besonders, den der Hände zu studieren. Aber der Ausdruck, so wie das Blut zirkuliert im ganzen Körper ...

Ein äusserst genaues anatomisches Studium kann dem Künstler mehr schaden als es ihm nützt: in der Malerei wie in der Moral ist es gefährlich zu viel unter die Haut zu gucken ...

Die echte Kunst kann auch toten Dingen Leben geben. Aber der Künstler sind nicht viele, die es auch nur vermögen den Dingen das Leben zu bewahren, die schon lebendig sind

Diderot legt dar, wie das Naturstudium auf einem sicheren Instinkt des ursächlichen Zusammenhangs und den Modifikationen ruhen muss, die eine gewisse Ursache nach sich ziehen kann. Ein gewöhnlicher Künstler sucht bloss den Gesichtsausdruck des Blinden wiederzugeben; ein grosser Künstler weiss, dass nicht nur die Haltung, sondern auch die Muskulatur des Halses und der Schultern des Menschen, der lange blind gewesen ist, sich verändert. Ein gewöhnlicher Maler sieht helle Lichter

und dunkle Schatten, aber der grosse Maler weiss, dass Lichter wie Schatten verschiedene Farben haben, je nach der Tages- oder Jahreszeit, dem Klima, der geographischen Lage, der Beschaffenheit der Wolken und des Himmels, und dass verschiedenfarbige Gegenstände verschiedenfarbige Schatten werfen. Der grosse Künstler sieht ein, dass der Ausdruck und die Haltung sich durch eine gewisse Arbeit, einen gewissen Beruf, einen gewissen Kulturgrad ändert; dass die Inkarnation unter dem Einfluss gewisser Leidenschaften eine andere wird. Er weiss, wie das Antlitz und die Gestalt, die Haltung und der Ausdruck von grossem Unglück beeinflusst wird, aber dass nicht jedes Unglück — z. B. die Pest oder der Krieg, der Hunger oder das Unwetter — dieselben Wirkungen hervorruft. Der schlechte Künstler sucht die Attitude, die falsch und klein ist, anstatt der Aktion, die wahr und schön ist; er findet die Grimasse, nicht den wirklichen Ausdruck!

Von einem Dichter sagte Voltaire einmal: Il n'ira pas loin, il n'a pas le secret — und dieses Geheimnis besteht nach Voltaire wie nach Diderot darin, Themen von tief allgemeinmenschlichem Interesse zu wählen . . . Je stärker unsere Einbildung, unser Gefühl von einem Kunstwerk erregt wird, je mehr es von unseren Erfahrungen ausdrückt, desto mehr ergreift es uns. Das grösste Werk ist folglich nach Diderot das, welches am besten eine oder einige grosse, allgemeinmenschliche Erfahrungen ausdrückt . . . Nur das Genie hat die Intuition, deren es bedarf, um solche Stoffe zu entdecken . . . Der Geschmack ist die durch wiederholte Erfahrungen gewonnene Leichtigkeit, das Wahre zugleich mit jenen Umständen aufzufassen, die es schön machen, ferner rasch und lebhaft von dem Schönen erregt zu werden, wo immer es einem entgegentritt . . .

Die Ueberlegenheit der antiken Kunst besteht darin, dass sie sich durch die Natur weitertastete, bis sie die Schönheit in der Natur entdeckte. Wir tasten uns nicht zu einem immer tieferen Verständnis der Natur vorwärts, sondern wir ahmen diese durch Naturstudium langsam gewonnenen Resultate der Antike nach. »Aber nichts in der Natur geschieht sprunghaft, in der Kunst ebensowenig wie in irgend einer anderen Schöpfung«, und wenn wir glauben das Naturstudium der Antike durch das Studium der Kunst der Antike überspringen zu können, wird unsere eigene Kunst kalt und unecht . . . Was wir von der Antike zu lernen haben, ist, wie sie, auf eigene Hand in der Natur das Schöne zu unterscheiden. Das Schöne wird durch Naturstudium entdeckt, aber nicht durch Naturnachäffung erreicht; der wirkliche Künstler begnügt sich nicht, damit nur das zu machen, was ist und den Künstlern, die einwenden, dass alle derartigen Grübeleien nur Metaphysik seien und dass die Metaphysik nichts mit der Kunst zu schaffen habe, antwortet Diderot: »Wisst Ihr denn nicht, dass Eure Kunst gerade die Metaphysik ist, die die Natur, die schöne Natur zum Gegenstand hat, und dass von aller Metaphysik diese die Sublimste bleibt?

Diderot griff die mangelhafte Bildung der Künstler an. Er ist ebenso ungehalten, wenn der Maler nicht lesen und schreiben kann, als wenn er diese Fertigkeiten erworben, aber nicht — malen kann! Der echte Künstler hat gedacht und wenigstens die grossen Dichter gelesen und aus ihnen gelernt Der echte Künstler hat von Natur aus Empfindung, Originalität, Humor Es giebt kaum eine überkommene Regel des Geschmacks, die das Genie nicht wagen darf zu brechen Die Regeln des Geschmacks sind zu Nutz und Frommen der

Alltagsmenschen, die schaden dem Genie Aber jedesmal, wenn das Genie die Regeln des Geschmackes verletzt, spricht man sogleich von Verfall: zu der Zeit, als man bloss mit zwei Farben malte, kam der Maler, der anfing, eine dritte Farbe zu gebrauchen, gewiss in den Geruch, un débauché zu sein!

Diderot war derjenige, der zuerst den jungen David entdeckte. Als Diderot einmal seine durchdachte Auffassung eines Stoffes rühmte, aber David antwortete, dass er gar nicht mit Absicht gehandelt, wie Diderot glaubte, sondern nur instinktiv, rief Diderot aus: »Desto besser, wenn Sie es bloss instinktiv machen können.«

Die Eigenschaft, die Diderot als Kunstforscher neuschaffend machte, seine gesund sinnliche, fein entwickelte Empfindung für die Natur — sowohl die Natur der Landschaft wie des Menschenkörpers, wie die natürlichen Ausdrucksformen der menschlichen Seelenbewegungen — und sein sympathischer Blick für das Leben der kleinen Leute, für die Poesie des einfachen Daseins, für alle echten Werte des Lebens. Aber wenn er so ein Realist im Verhältnis zum Idealismus der Zeit ist, so wie er sich in den grossen, inhaltsleeren, mythologischen und idyllischen Leinwanden ausdrückte, ist er sich doch voll bewusst, dass das künstlerische Genie die Natur immer durch seine Auswahl idealisiert, und er bekämpft in der bildenden Kunst wie in der Schauspielkunst die ideenarme Naturkopie. Diderot will, dass die Kunst eine Neuschöpfung sei, die eine höhere, allgemeingiltigere Schönheit offenbart, als die blosse Naturnachahmung, er will, dass sie ein »être imaginaire« bilde. So wie Wilde zu unserer Zeit, kennt Diderot die Gefahr des »Verfalls der Lüge«, denn die Lüge ist nach Diderot das Wesen und Recht der schaffenden Phantasie. Das eine Mal bildet sie

— in der Chimäre, der Sphynx, dem Centaur, dem Pegasus und dem Faun — das groteske Phantasiebild des Lebens, das andere Mal mit demselben Recht das ideale Phantasiebild. Der grosse Künstler sucht die ideale Schönheitslinie, die mit dem genialen Künstler, der sie jedesmal aufs neue entdeckt hat, so gut wie verschwindet. Diese Entdeckung ist des Künstlers individuelles Durchbrechen der Tradition. Aber dann wird dieses geniale Durchbrechen — durch die Nachäffer — gewöhnlich zu einer neuen Tradition gemacht, während doch jeder Künstler einsehen sollte, dass er die grösste Aussicht hat, für sein eigen Teil seine ideale Linie zu finden, nicht dadurch, dass er jene nachahmt, welche vor ihm die ihre entdeckt, sondern dadurch, dass er sie dort sucht, wo die grossen Meister jedesmal die ihre gefunden, nämlich in der Natur selbst

Diderots Kunsttheorien wirkten auf Goethe und vor ihm wahrscheinlich auch auf Lessing ein. Dessen Laokoon erschien 1776, und da Diderot schon 1751 seine Lettre sur les Sourds-Muets herausgab, in denen eine Seite die ganze Theorie enthält, die Lessing dann in seinem epochemachenden Werk entwickelte, dürften Diderots Ideen auch nach dieser Richtung Lessing erreicht und seinen eigenen Gedankengang geweckt oder verstärkt haben. Diderot war sich der Grenzen der verschiedenen Kunstarten stark bewusst. Er weiss, dass die Skulptur nicht für das Gelegentliche passt, kaum für das Komische: »Der Marmor lacht nicht.« Die Skulptur kann mehr Nacktheit wagen; weil ihr Material so kalt, so widerspenstig ist, verleiht es dem Stoff etwas Zurückgezogenes, Erlesenes Die Skulptur setzt einen hartnäckigeren, tieferen Enthusiasmus voraus als die Malkunst, sie verlangt vom Künstler ein grösseres Mass der starken Begeisterung, die nach aussen wie Ruhe wirkt, des inneren Feuers,

das ungesehen glüht; die Skulptur ist eine gewaltsame, heftige, aber schweigsame und verschämte Kunst« Diderot macht klar, warum die Stoffe, die sich für die Poesie eignen, nicht für die Kunst taugen: auf dem Papier giebt es weder die Einheit der Zeit, des Raumes, noch der Handlung, keine bestimmte Gruppierung, keine markierte Ruhe, kein Clair-obscur, keine Magie des Lichts, keine Schatten, Töne, Halbtöne, Perspektive, Plan. Die Phantasie eilt rasch von Bild zu Bild und umfasst alles zugleich Aber der bildende Künstler »muss es verstehen, den flüchtigen unteilbaren Augenblick zu fangen, wo die Handlung ihr Maximum an Intensität und Deutlichkeit erreicht hat. Ueber diesen Gedanken Diderots könnte in manchen modernen Ateliers nachgedacht werden!

Weil der Entwurf oft »mehr vom Leben besitzt, dadurch dass er weniger von der Form hat«, hat Diderot eine grosse Vorliebe für die Skizze. Aber er weiss, dass ein lebensvoller Entwurf oft nur das Resultat einer feurigen, jugendlichen Inspiration sein kann, während ein gutes Bild hingegen immer das Werk eines Meisters ist, »eines Meisters, der beobachtet, gedacht, gegrübelt und gearbeitet hat« Zu diesen Weisheitsworten, die auch unsere Zeit beherzigen sollte, kann noch ein in noch höherem Grade auf gewisse Gegenwartserscheinungen Anwendbares gefügt werden: Le gout de l'extraordinaire est le caractère de la mediocrité

Diderot will also, dass die jungen Kunstbeflissenen arbeiten und lernen sollen, aber arbeiten, draussen im lebendigen Leben. Er ist der Erste, der energisch die Akademien angreift, die die Kunst zerstören und »kaum dazu taugen, eiskalte Kopisten und Nachäffer heranzubilden.« Er will durch ein paar Jahre den Schüler in eine gute Zeichenschule mit Modellstudium thun,

aber ihn dann hinaus in die Natur schicken, die Natur, die weder in Bezug auf Farbe, noch auf Zeichnung Manier züchtet, während die Akademie oder der Professor auf die Länge immer Manier beibringt. Das Akademiemodell ist, meint Diderot, das Unglück der Kunst, und all die Jahre, die an dieses Modellstudium gewendet werden, sind im besten Falle vergeudet, aber meistens gefährlich Wie soll man z. B. etwas vom Modell lernen können, wenn ein armer Teufel, der sich dreimal die Woche verkleiden muss, vom Lehrer in eine Attitude gestellt wird und unmöglich eine natürliche Stellung haben kann? Man sehe sich einen wirklichen »Wasserträger am Brunnen an, oder einen Sterbenden in seinem Bett, oder einen Landstreicher unten auf der Strasse — die sehen nicht aus wie das Modell, das sie im Modellsaal vorstellen soll ...! Die Schenken bieten bessere Modelle als die Akademien! Und Diderot empfiehlt jenen Künstler als Muster an, der, bevor er den Pinsel an die Leinwand brachte, auf den Knien betete: »Mon Dieu, délivrez-moi du modèle!«

Sowie Diderot die Akademien als eine Gefahr für die Kunst bekämpft, bekämpft er auch die gewöhnliche Annahme, dass der Luxus der Reichen ihr Nutzen bringe. Die reichen Käufer zwingen im Gegenteil die Künstler Rücksicht auf ihren oft schlechten Geschmack zu nehmen. Nur die wirkliche Kunstliebe des ganzen Volkes — eine Liebe, die dem Künstler grosse Aufgaben anweist — kann der Kunst nachhaltig nützen. Diderot vermisste tief eine solche Kunstliebe bei seinen Zeitgenossen: Die waren — meint er — zu analysierend, philosophierend, vernünftig und nationalökonomisch! Aber die Blüte der Kunst erfordert »eine gewisse Sorglosigkeit in weltlichen Angelegenheiten, eine gewisse Unordnung im Hirn, eine gewisse Tollheit«

— die Diderot vergebens bei seinen Zeitgenossen suchte. Was würde er erst von unserer Zeit sagen?

Natürlich hat Diderot als Kunstkritiker seine Begrenzungen. Er, der die kräftige Opposition gegen das Unechte in der Kunst des Rokoko bildete, konnte unmöglich denselben Blick für dessen Werte haben, den die Gegenwart hat. Er wäre nicht der grosse Sehende in vieler Beziehung, wenn er nicht in anderer blind gewesen wäre. Er würde der neuen Kunst nicht den Weg gebahnt haben, wenn er für dieselbe nicht eine innige Liebe gehabt hätte, die zu einer einseitigen Unterschätzung der zu seiner Zeit herrschenden Kunst führen musste.

So hat Diderot — um gleich das Allerschlimmste zu sagen — Watteaus Herrlichkeit nicht verstanden. Boucher gegenüber ist Diderot verständnislos gewesen — in den Augen derer, die Boucher schätzen. Ich hingegen freue mich an Diderots Ausfall gegen Bouchers »mignardise« und stimme aus vollem Herzen ein, wenn Diderot davon spricht, wie seine Ohren von Bouchers »unleidlichem Lärm« verletzt werden, wenn er Boucher den »tödlichsten Feind des Schweigens« nennt, während Diderot hingegen will, dass man lakonisch male, so wie man in Sparta sprach.

Es ist jedoch bedauerlich, dass Diderot trotzdem zu sehr von sprechenden Bildern eingenommen war. Er zieht die Bilder vor, die eine Anekdote erzählen, ein Ereignis, am liebsten ein sittenlehrendes Ereignis. Dies verwirrt zuweilen sein Urteil und lässt ihn Chardin und noch mehr Greuze überschätzen, obgleich man die graziösen Novelletten nicht missen wollte, die Diderot auf die Bilder dieser Maler dichtet, Novelletten, die man nicht hätte, wenn Diderots Bewunderung für diese Bilder nicht übertrieben gewesen wäre. Die Uebertreibung ist dadurch erklär-

lich, dass die Verkünstelung im achtzehnten Jahrhundert so gross war, dass Diderot einen Greuze naiv finden konnte, während wir ihn nur sentimental finden. Man merkt zuweilen, dass der Kritiker Diderot doch vor allen Philosoph ist und dass er unbewusst jene Kunstwerke vorzieht, die ihm ausser dem Kunstgenuss auch einen Anlass zu meditieren geben. Aber vor allem entdeckt man bald die Begrenzung, die darauf beruht, dass Diderot niemals nach Italien kam, das Land, für das Diderot — der spontane, naive, leidenschaftliche, farbenberauschte, genussfrohe, schönheitstolle, kunstverliebte Diderot — geschaffen war. Viele Jahre hindurch war es auch sein Traum, in Gesellschaft seines besten Freundes Grimm hinzureisen. Mit Wehmut spricht Diderot davon, dass es ihm wohl nie vergönnt sein würde, dieses »stumme, heilige Land der Vergangenheit zu schauen, in das die Menschen so oft kamen, um ihre Irrtümer einzusehen oder ihre Bedürfnisse zu entdecken.« In diesem feierlichen Tempel der Erinnerungen hätten er und Grimm sich erst ganz einander offenbaren können; da würde Diderot dem Freunde »alle zurückgehaltenen Gedanken, alle geheimen Gefühle, alle verborgenen Freuden, allen unterdrückten Schmerz enthüllt haben« Aber, bricht er aus, »wir werden niemals mit einander nach Italien kommen, also werden wir sterben, ohne uns voll zu kennen.« Für Diderot, den Lebenskünstler der Freundschaft und Liebe, war dieser einzelne Gesichtspunkt von Bedeutung. Für die Nachwelt wäre es bedeutungsvoller gewesen, wenn Diderot, der Kunstkritiker, nach Italien gekommen wäre, um nicht Grimm, sondern die Renaissance voll kennen zu lernen. Er hatte alle Voraussetzungen sie zu verstehen. Er zweifelte schon an Raphael als dem unvergleichlich Grössten. Es giebt, sagt er, »nichts bei Raphael, dass mich

packt, zu mir spricht, mich unbewusst festhält Man muss mir einen kleinen Schlag auf die Schulter geben, damit ich vor ihm stille stehen soll« Aber für Michel Angelo empfand Diderot eine kniefällige Bewunderung und in Rembrandt war er wild verliebt. Er war also als Kunstforscher nicht dümmer als notwendig, um nicht von dummer Vollkommenheit zu sein

Jemand hat treffend gesagt, Diderot trüge in sich l'instinct de toutes les révoltes; und der neue Sinn, den er mit Rousseau gemeinsam hatte — der Sinn für die Vereinfachung des Menschenlebens und der Sitten, für Freiluftleben und Naturgenuss — äusserte sich in einer ganz neuen Auffassung nicht nur der bildenden Kunst, sondern auch des Theaters.

Seine eigenen Schauspiele — Le fils natural, Le père de famille — sind schlechte Dichtungen, denn Diderot besass, wie einer seiner Bekannten äusserte, das Gegenteil vom Genie des dramatischen Dichter: Dieser geht in seinen Gestalten auf, aber Diderot erfüllte seine Gestalten mit sich selbst. Dies hindert doch nicht, dass als diese Gestalten auf der französischen Bühne auftraten und weder Könige noch Prinzessinnen waren, auch nicht in Alexandrinern redeten, wenn sie in den Alltagsgewändern der Zeit gingen und in gewöhnlichen Zimmern wohnten, durch Diderots schlechte bürgerliche Schauspiele auch in Frankreich jene Neugestaltung des Dramas begann, dessen erster grosser Name Lessing war und dessen letzter grosser Name Ibsen ist.

Diderot gab sein dramatisches Ideal so an: »Je stärker die Handlung ist und je einfacher die Worte, desto besser.« Diderots Hass gegen die grossen Worte macht, dass er wünschte, auf

dem Theater etwas von der alten Pantomime wieder einzuführen. Denn in Wirklichkeit ist man oft in den erregtesten Augenblicken stumm und drückt sich nur durch Mienen, Geberden, oder höchstens durch einen Schrei, ein unhörbares Wort aus Diderot führt aus, dass es viele Arten von Schreien giebt, die der Natur, der Leidenschaft, des Charakters. Der grösste und seltenste Sieg der Kunst ist, der Natur ihren Herzensschrei abzulauschen. Als Beispiel eines solchen führt Diderot den Ausruf einer Frau an: dass Gott niemals einer Mutter Abrahams Opfer auferlegt hätte! Durch solche sublime Worte offenbart der grosse Dichter den Menschen sich selbst. Und Diderot — der Shakespeare als den Unvergleichlichen gerade in dieser seltensten Stärke des Genies gefunden: dem Mensch den Menschen zu offenbaren — war seiner Zeit weit voraus, wenn er Shakespeare als einen Riesen betrachtete, gegen dessen Werk das ganze französische Drama klein erscheinen würde! Diderot anticipierte auch in gewissen Fällen Wagners Forderungen in Bezug auf eine Neugestaltung der Oper, und unter all dem Vortrefflichen, was er in Le neveu de Rameau über Musik sagt, hebt er besonders die Bedeutung des Ausdrucks, der Deklamation für den Gesang hervor. Diderot war nämlich auch ein leidenschaftlicher Musikfreund, und um die Mitte des Jahrhunderts fand man ihn im »coin de la reine« unter den Vorkämpfern der italienischen Musik gegen die französische.

Vor allem in seinem »Paradoxe sur le comédien« drückt Diderot seine Gedanken über die Schauspielkunst aus. Er bekämpft heftig alles gefühlvolle Spiel, alles Spiel durch Inspiration, wo der Schauspieler »sich auf den bornierten Instinkt der Natur verlässt und durch sie das tiefe Studium der Kunst ersetzen

will.« Die Inspiration hat ihre Bedeutung für das Studium der Rolle, aber bei der Ausführung »macht allzu grosse Empfindsamkeit einen mittelmässigen Akteur, eine mittelmässige Empfindung einen schlechten Akteur, aber die Ausschaltung des Gefühls ist die Voraussetzung für den grossen Schauspieler. »Wer nur sein persönlich empfundenes Gefühl spielt, wird in der Regel dieses Gefühl nicht beherrschen können, und es wird ihm dann auch nicht gelingen, die Zuschauer zu beherrschen. Beherrscht er das Gefühl, wird es ihm vielleicht das eine Mal glücken, aber gewiss das andere Mal misslingen; er wird immer ungleich sein, auch in derselben Rolle, und je öfter er die Rolle spielt, desto schwächer wird auch der persönliche Gefühlseffekt und desto matter sein Spiel, da dieses nur von dem persönlichen Affekt getragen war. Ausserdem muss das Gebiet des gefühlvollen Schauspielers immer begrenzt sein. Der grosse Schauspieler hingegen kann die entgegengesetzten Rollen interpretieren, denn er hat im Leben alle die Arten studiert, in denen die verschiedenen Gefühle sich ausdrücken und ist selbst von keinem eigenen Gefühl beherrscht, das ihn hindert, die Gefühle anderer auszudrücken. Nur die durchstudierte Darstellung des Künstlers ergreift uns wie eine Offenbarung des Lebens selbst; nur ein solcher Künstler verbleibt derselbe während einer fortgesetzten Ausführung seiner Rolle. Der gefühlvolle Schauspieler verbleibt auch in seinen grössten Momenten mittelmässig, denn er hat nie grössere Dimensionen als seine eigenen. Der grosse Schauspieler hingegen kann die Dimensionen der grössten Menschen annehmen. »Seine Seele ist aus jenem subtilen Element gebildet, mit dem die Philosophen den Raum erfüllen, ein Element, das weder kalt noch warm, weder schwer noch leicht ist, das keine bestimmte Form hat, aber alle an-

nimmt und keine behält« Wenn er ebenso persönlich gefühlvoll, zerrissen oder hingegeben wäre wie andere Menschen, würde er nicht genug Gemütsruhe übrig haben, um spielen zu können Weil er persönlich kalt ist, werden seine tiefsten Schmerzen und Freuden die seiner Rollen. Er kann nicht Charakter besitzen, gerade weil er alle Charaktere annehmen muss, und wer sich über diese Eigenart des Schauspielers beklagt, vergisst, dass sie die absolute Voraussetzung seiner Grösse ist.



Ueber Diderots Romane kann man sich kurz fassen. Sie sind nicht sehr anständig und nicht einmal unterhaltend. La religieuse hat historische Bedeutung als ein Bild des Verfalls in gewissen Klöstern. Jacques le Fataliste erinnert Rabelais' Cynismus — womit ich nicht Diderots gewöhnliche Grobheit meine, gerade heraus über natürliche Dinge zu sprechen, sondern die Roheit, die über dieselben scherzt. Goethe fand Gefallen an Jacques — aber etwas muss man doch sowohl Goethe wie Diderot zu verzeihen haben.

Sowie Diderot seine Stärke im Dialog und nicht im Drama hat, hat er sie auch in der Novelle, nicht im Roman. Auch auf dem Gebiet der Novelle ist er ein Vorläufer sowohl der Volkslebensbilder unserer Zeit, wie unserer psychologischen Novellisten, besonders durch die ausserordentlich erzählten kleinen Lebensschilderungen Les deux amis de Bourbonne und Ceci n'est pas un conte.

Diderots Schriftstellerei hat niemand kürzer und treffender charakterisiert als Taine, wenn er sagt, dass Diderot nicht seine

Ideen besitze, sondern diese im Gegenteil ihn besitzen, aber dass gerade ein solches Genie wie Diderot, das keinen bon sens, kein sicheres Urteil, keine Macht über sich selbst hat, die Zügel lockerer hält wie irgend ein anderer, dafür auch natürlicher und überzeugender wird als irgend ein anderer. Wenn die Inspiration über ihn kommt, kann er unter zwanzig schwachen Werken eines geben, das eine wirkliche Schöpfung ist, die ihr eigenes, individuelles, unsterbliches Leben durch alle Zeiten fortlebt. Ein solches Werk ist, meint Taine, der Dialog Le neveu de Rameau, das, von Goethe übersetzt, erst in deutscher Sprache in die Litteratur eingeführt wurde. Taine nennt diesen Dialog ein für Diderots Zeit einzig dastehendes Werk, einzig dastehend durch seinen »ganz persönlichen Accent, Temperament, Stil und Passion,« eine Schilderung einer so komplizierten, so originellen, so lebendigen und so missgestalteten Seele, »dass sie ein in der Naturgeschichte des Menschen unvergleichliches Wunder und ein unschätzbares Denkmal wird.« Aber ausser diesem, von Taine angegebenen Wert hat Le neveu de Rameau noch den mehr gelegentlichen, eine Revolte gegen die Gesellschaft zu sein, in der die Brotnot so viele reiche Naturen depraviert und sie lehrt, sich — wie Le neveu de Rameau — mit der Gewissheit zu trösten, dass ihre niedrige Kriecherei ihnen wenn schon nicht Ehre, so doch wenigstens Suppe einbringt.
Mit Le neveu de Rameau, le Rêve d'Alembert — von dem Taine meint, Diderot habe darin alles gesagt, was sich über die Natur sagen lässt — mit Lettre sur les Sourds-muets und Lettre sur les Aveugles, mit Paradoxe sur les comediens, mit Der Abhandlung über das Schöne, mit seinen Salons und mit seinen Briefen an seine Geliebte, Sophie Voland, soll man, wie Taine richtig meint, sein Studium Diderots beginnen, und man

kann es auch damit abschliessen, wenn man von ihm nur die Quintessenz haben will.

In diesem, Diderot als Kunstforscher gewidmeten Aufsatz ist es nicht am Platze, von Diderot, dem Philosophen zu sprechen. Seine Eigenart als solche wird am besten durch Grimms Urteil charakterisiert, dass Diderots Kopf der encyklopädischeste war, den es je gegeben, und durch das Goethes: dass Diderot der synthetischest beanlagte Denker seit Aristoteles Tagen sei. Dies ist es, was Goethe veranlasst, ihn den Deutschesten der Franzosen zu nennen, ein Urteil, das ich doch lieber auf das »Gemüt« gründen wollte, das in so hohem Masse Diderot auszeichnet, aber sich im allgemeinen nicht im französischen Nationalcharakter vorfindet. Dieser immer vibrierende Gefühls- und Stimmungsmensch, der Alllieber — le pantophile, wie Voltaire ihn schön benennt — diese saftige und fruchtbare, mehr breite als feine, mehr ahnungstiefe als klare Natur, hat nämlich nicht wenig vom Germanen im Verein mit einigen der besten Eigenschaften des Franzosen.

Im übrigen hat Goethe natürlich Recht. Von welchem aller seiner Kenntnisgebiete Diderot auch ausgehen mag, wohin er sich, von seiner brennenden geistigen Neugier getrieben, auch verirrt, welcher Gruppe von Erscheinungen er seine eifrigen Detailuntersuchungen widmet — immer ist es doch die Einheit, die er hinter der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sucht. In diesem Sinne ist er gewiss Philosoph, dass die grossen Lebensprobleme, das tiefe Lebensmysterium niemals aufgehört hat, ihn zu beschäftigen, und der Monismus würde sein System gewesen sein, wenn er sich von irgend einem System hätte begrenzen lassen können.

Aus einem Christen wird Diderot ein Theist, dann indifferenter

Skeptiker, dann Atheist — aber hätte es damals das Wort Agnostiker gegeben, dürfte es das gewesen sein, welches er vorgezogen hätte. Inzwischen hat er lyrische Ausbrüche von Pantheismus, in denen er von der Göttlichkeit des All-Lebens durchbebt wird, Gottes Geist in dem sachten Rauschen des wogenden Erntefeldes vernimmt und auf seine Wiederauferstehung in der Traube der Rebe oder den Blumen des Waldes hofft. Die grosse Konsequenz seines Denkens ist der Gedanke, den er in seiner frühesten Jugendschrift aussprach und der der letzte war, den seine sterbenden Lippen wiederholten: Der Zweifel ist der erste Schritt zur Philosophie. Der Leitfaden in seinen Studien ist seine Liebe zur Natur, die er ein Weib nennt, ‚das mit jeder Hülle, die es von seiner Gestalt hebt, die Sehnsucht weckt, noch mehr zu sehen.

Universelle Geister werden nicht fanatisch, und Diderot gönnte aus vollem Herzen »die theologischen Krücken dem, der sie brauchte.« Seine Polemik gegen das Christentum und seine Argumente für die natürliche Religion sind von derselben Art wie die Voltaires; und Diderot ist zuweilen in seiner Polemik ebenso klar, ebenso elegant wie dieser, aber viel tiefer und feinfühliger. Der Dialog zwischen Diderot und der Marschallin de Broglie ist der schönste Ausdruck für Diderots agnostischen Standpunkt, für seine Gewissheit, dass es nicht fester religiöser Begriffe bedarf, um sittlich zu leben, und dass volle Ehrlichkeit gegen sich selbst, seine Zweifel und seinen Glauben der sicherste Weg ist, auf dem der Mensch sich in das grosse Dunkel begeben kann, sei es, dass dieses dann für ewig unser Bewusstsein umhüllt oder sich zerteilt, um uns unsere irdischen Missgriffe zu zeigen. Vor allem in seinen Versuchen zu einer Welterklärung und in seiner auf diese gestützten Tendenz zu einer »Um-

wertung aller Werte«, zeigt sich Diderot um so viel tiefer als Voltaire.

Diderot hat seinen grossen Zeitgenossen, Haller, studiert und auch selbständige Beobachtungen der Natur angestellt. Er legt die Resultate seiner Studien in seinem Schriftchen »Le rêve d'Alembert« nieder, über das er mit vollem Recht an Sophie Voland schrieb, dass es nicht möglich sei, d'être plus profond et plus fou, als er sich darin zeigt. Man hat, während man es liest, den Eindruck, in einem noch nachtverhüllten Raum des Gedankens einem Ballspiel mit glühenden Kugeln beizuwohnen, Kugeln, die einstmals zu bewohnbaren Welten erkalten werden: ein herrliches Spiel, in dem der Ballspieler alles wagt und alles kann, was er wagt.

Und die von Diderots neugeschaffenen, noch heissen und flammenden Ideen — was sind sie? Dieselben, die Lamarck und Goethe, Darwin und Spencer, Comte und Claude Bernard der Welt in vollendeterer Form gegeben haben. Diderot anticipierte mit seiner genialen Intuition die Lehren von der Auswahl, vom Kampf ums Dasein — schon er wusste, dass die Welt »das Haus des Starken« ist — von der Erblichkeit, von der Anpassung. Der Transformismus — oder die Evolution — war für ihn eine ebenso sonnenklare Wahrheit wie für die Gegenwart, und er zog aus der Biologie und Psychologie die kühnsten Folgerungen in Bezug auf die Neubildung der sozialen und ethischen Begriffe.

Ich übergehe hier jene Ideen Diderots, von denen man sagen kann, dass die französische Revolution und der Sozialismus sie fortgesetzt hat. Ich will nur einen einzigen Reformplan an-

führen, den Frankreich erst in unserer Zeit zu realisieren angefangen hat: den, eine von der Kirche befreite, allen gemeinsame, unentgeltliche Elementarschule zu schaffen, in der Diderot wollte, dass die Kinder der Armen auch verköstigt werden sollten. Der Unterricht sollte realistisch in unserem Sinne des Wortes Realschule sein und zugleich den Unterricht in der Moral- und Gesellschaftslehre umfassen, gerade so, wie ihn die französische Schule jetzt thatsächlich mitteilt. Nach dieser Elementarschule dachte sich Diderot dann Fortbildungsschulen für verschiedene Handwerke, sowie für klassische oder andere Studien.

Mit einem Worte, es ist beinahe aufreizend zu sehen, in welchem Grade Diderot die »Primeur« von fast allen neugestaltenden Ideen unseres Jahrhunderts besessen hat!

Bevor ich Diderot verlasse, möchte ich noch einen Zug hervorheben, der mir besonders sympathisch ist, nämlich seinen herrlichen Zorn, wenn einer seiner unbegabten Gesinnungsgenossen seine eigene Lebensanschauung verdummte oder veräusserlichte, seinen Ideen ihr Clair-obscur, ihre Töne und Halbtöne, ihre Tiefe und ihren Schwung, ihre Ahnung und ihren Fernblick raubte. Wie appolonisch schindet er nicht z. B. Marsyas-Helvetius, weil dieser das unberechenbare und geheimnisvolle Wesen des Genies so oberflächlich ansah, dass er z. B. behaupten konnte, der Zufall führe zu den grossen Entdeckungen und die Erwartung des Genusses zu den grossen Schöpfungen. Diderot macht im Gegenteil gegen Helvetius geltend, dass weder der Zufall noch das Glücksverlangen ihn, Diderot, selbst dahinbringen könnte, gewisse Meisterwerke zu vollbringen: »Wenn man mich auch in eine Schauspielertruppe steckte, würde ich nicht Hamlet schreiben; und ich habe mehr als Corneille ge-

liebt, aber doch keinen Cid hervorgebracht« Der Zufall hat nur die Bedeutung, den Schleier fortzuziehen, der das Genie vor sich selbst oder vor anderen verbirgt Viele Entdeckungen scheinen uns wie ein Blitz oder durch einen Zufall zu kommen, aber sie waren durch lange Mühen vorbereitet; nur für einen Newton, einen Galiläi wird der Zufall fruchtbar. Die Idee ist kein Stein, der von einem Dach auf den ersten besten Kopf fällt Wie viele würden gar keinen Kopf treffen! Nein: der Genies sind wenige, und die sterilen Zufälle müssen daher zahlreich sein, die geniale Anwendung des Zufalls hingegen äusserst selten.

Diderot ist nicht konsequent, wenn er so die äussersten Konsequenzen seiner Theorien widerlegt. Aber er weiss, dass er inkonsequent ist, und er will — wie alle tiefen Genies — es auch sein. Und ich wage zu behaupten, dass nur die begrenzte Intelligenz die äussersten Konsequenzen zieht. Das Genie ist misstrauisch gegen seine eigenen Folgerungen, und es verkehrt keusch mit seinen eigenen Gedanken, aus Furcht, von ihnen eine dumme Nachkommenschaft zu erhalten.

So wie Diderot trotz seines Determinismus die Mystik des Genies und des Seelenlebens überhaupt vertritt, giebt es andere Augenblicke, wo er, der Utilist, der das grösstmögliche Glück für die grösstmögliche Zahl will, dessenungeachtet die »Herenmoral« anticipiert, so wie ich eben hervorgehoben habe, dass der Positivist in ihm Seite an Seite mit dem Pantheisten lebte. Dies ist das Wunderbarste bei Diderot, dass er, mehr als irgend ein anderer seiner Zeit, in seiner Gedankenwelt all die grössten Ideenströmungen unseres Jahrhunderts umfasste; dass er die Reaktionen des Gedankens sowohl wie seine Evolutionen anticipierte; dass er niemals vor irgend einer Grenze Halt machte;

sondern dass er mehr als irgend einer in seinem Jahrhundert die Forderung des grossen Genies besass, Grenzen zu sprengen und das Bedürfnis der grossen Seelen, nach allen Richtungen zu wachsen. Dieser Zug ist es vor allem, der ihn — mehr als einen seiner eigenen grossen Zeitgenossen — zu dem Unseren macht.

ANMERKUNGEN.

Baudelaire, Die Blumen des Bösen. Umdichtungen von Stefan George. Berlin, Bondi 1901.

STEFAN Georges eigene Poesien vermögen trotz ihrer höchsten formalen Vollendung keine stärkeren Erregungen dem zu schenken, der sich der Ohrenfreude ihrer Rhythmen hingiebt. Wie bleiben die Sinne so müssig bei dieser Wortmusik! Es giebt solche, die exaltiert und trunken macht, aber die Georges ist es nicht. Es wird kein Wein serviert, nicht einmal des Wassers anspruchslose Labung, nur vielfarbige und schöngeschliffene Gläser werden vor den Durstigen hingestellt. Man glaubt, es müssten Zaubertränke sein, und der Unwille über die Täuschung wächst je kunstvoller diese ist. Man kann es so verstehen: den Deutschen, denen es nichts macht, dass sie oft köstlichen Wein aus Pfützen trinken, sollen schöne Becher gezeigt werden. Den Deutschen, die ach! den Geist und das Gefühl so lieben, dass sie sich um dessen Formung wenig bekümmern, soll Kunst und nichts als die künstlichste Kunst gezeigt werden. Solcher Dandysmus ist — wie jeder — anziehend und reizvoll; aber es ist auch kein Dandysmus, es ist bei George ernsteste litterarische Tendenz, die ein Leben ausfüllt, das vorzustellen George in zahlreichen Gedichten mehrerer Bände eindringlich bemüht ist. Eigenes Leben und dessen Andersheit, diese mit allen kunstvollen Formen gleichzeitige Vibration der lebenden Seele aufzuweisen, ist auch den leidenschaftlichen Amateuren formaler Schönheit eigen. Was für ein Leben ist nicht der ‚hermetische' Mallarmé! George kann es nicht als eine schlimme Ambition des Dichters von sich weisen, dass er mitteile und sein Leben äussere, denn schon der Wille zur reinen

Form hat Lebendiges zum Anlass, wenn Form nicht bloss ein Kunststück und der es ausführt eben kein Dichter ist. Dann kann man doch auch die Kunst des Wortes nicht in Gegensatz zu einer stellen, der das Mittel des Wortes nichts ist, die in ihrer Formlosigkeit eben nicht Kunst ist und gar nicht in Betracht kommt. Es ist nun bei George der merkwürdige Fall, dass selbst dieses mindeste Leben, das der vitale Anlass zur formalen Schönheit ist, nicht anders weiter sichtbar wird als im Progamm, das sich in immer neuen Gedichten wiederholt, die zugleich wieder Beispiele der schönen Form sind. Man hört George einen Symbolisten nennen, und die Snobs, die den Dichter jetzt in Mode bringen, thun sich ein Gutes, dass sie wieder einmal den anderen Deutschen voraus sind. Aber »qui dit symboles, dit images et qui dit images dit poésie. Tous les vrais poetes ont été symbolistes« (Verlaine). Alles Dichten ist symbolisieren— was sonst wäre es? —, und es giebt keine Symbole, die sich uns nicht mitteilen könnten, es wären denn jene, die ein Verstand in Bemühung erfunden und undeutlich zu versinnlichen gewusst hätte; solche Symbole allerdings sind ‚unverständlich': sie wenden sich der Art ihrer Herkunft entsprechend nicht an unsere Sinnlichkeit sondern an unsern Verstand, der sofort seine Inkompetenz erklärt. Auch in Symbolen teilt sich Georges Persönlichkeit nicht mit; diese bleibt abstrakt. Da man aber ihre Existenz wenigstens hypothetisch annehmen muss, so findet man schliesslich ihr Besonderes darin, dass sie vage ist wie ein Schemen: kein Ton sondern ein Echo; vieler Dinge Schatten, die sich kreuzen; in Umrissen erst bestimmt durch Linien, welche andere geben — ein leerer Raum, in Konturen bestimmt von der Umgebung. Eine litterarische Persönlichkeit, eine litterarische Existenz. Wo stärkstes formales Vermögen alle Zellen füllt, die sonst dem

Blut gehören, wo keine eigene Seele dem völligen Eindringen einer andern den Weg versperrt, da ist die Möglichkeit gegeben, dass in der Uebertragung eines fremden Dichters Höchstes geleistet werden kann. Stefan George hat mit seiner Umdichtung des Baudelaire solches geleistet. Er vermochte es — und dies Vermögen kann Gesagtes bestätigen —, die von ihm sonst geliebte oder unwissentlich geübte Undeutlichkeit des Bildes aufzugeben, nichts von der metallharten Konkretheit des Baudelaire in nebligen Dunst aufzulösen, der es — auch er ein ‚Symbolist' — vermocht hatte, die Subtilitäten der neuen Seele in Platten von Erz zu meisseln, jedes Wort ein sicherer Schlag mit dem Hammer und alles wieder nur wie zum fortblühenden Gedächtnis an die Feste und Tragödien eines seltenen Lebens. Franz Blei.

Seite 129 des April/Maiheftes der Insel ist durch ein Versehen der Name des Autors falsch gedruckt; es soll heissen: Verse von Paul Brann. —

DIE INSEL. III. JAHRGANG. 3. QUARTAL. Nr. 9. JUNI 1902. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: OTTO JULIUS BIERBAUM, MUENCHEN.

DIE INSEL, HERAUSGEGEBEN IM INSELVERLAGE G. M. B. H. LEIPZIG VON OTTO JULIUS BIERBAUM, GEDRUCKT IN DER W. DRUGULINSCHEN OFFICIN IN LEIPZIG, ERSCHEINT UNTER VERANTWORTLICHKEIT DES IN MUENCHEN WOHNHAFTEN HERAUSGEBERS. ✲ REDAKTIONELLE EINSENDUNGEN SIND AN DEN HERAUSGEBER UNTER DER ADRESSE MUENCHEN, ARCISSTRASSE 19, ZU RICHTEN. ✲ UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WERDEN NICHT ZURÜCKGESCHICKT. ✲ ANTWORT ERFOLGT NUR IM FALLE DER ANNAHME

DIE INSEL

HERAUSGEGEBEN VON

OTTO JULIUS BIERBAUM

ZEHNTES HEFT — *JULI 1902*



INHALT:

Arthur Symons: *Walter Pater*/ E. R. Weiss: *Zwei Gedichte*/ Frank Wedekind: *Die Büchse der Pandora*/ Heinrich Lautensack: *Zwei Gedichte*/ Jacques de Baisteux: *Von den drei Rittern und dem Hemd*/ Francis Jammes: *Zwei Geschichten*/ *Anmerkungen.*

BILDERBEIGABEN:

Markus Behmer: *Sechs Zeichnungen.*

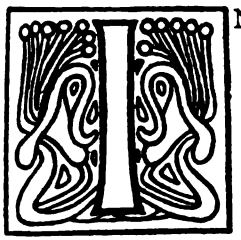
PREIS DES HEFTES EINE MARK

INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG.

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL. DRITTER JAHRGANG.
NR. 10. JULI 1902.

WALTER PATER / EINE CHARAKTERISTIK/ VON/ ARTHUR SYMONS.



N Walter Pater einte sich Feinheit und Subtilität des Fühlens mit exakter und tiefer Gelehrsamkeit; und eine merkwürdig ungewöhnliche und bezaubernde Persönlichkeit fand ihren Ausdruck in einem durchaus eigenen und durchaus neuen Stil, der das sorgfältigste und schönste Englisch ist, das je geschrieben wurde. Der Mensch und sein Stil waren für alle, die Pater kannten, identisch; wie sein Stil unähnlich dem der andern und auf eine Vollendung abgestellt war, die diese kaum zu ahnen vermochten, so war auch sein inneres Leben ganz sein eigenes, in einen Kreis gebannt, den zu überschreiten ihn nichts vermochte; sein Geist »hütete (um seine Worte zu gebrauchen) als ein einsamer Gefangener seinen eigenen Traum einer Welt«. Und er war der liebenswürdigste aller Menschen; und der fascinierendste jenen, die ihn recht verstanden; der gütigste und hilfreichste Freund, und im Schriftwesen ein lebendiger Rat der Vollendung. Sein Hingang scheint die moderne Prosa ohne zeitgenössisches Wertmass zu lassen. »For it is with the delicacies of fine literature especially, its gradations of expression, its fine judgement, its pure sense of words, of vocabulary — things, alas! dying out in the English literature of the present, together with the appreciation of them in our literature of the past — that his literary mission is chiefly concerned.« Diese Worte Paters für Charles Lamb können auch auf ihn selbst angewandt werden; besonders auf seine ersten Schriften, die ich für seine schönsten halte. Als Kritiker

wählte er für seine Analyse bloss solche Typen des künstlerischen Charakters, deren Anziehendstes eine gewisse Delikatesse und eine ausgesuchte Feinheit ist; und wenn es ihn, wie bei Michel Angelo, zu schrofferen Persönlichkeiten zog, zu einer massiveren, weniger ausgeglichenen Kunst, so war es nicht aus Sympathie für diese mehr äusserlichen Qualitäten der Rauhheit und Strenge als vielmehr weil er die Süssigkeit ahnte, die im Herzen solcher Strenge lag: ex forti dulcedo. Leonardo, Joachim du Bellay, Coleridge, Botticelli: immer finden wir ein bisschen Exotik oder Subtilität, etwas Gesuchtes oder eine gewisse Seltenheit, die frei zu machen eine gewisse Anstrengung kostet und die zu ihrer Würdigung ein Publikum im Publikum verlangt; jenes Publikum, das sein künstlerisches Vergnügen ausgewählt und kritisch mit der gelehrten Liebe des Amateurs geniesst.

Und nicht bloss als ein Kritiker anderer Werke, auch als Autor des eigenen Schaffens, zeigte Pater eine Vorliebe für die »delicacies of fine literature«. Seine Prosa war von Beginn an bewusst und vollendet. Die »Renaissancestudien«, sein erstes Buch, so sehr es der Ausdruck eines durchaus persönlichen und seltenen Temperamentes war, hatte viel Verwandtschaft mit den Dicht- und Bildwerken der Rossetti, Swinburne und Burne-Jones; ja man durfte es damals — 1873 — für das Manifest der »Aesthetene« genommen haben. Und es mag in der That wohl als künstlerische Prosa mit der Poesie des Rossetti verglichen werden; so neu, so fein und sorgfältig wie diese und mit etwas von demselben exotischem Geruch darüber: ein Duft von französischer Erde diesmal. Watteausche Grazie und Delikatesse. Hier war Kritik als Kunst geschrieben und in einer Prosa, die auf den Leser wirkte wie gebundene Rede; eine modulierte Prosa, die den Glanz des Ruskin geschmacklos auf-

geputzt erscheinen liess, die Sauberkeit des Matthew Arnold geziert und die Blechmusik des Carlyleschen Orchesters schneidend.

Dieses Buch der »Renaissancestudien« scheint mir, auch wenn ich die andern Bücher Paters zur Wahl stelle, manchmal das schönste Prosabuch unserer ganzen Litteratur zu sein. Nichts darin ist der Inspiration überlassen: es ist als Ganzes inspiriert. Hier ist ein Schriftsteller, der wie Baudelaire die Natur verbessern wollte; und in der Goldschmiedearbeit seiner Prosa hat auch Pater »rêvé le miracle d'une prose poétique, musicale sans rhythme et sans rime«. Eine fast erdrückende Ruhe, eine Ruhe, die tropischen Blumenduft auszuatmen scheint, brütet über diesen Seiten; ein gedämpftes Licht beschattet sie. Die glücklichsten Berührungen fühlen wir und wissen nicht, woher sie kommen — »a breath, a flame in the dorway, a feather in the wind«; die einfachsten Worte stehen da, aber eines bekommt durch das andere Farbe, durch den kundigen Zufall ihrer Stellung im Satze, »the subtile spiritual fire kindling from word to word«. In diesem Buch scheint die Prosa eine neue Provinz erobert zu haben; und weiter in dieser Richtung kann die Prosa nicht gehen. Zwölf Jahre später, als »Marius der Epikuräer« erschien, war es in einer weniger farbigen Art des Schreibens, dass die »Sensationen und Gedanken« dieser schweigsamen, weisen und menschlichen Seele der Welt gegeben wurden. Hie und da scheint der Goldschmied Mehr-Wertiges wie er dachte für jede Spur des Goldes, die er entfernte, gegeben zu haben und er hat, will uns dünken, zu emsig gefeilt. Aber der Stil des »Marius« hat in seiner überlegten Zurückhaltung eine ernstere Note und bringt damit eine ernstere Art der Schönheit. Schriftsteller, die dem Stile ihre

besondere Aufmerksamkeit gaben, hat man oft dessen angeklagt, dass sie sich wenig daraus machten, was sie sagen, weil sie wüssten, wie schön sie alles und jedes sagen können. Dieser Vorwurf war und ist im allgemeinen ungerecht: als ob irgendwelche Schönheit bloss eine solche der Oberfläche sein könnte! Was die Prosa des Pater mehr als jede andere auszeichnet ist die Beachtung und die Vollendung des Ganzen. Unter den weichen und musikalischen Sätzen verbirgt sich eine unerbittliche Logik und oft nur zu gut. Beziehung ist leise doch fehlerlos zu Beziehung gebracht, Schluss auf Schluss; das Argument schreitet weiter und zieht den Leser mit, während der glaubt, er horcht bloss auf die Musik, mit der das Argument Schritt hält. Man zerlege einen Paterschen Essay in Stücke und man wird finden, dass er mit mathematischer Präzision konstruiert ist; jeder Absatz kann herausgenommen und wieder an seine Stelle gebracht werden. Ich weiss keinen Schriftsteller unserer Zeit, der die logischen Forderungen so genau beachtet, der ein Argument so sicher vom wohlerwogenen Ausgang zu einem bestimmten Ziel führt.

Im »Marius« und den »Imaginären Porträts« — die mir die vollendete Einung seiner gedanklichen und künstlerischen Fähigkeiten zu sein scheinen — hat es Pater nicht beabsichtigt, Charaktere zu schaffen, in denen Fleisch und Blut das des Lebens selber sein soll; er besass nicht die Energie der Schöpfung und war zufrieden mit einem mehr schattenhaften Leben für die Kinder seiner Träume. Was er gegeben hat ist: abstrakten Ideen eine konkrete Form; er stellte gewisse Charaktertypen vor, zeigte in der Form der Erzählung bestimmte Entwicklungen. Das Wort Porträt ist dafür sehr glücklich gewählt; denn die Methode ist die einer geduldigen, in allen Details ausgeführten

Malerei, in der die Pinselstriche langsam aufgetragen werden und wo es schwer ist, die individuelle Aehnlichkeit zu entdecken, bis der letzte Strich gethan ist und das Bild fertig vor uns steht. Jedes dieser Porträts ist — mit einer Ausnahme — eine Seelenstudie oder besser noch die Studie eines Bewusstseinzustandes; eine Studie, wie sie wohl entstehen möchte, wenn man nach innen schaut und nun jede Seite des Innenzustandes auf ein äusseres Feld projiziert. Ich will damit nicht sagen, dass die philosophischen Theorien des Sebastian van Stórk oder die künstlerischen Ideale des Herzogs Carl von Rosenmold die Paters selbst sind. Ich meine damit, dass das geistige Verhalten, der Ausblick im allgemeinsten Sinne immer begrenzt und in eine bestimmte Richtung gewendet ist und so immer das Bildnis einer delikaten, subtilen, verlangenden und unbefriedigten Persönlichkeit ist, allen Eindrücken zugänglich, von Sensationen lebend und wenig darauf aus, irgendetwas von dem reichen Herbst ihrer ungreifbaren aber kühn beherrschten Erträge einzuernten; eine Persönlichkeit, weitab von jeder Aktion, die sie geringschätzt oder scheut, einsam mit ihren Idealen in dem Kreis ihrer »exquisiten Momente«, in dem Palast der Kunst, wo sie nie völlig zur Ruhe kommt. An den »Sórdello« des Browning muss man denken.

Der Stil des »Imaginären Porträts« ist der reifste, bewegteste und makelloseste, ihre Kunst die sicherste unter allen Büchern Paters: es war das Buch, dem er vor allen seinen andern den Vorzug gab, er dachte, es sei sein »natürlichstes«, um sein eigenes Wort zu gebrauchen. Und von den vier Porträts dünkt mich das schönste das »Denys l'Auxerrois« genannte Gedicht, ja: Gedicht. Es ist nicht die Studie einer Seele, sondern eines Mythus; eine Transposition dieser merkwürdigsten der griechi-

schen Mythen, des »Heidnischen Nachgedankens« des Dionysius Zagreus in die Bedingnisse mittelalterlichen Lebens. Hier ist eine so farbenreiche Prosa, eine Prosa so bewegt und getönt als hätte sie mit aller Art des poetischen Reichtums und in einem Rhythmus, der wesentlich der Rhythmus der Prosa ist, auch die Suggestivität der poetischen Rede sich erfangen, dieses Flüchtigste und unraubbare Eigentum, das selbst zu besitzen die Prosa so selten Macht und Fähigkeit hat. Eine gedämpfte Hitze ist in dem Stil des »Denys«, ein verschleierter Farbenreichtum, der merkwürdig kontrastiert gegen die silbergraue Kühle des »Prince of Court Painters«, gegen das frostige Bleigrau des »Sebastian van Stórk«; doch ist der Stil des »Denys« verwandter dem farbenreicheren »Duke Carl«. Watteau, Sebastian, Carl: unbefriedigte Sucher sind sie, dieser nach einem Kunstideal unmöglicher Vollendung, der nach einem kalten und kahlen Ideal philosophischen Denkens und Lebens, und jener nach einem Ideal, ihm in dieser Periode noch unerreichbar, nach einem Ideal »im Ganzen, Guten, Schönen« zu leben, in schöner und wirkender Kultur. Die Geschichte eines jeden ist, wie die des »Marius«, eine vage Tragödie, die nach manchen Ungewissheiten plötzlich endet und immer mit einem leisen ironischen Lächeln in dem Zufall ihres Schlusses. Dem Watteau ist der Spiegel gehalten, da er sich verzweifelt und zögernd vorwärts kämpft, der Kunst ein verborgenes Geheimnis um das andere entwindend; da, mit einem Schlage ist es zu Ende und der Schöpfer unsterblicher Dinge entschwindet dem Gesicht in ein enges Grab von roter Erde. Der Spiegel ist dem Sebastian gehalten, da er sich entschlossen und kalt inmitten warmen Lebens, das ihn nicht anzieht, nach vorwärts bewegt, ein Hindernis um das andere sich aus dem Wege schafft, der ihn

zu einem klaren philosophischen Gleichgewicht bringt. Und plötzlich ist der Spiegel zerbrochen und der Sucher entschwindet uns; vielleicht dass er fand, was er suchte. Der Spiegel zeigt uns den Duke Carl, den Sucher nach den Befriedigungen der Künste und Experimente, dem Dilettanten materieller und geistiger Genüsse, der mit dem Leben Versuche anstellt; und wieder wird der Spiegel, erschreckend fast, zerschlagen, gerade da Carl zu einer gewagten Krise gekommen ist: ist sie ein Schritt hinab oder hinauf? Doch sicher ein Schritt zum Konkreten hin, zu einem möglichen materiellen Glück.

Erfindender Schriftsteller ist Pater bloss in diesen beiden Büchern, dem »Marius« und den »Imaginären Porträts«; und in dem unvollendeten Roman »Gaston de Latour«, in dem das Detail schon die Umrisslinien der Mittelfigur zu verwischen begonnen. Erfindungen sind auch diese andern »Porträts«, die, nun in andern Bänden zerstreut, eine zweite Serie der »Imaginären Porträts« hätten bilden sollen: Hippolytus Veiled, Apollo in Picardy, Emerald Uthward und das erste Kapitel einer ungeschriebenen Geschichte modernen englischen Lebens, The Child in the House. Sonst war er zufrieden damit, ein Kritiker zu sein: ein Kritiker von Poesie und Malerei in den »Renaissancestudien« und den »Appreciations« von Skulptur und der Kunst im Leben in den »Griechischen Studien«, von Philosophie in dem Bande »Plato und der Platonismus«. Aber er war ein Kritiker wie nie einer. Er machte aus der Kritik eine Kunst. Seine Kritiken waren mit einer Sorgfalt und künstlerischen Rundung geschrieben, einer künstlerischen Absicht wie immer nur ein schöpferisches Werk. Ein solches ist es auch, wie sonst kein Werk der blossen Kritik.

»Die künstlerische Kritik,« sagt er in der Einleitung zu den

Renaissancestudien, »betrachtet alle Dinge, mit denen sie zu thun hat, alle Werke der Kunst wie alle vollkommenen Formen der Natur und des Lebens als Kräfte und Mächte, welche Lustempfindungen wecken, jede von ganz besondrer oder einziger Art. Diesen Einfluss fühlt der Kritiker, möchte ihn deutlich machen, zergliedern und auf seine Elemente zurückführen. Für ihn wird ein Bild, eine Landschaft, eine anziehende Gestalt des Lebens oder der Bücher — die Gioconda, die Hügel von Carrara, Pico della Mirandola — kostbar wegen ihrer Vorzüge, wie wir von der Vorzüglichkeit eines Heilkrautes, eines Weines oder Edelsteines sprechen, weil sie, jedes auf seine Weise, die Eigenschaft besitzen, besondere und eigenartige Lustgefühle zu erregen.«

Aus einem späteren Aufsatz über Wordsworth möchte ich hier noch einen Satz anfügen, über die Kritik in der Litteratur. »Was für einen besonderen Sinn übt Wordsworth und welche Instinkte befriedigt er? Welche sind die Qualitäten in Sachen und Personen, die er wertet, welches die Eindrücke und Sinnlichkeiten, die er auf ihre besondere Weise andern vermitteln kann?« Wie weit ist dieses Ideal der Kritik von jenem andern, noch nicht überwundenen, das kurz von Edgar Poe so aufgestellt wurde: »während es manchmal dem Kritiker *erlaubt* ist, den blossen Kommentator zu machen — während es ihm *gestattet* ist, die Verdienste des Autors ins rechte Licht zu stellen und damit den Leser für das Werk zu *interessieren*, seine *legitime* Aufgabe ist doch die, Fehler des Werkes aufzuzeigen und zu analysieren, zu zeigen, wie es eigentlich hätte gemacht werden sollen, überhaupt die Sache des Schrifttums zu führen ohne Rücksicht auf den einzelnen kritisierten Schriftsteller.« Und Poe protestiert energisch gegen das gnädigere —

und wieviel fruchtbarere — Prinzip Goethes, der betont, dass uns die Vorzüge eines Werkes und seines Urhebers zu wissen wichtig sind, nicht deren Fehler. Pater brachte in der That diese kritische Theorie an ihre äusserste Grenze, und man kann sagen, dass er nie, ausser in stillschweigender Folgerung, irgend etwas verdammt hat. Aber dann zeugt die Macht eines solchen schweigenden Urteils für ein Missfallen, das unendlich grösser ist als das der destruktivsten aller destruktiven Kritiken. Ist es denn nötig zu sagen, dass man etwas nicht liebt? Man braucht es ja bloss zu ignorieren; und Pater ignorierte alles, was nicht zu seiner eigenen Höhe kam und fand genug, worüber zu schreiben in der kleinen Zahl der Grossen, die übrig blieb. Nicht dass er nicht erkannt hätte, was unvollkommen war, er ging vielmehr weiter und dies machte seine Kritik schöpferisch. »It was thus,« heisst es im "Gaston", »it was thus Gaston understood the poetry of Ronsard, generously expanding it to the full mesure of its intention.« Gerade das that Pater in seinen Kritiken; seine Kritik ist die Gerte, die sich über verborgenen Quellen senkt. Er besass eine ganz einzige Fähigkeit, durch alles Unvollkommene die Vollkommenheit zu sehen, das vollendete Werk, wie es dem Künstler vorschwebte, als er daran ging, es zu schaffen und wie er es erschöpfend zu vollenden fehlte. Pater geht auf das Fundamentale, auf den Grund der Sache und lässt alles andere ausser Frage.

Dieselben Qualitäten wie in den litterarischen Kritiken sehen wir in Paters Studien über Malerei, dieselben Qualitäten, doch nicht genau das gleiche Resultat. In einem Satz des Essays über »die Schule des Giorgione« definiert er mit grosser Präzision: »Im ersten Hinblick hat uns ein grosses Bildwerk nichts weiter zu übermitteln als etwa ein zufälliges Spiel von Licht

und Schatten auf dem Fussboden: ja es ist selbst ein solches Stück fallenden Lichtes und dieses gebunden gleich den Farbenfäden in einem bunten orientalischen Teppich, nur zarter noch und mit grösserer Vorsicht gemischt als in der Natur selbst.« Doch im grösseren Teil seines Werkes schrieb Pater nicht in diesem Sinne über Malerei. Seine Kritik der Malerei ist schöpferisch in einem noch stärkeren Sinne dieses Wortes als wir es für seine litterarische Kritik anwandten. Hier erriet er nicht bloss und ahnte nicht bloss, hier gab er aus reichstem Wissen. Man nehme zum Beispiel seinen Aufsatz über Botticelli. Es war die erste sympathische Studie jener Zeit über einen wenig bekannten Maler. Alles was er da über diese Madonnen schreibt »who are neither for Jehovah nor for His enemis« oder von dem Sinn dieses Malers für »the wistfulness of exiles« sagt, giebt sicherlich den Eindruck wieder, den er von den Bildwerken empfing, und dieser hat den Wert einer Interpretation, ganz abgesehen von der Schönheit, in der sie mitgeteilt ist. Doch es sind im Grunde doch nur Gedanken vor einem Bilde, eine litterarische Phantasie; eine mögliche Interpretation, wenn man will, einer der Stimmungen des Künstlers, einer Seite seines Wesens; es ist keine Kritik der Kunst Botticellis wie z. B. jene zwingende der Kunst des Wordsworth. Mit diesem Vorbehalt muss man zugeben, dass Pater mehr als irgend einer unserer Zeit gethan hat, uns in intime Berührung mit dem wesentlich Künstlerischen zu bringen; dass sein Einfluss viel that, uns von den gefährlichen Moralismen, unkritischen Begeisterungen und Vorurteilen des Ruskin zu retten; dass von keinem andern Kunstkritiker gesagt werden kann: sein Geschmack war rein. Und in Hinsicht auf Paters Kritik der Skulptur können wir noch mehr sagen, können wir ohne Ein-

schränkungen sprechen. In jenem Aufsatz über den »Anfang der griechischen Skulptur« und den andern hat er uns die Skulptur lebendig nahe gebracht; und ohne Zugaben aus der Phantasie, sondern in einem minutiösen, gelehrten und instruktiven Zusammenbringen der Thatsachen zeigte er ihr Wachstum, ihre Beziehung zum Leben, ihre Meinung in der Kunst. Und dieselben Qualitäten zeichnen die Studien über die »Griechischen Mythen« aus und sein letztes Buch »Plato und der Platonismus.«

»Philosophy itself indeed, as he concieves it,« sagt Pater von Plato (und er könnte es von sich selbst sagen), »is but the systematic appreciation of a kind of music in the very nature of things.« Und Philosophie, wie Pater sie fasst, ist etwas Lebendiges, Dramatisches unter Persönlichkeiten und der Streit der Temperamente; eine Doktrin gesehen als ein lebendiges Fragment eines wahrhaft menschlichen Verstandes, nicht ein trockenes Wortgehäuf und entkörperte Vernunft. »In the discussion even of abstract truth,« erinnert er, »it is not so much what he thinks as the person who is thinking, that after all really tells.« So ist die Aufgabe des Gelehrten, der den Plato liest, »not to take his side in a controversy, to adopt or refute Plato's opinions, to modify, or make apology for what may seem erratic or impossible in him; still less, to furnish himself with arguments on behalf of some theory or conviction of his own. His duty is rather to follow intelligently, but with strict indifference, the mental process there, as he might witness a game of skill; better still, as in reading "Hamlet" or "The Divine Comedy", so in reading "The Republic", to watch, for its dramatic interest, the spectacle of a powerful, of a sovereign intellect, translating ilself, amid a complex group of conditions

which can never in the nature of things occur again, at once pliant and resistant to them, into a great literary moment.« Es ist dies: Pater studiert seinen Gegenstand mit ausserordentlicher Geduld und Präzision; einer Geduld mit Ideen, die auf den ersten Blick durchaus nicht so klar und interessant sind als er sie im weiteren Verfolge zu machen versteht; eine Präzision des Denkens, in der den phantastischen Seitensprüngen der Dinge keine Erlaubnis gegeben ist.

Wir möchten wohl bei diesem Ende weit entfernt scheinen, doch sind wir es nicht in der That, von diesen »delicacies of fine literature«, mit welchen so stark beschäftigt ich Pater zu Anfang dieses Aufsatzes zeigte. Und indem wir die Entwicklung eines Autors betrachten, der mit den »Renaissancestudien« begonnen und mit »Plato und der Platonismus« endet, müssen wir erinnern, dass es die Philosophie war, die Pater anzog, vor Kunst und Litteratur, und dass sein erster Aufsatz ein Essay über Coleridge war, nicht Coleridge den Dichter, sondern den Metaphysiker. In seiner Rückkehr zu einem frühen und man möchte sagen, gewissermassen unreifen Interesse, kann eine Entwicklung nicht überraschen, die ich nicht anders als technisch werten möchte: als eine Art Rückkehr zu einer primitiven Weitläufigkeit und Verwicklung, gegen einen Stil hin, der viele der seltenen Qualitäten seiner Vollendung zu verlieren kam. Als er einmal zu mir sagte, die »Imaginären Porträts« schienen ihm sein bestes Buch, bestimmte er diese richtige Würdigung noch näher mit den Worten: »es scheint mir das natürlichste«. Ich meine, er war da gerade dabei zu vergessen, dass es ihm nicht natürlich war, natürlich zu sein. Es giebt in der Welt manche Arten der Schönheit und die natürliche ist bloss eine davon. Paters Wesen war zugleich vorsichtig zurückhaltend

und zusammenfassend, kraftlos und asketisch, sinnlich und geistig. Er verlangte vom Leben, dass es ihm mit einem gewissen Ceremoniell nahe und hütete sich vor den Indiskretionen plötzlicher Ereignisse; und wenn sein ganzes Leben ein der Kunst Dienen war, so richtete er sein Leben so ein, dass es so stark als möglich von dieser wahrhaften Hingabe gefördert würde. Mit diesem gewissenhaften Ordnen der Dinge kam eine letzte Täuschung: an einen Effekt im Stil zu glauben, der das Unbedachte, das wir in der Natur zu finden meinen, in ein fehlerlos kombiniertes Arrangement der Kunst bringen sollte. Die Vorlesungen über Plato, die gesprochen wurden, zeigen Spuren ihres Vortrages in gewissen neuen, tönenden Effekten, die ihn damals gerade als Fragen des Stiles zu interessieren begannen, und wovon man mehreres noch feiner im »Gaston de Latour« finden kann. Vielleicht war alles das nur ein Ausruhen im Weiterschreiben. Dass es nicht das Ende war, dessen können wir sicher sein. Aber es ist ein müssiges Beginnen, darüber zu denken, welch weitere Entwicklung ein so unberechenbares Leben genommen haben möchte.

ZWEI GEDICHTE / VON E. R. WEISS.

Sehnsucht.

EILE, ach mein Hirsch, so eile!
schon wird der Orion heller!
Nur noch eine kleine Weile
eile, o mein starker, schneller!

Dunkelblauer Sternehimmel
ende, ende unsern Lauf,
dort, wo endet dein Gewimmel,
hört auch unsere Sehnsucht auf.

An dem grossen Himmelswagen
am Orion, Sirius, allen,
hast du mich vorbeigetragen,
fern sind sie hinabgefallen!

O mein weisser Hirsch, mein Flügel,
diesen Abgrund übersprangst du,
von den steilen Eisschneehügel
und zum nächsten Stern gelangst du!

Spring von einem Stern zum andern,
von den roten, grünen, blauen
zu den silbernen und goldnen,
bis wir jenen letzten schauen.

Trink von meinem roten Blute,
weisser Hirsch der Sehnsucht, trinke!
Gieb zu trinken deinem Mute!
meine Brust ist voll! o trinke!

O da springst du in die Lüfte!
o wie braust die Luft der Sterne!
unter uns die Eisschneegrüfte,
und ein Licht kommt aus der Ferne!

Röter als Arktur und heller
kommt zu uns das ferne Leuchten!
o mein Sehnsuchtshirsch, mein schneller,
streck die Weichen, deine feuchten!

Dem ich mich in Liebe neige,
Dort muss mein Geliebter stehen!
ach, er muss die Silberzweige
deines Hauptgeweihes sehen!

Fühlst du nicht die helle, warme
Nähe? bald ist es geschehen!
Eile, ach, in seine Arme!
dort ist er! ich kann ihn sehen!

O Geliebter! sieh mich winken,
wie du winkst! o hör mein Lachen!
fühl mich nahen! an dich sinken!
Küsse! Weinen! Seligmachen!

Musik von Bach.

O Engel, schöner Engel mein,
wo führst du mich armen denn hinein?
ich bin ja so arm, so arm,
mein Herz, mein Leib so arm, so arm!
Gehn wir in dieses holde Licht?
über diese Blumen dicht?

O lass mich hier hinknieen
und mein Herz hinlegen,
ich kann es nicht mehr tragen —
und Dir nicht sagen — —
es ist so schwer
von all dem Licht umher —
die Süsse beugt mich nieder —
meine Augen weinen wieder! —

O Engel, schöner Engel mein!
O Licht! o Herz! o Thränen rein!
ja führ mich, ich will aufstehen
und mit Dir gehen
in dieses Licht!
Ich weine nicht mehr — ich weine nicht —

DIE BUECHSE DER PANDORA/ TRAGOEDIE IN DREI AUFZUEGEN/ VON/ FRANK WEDEKIND.

ERSTER AUFZUG.

Prachtvoller Saal in deutscher Renaissance mit schwerem Plafond aus geschnitztem Eichenholz. Die Wände sind bis zur halben Höhe mit dunklen Holzskulpturen bekleidet; darüber an beiden Seiten verblasste Gobelins. Nach hinten oben ist der Saal durch eine verhängte Galerie abgeschlossen, von der rechts eine monumentale Treppe bis zur halben Tiefe der Bühne herabführt. In der Mitte unter der Galerie befindet sich die Eingangsthür mit gewundenen Säulen und Frontespice. An der linken Seitenwand ein geräumiger hoher Kamin, weiter vorne ein Balkonfenster mit geschlossenen schweren Gardinen; an der rechten Seitenwand vor dem Treppenfuss eine geschlossene Portière.

Vor dem Fusspfeiler des freien Treppengeländers steht eine leere dekorative Staffelei; rechts vorn befindet sich eine breite Ottomane, in der Mitte des Saales ein vierkantiger Tisch, um den drei hochlehnige Polstersessel stehen. Links vorn ein kleiner Serviertisch, daneben ein Lehnsessel.

Der Saal ist durch eine auf dem Mitteltisch stehende, tiefverschleierte Petroleumlampe matt erhellt. Alwa Schön geht vor der Eingangsthür auf und nieder. Auf der Ottomane sitzt Rodrigo, als Bedienter gekleidet. Links in dem Lehnsessel, in schwarzem enganliegenden Kleid, tief in Kissen gebettet, einen Plaid über den Knieen, sitzt die Gräfin Geschwitz. Neben ihr auf dem Tisch steht eine Kaffeemaschine und eine Tasse mit schwarzem Kaffee.

Rodrigo: Er lässt auf sich warten wie ein Konzertmeister!

Die Geschwitz: Ich beschwöre Sie, sprechen Sie nicht!

Rodrigo: Es soll Einer die Klappe halten, wenn er den Kopf so voll Gedanken hat wie ich! — Es will mir ganz und gar nicht einleuchten, dass sie sich dabei sogar noch zu ihrem Vorteil verändert haben soll!

Die Geschwitz: Sie ist herrlicher anzuschauen als ich sie je gekannt habe!

Rodrigo: Behüte mich der Himmel davor, dass ich mein Lebensglück auf Ihre Geschmacksrichtungen gründe! Wenn ihr die Krankheit ebensogut angeschlagen hat, wie Ihnen, dann bin ich pleite! Sie verlassen die Isolierbaracke, wie eine verunglückte Kautschukdame, die sich aufs Kunsthungern geworfen hat. Sie können sich kaum mehr die Nase schneuzen. Erst brauchen Sie eine Viertelstunde, um ihre Finger zu sortieren, und dann bedarf es der grössten Vorsicht, damit Sie die Spitze nicht abbrechen.

Die Geschwitz: Was uns unter die Erde bringt, giebt ihr Kraft und Gesundheit wieder.

Rodrigo: Das ist alles schön und gut. Ich werde aber doch vermutlich heute Abend noch nicht mitfahren.

Die Geschwitz: Sie wollen Ihre Braut am Ende gar allein reisen lassen?

Rodrigo: Erstens fährt doch der Alte mit, um sie im Ernstfalle zu verteidigen. Meine Begleitung kann sie nur verdächtigen. Und zweitens muss ich hier noch abwarten, bis meine Kostüme fertig sind. — Ich komme immer noch früh genug nach Paris. Hoffentlich legt sie sich derweil auch noch etwas Embonpoint zu. Dann wird geheiratet, vorausgesetzt, dass ich sie vor einem anständigen Publikum

produzieren kann. Ich liebe an einer Frau das Praktische; welche Theorien sich die Weiber machen, ist mir vollkommen egal. Ihnen nicht auch, Herr Doktor?

Alwa: Ich habe nicht gehört, was Sie sagten.

Rodrigo: Ich hätte meine Person gar nicht in das Komplott verwickelt, wenn sie mir nicht vor ihrer Verurteilung schon immer die Plautze gekitzelt hätte. Wenn sie sich in Paris nur nicht gleich wieder zu viel Bewegung macht! Wenn ich nicht in die »Follies Berger« engagiert wäre, nähme ich sie auf ein halbes Jahr mit nach London und liesse sie Plumkakes futtern. In London geht man schon allein durch die Seeluft auf. Ausserdem fühlt man in London auch nicht bei jedem Schluck Bier immer gleich die Schicksalshand an der Gurgel.

Alwa: Ich frage mich seit acht Tagen, ob sich jemand, der zu Zuchthausstrafe verurteilt war, wohl noch zur Hauptfigur in einem modernen Drama eignen würde.

Die Geschwitz: Käme der Mensch nur endlich mal!

Rodrigo: Ich muss hier auch meine Requisiten noch aus dem Pfandleihhaus auslösen; sechshundert Kilo vom besten Eisen. Der Transport kostet mich immer dreimal mehr als mein eigenes Billet. Dabei ist die ganze Ausrüstung keinen Hosenknopf wert. Als ich schweisstriefend damit im Pfandhaus ankam, fragten sie mich, ob die Sachen auch echt seien. — Die Kostüme hätte ich mir eigentlich richtiger in Paris anfertigen lassen sollen. Der Pariser merkt auf den ersten Blick, wo man seine Vorzüge hat. Da dekolletiert er tapfer darauflos. Aber das lernt sich nicht mit untergeschlagenen Beinen; das will an klassisch gebildeten Menschen studiert sein. Hier

haben sie eine Angst vor der blossen Haut wie in Paris vor den Dynamitbomben. Vor zwei Jahren wurde ich im Alhambra-Theater zu fünfzig Mark Strafe verknallt, weil man sah, dass ich ein paar Haare auf der Brust habe, nicht so viel wie zu einer anständigen Zahnbürste nötig sind. Aber der Kultusminister meinte, die kleinen Schulmädchen könnten darüber die Freude am Strümpfestricken verlieren. Seitdem lasse ich mich jeden Monat einmal rasieren.

Ahwa: Wenn ich jetzt nicht meine ganze geistige Spannkraft zu dem »Weltbeherrscher« nötig hätte, möchte ich das Problem wohl auf seine Tragfähigkeit erproben. Das ist der Fluch, der auf unserer jungen deutschen Litteratur lastet, dass wir Dichter viel zu litterarisch sind. Wir kennen keine anderen Fragen und Probleme als solche, die unter Schriftstellern und Gelehrten auftauchen. Unser Gesichtskreis reicht über die Grenzen unserer Zunftinteressen nicht hinaus. Um wieder auf die Fährte einer grossen gewaltigen Kunst zu gelangen, müssten wir uns möglichst viel unter Menschen bewegen, die nie in ihrem Leben ein Buch gelesen haben, denen die einfachsten animalischen Instinkte bei ihren Handlungen massgebend sind. In meinem »Totentanz« habe ich schon aus voller Kraft nach diesen Prinzipien zu arbeiten gesucht. Das Weib, das mir zu der Hauptfigur des Stückes Modell stehen musste, atmet heute seit einem vollen Jahr hinter vergitterten Fenstern. Dafür wurde das Drama sonderbarer Weise allerdings auch nur von der freien litterarischen Gesellschaft zur Aufführung gebracht. Solange mein Vater noch lebte, standen meinen

Schöpfungen sämtliche Bühnen Deutschlands offen. Das hat sich gewaltig geändert.

Rodrigo: Ich habe mir Trikots im zartesten Blau-Grün anfertigen lassen. Wenn die in Paris keinen Success haben, dann will ich Mausefallen verkaufen. Die Trusshöschen sind so graziös, dass ich mich damit auf keine Tischkante setzen kann. Der vorteilhafte Eindruck wird nur durch meine fürchterliche Plautze gestört, die ich meiner thätigen Mitwirkung in dieser grossartigen Verschwörung zu danken habe. Bei gesunden Gliedern drei Monate lang im Krankenhaus liegen, das muss den heruntergekommensten Landstreicher zum Mastschwein machen. Seit ich heraus bin, futtere ich nichts als Karlsbader Pastillen; Tag und Nacht habe ich Orchesterprobe in den Gedärmen. Bis ich nach Paris komme, werde ich so ausgeschwemmt sein, dass ich keinen Flaschenstöpsel mehr hochheben kann.

Die Geschwitz: Wie ihr im Krankenhaus das Wachtpersonal aus dem Wege ging, das war ein erquickender Anblick. Der Garten war ausgestorben. In der herrlichsten Mittagssonne wagten sich die Rekonvaleszenten nicht aus den Hausthüren. Ganz hinten bei der Isolierbaracke trat sie unter den Maulbeerbäumen vor und wiegte sich auf dem Kies in den Knöcheln. Der Portier hatte mich wiedererkannt und ein Assistenzarzt, der mir im Korridor begegnete, fuhr zusammen, als hätte ihn ein Revolverschuss getroffen. Die Krankenschwestern huschten in die Säle oder blieben an den Wänden kleben. Als ich zurückkam war, weder im Garten noch unter dem Portal eine Seele zu sehen. Die Gelegenheit hätte ich nicht

schöner finden können, wenn wir die verfluchten Pässe gehabt hätten. Und jetzt sagt der Mensch, er fahre nicht mit!

Rodrigo: Ich verstehe die armen Spitalbrüder. Der Eine hat einen wehen Fuss, der Andere hat eine geschwollene Backe; da taucht die leibhaftige Todesversicherungsagentin mitten unter ihnen auf. In den Rittersäulen — so heisst die gesegnete Abteilung, von der aus ich meine Spionage organisierte, — als sich da die Kunde verbreitete, dass die Schwester Theophila mit Tod abgegangen sei, da war keiner der Kerle im Bett zu halten. Sie kletterten an den Fenstergittern hinauf, und wenn sie ihre Leiden zentnerweise mitschleppten. Im Leben habe ich kein solches Fluchen gehört.

Alwa: Erlauben Sie mir, Fräulein von Geschwitz, noch einmal auf meinen Vorschlag zurückzukommen. Die Frau hat in diesem Zimmer meinen Vater erschossen; trotzdem kann ich in dem Morde wie in der Strafe nichts anderes als ein entsetzliches Unglück sehen, das sie betroffen hat. Ich glaube auch, mein Vater hätte, wäre er mit dem Leben davongekommen, seine Hand nicht vollständig von ihr abgezogen. Ob Ihnen Ihr Befreiungsplan gelingen wird, scheint mir immer noch zweifelhaft, obschon ich Sie nicht entmutigen möchte. Aber ich finde keine Worte für die Bewunderung, die mir Ihre Aufopferung, Ihre Thatkraft, Ihre übermenschliche Todesverachtung einflössen. Ich glaube nicht, dass je ein Mann soviel für eine Frau, geschweige denn für einen Freund auf's Spiel gesetzt hat. Ich weiss nicht, Fräulein von Geschwitz, wie reich Sie sind; aber die Ausgaben für diese Bewerkstellungen müssen Ihre Ver-

mögensverhältnisse zerrüttet haben. Darf ich Ihnen ein Darlehen von zwanzigtausend Mark anbieten, dessen Herbeischaffung in barem Geld für mich mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden wäre?

Die Geschwitz: Wie wir gejubelt haben, als die Schwester Theophila glücklich tot war! Von dem Tage an waren wir ohne Aufsicht. Wir wechselten nach Belieben die Betten. Ich hatte ihr meine Frisur gemacht und ahmte in jedem Laut ihre Stimme nach. Wenn der Professor kam, redete er sie per gnädiges Fräulein an und sagte zu mir: Hier lebt sich's besser als im Gefängnis! — Als die Schwester ausblieb, sahen wir einander gespannt an; wir beide waren fünf Tage krank; jetzt musste es sich entscheiden. Am nächsten Morgen kam der Assistenzarzt. — »Wie geht es der Schwester?« — »Tot!« — Wir verständigten uns hinter seinem Rücken und als er hinaus war, sanken wir uns in die Arme: »Gott sei Dank! Gott sei Dank!« — Welche Mühe es kostete, damit mein Liebling nicht verriet, wie gesund er schon war! — »Du hast neun Jahre Gefängnis vor Dir!« rief ich von früh bis spät. — Man lässt sie jetzt auch wohl keine drei Tage mehr in der Isolierbaracke.

Rodrigo: Ich habe volle drei Monate im Krankenhaus gelegen, um das Terrain zu sondieren; nachdem ich mir die Qualitäten zu einem so ausgedehnten Aufenthalt erst mühsam zusammenhausiert hatte. Jetzt spiele ich hier bei Ihnen, Herr Doktor, den Kammerdiener, damit keine fremde Bedienung ins Haus kommt. Wo hat je ein Bräutigam mehr für seine Braut gethan. Meine Vermögensverhältnisse sind auch zerrüttet.

Alwa: Wenn es Ihnen gelingt, die Frau zu einer anständigen Künstlerin auszubilden, dann haben Sie sich um Ihre Mitwelt verdient gemacht. Mit dem Temperament und der Schönheit, die sie aus dem Innersten ihrer Natur heraus zu geben hat, kann sie das blasierteste Publikum in Atem halten. Dabei wäre sie durch die Wiedergabe der Leidenschaft davor geschützt, zum zweitenmal in Wirklichkeit zur Verbrecherin zu werden.

Rodrigo: Ich will ihr ihre Zicken schon austreiben!

Die Geschwitz: Da kommt er!

(*Auf der Galerie werden Schritte laut; dann teilt sich der Vorhang über der Treppe und Schigolch in langem schwarzen Gehrock, einen weissen Entoutcas in der Rechten, tritt heraus.*)

Schigolch: Vermaledeite Finsternis! — Draussen brennt Einem die Sonne die Augen aus.

Die Geschwitz (sich mühsam aus der Decke wickelnd): Ich komme schon!

Rodrigo: Gräfliche Gnaden haben seit drei Tagen kein Tageslicht mehr gesehen. Wir leben hier wie in einer Schnupftabaksdose.

Schigolch: Seit heute früh um neun fahre ich bei allen Lumpensammlern herum. Drei nagelneue Koffer, vollgestopft mit alten Hosen, habe ich über Bremerhaven nach Amerika spediert. Die Beine baumeln mir wie Glockenschwängel am Leib. Das soll ein anderes Leben in Paris werden!

Rodrigo: Wo wollt Ihr denn in Paris absteigen?

Schigolch: Hoffentlich nicht gleich wieder im Hotel »Ochsenbutter«!

Rodrigo: Ich kann Euch das Hotel »Montespant« am Boulevard

Rochechouart empfehlen. Ich wohnte dort mit einer Löwenbändigerin. Die Leute sind geborene Berliner.

Die Geschwitz (sich im Rohrstuhl aufrichtend): Helfen Sie mir doch!

Rodrigo (eilt herbei und stützt sie): Dabei seid Ihr dort sicherer vor der Polizei als auf dem hohen Turmseil!

Die Geschwitz: Er will Sie nämlich heute Nachmittag allein mit ihr reisen lassen.

Schigolch: Er leidet wohl noch an seinen Frostbeulen!

Rodrigo: Verlangt Ihr denn von mir, dass ich den Follies Berger in Schlafrock und Pantoffeln debütiere?

Schigolch: Hm — die Schwester Theophila wäre auch nicht so prompt gen Himmel gefahren, wenn sie sich für unsere Patientin nicht so liebevoll erwärmt hätte.

Rodrigo: Wenn Einer den Honigmond bei ihr abzudienen hat, wird sie sich noch ganz anders zur Geltung bringen. Es kann ihr jedenfalls nicht schaden, wenn sie sich vorher noch etwas auslüftet.

Alwa (eine Brieftasche in der Hand, zur Geschwitz, die auf eine Stuhllehne gestützt am Mitteltisch steht): Diese Tasche enthält zehntausend Mark.

Die Geschwitz: Ich danke, nein.

Alwa: Ich bitte Sie, sie zu nehmen.

Die Geschwitz (zu Schigolch): Kommen Sie doch endlich!

Schigolch: Geduld, mein Fräulein. Es ist ja nur der Katzensprung über die Spitalstrasse. — In fünf Minuten bin ich mit ihr hier.

Alwa: Sie bringen sie her?

Schigolch: Ich bringe sie her. — Oder fürchten Sie für Ihre Gesundheit?

Alwa: Das sehen Sie doch, dass ich nichts fürchte.

Rodrigo: Der Herr Doktor ist nach dem letzten Drahtbericht auf der Reise nach Konstantinopel begriffen, um seinen »Totentanz« von Haremdamen und Kastrierten vor dem Sultan zur Aufführung bringen zu lassen.

Alwa (die Mittelthür unter der Galerie öffnend): Sie gehen hier näher.

(Schigolch und die Gräfin Geschwitz verlassen den Saal. Alwa verschliesst die Thüre hinter ihnen.)

Rodrigo: Sie wollten der verrückten Rakete noch Geld geben.

Alwa: Was geht Sie das an?!

Rodrigo: Mich honoriert man wie einen Lampenputzer, obschon ich sämtliche Schwestern im Spital habe demoralisieren müssen. Dann kamen die Herren Assistenten und Geheimräte an die Reihe. Und dann . . .

Alwa: Wollen Sie mir im Ernste weiss machen, dass sich die Assistenzärzte durch Sie haben beeinflussen lassen?

Rodrigo: Mit dem Gedle, das mich diese Hunde gekostet haben, könnte ich in Amerika Präsident der Vereinigten Staaten werden.

Alwa: Fräulein von Geschwitz hat Ihnen doch jeden Pfennig, den Sie ausgegeben haben, zurückerstattet. So viel ich weiss, beziehen Sie ausserdem noch ein monatliches Salair von fünfhundert Mark von ihr. Es fällt Einem manchmal ziemlich schwer, an Ihre Liebe zu der unglücklichen Gefangenen zu glauben. Wenn ich eben Fräulein von Geschwitz darum bat, meine Hilfe anzunehmen, so geschah es gewiss nicht, um Ihre unersättliche Goldgier aufzustacheln. Die Bewunderung, die ich vor Fräulein von Geschwitz in dieser Sache hegen

gelernt, empfinde ich Ihnen gegenüber noch lange nicht. Es ist mir überhaupt unklar, was Sie an mich für Ansprüche geltend machen. Dass Sie zufällig bei der Ermordung meines Vaters zugegen waren, hat zwischen Ihnen und mir noch nicht die geringsten verwandtschaftlichen Bande geschaffen. Dagegen bin ich fest davon überzeugt, dass Sie, wenn Ihnen das heroische Unternehmen der Geschwitz nicht zu Gute gekommen wäre, heute ohne einen Pfennig irgendwo betrunken im Rinnstein lägen.

Rodrigo: Und wissen Sie, was aus Ihnen geworden wäre, wenn Sie das Käseblatt, das Ihr Vater redigierte, nicht um zwei Millionen veräussert hätten? — Sie hätten sich mit dem ausgemergeltsten Balettmädchen zusammengethan und wären heute Stallknecht im Zirkus Humpelmeier. Was arbeiten Sie denn? — Sie haben ein Schauerdrama geschrieben, in dem die Waden meiner Braut die beiden Hauptfiguren sind und das kein anständiges Theater zur Aufführung bringt. Sie Nachtjacke Sie! Ich habe auf diesem Brustkasten noch vor zwei Jahren zwei gesattelte Kavalleriepferde balanciert. Wie das jetzt mit der Plautze werden soll, ist mir allerdings rätselhaft. Die Französinnen bekommen einen schönen Begriff von der deutschen Kunst, wenn sie mir bei jedem Kilo mehr den Schweiss aus den Trikots tröpfeln sehen. Ich werde den ganzen Zuschauerraum verpesten mit meiner Ausdünstung.

Akwa: Sie sind ein Waschlappen.

Rodrigo: Wollte Gott, Sie hätten recht! Oder wollten Sie mich vielleicht beleidigen? — Dann setze ich Ihnen die Fuss-

spitze unter die Kinnlade, dass Ihnen Ihre Zunge an an der Tapete spazieren geht.

Alwa: Versuchen Sie das doch!

(*Tritte und Stimmen werden von aussen hörbar.*)

Alwa: Wer ist das . . .?

Rodrigo: Es ist ein Glück für Sie, dass wir hier kein Publikum haben.

Alwa: Wer kann das sein?!

Rodrigo: Das ist meine Geliebte! Seit einem vollen Jahre haben wir uns jetzt nicht mehr gesehen.

Alwa: Wie wollten denn die schon zurück sein! — Wer mag da kommen! — Ich erwarte niemanden.

Rodrigo: Zum Henker, so schliessen Sie doch auf!

Alwa: Verstecken Sie sich!

Rodrigo: Ich stelle mich hinter die Portière. Da habe ich vor einem Jahr auch schon einmal gestanden.

(*Rodrigo verschwindet hinter der Portière rechts vorn. Alwa öffnet die Mitteltüre, worauf Alfred Hugenberg, den Hut in der Hand, eintritt.*)

Alwa: Mit wem habe ich . . . Sie? — Sind Sie nicht . . .?

Hugenberg: Alfred Hugenberg.

Alwa: Was wünschen Sie?

Hugenberg: Ich komme von Münsterburg. Ich bin heute morgen geflüchtet.

Alwa: Ich bin augenleidend. Ich bin gezwungen, die Jalousien geschlossen zu halten.

Hugenberg: Ich brauche Ihre Hilfe. Sie werden sie mir nicht versagen. Ich habe einen Plan vorbereitet. — Hört man uns?

Alwa: Wovon sprechen Sie? — Was für einen Plan?

Hugenberg: Sind Sie allein?

Alwa: Ja. — Was wollten Sie mir mitteilen?

Hugenberg: Ich habe zwei Pläne nacheinander wieder fallen lassen. Was ich Ihnen jetzt sage, ist bis auf jeden möglichen Zwischenfall durchgearbeitet. Wenn ich Geld hätte, würde ich Sie nicht ins Vertrauen ziehen. Ich dachte zuerst lange daran — — Wollen Sie mir nicht erlauben, Ihnen meinen Entwurf auseinanderzusetzen?

Alwa: Wollen Sie mir bitte sagen, wovon Sie denn eigentlich sprechen?

Hugenberg: Die Frau kann Ihnen unmöglich so gleichgültig sein, dass ich Ihnen das sagen muss. Was Sie vor dem Untersuchungsrichter zu Protokoll gaben, hat ihr mehr genützt, als alles, was der Verteidiger sagte.

Alwa: Ich verbitte mir eine derartige Unterstellung.

Hugenberg: Das sagen Sie so; das verstehe ich natürlich. Aber Sie waren doch ihr bester Entlastungszeuge.

Alwa: Sie waren der! Sie sagten, mein Vater habe sie zwingen wollen, sich selbst zu erschiessen.

Hugenberg: Das wollte er auch. Aber man glaubte mir nicht; ich wurde nicht vereidigt.

Alwa: Wo kommen Sie jetzt her?

Hugenberg: Aus einer Besserungsanstalt, aus der ich heute Morgen ausgebrochen bin.

Alwa: Und was beabsichtigen Sie?

Hugenberg: Ich erschleiche mir das Vertrauen eines Gefängnisschliessers.

Alwa: Wovon wollen Sie denn leben?

Hugenberg: Ich wohne bei einer Prostituierten, die ein Kind von meinem Vater hat.

Alwa: Wer ist Ihr Vater?

Hugenberg: Er ist Polizeidirektor. Ich kenne das Gefängnis, ohne dass ich jemals drin war; und mich wird, sowie ich jetzt bin, kein Aufseher erkennen. Aber darauf rechne ich gar nicht. Ich weiss eine eiserne Leiter, von der man vom ersten Hof aus aufs Dach und durch eine Dachluke unter den Dachboden gelangt. Vom Innern aus führt kein Weg dorthin. Aber in allen fünf Flügeln liegen Bretter und Latten unter den Dächern und grosse Haufen Späne. Ich trage die Bretter und Latten und Späne an fünf Enden zusammen und zünde sie an. Ich habe alle Taschen voll Zündmaterial, wie es zum Feuermachen gebraucht wird.

Alwa: Dann verbrennen Sie doch!

Hugenberg: Natürlich, wenn ich nicht gerettet werde. Aber um in den ersten Hof zu kommen, muss ich den Schliesser in meiner Gewalt haben und dazu brauche ich Geld. Nicht dass ich ihn bestechen will; das würde nicht gelingen. Ich muss ihm das Geld vorher leihen, damit er seine drei Kinder in die Sommerfrische schicken kann. Dann drücke ich mich morgens um vier, wenn die Sträflinge aus geachteten Familien entlassen werden, zur Thür hinein. Er schliesst hinter mir ab. Er fragt mich, was ich vorhabe; ich bitte ihn, mich am Abend wieder hinauszulassen. Und eh' es hell wird, bin ich unter dem Dachboden.

Alwa: Wie sind sie aus der Besserungsanstalt entkommen?

Hugenberg: Ich bin zum Fenster hinausgesprungen. Ich brauche zweihundert Mark, damit der Kerl seine Familie in die Sommerfrische schicken kann.

Rodrigo (aus der Portière tretend): Wünschen der Herr Baron den Kaffee im Musikzimmer oder auf der Veranda serviert?

Hugenberg: Wo kommt der Mensch her?! — Aus derselben Thüre! — Er sprang aus derselben Thüre heraus!

Alwa: Ich habe ihn in Dienst genommen. Er ist zuverlässig.

Hugenberg (sich an die Schläfen greifend): Ich Dummkopf! — Ich Dummkopf!

Rodrigo: Ja, ja, wir haben uns hier schon gesehen! Scheren Sie sich zu Ihrer Frau Vice-Mama! Ihr Brüderchen möchte seinen Geschwistern gerne Onkel werden. Machen Sie Ihren Herrn Papa zum Grossvater seiner Kinder. Sie haben uns gefehlt! Wenn Sie mir in den nächsten vierzehn Tagen noch einmal unter die Augen kommen, dann schlage ich Ihnen den Kürbis zu Brei zusammen.

Alwa: Seien Sie doch ruhig!

Hugenberg: Ich Dummkopf!

Rodrigo: Was wollen Sie mit Ihren Brennmaterialien! — Wissen Sie denn nicht, dass die Frau seit drei Wochen tot ist?

Hugenberg: Hat man ihr den Kopf abgeschlagen?

Rodrigo: Nein, den hat sie noch. Sie ist an der Cholera krepiert.

Hugenberg: Das ist nicht wahr.

Rodrigo: Was wollen Sie denn wissen! — Da, lesen Sie; hier! *(Zieht ein Zeitungsblatt hervor und deutet auf eine Notiz darin)* »Die Mörderin des Dr. Schön . . .« *(Giebt das Blatt an Hugenberg.)*

Hugenberg (liest): »Die Mörderin des Dr. Schön ist im Gefängnis auf unbegreifliche Weise an der Cholera erkrankt.« — Da steht nicht, dass sie gestorben ist.

Rodrigo: Was will sie denn sonst gethan haben? Sie liegt seit drei Wochen auf dem Kirchhof. In der Ecke links hinten, hinter den Müllhaufen, wo die kleinen Kreuze sind, an denen kein Name steht, da liegt sie unter dem ersten. Sie erkennen den Platz daran, dass kein Gras darauf wächst. Hängen Sie einen Blechkranz hin und dann machen Sie, dass Sie wieder in Ihre Kinderbewahranstalt kommen, sonst denunziere ich Sie der Polizei. Ich kenne das Frauenzimmer, das sich durch Sie ihre Mussestunden versüssen lässt.

Hugenberg: Ist es wahr, dass sie tot ist?

Alwa: Gott sei Dank, ja! — Ich bitte Sie, mich nicht länger in Anspruch zu nehmen. Mein Arzt verbietet mir, Besuche zu empfangen.

Hugenberg: Meine Zukunft ist so wenig mehr wert! Ich hätte das letzte bisschen, das mir das Leben noch gilt, gerne an ihr Glück hingegeben. Pfeif drein! Auf irgend eine Art werde ich nun doch wohl zum Teufel gehen!

Rodrigo: Wenn Sie sich unterstehen und mir oder dem Herrn Doktor hier oder meinem ehrenwerten Freund Schigolch noch in irgend welcher Weise zu nahe zu treten, dann verklage ich Sie wegen beabsichtigter Brandstifterei. Ihnen thun drei Jahre Zuchthaus not, damit sie wissen, wo Ihre Finger nicht hinein gehören. — Und jetzt hinaus!

Hugenberg: Ich Dummkopf!

Rodrigo: Hinaus!! (*Wirft Hugenberg zur Thür hinaus. Nach vorne kommend.*) Nimmt mich Wunder, dass Sie dem Lümmel nicht auch Ihr Portemonnaie zur Verfügung gestellt haben.

Alwa: Ich verbitte mir Ihre Unflätigkeiten! Der Junge ist im kleinen Finger mehr wert als Sie!

Rodrigo: Ich habe an dieser Geschwitz schon Genossenschaft genug. Soll meine Braut eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht werden, dann mag ein anderer vorangehen. Ich gedenke die pompöseste Luftgymnastikerin aus ihr zu machen und setze deshalb gerne meine Gesundheit aufs Spiel. Aber dann bin ich Herr im Hause und bezeichne selber die Kavaliere, die sie bei sich zu empfangen hat.

Alwa: Der Junge hat das, was unserem Zeitalter fehlt. Er ist eine Heldennatur. Er geht deshalb natürlich zu Grunde. Erinnern Sie sich, wie er vor Verkündigung des Urteils aus der Zeugenbank sprang und dem Vorsitzenden zurief: »Woher wollen Sie wissen, was aus Ihnen geworden wäre, wenn Sie sich als zehnjähriges Kind die Nächte barfuss hätten in den Cafés herumtreiben müssen?!«

Rodrigo: Hätte ich ihm nur gleich Eine dafür in die Fresse hauen können! — Gottlob giebt es Zwangserziehungsanstalten, in denen man solchem Pack Respekt vor dem Gesetz einflösst.

Alwa: Er wäre so Einer, der mir im »Weltbeherrscher« Modell stehen könnte. Seit zwanzig Jahren bringt die dramatische Litteratur nichts als Halbmenschen zustande; Männer, die keine Kinder machen und Weiber die keine gebären können. Das nennt man »Modernes Problem«. Wenn ich bedenke, mit welch traurigen Jammergestalten sich mein Jugendfreund die Ehre erkämpft hat, der grösste deutsche Dichter zu sein, dann wird es mir schwer, ihn um seinen Lorbeer zu beneiden.

Seine Helden begehen Selbstmord, weil sie im Lauf von fünf Akten nicht bis drei zählen lernen. Und dafür begeistert sich ein in Gummiwäsche und Jägerhemden gekleidetes, von Schmutz starrendes Publikum von Klavierlehrerinnen, das an Hässlichkeit jeden Kehrichthaufen überbietet, der sich an den Hinterpforten eines Palastes aufstaut. — Ich müsste nicht unter Exemplaren, wie es mein Vater und seine zweite Frau waren, gross geworden sein, wenn ich ihm seinen Lorbeer nicht sachte vom Haupte nehme.

Rodrigo: Ich habe mir eine zwei Zoll dicke Nilpferdpeitsche bestellt. Wenn die keinen Success bei ihr hat, dann will ich Kartoffelsuppe im Hirnkasten haben. Ist es Liebe, oder sind es Prügel, darnach fragt kein Weiberfleisch; hat es nur Unterhaltung, dann bleibt es stramm und frisch. Sie steht jetzt im zwanzigsten Jahr, war dreimal verheiratet, hat eine kolossale Menge Liebhaber befriedigt, da melden sich auch schliesslich die Herzensbedürfnisse. Aber dem Kerl müssen die sieben Todsünden auf der Stirn geschrieben stehen, sonst verehrt sie ihn nicht. Wenn der Mensch so aussieht, als hätte ihn ein Hundefänger auf die Strasse gespuckt, dann hat er bei solchen Frauenspersonen keinen Prinzen zu fürchten. Ich miete eine Remise an der Rue Lafontaine; da wird sie dressiert; und hat sie den ersten Tauchersprung exekutiert, ohne den Hals zu brechen, dann ziehe ich meinen schwarzen Frack an und rühre bis an mein Lebensende keinen Finger mehr. Bei ihrer praktischen Einrichtung kostet es die Frau nicht halb so viel Mühe, ihren Mann zu ernähren, wie um-

gekehrt. Wenn ihr der Mann nur die geistige Arbeit besorgt und den Familiensinn nicht in die Puppen gehen lässt.

Akwa: Ich habe die Menschheit beherrschen und als eingefahrenen Viererzug vor mir im Zügel führen gelernt; aber der Junge will mir nicht aus dem Kopf. Ich kann bei diesem Gymnasiasten wirklich noch Privatunterricht in der Weltverachtung nehmen.

Rodrigo: Sie soll sich das Fell mit Tausendmarkscheinen tapezieren lassen! Den Direktoren zapfe ich die Gagen mit der Zentrifugalpumpe ab. Ich kenne die Bande. Brauchen sie Einen nicht, dann darf man ihnen die Stiefel putzen, und wenn sie eine Künstlerin nötig haben, dann schneiden sie sie mit den verbindlichsten Komplimenten vom lichten Galgen herunter.

Akwa: In meinen Verhältnissen habe ich ausser dem Tod nichts mehr in dieser Welt zu fürchten — im Reich der Empfindungen bin ich der ärmste Bettler. Aber ich bringe den moralischen Mut nicht mehr auf, meine befestigte Position gegen die Aufregungen des wilden Abenteurerlebens einzutauschen.

Rodrigo: Sie hatte Papa Schigolch und mich zusammen auf den Strich geschickt, damit wir ihr ein kräftiges Mittel gegen Schlaflosigkeit aufstöbern. Jeder bekam ein Zwanzigmarkstück für Reiseunkosten. Da sehen wir den Jungen im Café »Nachtlicht« sitzen. Er sass wie ein Verbrecher auf der Anklagebank. Schigolch beroch ihn von allen Seiten und sagte: »Der ist noch Jungfrau.«

(*Oben auf der Galerie werden schleppende Schritte hörbar.*)

Rodrigo: Da ist sie! — Die zukünftige, pompöseste Luftgymnastikerin der Jetztzeit!

(*Ueber der Treppe teilt sich der Vorhang und Lulu im schwarzen Kleid, auf Schigolchs Arm gestützt, schleppt sich langsam die Treppe herunter.*)

Schigolch: Hü, alter Schimmel! Wir müssen heute noch nach Paris.

Rodrigo (*Lulu mit blöden Augen anglotzend*): Himmel, Tod und Wolkenbruch!

Lulu: Langsam! Du klemmst mir den Arm ein.

Rodrigo: Woher nimmst Du die Schamlosigkeit, mit einem solchen Wolfsgesicht aus dem Gefängnis auszubrechen?!

Schigolch: Halt die Schnauze!

Rodrigo: Ich laufe nach der Polizei! Ich mache Anzeige! Diese Vogelscheuche will sich in Paris in Trikots sehen lassen. Da kosten schon die Wattons zwei Monatsgagen. — Du bist die perfideste Hochstaplerin, die je im Hotel Ochsenbutter Logis bezogen hat!

Alwa: Ich bitte Sie, die Frau nicht zu beschimpfen!

Rodrigo: Beschimpfen nennen Sie das?! — Ich habe mir dieser abgenagten Knochen wegen meinen Wanst angefressen! Ich bin erwerbsunfähig! Ich will ein Hanswurst sein, wenn ich noch einen Besenstiel hochstemmen kann! Aber mich soll hier auf dem Platze der Blitz erschlagen, wenn ich mir nicht eine Lebensrente von zehntausend Mark jährlich aus Ihren Gemeinheiten herausknoble! Das kann ich Ihnen sagen! Glückliche Reise! Ich laufe nach der Polizei! — (*Ab.*)

Schigolch: Lauf, lauf!

Lulu: Der wird sich hüten!

Schigolch: Den sind wir los. — Und jetzt schwarzen Kaffe für die Dame!

Alwa (am Tisch links vorn): Hier ist Kaffee; man braucht nur einzuschenken.

Schigolch: Ich muss noch die Schlafwagenbillete besorgen.

Lulu: Oh Freiheit! — Herr Gott im Himmel!

Schigolch: In einer halben Stunde hole ich Dich. Abschied feiern wir im Bahnhofsrestaurant. Ich bestelle ein Souper, das bis Paris vorhält. — Guten Morgen, Herr Doktor!

Alwa: Guten Abend!

Schigolch: Angenehme Ruhe! — Danke, ich kenne hier jede Thürklinke. Auf Wiedersehen! Viel Vergnügen! — *(Durch die Mittelthür ab.)*

Lulu: Ich habe seit anderthalb Jahren kein Zimmer gesehen — Gardinen, Sessel, Bilder . . .

Alwa: Willst Du nicht trinken?

Lulu: Ich habe seit fünf Tagen schwarzen Kaffee genug geschluckt. Hast Du keinen Schnaps?

Alwa: Ich habe Elexier de Spa.

Lulu: Das erinnert an alte Zeiten. *(Sieht sich, während Alwa zwei Gläschen füllt, im Saal um.)* Wo ist denn mein Bild?

Alwa: Das habe ich in meinem Zimmer, damit man es hier nicht sieht.

Lulu: Hol doch das Bild her.

Alwa: Hast Du Deine Eitelkeit auch im Gefängnis nicht verloren?

Lulu: Wie angstvoll einem ums Herz wird, wenn man Monate lang sich selbst nicht mehr gesehen hat. Dann bekam ich eine nagelneue Kehrichtschaufel. Wenn ich mor-

gens um sieben ausfegte, hielt ich sie mir mit der Rückseite vors Gesicht. Das Blech schmeichelt nicht, aber ich hatte doch meine Freude. — Hol das Bild aus Deinem Zimmer. Soll ich mitkommen?

Alwa: Um Gottes Willen, Du musst Dich schonen!

Lulu: Ich habe mich jetzt lang genug geschont.

Alwa: (*geht durch die Thüre rechts ab, um das Bild zu holen.*)

Lulu (*allein*): Er ist herzleidend; aber sich vierzehn Monate mit der Einbildung plagen müssen — wer erträgt das! Er küsst mit Todesbangen, und seine beiden Kniee schlottern, wie bei einem ausgefrorenen Handwerksburschen. Aber in Gottes Namen! — — Hätte ich in diesem Zimmer nur seinen Vater nicht in den Rücken geschossen!

Alwa (*kommt zurück mit Lulus Bild im Pierrotkostüm*): Es ist ganz verstaubt. Ich hatte es mit der Vorderseite gegen den Kamin gelehnt.

Lulu: Du hast es nicht angesehen, während ich fort war?

Alwa: Ich hatte infolge des Verkaufs unserer Zeitung so viel geschäftliche Dinge zu erledigen. Die Geschwitz würde es gerne bei sich in ihrer Wohnung aufgehängt haben, aber sie hatte Haussuchungen zu gewärtigen. (*Er hebt das Bild auf die Staffelei.*)

Lulu: Nun lernt das arme Ungeheuer das Freudenleben im Hotel »Ochsenbutter« auch aus eigner Erfahrung kennen.

Alwa: Ich begreife noch jetzt nicht, wie die Ereignisse eigentlich zusammenhängen.

Lulu: Sie war als Diakonissin nach Hamburg gereist und hatte die Unterwäsche einer Cholerakranken nach deren Tod gegen ihre eigene gewechselt. Sie schickte sie mir, als

sie zurück war. Wir verständigten uns durch Briefe, in denen immer nur das letzte Wort auf jeder Seite galt. Ich wurde ins Lazareth transportiert und lag schon nach zwei Tagen mit ihr zusammen in der Isolierbaracke. Da machte sie sich mir in allem so ähnlich wie möglich und wurde dann als geheilt entlassen. Heute kam sie noch einmal, um mich zu besuchen. Jetzt liegt sie dort als die Mörderin des Doktor Schön.

Alwa: Mit dem Bilde kannst Du es, soweit es die äussere Erscheinung betrifft, immer noch aufnehmen.

Lulu: Im Gesicht bin ich etwas schmal, aber sonst habe ich nichts verloren. Man wird nur unglaublich nervös im Gefängnis.

Alwa: Du sahst schrecklich elend aus, als Du hereinkamst.

Lulu: Das musste ich, um uns den Springfritzen vom Halse zu schaffen. — Und Du, was hast Du in den anderthalb Jahren gethan?

Alwa: Ich hatte mit einem Stück, das ich über Dich geschrieben, einen Achtungserfolg in der litterarischen Gesellschaft.

Lulu: Wer ist Dein Schatz?

Alwa: Eine Schauspielerin, der ich eine Wohnung in der Karlstrasse gemietet habe.

Lulu: Liebt sie Dich?

Alwa: Wie soll ich das wissen! Ich habe die Frau seit sechs Wochen nicht gesehen.

Lulu: Erträgst Du das?

Alwa: Das wirst Du nie begreifen. Bei mir besteht die intimste Wechselwirkung zwischen meiner Sinnlichkeit und meinem geistigen Schaffen. So z. B. bleibt mir Dir

gegenüber nur die Wahl, Dich künstlerisch zu gestalten oder Dich zu lieben.

Lulu: Mir träumte alle paar Nächte einmal, ich sei einem Lustmörder unter die Hände geraten. — Komm, gieb mir einen Kuss!

Alwa: In Deinen Augen schimmert es, wie der Wasserspiegel in einem tiefen Brunnen, in den man einen Stein geworfen hat.

Lulu: Komm!

Alwa (küsst sie): Deine Lippen sind allerdings etwas schmal geworden.

Lulu: Komm! (*Sie drängt ihn in einen Sessel und setzt sich ihm aufs Knie.*) Graut Dir vor mir? — Im Hotel »Ochsenbutter« bekamen wir alle vier Wochen ein lauwarmes Bad. Die Aufseherinnen benutzten dann die Gelegenheit, um uns, sobald wir im Wasser waren, die Taschen zu durchsuchen.

Alwa: Oh, oh!

Lulu: Du fürchtest, Du könntest, wenn ich fort bin, kein Gedicht mehr über mich machen?

Alwa: Im Gegenteil, ich werde einen Dythirambus über Deine Herrlichkeit schreiben.

Lulu: Ich ärgere mich nur über das scheussliche Schuhwerk, das ich trage.

Alwa: Das beeinträchtigt Deine Reize nicht. Lass uns der Gunst des Augenblickes dankbar sein.

Lulu: Mir ist heute gar nicht darnach zu Mut. — Erinnerst Du Dich des Kostümballes, auf dem ich als Knappe gekleidet war? Wie mir damals die betrunkenen Frauen nachrannten! Die Geschwitz kroch mir um die

Füsse herum und bat mich, ich möchte ihr mit meinen Zeugschuhen ins Gesicht treten.

Alwa: Komm, süsses Herz!

Lulu: Ruhig; ich habe Deinen Vater erschossen.

Alwa: Deswegen liebe ich Dich nicht weniger. Einen Kuss!

Lulu: Beug den Kopf zurück.

Alwa: Du hältst meine Seelenglut durch die geschicktesten Künste zurück. Dabei atmet Deine Brust so keusch. Und trotzdem, wenn Deine beiden grossen dunklen Kinderaugen nicht wären, müsste ich Dich für die abgefeimteste Dirne halten, die je einen Mann ins Verderben gestürzt hat.

Lulu: Wollte Gott, ich wäre das! Komm heute mit nach Paris. Dort können wir uns sehen, so oft wir wollen, und werden mehr Vergnügen als jetzt aneinander haben.

Alwa: Durch dieses Kleid empfinde ich Deinen Wuchs wie eine Symphonie. Diese schmalen Knöchel, dieses Cantabile; dieses entzückende Anschwellen; und diese Kniee, dieses Capriccio; und das gewaltige Andante der Wollust. — Wie friedlich sich die beiden schlanken Rivalen in dem Bewusstsein aneinanderschmiegen, dass keiner dem andern an Schönheit gleichkommt — bis die launische Gebieterin erwacht und die beiden Nebenbuhler wie zwei feindliche Pole auseinanderweichen. Ich werde Dein Lob singen, dass Dir die Sinne vergehn!

Lulu: Derweil vergrabe ich meine Hände in Deinem Haar. Aber hier stört man uns.

Alwa: Du hast mich um meinen Verstand gebracht!

Lulu: Kommst Du nicht mit nach Paris?

Alwa: Der Alte fährt doch mit Dir!

Lulu: Der kommt nicht mehr zum Vorschein. — Ist das noch der Divan, auf dem sich Dein Vater verblutet hat?

Alwa: Schweig — schweig . . .

ZWEITER AUFZUG.

Paris. Ein geräumiger Salon in weisser Stuccatur mit breiter Flügelthür in der Hinterwand. Zu beiden Seiten derselben hohe Spiegel. In beiden Seitenwänden je zwei Thüren; dazwischen rechts eine Rokokokonsole mit weisser Marmorplatte, darüber Lulus Bild als Pierrot in schmalem Goldrahmen in die Wand eingelassen. In der Mitte des Salons ein schmächtiges, hellgepolstertes Sofa Louis XV. Breite hellgepolsterte Fauteuils mit dünnen Beinen und schmächtigen Armlehnen. Links vorn ein kleiner Tisch.

Die Mittelthür steht offen und lässt im Hinterzimmer einen breiten Baccarattisch, von türkischen Polstersesseln umstellt, sehen.

Alwa Schön, Rodrigo Quast, der Marquis Casti-Piani, Bankier Puntschu, Journalist Heilmann, Lulu, die Gräfin Geschwitz, Madelaine de Marelle, Kadéga di Santa Croce, Bianetta Gazil, Ludmilla Steinherz, bewegen sich im Salon in lebhafter Konversation.

Die Herren sind in Gesellschaftstoilette. — Lulu trägt eine weisse Directoirerobe mit mächtigen Puffärmeln und einer vom oberen Taillensaum frei auf die Füsse fallenden weissen Spitze; die Arme in weissen Glacés, das Haar hochfrisiert mit einem kleinen weissen Federbusch. — Die Geschwitz in hellblauer, mit weissem Pelz verbrämter, mit Silberborten verschnürter Husarentaille. Weisser Shlips, enger Stehkragen und steife Manschetten mit riesigen Elfenbeinknöpfen. — Madelaine de Marelle in hellem regenbogenfarbigen Changeantkleid mit sehr breiten Aermeln, langer schmaler Taille und drei Volants aus spiralförmig gewundenen Rosabändern

und Veilchenbouquets. Das Haar in der Mitte gescheitelt, tief über die Schläfen fallend, an den Seiten gelockt. Auf der Stirn ein Perlmutterschmuck, von einer feinen unter das Haar gezogenen Kette gehalten. — Kadéga di Santa Croce, ihre Tochter, zwölf Jahre alt, in hellgrünen Atlasstiefeletten, die den Saum der weissseidenen Socken freilassen; der Oberkörper in weissen Spitzen; hellgrüne, enganliegende Aermel; perlgraue Glacés; offnes schwarzes Haar unter einem grossen hellgrünen Spitzenhut mit weissen Federn. — Bianetta Gazil in dunkelgrünem Sammt; perlenbesetzter Göller, Blousenärmel, faltenreicher Rock ohne Taille, der untere Saum mit grossen, in Silber gefassten falschen Topasen besetzt. — Ludmilla Steinherz in einer grellen, blau und rot gestreiften Seebadtoilette. Armande und Bob reichen Champagner. — Armande in knappem schwarzen Kleid, rechtwinklig ausgeschnitten, mit weissem Fichu Maria Antoinette. — Bob, vierzehn Jahre alt, in rotem Jacket, prallen Lederhosen und blinkenden Stulpstiefeln.

Rodrigo (*das volle Glas in der Hand*): Mesdames et Messieurs — excusez — Mesdames et Messieurs — vous me permettez — soyez tranquilles — c'est le — (*zu Ludmilla Steinherz*) Was heisst Geburtstagsfest?

Ludmilla Steinherz: L'anniversaire!

Rodrigo: Heissen Dank. C'est le — c'est l'anniversaire de notre bien aimable hôtesse — comtesse, qui nous a réuni ici — ce soir. Permettez, Mesdames et Messieurs — c'est à la santé de la comtesse Adélaïde d'Oubra — Verdammt und zugenäht! — que je bois, à la santé de notre bien aimable hôtesse, la comtesse Adélaïde — dont c'est aujourd'hui l'anniversaire . . .

(*Alle umringen Lulu und stossen mit ihr an.*)

Arwa (*zu Rodrigo*): Ich gratuliere Dir.

Rodrigo: Ich schwitze von oben bis unten. — Il vous faut bien m'excuser, que je ne parle pas mieux le Français parce que je ne suis pas Parisien.

Bianetta Gazil: De quel pays êtes-vous?

Rodrigo: Je suis Autrichien.

Bianetta Gazil: Vous maniez les poids, Monsieur?

Rodrigo: Parfaitement, Madame.

Madelaine de Marelle: Moi, en général, je n'aime pas les athlètes. Je préfère les tireurs. Il-y-avait un tireur, il-y-a quinze mois, au Casino, chaque fois, qu'il faisait boum, moi je faisais . . . (*sie zuckt mit dem Leib*).

Casti Piani: Dites donc, chère belle, comment se fait'il que ce soit la première fois, qu'on ait le plaisir de rencontrer votre charmante petite princesse?

Madelaine de Marelle: Vous la trouvez tellement charmante? — Elle vit dans son convent. Elle n'est à Paris que pour vingt-quatre heures. Elle rentrera demain soir.

Kadéga di Santa Croce: Tu dis, petite mère?

Madelaine de Marelle: Mon bijou — je viens de raconter à ces messieurs, que l'autre semaine tu as ue le premier prix de géométrie.

Heilmann: Quels jolis cheveux elle a!

Casti Piani: Regardez ces pieds! Cette manière de marcher! —

Puntschu: Certes, elle est de race!

Madelaine de Marelle: Ayez donc pitié, Messieurs! Elle est encore tellement enfant.

Puntschu: Voilà ce qui ne me gênerait pas! Je donnerais dix ans de ma vie, si je pouvais introduire mademoiselle dans les grands mystères de notre évangile.

Madelaine de Marelle: Eh bien, Monsieur, je ne consentirais pas pour un million. Je ne veux pas lui gâter son heureuse enfance comme on a gâté la mienne.

Casti Piani: Belle âme! Vous n'y consentiriez pas non plus pour une petite parure en vrais diamants?

Madelaine de Marelle: Pas de blagues! Vous ne m'achterez pas de vrais diamants, ni à moi ni à ma fille. Vous n'en êtes que trop sûr.

Ludmilla Steinberz (zur Gräfin Geschwitz): Die Pariser Malerschulen, wissen Sie, sind alle gut. Dafür sind wir schliesslich in Paris. Ich rate Ihnen zu Julian. Wenn Sie in die Passage Panorama eintreten, der erste Seitengang links. Da sehen Sie dann gleich mit grossen Buchstaben angeschrieben Ecole Julian.

Die Geschwitz: Ich weiss noch nicht, ob ich in eine Schule gehen werde. Es nimmt so viel Zeit weg.

Bianetta Gazil: Est ce qu'on ne joue pas ce soir?

Ludmilla Steinberz: Mais si, Madame, on jouera; je l'espère bien!

Bianetta Gazil: Allons donc prendre nos places. Je voudrais gagner.

Die Geschwitz: Une petite seconde, Mesdames; j'ai à dire deux mots à mon amie.

Casti Piani (der Gazil den Arm bietend): Madame — vous m'accorderez la faveur d'être de moitié avec vous. Vous avez la main si heureuse.

(Er führt sie ins Spielzimmer. Ludmilla Steinberz folgt ihnen.)

Rodrigo: Au déjeûner, ce matin, la servante me demande: Desirez-vous du pissenlit, Monsieur?

Heilmann: Eh bien, mon cher; qu'est ce que vous lui avez répondu?

Rodrigo: Je disais: Merci, ma belle; je n'en ai pas l'habitude.

Lulu: Ce qu'il est bête!

Madelaine de Marelle: Vous faites de l'esprit, Monsieur.

Puntschu: Ce serait à peu près, comme si vous me demandiez des actions de la Société du Funiculaire de la Jung-Frau et si je vous répondais, moi: Elle ne l'est plus maintenant!

Madelaine de Marelle: Je ne comprends pas, Monsieur.

Puntschu: Parce que vous ne savez pas l'Allemand, Madame. Jung-Frau c'est un mot allemand, qui veut dire Vierge.

Madelaine de Marelle: Est ce que vous en avez encore, de ces actions là?

Puntschu: J'en ai quelques milles, moi; mais je les garde. Il n'y aura guère d'occasion semblable, pour se faire une petite fortune.

Heilmann: Moi, je n'en ai qu'une seul jusqu'à present. Je voudrais en avoir d'autres.

Puntschu: Si vous voulez, Monsieur, j'essayerai de vous les procurer. Mais je vous en préviens, vous les payerez des prix exorbitants.

Madelaine de Marelle: J'ai ue de la chance, moi, dans cette affaire. Je m'y suis prise de bonne heure. J'y ai mis toutes mes économies. — Si ça ne réussit pas, gare à vous!

Puntschu: Je suis tout-à-fait sur de moi. Un jour, Madame, vous me baiserez les mains. Vous ferez un petit pélérinage en Suisse, avec Mademoiselle votre fille, vous monterez avec ce Funiculaire et vous bénirez du haut de la montagne ce pays fertile, la source de vos richesses.

Alwa: Vous n'avez rien à craindre, Madame. Moi aussi, j'y ai

engagé ma fortune jusqu'au dernier sou. Je les ai payées fort cher, mes actions, mais je ne le regrette pas. Elles montent d'un jour à l'autre; c'est extraordinaire.

Madelaine de Marelle: Eh bien, tant mieux. (*Seinen Arm nehmend.*) Allons au jeu!

(*Madelaine de Marelle, Alwa, Puntschu, Lulu, Heilmann und Kadéga gehen ins Spielzimmer. Armande und Bob nach links ab. — Rodrigo und die Gräfin Geschwitz bleiben zurück.*)

Rodrigo (*kritzelt etwas auf einen Zettel und faltet denselben zusammen; die Geschwitz bemerkend*): Hm, gräfliche Gnaden . . . (*Da die Geschwitz zusammenzuckt.*) Seh' ich denn so gefährlich aus? (*Für sich.*) Ich muss ein Bonmot machen. (*Laut.*) Darf ich mir vielleicht etwas herausnehmen?

Die Geschwitz: Scheren Sie sich zum Henker!

Casti Piani (*Lulu in den Salon führend*): Sie erlauben mir nur zwei Worte.

Lulu (*während ihr Rodrigo unbemerkt seinen Zettel in die Hand drückt*): Bitte, soviel Sie wollen.

Rodrigo: Ich habe die Ehre mich zu empfehlen. (*Ins Spielzimmer ab.*)

Casti Piani (*zur Geschwitz*): Lassen Sie uns allein!

Lulu (*zu Casti Piani*): Habe ich Sie wieder durch irgend etwas gekränkt?

Casti Piani (*da sich die Geschwitz nicht vom Fleck rührt*): Sind Sie taub?

(*Die Geschwitz geht tief aufseufzend ins Spielzimmer ab.*)

Lulu: Sag' es nur gleich heraus, wieviel Du haben willst.

Casti Piani: Mit Geld kannst Du mir nicht mehr dienen.

Lulu: Wie kommst Du auf den Gedanken, dass wir kein Geld mehr haben?

Casti Piani: Weil Du mir gestern Euren letzten Rest ausgehändigt hast.

Lulu: Wenn Du dessen sicher bist, wird es ja wohl so sein.

Casti Piani: Ihr seid auf dem Trocknen, Du und Dein Schriftsteller.

Lulu: Wozu denn die vielen Worte? — Wenn Du mich bei Dir haben willst, brauchst Du mir nicht erst mit dem Henkerbeil zu drohen.

Casti Piani: Das weiss ich. Ich habe Dir aber schon mehrmals gesagt, dass Du gar nicht mein Fall bist. Ich habe Dich nicht ausgeraubt, weil Du mich liebtest, sondern ich habe Dich geliebt, um Dich ausrauben zu können. Bianetta Gazil ist mir von oben bis unten angenehmer als Du. Du stellst die ausgesuchtesten Leckerbissen zusammen, und wenn man seine Zeit verplempert hat, ist man hungriger als vorher. Du liebst schon zu lang, auch für unsere Pariser Verhältnisse. Einem gesunden jungen Menschen ruinierst Du nur das Nervensystem. Um so vorteilhafter eignest Du Dich für die Stellung, die ich Dir ausgesucht habe.

Lulu: Du bist verrückt! — Habe ich Dich gebeten, mir eine Stellung zu verschaffen?

Casti Piani: Ich sagte Dir doch, dass ich Stellenvermittlungsagent bin.

Lulu: Du sagtest mir, Du seiest Polizeispion.

Casti Piani: Davon allein kann man nicht leben. Ursprünglich war ich Stellenvermittlungsagent, bis ich über ein Pfarrerstöchterchen stolperte, dem ich eine Stellung in

Val Paraiso verschafft hatte. Das Holdchen hatte sich in seinen kindlichen Träumen das Leben noch berauschender vorgestellt und beklagte sich bei Mama. Darauf wurde ich festgesetzt. Durch charaktervolles Benehmen gewann ich mir aber rasch das Vertrauen der Kriminalpolizei. Mit einem Monatswechel von hundertfünfzig Mark schickte man mich hierher, weil man wegen der ewigen Bombenattentate unser hiesiges Kontingent verdreifachte. Aber wer kommt hier mit hundertfünfundachtzig Franks im Monat aus? — Meine Kollegen lassen sich von Kokotten aushalten. Mir lag es natürlich näher, meinen früheren Beruf wieder aufzunehmen. Die Französin geht, wenn sie das Herz auf dem rechten Fleck hat, allerdings nicht ins Ausland. Aber von den unzähligen Abenteurerinnen, die sich hier aus den besten Familien der ganzen Welt zusammenfinden, habe ich schon manches lebenshungrige junge Geschöpf an den Ort seiner natürlichen Bestimmung befördert.

Lulu: Ich tauge nicht für diesen Beruf.

Casti Piani: Deine Ansichten über diese Frage sind mir vollkommen gleichgültig. Die Staatsanwaltschaft bezahlt demjenigen, der die Mörderin des Doktor Schön der Polizei in die Hand liefert, tausend Mark. Ich brauche nur den Sergeant de Ville heraufzupfeifen, der unten an der Ecke steht, dann habe ich tausend Mark verdient. Dagegen bietet das Etablissement Oikonomopulos in Kairo sechzig Pfund für Dich. Das sind fünfzehnhundert Francs, das sind zwölfhundert Mark, also zweihundert Mark mehr als der Staatsanwalt bezahlt. Uebrigens

bin ich immerhin noch soweit Philantrop, um meinen Lieben lieber zum Glück zu verhelfen, als dass ich sie ins Unglück stürze.

Lulu: Das Leben in einem solchen Haus kann ein Weib von meinem Schlag nie und nimmer glücklich machen. Als ich fünfzehn Jahre alt war, hätte mir das gefallen können. Damals verzweifelte ich daran, dass ich jemals glücklich werden würde. Ich kaufte mir einen Revolver und lief nachts durch den tiefen Schnee über die Brücke in die Anlagen hinaus, um mich zu erschiessen. Dann lag ich aber glücklicher Weise drei Monate im Spital, ohne einen Mann zu Gesicht zu bekommen. In jener Zeit gingen mir die Augen über mich auf und ich erkannte mich. In meinen Träumen sah ich Nacht für Nacht den Mann, für den ich geschaffen bin und der für mich geschaffen ist. Und als ich dann wieder auf die Männer losgelassen wurde, da war ich kein dummes Gänschen mehr. Seither sehe ich es jedem bei stockfinsterer Nacht auf hundert Schritt Entfernung an, ob wir für einander bestimmt sind. Und wenn ich mich gegen meine Erkenntnis versündige, dann fühle ich mich am nächsten Tage an Seele und Leib beschmutzt und brauche Wochen, um den Ekel, den ich vor mir empfinde, zu überwinden. Und nun bildest Du Dir ein, ich werde mich jedem Lumpenkerl hingeben!

Casti Piani: Lumpenkerle verkehren bei Oikonomopulos in Kairo nicht. Seine Kundschaft setzt sich aus schottischen Lords, aus russischen Würdenträgern, indischen Gouverneuren und unseren flotten rheinischen Grossindustriellen zusammen. Ich muss nur dafür garantieren,

dass Du Französisch sprichst. Bei Deinem eminenten Sprachtalent wirst Du übrigens auch rasch genug soviel Englisch lernen, wie Du zu Deiner Thätigkeit nötig hast. Dabei residierst Du in einem fürstlich ausgestatteten Appartement mit dem Ausblick auf die Minarets der El Azhar-Moschee, wandelst den ganzen Tag auf faustdicken persischen Teppichen, kleidest Dich jeden Abend in eine märchenhafte Pariser Balltoilette, trinkst so viel Sekt, wie Deine Kunden bezahlen können; und schliesslich bleibst Du ja auch bis zu einem gewissen Grad Deine eigene Herrin. Wenn Dir der Mann nicht gefällt, dann brauchst Du ihm keinerlei Empfindung entgegenzubringen. Du lässt ihn seine Karte abgeben und damit holla! Wenn sich die Luder darauf nicht einübten, dann wäre die ganze Sache überhaupt unmöglich, weil jede nach den ersten vier Wochen mit Sturmschritt zum Teufel ginge.

Lulu: Ich glaube wirklich, seit gestern ist in Deinem Gehirn irgend etwas nicht mehr wie es sein soll! Soll ich mir einreden lassen, dass der Aegypter für eine Person, die er gar nicht kennt, fünfzehnhundert Francs bezahlt?

Casti Piani: Ich habe mir erlaubt, ihm Deine Bilder zu schicken!

Lulu: Die Bilder hast Du ihm geschickt, die ich Dir gab?

Casti Piani: Du siehst, dass er sie besser zu würdigen weiss, als ich. Das Bild, auf dem Du als Eva vor dem Spiegel stehst, wird er, wenn Du dort bist, wohl unter der Hausthür aufhängen. Dann kommt für Dich noch Eins in Betracht. Bei Oikonomopulos in Kairo bist Du vor Deinen Henkern sicherer, als wenn Du Dich in einen kanadischen Urwald verkriechst. Man überführt

so leicht keine ägyptische Courtisane in ein deutsches Gefängnis, erstens schon aus Sparsamkeitsrücksichten und zweitens aus Furcht, man könnte dadurch der ewigen Gerechtigkeit zu nahe treten.

Lulu: Was schert mich Eure ewige Gerechtigkeit! Du kannts Dir an Deinen fünf Fingern abzählen, dass ich mich nicht in ein solches Vergnügungslokal sperren lasse.

Casti Piani: Dann erlaubst Du, dass ich den Polizisten heraufpfeife?

Lulu: Warum bittest Du mich nicht einfach um fünfzehnhundert Francs, wenn Du das Geld nötig hast?

Casti Piani: Ich habe gar kein Geld nötig! — Uebrigens bitte ich Dich deshalb nicht darum, weil Du auf dem Trocknen bist.

Lulu: Wir haben noch dreissigtausend Mark.

Casti Piani: In Jungfrau-Aktien! Ich habe mich nie mit Aktien abgegeben. Der Staatsanwalt bezahlt in deutscher Reichswährung und Oikonomopulos zahlt in englischem Gold. Du kannst morgen früh in Marseilles sein. Die Mittelmeerfahrt dauert nicht viel mehr als fünf Tage. In spätestens vierzehn Tagen bist Du in Sicherheit. Hier in Paris stehst Du dem Gefängnis näher als irgendwo. Es ist ein Wunder, das ich als Polizeiorgan nicht fasse, dass Ihr hier ein volles Jahr unbehelligt habt leben können. Aber so gut wie ich Euren Antecedentien auf die Spur kam, kann bei Deinem starken Verbrauch an Männern jeden Tag einer meiner Kollegen die glückliche Entdeckung machen. Dann darf ich mir den Mund wischen und Du verbringst Deine genussfähigsten Lebensjahre in der Einsamkeit. Willst Du Dich bitte

gleich entscheiden. Um halb ein Uhr fährt der Zug nach Marseilles. Sind wir bis elf Uhr nicht handelseinig, dann pfeife ich den Sergeant de Ville herauf. Andernfalls packe ich Dich, so wie Du dastehst, in einen Fiacre, fahre Dich nach der Gare de Lion und begleite Dich morgen Abend aufs Schiff.

Lulu: Es kann Dir damit doch unmöglich ernst sein?!

Casti Piani: Begreifst Du nicht, dass es mir nur um Deine leibliche Rettung zu thun ist?

Lulu: Ich gehe mit Dir nach Amerika, nach China; aber ich kann mich selbst nicht verkaufen lassen! Das ist schlimmer als Gefängnis.

Casti Piani: Lies einmal diesen Herzenserguss! (*Er zieht einen Brief aus der Tasche.*) Ich werde ihn Dir vorlesen. Hier ist der Poststempel »Kairo«, damit du nicht glaubst, ich arbeite mit gefälschten Dokumenten. Das Mädchen ist Berlinerin, war zwei Jahre verheiratet, und das mit einem Mann, um den Du sie beneidet hättest, einem ehemaligen Kameraden von mir. Er reist jetzt in Diensten einer Hamburger Kolonialgesellschaft.

Lulu: Dann besucht er seine Frau ja vielleicht gelegentlich.

Casti Piani: Das ist nicht ausgeschlossen. Aber höre diesen impulsiven Ausdruck ihrer Seligkeit! Mein Mädchenhandel erscheint mir durchaus nicht ehrenvoller als ihn der erste beste Richter taxieren würde; aber solch ein Freudenschrei lässt mich für den Augenblick eine gewisse sittliche Genugthuung empfinden. Ich bin stolz darauf, mein Geld damit zu verdienen, dass ich das Glück mit vollen Händen ausstreue. (*Er liest.*) »Lieber Herr Meier!« — So heisse ich als Mädchenhändler. —

»Wenn Sie nach Berlin kommen, gehen Sie bitte sofort in das Konservatorium an der Potsdamer Strasse und fragen Sie nach Gusti von Rosenkron — das schönste Weib, das ich je in Natur gesehen habe; entzückende Hände und Füsse, von Natur schmale Taille, gerader Rücken, strotzender Körper, grosse Augen und Stumpfnase — ganz so, wie Sie es bevorzugen. Ich habe ihr schon geschrieben. Mit der Singerei hat sie keine Aussicht. Die Mutter hat keinen Pfennig. Leider schon zweiundzwanzig, aber verschmachtend nach Liebe. Kann nicht heiraten, weil vollkommen mittellos. Habe mit Madame gesprochen. Man nimmt mit Vergnügen noch eine Deutsche, wenn gut erzogen und musikalisch. Italienerinnen und Französinnen können mit uns nicht wetteifern, weil zu wenig Bildung. Wenn Sie Fritz sehen sollten . . .« — Fritz ist der Mann; er lässt sich natürlich scheiden. »— . . . dann sagen Sie ihm, alles war Langeweile. Er wusste es nicht besser, ich wusste es auch nicht« — Jetzt folgt die Aufzählung ihrer Glückseligkeiten

Lulu: Ich kann nicht das Einzige verkaufen, das je mein eigen war.

Casti Piani: Lass mich doch weiter lesen!

Lulu: Ich liefere Dir heute Abend noch unser ganzes Vermögen aus.

Casti Piani: Glaub mir doch um Gottes Willen, dass ich Euren letzten Sou schon bekommen habe. Wenn wir nicht bis elf Uhr das Haus verlassen haben, dann transportiert man Dich morgen mit Deiner Sippschaft per Schub nach Deutschland.

Lulu: Du kannst mich nicht ausliefern!

Casti Piani: Meinst Du, das wäre das Schlimmste, was ich in meinem Leben gekonnt habe? — Ich muss für den Fall, dass wir heute Nacht nach Marseilles fahren, nur rasch noch ein Wort mit Bianetta reden.

(*Casti Piani geht ins Spielzimmer, die Thür hinter sich auflassend. Lulu starrt vor sich hin, das Billet, das ihr Rodrigo zusteckte und das sie während des ganzen Gespräches zwischen den Fingern hielt, mechanisch zerknitternd. Alwa erhebt sich hinter dem Spieltisch, ein Wertpapier in der Hand und kommt in den Salon.*)

Alwa (*zu Lulu*): Brillant! Es geht brillant! Die Geschwitz setzt eben ihr letztes Hemd. Puntschu hat mir noch zehn Jungfrauaktien versprochen. Die Steinherz macht ihre kleinen Profitchen.

(*Er geht nach links vorne ab.*)

Lulu (*allein*): Ich soll in ein Bordell? — — (*Sie liest den Zettel, den sie in der Hand hält und lacht wie toll.*)

Alwa (*kommt von links zurück, eine Kassette in der Hand*): Machst Du denn nicht mit?

Lulu: Gewiss, gewiss. Warum nicht!

Alwa: Apropos, im »Berliner Tageblatt« steht heute, dass sich der Alfred Hugenberg im Gefängnis aus dem dritten Stockwerk ins Treppenhaus hinunter gestürzt hat.

Lulu: Ist denn der auch im Gefängnis?

Alwa: Nur in einer Art von Preventivhaft. Gerüchtweise verlautet, sein Vater, der Polizeidirektor, habe, während der Junge beerdigt wurde, Selbstmordversuch gemacht.

(*Alwa geht ins Spielzimmer ab. Lulu will ihm folgen. In der Thür tritt ihr die Gräfin Geschwitz entgegen.*)

Die Geschwitz: Du gehst, weil ich komme?

Lulu: Weiss Gott, nein. Aber wenn Du kommst, dann gehe ich.

Die Geschwitz: Du hast mich um alles betrogen, was ich an Glücksgütern auf dieser Welt noch besass. Du könntest in Deinem Verkehr mit mir zum allerwenigsten die äusserlichen Anstandsformen wahren.

Lulu: Ich bin gegen Dich so anständig, wie gegen jede andere Frau. Ich bitte Dich nur, es auch mir gegenüber zu sein.

Die Geschwitz: Hast Du die leidenschaftlichen Beteuerungen vergessen, durch die Du mich, während wir zusammen im Krankenhaus lagen, dazu verführtest, dass ich mich für Dich ins Gefängnis sperren liess?!

Lulu: Wozu hast Du mir denn vorher die Cholera angehängt?! Ich habe während des Prozesses noch ganz andere Dinge beschworen, als was ich Dir versprechen musste. Mich schüttelt der Ekel bei dem Gedanken, dass das jemals Wirklichkeit werden sollte!

Die Geschwitz: Dann betrogst Du mich also mit vollem Bewusstsein?!

Lulu: Um was bist Du denn betrogen? Deine körperlichen Vorzüge haben hier einen so begeisterten Bewunderer gefunden, dass ich mich frage, ob ich nicht noch einmal Klavierunterricht geben muss, um mein Dasein zu fristen. Kein siebzehnjähriges Kind macht einen Mann liebestoller, als Du Ungeheuer den braven Kerl durch Deine Widerspenstigkeit machst!

Die Geschwitz: Von wem sprichst Du? Ich verstehe kein Wort.

Lulu: Ich spreche von Deinem Kunstturner, von Rodrigo Quast. Er ist Atleth; er balanciert zwei gesattelte Kavalleriepferde auf seinem Brustkasten. Kann sich eine

Frau etwas Herrlicheres wünschen? Er sagte mir eben noch, dass er diese Nacht in die Seine springe, wenn Du Dich seiner nicht erbarmst.

Die Geschwitz: Ich beneide Dich nicht um Deine Geschicklichkeit, die hilflosen Opfer, die Dir durch unerforschliche Bestimmung überantwortet sind, zu martern. Ich kann Dich überhaupt nicht beneiden. Ein Bedauern, wie ich es mit Dir fühle, hat mir mein eigener Jammer noch nicht abgerungen. Ich fühle mich frei wie ein Gott bei dem Gedanken, welcher Kreaturen Sklavin Du bist!

Lulu: Von wem sprichst Du denn?

Die Geschwitz: Ich spreche von Casti Piani, dem die verworfenste Niederträchtigkeit in lebenden Buchstaben auf der Stirne geschrieben steht.

Lulu: Schweig! Ich gebe Dir Tritte in den Leib, wenn Du schlecht von dem Jungen sprichst. Er liebt mich mit einer Aufrichtigkeit, gegen die Deine abenteuerlichsten Aufopferungen eine Bettelei sind. Er giebt mir Beweise von Selbstverleugnung, die mir Deine Zumutungen erst in ihrer ganzen Abscheulichkeit zeigen. Was giebt man nicht hin, wenn man Gelüste hat wie Du! Du bist im Leib Deiner Mutter nicht ganz fertig geworden, weder als Weib noch als Mann. Du bist kein Mensch wie wir andern. Für einen Mann war der vorhandene Stoff nicht ausreichend und zum Weib hast Du zu viel Hirn in den Schädel bekommen. Deshalb bist Du verrückt! Wende Dich mit Deinen Gefühlen an Fräulein Bianetta Gazil. Die ist gegen Bezahlung zu allem zu haben. Drück ihr zwanzig Franks in die Hand, dann gehört sie Dir.

(*Bianetta Gazil, Madelaine de Marelle, Ludmilla Steinherz, Rodrigo, Casti Piani, Puntschu, Heilmann und Alwa kommen aus dem Spielzimmer in den Salon.*)

Lulu: Um Gottes Willen, was ist passiert?

Puntschu: Mais rien du tout, ma chère. On va se rafraîchir.

Madelaine de Marelle: Tout le monde a gagné, c'est épatant!

Bianetta: Moi, j'ai gagné au moins quarant louis . . .

Ludmilla Steinherz: Il ne faut pas s'en vanter, mon amie!

Madelaine de Marelle: C'est vrai; ça ne porte pas bonheur.

Bianetta Gazil: Mais la Banque aussi a gagné!

Alwa: Es ist pyramidal, wo das Geld herkommt!

Casti Piani: Tant mieux; on n'a pas besoin, de se priver de Champagne.

Heilmann: J'ai au moins, moi, de quoi me payer un diner au Café de Paris.

Alwa: Venez, Mesdames, au buffet!

(*Die ganze Gesellschaft begiebt sich nach rechts ins Speisezimmer. — Lulu wird von Rodrigo zurückgehalten.*)

Rodrigo: Une petite seconde, Madame. — Hast Du mein Billet-doux schon gelesen?

Lulu: Droh mir mit Anzeigen, soviel Du Lust hast! Ich habe keine zwanzigtausend Francs mehr.

Rodrigo: Lüg mich nicht an, Du Canaille! Ihr habt noch vierzigtausend Mark; der Lämmerschwanz hat mir das eben noch bestätigt.

Lulu: Dann wende Dich mit Deinen Erpressungen doch an ihn! Mir ist es egal, was er mit seinem Gelde thut.

Rodrigo: Ich danke dir! Bei dem Hornochsen brauche ich zweimal vierundzwanzig Stunden, bis er begreift, wovon die Rede ist. Und dann kommen seine Erläuterungen

und Auseinandersetzungen, denen gegenüber Einem sterbens übel wird. Derweil schreibt mir meine Braut: »Tout est fini entre nous!« und ich kann den Leierkasten umhängen.

Lulu: Hast Du Dich denn hier in Paris verlobt?

Rodrigo: Ich hätte Dich wohl erst um Erlaubnis fragen sollen? Was war hier mein Dank dafür, dass ich Dich auf Kosten meiner Gesundheit aus dem Gefängnis befreit habe? — La misère noire! Ihr habt mich preisgegeben! Ich hätte Packträger werden können, wenn mich dieses Mädchen nicht aufgenommen hätte. In den Follies Bergère warf man mir gleich am ersten Abend einen Sammetfauteuil an den Kopf. Die französische Nation ist zu heruntergekommen, um noch gediegene Kraftleistungen zu würdigen. Wäre ich ein boxendes Känguruh, dann hätten sie mich interviewt und in allen Journalen abgebildet. Gott sei Dank hatte ich auf der Toilette schon die Bekanntschaft meiner Célestine gemacht. Als ich ihr meine zwei Sous in die Hand drückte, erklärte sie mir, sie beabsichtigte sich aus der Oeffentlichkeit zurückzuziehen. Sie hat die Ersparnisse zwanzigjähriger Arbeit auf dem Crédit Lionnais deponiert. Dabei liebt sie mich um meiner selbst willen. Sie geht nicht wie Du nur auf Gemeinheiten aus. Sie hat drei Kinder von einem englischen Bischof, die alle zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Uebermorgen früh werden wir uns auf der Mairie des ersten Arrondissements standesamtlich trauen lassen.

Lulu: Meinen Segen hast Du dazu.

Rodrigo: Dein Segen kann mir gestohlen werden! Ich habe

meiner Braut gesagt, ich hätte zwanzigtausend Francs auf der Bank liegen.

Lulu: Dabei prahlt der Kerl noch, dass ihn das Mädchen um seiner selbst willen liebt!

Rodrigo: Meine Célestine verehrt den Gemütsmenschen in mir, und nicht den Kraftmenschen, wie Du das gethan hast und all die anderen. Das ist jetzt überstanden! Erst rissen sie einem die Kleider vom Leib und dann wälzten sie sich mit der Femme de Chambre herum. Ich will ein Totengerippe sein, wenn ich mich noch jemals auf solche Belustigungen einlasse!

Lulu: Warum zum Henker verfolgst Du denn die unglückliche Geschwitz mit Deinen schmutzigen Anträgen?

Rodrigo: Weil das Frauenzimmer von Adel ist. Ich bin Homme du Monde und verstehe mich besser als irgendeiner von Euch auf den Pariser Konversationston. — Aber jetzt bitte ich um eine bündige Antwort. Wirst Du mir bis morgen Abend das Geld verschaffen oder nicht?

Lulu: Ich habe kein Geld.

Rodrigo: Ich will Hühnerdreck im Kopf haben, wenn ich mich damit abspeisen lasse! Er giebt Dir den letzten Sou, den er hat, wenn Du nur einmal Deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit thust und ihn nicht umsonst vor Deiner Thüre winseln lässt. Du hast den armen Jungen hierher gelockt, und jetzt kann er sehen, wo er ein passendes Engagement für seine Vervollkommnung auftreibt.

Lulu: Was schert es Dich, ob er das Geld mit Weibern oder am Spieltisch verthut?!

Rodrigo: Wollt Ihr denn mit Gewalt den letzten Pfennig, den

sich sein Vater an der Zeitung verdient hat, diesem wildfremden Pack in den Rachen jagen?! Du machst vier Menschen glücklich, wenn Du fünfe gerad sein lässt und Dich einem wohlthätigen Zweck opferst! Muss es denn immer und immer nur Casti Piani sein!

Lulu: Soll ich ihn vielleicht bitten, dass er Dir die Treppe hinunter leuchtet?

Rodrigo: Comme vous voulez, ma chère! Wenn ich bis morgen Abend die zwanzigtausend Francs nicht habe — Du kannst sie auf dem Postbureau an der Avenue de l'Opéra deponieren — dann erstatte ich Anzeige bei der Polizei und Euer Luderleben hat ein Ende. — Au plaisir de vous revoir!

(*Journalist Heilmann kommt atemlos von links hinten.*)

Lulu: Sie suchen Madelaine de Marelle? — Sie ist nicht hier.

Heilmann: Nein, ich suche etwas anderes.

Rodrigo (*ihm den Weg weisend*): Die zweite Thür links, bitte.

Lulu (*zu Rodrigo*): Hast Du das schon von Deiner Braut gelernt?

Heilmann (*stösst in der Thüre links auf Bankier Puntschu*): Pardon, mein Engel!

Puntschu: Ach Sie sind's! Madame de Marelle erwartet Sie im Lift.

Heilmann: Fahren Sie bitte mit ihr hinauf. Ich bin gleich zurück.

(*Heilmann eilt nach links ab. Lulu geht ins Speisezimmer; Rodrigo folgt ihr.*)

Puntschu (*allein*): Quelle chaleur! — — Schneid ich Dir die Ohren nicht ab, schneidst Du sie mir! — — Muss man sich durchquetschen zwischen Juden, Christen und Sirenen!

— — Kann ich nicht vermieten mein Josaphat, muss ich mir helfen mit meinem Verstand! — Wird er nicht runzlich, mein Verstand; wird er nicht avachi; braucht er sich nicht zu baden in Eau de Cologne!

(*Bob überbringt ein Telegramm.*)

Bob: A Monsieur Puntschu!

Puntschu (erbricht es und murmelt): Les actions du Funiculaire de la Jung-Frau tombées Attends! (*Giebt Bob ein Trinkgeld.*) Comment t'appelles-tu?

Bob: Gaston Tarnaud, Monsieur; mais on m'a baptisé Bob parce que ça se prononce plus court comme ça.

Puntschu: Es-tu né à Paris?

Bob: Oui, Monsieur.

Puntschu: Quel âge?

(*Kadéga di Santa Croce tritt von rechts hinten ein.*)

Kadéga: Maman n'est pas ici?

Puntschu: Non. — Quel charmante fille, mon dieu!

Kadéga: Je la cherche partout; je ne puix pas la trouver.

Puntschu: Attendez donc; Maman va revenir. — Ist sie weiss Gott (*Auf Bob sehend.*) Und das Paar Kniehosen! — Weiss man nicht — Gott der Gerechte! — Wird mir unheimlich ... (*Nach rechts hinten ab.*)

Kadéga: Ecoutez, Monsieur, vous n'avez pas vu ma mère?

Bob: Non, Mademoiselle; je ne l'ai pas vue.

Kadéga: J'ai tellement peur.

Bob: Madame doit être montée. Si Mademoiselle veut me suivre?

Kadéga: Qu'est ce qu'il-y-a là haut?

Bob: Vous allez voir. Nous nous cacherons dans l'escalier. Venez! Vous ne voulez pas?

Kadéga: A quoi faire; dites?

Bob: Ça vous amusera.

Kadéga: Eh bien, faites voir.

Bob: Pas ici.

Kadéga: Je n'y monte pas. On va me gronder.

Bob: Eh bien, Mademoiselle.

Kadéga: Après vous, Monsieur!

(*Madelaine de Marelle stürzt in heilloser Aufregung herein und bemächtigt sich Kadégas.*)

Madelaine de Marelle: La voilà, mon Dieu! N'a-tu pas honte, vilaine garce; hein?

Kadéga: Oh, maman; je t'ai cherchée.

Madelaine de Marelle: Tu m'as cherchée! — T'ai-je envoyée me chercher? — Qu'as-tu à faire avec ce haiduck là?! — Ah, tu me connaîtras!

(*Alwa, Heilmann, Ludmilla Steinherz, Puntschu, die Gräfin Geschwitz und Lulu treten aus dem Speisezimmer ein. — Bob hat sich gedrückt.*)

Madelaine de Marelle (*zu Kadéga*): Ne pleure pas; tu sais!

Lulu (*zu Kadéga*): Qu-est ce que tu as? Pourquoi pleures-tu, mon enfant?

Puntschu (*zu Kadéga*): Vous-avez pleuré, Mademoiselle?

Ludmilla Steinherz: La pauvre petite!

Madelaine de Marelle: Ce sont les nerfs. Il n'y faut pas faire attention.

Puntschu: Mais vous êtes trop sevère, Madame! Voilà l'âge le plus difficile.

Die Geschwitz: Je voudrais bien, qu'on retournât au jeu.

(*Die Gesellschaft begiebt sich ins Spielzimmer. Lulu wird an der Thüre von Bob zurückgehalten, der ihr etwas zuflüstert.*)

Lulu: Eh bien, qu'il entre.

(*Bob öffnet die Thür zum Korridor und lässt Schigolch eintreten. Schigolch trägt Frack, weisse Halsbinde, schiefgetretene Lackstiefel und einen schäbigen Klapphut, den er aufbehält.*)

Schigolch (*mit einem Blick auf Bob*): Wo hast Du den her?

Lulu: Aus dem Nouveau Cirque.

Schigolch: Er ist etwas breit in den Hüften.

Lulu: Er ist breiter als ich. — Gefällt Dir das nicht?

Schigolch: Wie viel Lohn bekommt er bei Dir?

Lulu: Frag ihn, wenn Dich das so interessiert.

Schigolch: Dazu reichen meine französischen Sprachkenntnisse noch nicht aus.

Lulu (*zu Bob*): Allez fermer les portes.

(*Bob geht ins Spielzimmer und schliesst die Thür hinter sich.*)

Schigolch: Ich brauche nämlich notwendig fünfhundert Francs. Ich habe meiner Geliebten ein Appartement gemietet. Elle veut se mettre dans ses meubles.

Lulu: Hast Du Dir hier auch noch eine Geliebte genommen?

Schigolch: Sie ist Münchnerin. In ihrer Jugend war sie die Frau des Königs von Neapel. Sie sagt mir jeden Tag, dass sie früher einmal sehr hübsch gewesen sei.

Lulu: Braucht sie die fünfhundert Francs sehr nötig?

Schigolch: Elle veut se mettre dans ses meubles. Solche Summen spielen doch bei Dir keine Rolle.

Lulu (*in einen Sessel zusammenbrechend*): Oh Du allmächtiger Gott!

Schigolch: Nun? — Was giebt es denn wieder?

Lulu (*schluchzt krampfhaft*): Es ist zu grauenhaft!

Schigolch: Hm — Du übernimmst Dich, mein Kind. — Du musst Dich zuweilen mit einem Roman zu Bett legen. — Weine nur; weine Dich nur recht aus. — So hat es

Dich auch schon vor fünfzehn Jahren geschüttelt. Es hat seitdem kein Mensch mehr so geschrien, wie Du damals hast schreien können. — Damals trugst Du noch keinen weissen Federbusch auf dem Kopf und hattest auch keine durchlöcherten Strümpfe an Deinen Beinen. Du hattest weder Stiefel noch Strümpfe daran.

Lulu: Nimm mich mit Dir nach Haus! Nimm mich diese Nacht mit zu Dir an den Quai de la Gare! Ich bitte Dich! Wir finden unten Wagen genug!

Schigolch: Ich nehme Dich mit; ich nehme Dich mit. — Was giebt es denn?

Lulu: Es geht um meinen Hals! Man zeigt mich an!

Schigolch: Wer? — Wer zeigt Dich an?

Lulu: Der Springfritze.

Schigolch: Dem besorg' ich es!

Lulu: Besorg' es ihm! Ich bitte Dich, besorg' es ihm! Dann thu mit mir, was Du willst!

Schigolch: Wenn er zu mir kommt, ist er abgethan. Mein Fenster geht auf die Seine. — Aber er kommt nicht; er kommt nicht.

Lulu: Welche Nummer wohnst Du?

Schigolch: Vingt cinq, Quai de la Gare.

Lulu: Ich schicke ihn hin. Er kommt mit der verrückten Kröte, die mir um die Füsse kriecht; er kommt noch heute Abend. Geh nach Haus, damit sie es behaglich finden.

Schigolch: Lass sie nur kommen.

Lulu: Morgen bring mir seine goldenen Ringe, die er in den Ohren trägt.

Schigolch: Hat er Ringe in den Ohren? — Das habe ich noch gar nicht bemerkt.

Lulu: Du kannst sie abschneiden, bevor Du ihn hinunter lässt. Er merkt es nicht, wenn er besoffen ist.

Schigolch: Und dann, mein Kind? Was dann?

Lulu: Dann gebe ich Dir die fünfhundert Francs für Deine Geliebte.

Schigolch: Das nenne ich geizig. Hast Du sonst nichts?

Lulu: Was Du magst! Was ich habe!

Schigolch: Bald sind es zehn Jahre, dass wir uns nicht mehr kennen.

Lulu: Wenn es weiter nichts ist? — Komm so oft Du willst! — Aber Du hast doch eine Geliebte.

Schigolch: Meine Vroni trägt keine Brillanten. Sie ist auch nicht mehr von heute.

Lulu: Aber dann schwöre!

Schigolch: Aber habe ich Dir je nicht Wort gehalten?

Lulu: Schwöre, dass Du es ihm besorgst!

Schigolch: Ich besorge es ihm.

Lulu: Schwöre es mir! Schwöre es mir!

Schigolch (legt seine Hand auf ihr Knie): — Bei Allem, was heilig ist! — Heute Nacht, wenn er kommt. —

Lulu: Bei Allem, was heilig ist! — — Wie das kühlt!

Schigolch (macht seine Hand frei): Wie das glüht!

Lulu: Fahre nur gleich nach Haus. Sie kommen in einer halben Stunde! Nimm einen Fiacre!

Schigolch: Ich gehe schon.

Lulu: Rasch! Ich bitte Dich! — — — Allmächtiger . . .

Schigolch: Was starrst Du mich jetzt schon wieder so an?

Lulu: Nichts . . .

Schigolch: Nun? — Ist Dir Deine Zunge angefroren?

Lulu: Mein Strumpfband ist aufgegangen . . .

Schigolch: Nun ja denn!

Lulu: Was bedeutet das?

Schigolch: Was das bedeutet? — Ich binde es Dir, wenn Du still hältst.

Lulu: Das bedeutet ein Unglück!

Schigolch: Nicht für Dich, mein Kind. Sei getrost, ich besorg es ihm. — (*Ab.*)

(*Lulu setzt den linken Fuss auf einen Schemel, bindet ihr Strumpfband und geht ins Spielzimmer ab. — Rodrigo wird von Casti Piani in den Salon gepufft.*)

Rodrigo: Behandeln Sie mich doch wenigstens anständig!

Casti Piani: Was könnte mich denn dazu veranlassen?! — Ich will wissen, was Sie vorhin mit der Frau hier gesprochen haben!

Rodrigo: Dann können Sie mich gern haben!

Casti Piani: Willst Du Hund mir Rede und Antwort steh'n! — Du hast von ihr verlangt, sie soll mit Dir im Lift hinauffahren!

Rodrigo: Das ist eine unverschämte perfide Lüge!

Casti Piani: Sie erzählt es mir selbst! Du hast ihr gedroht, sie zu denunzieren, wenn sie nicht mit Dir kommt! — Soll ich Dich über den Haufen schiessen?!

Rodrigo: Die schamlose Person! — Als könnte mir so etwas einfallen! — Wenn ich sie selber haben will, brauche ich ihr weiss Gott im Himmel nicht erst mit Gefängnis zu drohen!

Casti Piani: Danke schön. Weiter wollte ich nichts wissen. (*Nach rechts hinten ab.*)

Rodrigo: So ein Hund! — Ein Kerl, den ich an die Decke werfe, dass er kleben bleibt, wie ein Limburger Käse!

— — Komm her, wenn ich Dir die Därme um den Hals wickeln soll! — — Das wäre noch schöner!

(*Lulu kommt aus dem Spielzimmer.*)

Lulu: Wo bleibst denn Du? — Man muss Dich suchen wie eine Stecknadel.

Rodrigo: Dem habe ich gezeigt, was es heisst, mit mir anzufangen!

Lulu: Wem denn?

Rodrigo: Deinem Casti Piani! Wie kannst Du Canaille dem Kerl erzählen, ich hätte Dich verführen wollen?!

Lulu: Hast Du nicht von mir verlangt, dass ich mich für zwanzigtausend Francs dem Sohn meines verstorbenen Mannes hingebe?!

Rodrigo: Weil es Deine Pflicht ist, Dich des armen Jungen zu erbarmen! Du hast ihm seinen Vater in den schönsten Lebensjahren vor der Nase weggeschossen! Aber Dein Casti Piani überlegt es sich, bevor er mir wieder unter die Augen kommt. Dem gebe ich Eins vor den Bauch, dass ihm die Kaldaunen wie Leuchtkugeln zum Himmel fliegen. Wenn Du keinen besseren Ersatz für mich hast, dann bedaure ich, jemals Deine Gunst genossen zu haben!

Lulu: Die Geschwitz hat die fürchterlichsten Zustände. Sie windet sich in Krämpfen. Sie ist imstande und springt in die Seine, wenn Du sie noch länger warten lässt.

Rodrigo: Worauf wartet das Vieh denn?

Lulu: Auf Dich, dass Du sie liebst.

Rodrigo: Dann sag ihr, ich lasse sie grüssen und sie soll in die Seine springen.

Lulu: Sie leiht mir zwanzigtausend Francs, um mich vor dem

Verderben zu retten, wenn Du sie selber davor bewahrst. Wenn Du sie heute mit Dir nimmst, deponiere ich morgen zwanzigtausend Francs für Dich auf dem Postbureau an der Avenue de l'Opéra.

Rodrigo: Und wenn ich sie nicht mitnehme?

Lulu: Dann zeig mich an! Alwa und ich sind auf dem Trockenen.

Rodrigo: Himmel, Tod und Wolkenbruch!

Lulu: Du machst vier Menschen glücklich, wenn Du fünfe gerad sein lässt und Dich einem wohlthätigen Zweck opferst.

Rodrigo: Das wird nicht gehn; ich weiss es im voraus. Ich habe das jetzt genug ausprobiert. Wer rechnet bei dem Schirmgestell auch auf solch ein deutsches Gemüt! Was die Person für mich hatte, war der Umstand, dass sie Aristokratin ist. Mein Benehmen war so gentlemanlike, wie man es bei deutschen Artisten überhaupt nicht findet. Hätte ich ihr nur jemals unter die Röcke gegriffen!

Lulu: Sie ist noch Jungfrau.

Rodrigo: Wenn es einen Gott im Himmel giebt, dann werden Dir Deine Witze noch einmal heimgezahlt! Das prophezeie ich Dir!

Lulu: Die Geschwitz wartet. Was soll ich ihr sagen?

Rodrigo: Meine ergebenste Empfehlung und ich sei kastriert.

Lulu: Das werde ich ausrichten.

Rodrigo: Warte noch! — Ist es sicher, dass ich zwanzigtausend Francs von ihr erhalte?

Lulu: Frag sie selbst!

Rodrigo: Dann sag ihr, ich sei bereit. Ich erwarte sie in der

Salle à manger. Ich muss nur erst noch eine Tonne Kaviar versorgen.

(*Rodrigo geht ins Speisezimmer. Lulu öffnet die Thür zum Spielzimmer und ruft "Martha!", worauf die Gräfin Geschwitz in den Salon tritt und die Thür hinter sich schliesst.*)

Lulu: Mein liebes Herz, Du kannst mich heute vor dem Tode retten.

Die Geschwitz: Wie kann ich das?

Lulu: Wenn Du den Springfritzen nach dem Quai de la Gare bringst.

Die Geschwitz: Wozu das, mein Lieb?

Lulu: Er sagt, Du müssest ihm heute Abend noch angehören, sonst zeigt er mich morgen an.

Die Geschwitz: Du weisst, dass ich keinem Manne gehören kann; ich bin von meinem Verhängnis nicht dazu bestimmt.

Lulu: Wenn Du ihm nicht zusagst, dann hat er das mit sich selbst auszumachen. Warum verliebt er sich in Dich!

Die Geschwitz: Aber er wird brutal werden wie ein Henkersknecht. Er wird sich für seine Enttäuschung rächen und mir die Schläfen einschlagen. Ich habe das schon erlebt. — Ist es nicht möglich, dass Du mir diese schwerste Prüfung ersparst?

Lulu: Was gewinnst denn Du dabei, wenn er mich anzeigt?

Die Geschwitz: Ich habe in meinem Vermögen noch fünfhundert Francs. Damit können wir beide als Zwischendeckpassagiere nach Amerika fahren. Dort wärst Du vor all' Deinen Verfolgern in Sicherheit.

Lulu: Ich will in Paris bleiben; ich kann in keiner anderen Stadt mehr glücklich sein. Du must ihm sagen, dass

Du ohne ihn nicht leben kannst. Dann fühlt er sich geschmeichelt und wird lammfromm. Du musst auch den Kutscher bezahlen. Sag dem Kutscher „Vingt cinq, Quai de la Gare". Das ist ein Hotel sechsten Ranges, in dem man Dich mit ihm heute Abend erwartet. Soll ich Dir die Adresse aufschreiben?

Die Geschwitz: Wie soll Dir eine solche Ungeheuerlichkeit das Leben retten? — Ich verstehe das nicht. — Du hast, um mich zu martern, das furchtbarste Verhängnis heraufbeschworen, das über mich Geächtete hereinbrechen kann.

Lulu: Vielleicht kuriert Dich die Begegnung.

Die Geschwitz: O Lulu, wenn es eine ewige Vergeltung giebt, dann möchte ich nicht für Dich einstehen müssen! Ich kann mich nicht darein finden, dass kein Gott über uns wacht. Und doch wirst Du wohl recht haben, dass es nichts damit ist. Denn womit habe ich unbedeutendes Wurm seinen Zorn gereizt, um nur Entsetzen zu erleben, wo die ganze lebendige Schöpfung vor Seligkeit die Besinnung verliert!

Lulu: Du hast Dich nicht zu beklagen. Wenn Du glücklich wirst, dann bist Du hundert und tausend Mal glücklicher, als es einer von uns gewöhnlichen Sterblichen jemals wird.

Die Geschwitz: Das weiss ich auch; ich beneide niemanden! Aber ich warte noch darauf. Du hast mich nun schon so oft betrogen.

Lulu: Ich bin Dein, mein Liebling, wenn Du den Springfritzen bis morgen beruhigst. Er will nur seine Eitelkeit befriedigt sehen; Du musst ihn beschwören, dass er sich Deiner erbarme.

Die Geschwitz: Und morgen?

Lulu: Ich erwarte Dich, mein Herz. Ich werde die Augen nicht aufschlagen bevor Du kommst. Ich sehe keine Kammerfrau, ich empfange keinen Friseur, ich werde die Augen nicht aufschlagen, bevor Du bei mir bist.

Die Geschwitz: Dann lass ihn kommen.

Lulu: Aber Du musst Dich ihm an den Hals werfen, mein Lieb! Weisst Du die Hausnummer noch?

Die Geschwitz: Vingt cinq, Quai de la Gare. — Jetzt aber rasch!

Lulu (ruft ins Speisezimmer): Voyons, viens, cheri!

Rodrigo (kommt aus dem Speisezimmer): Die Damen entschuldigen, dass ich das Maul voll habe.

Die Geschwitz (ergreift seine Hand): Ich bete Sie an! Erbarmen Sie sich meiner Not!

Rodrigo: A la bonne heure! Besteigen wir das Schaffot! *(Er bietet der Gräfin Geschwitz den Arm und verlässt mit ihr den Salon.)*

Lulu: Bonne nuit, chers enfants! — *(Sie begleitet das Paar auf den Korridor hinaus und kommt gleich darauf mit Bob zurück.)*

Lulu (zu Bob): Vite, mon enfant! Nous partirons à l'instant. Tu m'accompagneras. Mais nous allons nous déguiser. Tu ma donneras tes vêtements et tu metteras les miens. — Vite, vite!

Bob: A votre service, Madame!

(Lulu und Bob ins Speisezimmer ab. Im Spielzimmer entsteht Lärm. Die Thüren werden aufgerissen. Bankier Puntschu, Journalist Heilmann, Alwa Schön, Bianetta Gazil, Madelaine de Marelle, Kadéga di Santa Croce und Ludmilla Steinherz kommen in den Salon.)

Heilmann (ein Wertpapier in der Hand, auf dessen Titelkopf ein Alpenglühen zu sehen ist, zu Puntschu): Il vous faut l'accepter, Monsieur!

Puntschu: Mais ça n'a pas cours, mon cher!

Heilmann: Sie Spitzbube! Vous refuser de me donner ma revanche!

Bianetta Gazil: Ah ces Prussiens!

Madelaine de Marelle: Est ce que vous y comprenez quelque chose?

Ludmilla Steinherz: Il lui a pris son argent.

Heilmann: Et le voilà maintenant, qui quitte le jeu, ce filou!

Madelaine de Marelle: Ah, ce n'est pas propre!

Puntschu: Moi qui quitte le jeu? — Que sa mise soit de l'argent, que Diable! Je ne suis pas ici dans mon bureau de change. Qu'il vienne demain à dix heures, m'offrir son papier!

Heilmann: Mon papier?! — Voici seize cents francs, les actions que vous m'avez vendues!

Puntschu: Mais pour jouer il vous faut de l'argent comptant!

Heilmann: Wenn Sie einen bis auf den letzten Sou ausgeraubt haben, dann hat es plötzlich pas cours!

Kadéga: Qu'est ce qu'ils disent, maman?

Madelaine de Marelle: Je n'en sais rien, moi —

Heilmann: Sie Halsabschneider! Sie Saujude!

Puntschu: Mais voyons, mon ami, soyons raisonnable! Il n'a pas de valeur, votre titre. Les actions du Funiculaire de la Jung-Frau sont tombées, ce soir, jusqu'à quinze. Je viens d'en recevoir la nouvelle par télégramme. Je n'en voulais rien dire d'abord . . .

Atwa: Mais comment ça se fait-il? Nous voilà sur le pavé!

Puntschu: Et moi, qui perds toute une fortune! Demain, à la Bourse, on va nous en offrir pour cent sous la douzaine!

Madelaine de Marelle: Grand Dieu! Dix huit ans de peines et de travail! (*Sie sinkt in Ohnmacht.*)

Kadéga: Oh, maman! Reveille-toi! — Elle meurt! Elle meurt!

Bianetta Gazil: Où allez vous, ce soir, prendre votre diner, Monsieur Puntschu?

Puntschu: Je suis pressé; je vais prendre ma voiture.

Bianette Gazil: M'offrez vous à souper chez Maxime, puisqu' vous venez de perdre toute une fortune?

Puntschu: Sie vous voulez. On y sera mieux, peutêtre. Il ne reste rien à faire ici.

(*Puntschu und Bianetta Gazil verlassen den Salon.*)

Heilmann (*ballt seine Aktie zusammen und wirft sie zu Boden*) Das hat man von dem Pack!

Ludmilla Steinherz: Warum spekulieren Sie auf die Jungfrau! — Vous enverrez quelques petites notes à Berlin et le mal sera réparé.

Heilmann: Vous avez beau dire, Madame! Ich habe das Handwerk noch nicht so los wie Sie. Wollen Sie mich nicht als Ihren Geheimsekretär in Dienst nehmen?

Ludmilla Steinherz: Connaissez-vous le Mouton à cinq pattes? — Venez, allons au Mouton à cinq pattes! C'est tout près des Halles. Nous y sommes chez nous. Jusqu'au petit jour nous aurons fait un joli petit article.

Heilmann: Vous ne dormez donc pas?

Ludmilla Steinherz: La nuit? — Jamais!

(*Journalist Heilmann und Ludmilla Steinherz verlassen den Salon.*)

Akwa (*über Madelaine de Marelle gebeugt*)*:* Elle a les mains

glacées. Qu'elle est belle, cette femme! Il faudrait ouvrir son corsage, afin qu'elle puisse respirer plus librement.

(*Lulu kommt aus dem Speisezimmer in Jockeymütze, rotem Jacket, weissen Lederhosen und Stulpstiefeln, einen Radmantel um die Schultern.*)

Lulu: Hast Du noch etwas Geld, Alwa?

Alwa: Bist Du verrückt geworden?!

Lulu: In zwei Minuten kommt die Polizei. Wir sind verraten. Bleib hier, wenn Du Lust hast!

Alwa: Barmherziger Himmel!

(*Lulu und Alwa verlassen den Salon.*)

Kadéga di Santa Croce: Maman, reveille-toi! Tout le monde s'enfuit!

Madelaine de Marelle (*zu sich kommend*)*:* Et la jeunesse et les beaux jours passés! Oh cette vie!

Kadéga: Mais c'est moi, qui gagnera de l'argeant pour nous deux. Je ne veux plus rentrer dans mon convent.

Madelaine de Marelle: Dieu te bénisse! Sais-tu bien ce que tu dis! — J'aurai peutêtre un engagement au Concert Parisien. J'y chanterai mon désastre; voilà ce qui les amusera!

Kadéga: Mais tu n'as pas de voix, maman.

Madelaine de Marelle: Ah oui, c'est vrai!

Kadéga: Ne veux-tu pas m'y mener avec toi?

Madelaine de Marelle: Dans ta jupe de bébé?! Ca non, par exemple!

Kadéga: Mais justement! Suis-je pas gentille comme ca?

Madelaine de Marelle: Eh bien, soit donc! Dieu me le pardonne! Demain soir nous irons à l'Olympia, si tu le veux.

Kadëga: Si je veux, petite mère! Alors tu auras de quoi vivre.
Ein Herr (vom Korridor eintretend): Au nom de la loi — Madame, vous êtes arretée!
Casti Piani (ihm folgend): Mais non, mais non!

DRITTER AUFZUG.

London. Eine Dachkammer ohne Mansarden. Zwei grosse Scheiben in der Flucht des Daches öffnen sich nach oben. Rechts und links vorn je eine schlechtschliessende Thür. Im rechten Proscenium eine zerrissene graue Matratze. Links vorn ein wackliger Blumentisch, auf dem eine Whiskyflasche und eine qualmende Petroleumlampe stehen. Links hinten in der Ecke eine alte Chaiselongue; neben der Mittelthür ein durchsessener Strohsessel.
Man hört den Regen aufs Dach schlagen; er träufelt durch die Luke, so dass die Diele unter Wasser steht. Vorn auf der Matratze liegt Schigolch in langem grauen Paletot. Auf der Chaiselongue links in der Ecke liegt Alwa Schön, in einen Plaid gewickelt, dessen Riemen über ihm an der Wand hängt.
Schigolch: Der Regen trommelt zur Parade.
Alwa: Ein stimmungsvolles Wetter für ihr erstes Auftreten!
(*Lulu in halblangem Haar, das ihr offen über die Schulter fällt, tritt barfuss in abgerissenem schwarzen Kleide von links vorn ein mit einer Waschschüssel, die sie unter den Tropfenfall setzt.*)
Schigolch: Wo bleibst Du denn, mein Kind? — Hast Du Dir erst noch die Hände gewaschen?
Alwa: Reinlichkeit ist der Schmuck der Armut.
Lulu (sich aufrichtend, ihr Haar zurückschlagend): Wenn nur Du erst hier aus dem Wege wärst.

Alwa: Mir träumte eben, wir dinierten zusammen chez Maxime. Bianetta Gazil war noch mit dabei. Ich hatte fers de cheval bestellt. Das Tischtuch triefte auf allen vier Seiten von Champagner.

Schigolch: Yes, yes; und mir träumte von einem Stück Christmass-pudding.

Lulu: Wenn man sich an einem von euch wenigstens etwas wärmen könnte!

Alwa: Willst Du denn Deine Pilgerfahrt barfuss antreten?

Schigolch: Der erste Schritt kostet immer allerhand Geächz und Gestöhn. Vor zwanzig Jahren war das mit ihr um kein Haar besser; und was hat sie seitdem gelernt! Die Kohlen müssen nur erst gehörig angefacht sein. Wenn sie acht Tage dabei ist, halten sie keine zehn Lokomotiven mehr hier in unserer ärmlichen Dachkammer.

Alwa: Die Schüssel läuft schon über.

Lulu: Wo soll ich denn hin mit dem Wasser?

Alwa: Giess es zum Fenster hinaus.

Lulu (steigt auf einen Stuhl und leert die Waschschale durch die Dachluke hinaus): Es scheint doch, der Regen will endlich nachlassen.

Schigolch: Du vertrödelst die Stunde, wo die Commis vom Abendessen nach Hause gehen.

Lulu: Wollte Gott, ich läge schon irgendwo, wo mich kein Fusstritt mehr weckt!

Alwa: Das wünschte ich mir auch. Wozu dieses Leben noch in die Länge ziehen! Lasst uns lieber heute Abend noch in Frieden und Eintracht zusammen verhungern. Es ist ja doch die letzte Station.

Lulu: Warum gehst denn Du Faultier nicht hin und schaffst uns was zu essen?! Du hast in Deinem ganzen Leben noch keinen Pfennig verdient!

Alwa: Bei diesem Wetter, bei dem man keinen Hund vor die Thüre jagt?!

Lulu: Aber mich! Ich soll euch mit dem bisschen Blut, das ich noch in den Gliedern habe, das Maul stopfen.

Alwa: Ich rühre keinen Happen an von dem Geld.

Schigolch: Lass Sie nur gehen. Sie hat mit fünfzehn Jahren ihre Familie ernährt. Ich sehne mich noch nach einem Christmass-pudding; dann habe ich genug.

Alwa: Und ich sehne mich noch nach einem saftigen Steak und einer Cigarette; dann sterben! — Mir träumte eben von einer Cigarette, wie ich sie noch nie geraucht habe.

Schigolch: Sie sieht uns lieber vor ihren Augen krepieren, als dass Sie sich zu unserer Erlösung ein Vergnügen macht.

Lulu: Die Menschen auf der Strasse lassen mir eher Mantel und Rock in den Händen, ehe sie umsonst mit gehen. Hättet Ihr meine Kleider nicht verkauft, dann brauchte ich wenigstens das Laternenlicht nicht zu scheuen. Ich möchte das Weib sehen, das in den Lumpen, die ich am Leib trage, noch was verdient.

Alwa: Ich habe nichts Menschliches unversucht gelassen. Solange ich noch Geld hatte, brachte ich Nächte damit hin, Tabellen aufzubauen, mit denen man den perfektesten Falschspielern gegenüber hätte gewinnen müssen. Und dabei verlor ich Abend für Abend mehr, als wenn ich die Goldstücke eimerweise zum Fenster hinausge-

schüttet hätte. Dann bot ich mich den Courtisanen an; aber die nehmen keinen, den ihnen die Justiz nicht vorher abgestempelt hat. Und das sehen sie einem auf den ersten Blick an, ob man Beziehungen zum Galgen hat oder nicht.

Schigolch: Yes, yes.

Alwa: Ich habe mir keine Enttäuschung erspart; aber wenn ich Witze machte, dann lachten sie über mich selbst; wenn ich mich so anständig gab, wie ich bin, dann wurde ich geohrfeigt; und wenn ich es mit Gemeinheiten versuchte, dann wurden sie so keusch und jungfräulich, dass mir vor Entsetzen die Haare zu Berge standen. Wer die menschliche Gesellschaft nicht überwunden hat, der findet kein Vertrauen bei ihnen.

Schigolch: Willst Du nicht vielleicht endlich Deine Stiefel anziehen, mein Kind? — Ich glaube, ich werde in dieser Behausung nicht mehr viel älter werden. Von den Zehenspitzen aufwärts habe ich schon seit Paris kein Gefühl mehr. Nachgerade wird es auch Zeit für mich. — Und dann die Reiselust, die mich in Atem hält. Gegen Mitternacht werde ich im Cosmopolitan-Club doch wohl noch einen Sodom-Whisky trinken. Gestern sagte mir die Bar-Maid, ich hätte noch Aussicht, ihr Geliebter zu werden.

Lulu: In des drei Teufels Namen, ich gehe hinunter! (*Sie nimmt die Whiskyflasche vom Blumentisch und setzt sie an den Mund.*)

Schigolch: Damit man Dich auf eine halbe Stunde weit kommen riecht!

Lulu: Ich trinke nicht alles.

Alwa: Du gehst nicht hinunter, mein Weib! Du gehst nicht hinunter! Ich verbiete es Dir!

Lulu: Was willst Du Deinem Weibe verbieten, das Du nicht ernähren kannst?

Alwa: Wer ist daran schuld?! Wer anders als meine Frau hat mich auf das Krankenlager gebracht.

Lulu: Bin ich krank?

Alwa: Wer hat mich in den Kot geschleift? — Wer hat mich zum Mörder meines Vaters gemacht?

Lulu: Hast Du ihn erschossen? — Er hat nicht viel verloren; aber wenn ich Dich dort liegen sehe, dann möchte ich mir beide Hände dafür abhacken, dass ich mich so gegen meine Vernunft versündigt habe! — (*Sie geht nach links in ihre Kammer.*)

Alwa: Sie hat es mir von ihrem Casti Piani übermacht. Sie selbst ist allerdings längst nicht mehr dafür erreichbar.

Schigolch: Solche Teufelsracker können gar nicht früh genug mit dem Erdulden anfangen, wenn noch Engel daraus werden sollen.

Alwa: Sie hätte als Kaiserin von Russland geboren werden müssen. Da wäre sie an ihrem Platz gewesen. Eine zweite Katharina die Zweite.

(*Lulu kommt mit einem Paar ausgetretener Stiefeletten aus ihrer Kammer zurück und setzt sich auf die Diele, um sie anzuziehen.*)

Lulu: Wenn ich nur nicht kopfüber die Treppe hinunter stürze! — Hu, wie kalt! — — Giebt es etwas Traurigeres auf dieser Welt als ein Freudenmädchen!

Schigolch: Geduld, Geduld! Es muss nur erst der richtige Zug ins Geschäft kommen.

Lulu: Mir soll's recht sein; um mich ist es nicht mehr schade.

(*Sie setzt die Whiskyflasche an.*) Ça me chauffe! Ça m'excite! — Oh verflucht!

(*Sie geht wankend durch die Mittelthür ab.*)

Schigolch: Wenn wir sie kommen hören, müssen wir uns solange in meinen Verschlag verkriechen.

Alwa: Es ist ein Jammer um sie! — Wenn ich zurückdenke — ich bin doch gewissermassen mit ihr zusammen aufgewachsen.

Schigolch: Solange ich lebe, hält sie jedenfalls noch vor.

Alwa: Wir verkehrten Anfangs miteinander wie Bruder und Schwester. Mama lebte damals noch. Ich traf sie eines Morgens zufällig bei der Toilette. Doktor Goll war zu einer Konsultation gerufen worden. Ihr Friseur hatte mein erstes Gedicht gelesen, das ich in der »Gesellschaft« hatte drucken lassen —: »Hetz Deine Meute weit über die Berge hin; sie kehrt wieder von Schweiss und von Staub bedeckt . . .«

Schigolch: Oh yes!

Alwa: — Und dann kam sie in Rosa-Tüll — sie trug nichts darunter als ein weisses Atlasmieder — auf den Ball beim spanischen Gesandten. Doktor Goll schien seinen nahen Tod zu ahnen. Er bat mich, mit ihr zu tanzen, damit sie keine Tollheiten anstellte. Derweil wandte Papa kein Auge von uns und sie sah während des Walzers über meine Schulter weg nur nach ihm. Nachher hat sie ihn erschossen. Es ist unglaublich.

Schigolch: Ich zweifle nur stark daran, dass noch einer anbeisst.

Alwa: Ich möchte es auch niemandem raten!

Schigolch: Dieses Rindvieh!

Alwa: — Sie hatte damals, obgleich sie als Weib schon voll-

kommen entwickelt war, den Ausdruck eines fünfjährigen, munteren, kerngesunden Kindes. Sie war damals auch nur drei Jahre jünger als ich; aber wie lang ist das nun schon her! Trotz ihrer fabelhaften Ueberlegenheit in Fragen des praktischen Lebens, liess sie sich von mir den Inhalt von »Tristan und Isolde« erklären; und wie entzückend verstand sie sich dabei aufs Zuhören. — Aus dem Schwesterchen, das sich in seiner Ehe noch wie ein Schulmädchen fühlte, wurde dann eine unglückliche hysterische Künstlersfrau. Aus der Künstlersgattin wurde dann die Frau meines seligen Vaters; aus der Frau meines Vaters wurde dann meine Geliebte. Das ist nun einmal so der Lauf der Welt; wer will dagegen aufkommen.

Schigolch: Wenn sie im entsprechenden Augenblick nur nicht Reissaus nimmt und uns statt dessen einen Obdachlosen heraufbringt, mit dem sie ihre Herzensgeheimnisse ausgetauscht hat.

Alwa: — Ich küsste sie zum erstenmal in ihrer rauschenden Brauttoilette; aber nachher wusste sie nichts mehr davon. Trotzdem glaube ich, dass sie in den Armen meines Vaters schon an mich gedacht hat. Oft kann es ja nicht gewesen sein. Er hatte seine Zeit hinter sich und sie betrog ihn mit Kutscher und Stiefelputzer. Aber wenn sie sich ihm gab, dann stand ich vor ihrer Seele. Dadurch hat sie auch, ohne dass ich mich dessen versehen konnte, diese furchtbare Gewalt über mich erlangt.

Schigolch: Da sind sie!

(*Man hört schwere Tritte die Treppe heraufkommen.*)

Alwa (emporfahrend): Ich will das nicht erleben! Ich werfe den Kerl hinaus!

Schigolch (rafft sich mühsam auf, nimmt Alwa am Kragen und pufft ihn nach rechts): Vorwärts, vorwärts! Wie soll ihr der Junge seinen Kummer beichten, wenn wir zwei uns hier herumsielen.

Alwa: Aber wenn er ihr Gemeinheiten zumutet!

Schigolch: Und wenn, und wenn! Was will er ihr denn noch zumuten! Er ist auch nur ein Mensch wie wir.

Alwa: Wir müssen die Thür auflassen.

Schigolch (Alwa in den Verschlag stossend): Wozu die Thür auflassen! — Kusch Dich!

Alwa (im Verschlag): Ich werde schon hören, was vorgeht. Gnade ihm der Himmel!

Schigolch (schliesst die Kammerthür. Von innen): Jetzt still!

Alwa (von innen): Der soll sich vorsehen;

(Lulu öffnet die Mittelthür und lässt Mr. Hopkins eintreten. Mr. Hopkins ist ein Mann von hühnenhafter Gestalt, glattrasiertem, rosigen Gesicht, himmelblauen Augen und freundlichem Lächeln. Er trägt Havelock und Cylinder und hält in der Hand den triefenden Schirm.)

Lulu: There is my little room.

Mr. Hopkins (legt den Zeigefinger auf den Mund und sieht Lulu bedeutungsvoll an. Darauf spannt er seinen Schirm auf und stellt ihn im Hintergrund zum Trocknen auf die Diele.)

Lulu: It's not just too comfortable here.

Mr. Hopkins (kommt nach vorn und hält ihr die Hand vor den Mund.)

Lulu: What do you mean?

Mr. Hopkins (legt ihr die Hand vor den Mund und hält den Zeigefinger an die Lippen.)

Lulu: I don't understand that.

Mr. Hopkins (hält ihr den Mund zu.)

Lulu (sich freimachend): We are alone. — There is nobody.

Mr. Hopkins (legt den Zeigefinger an die Lippen, schüttelt verneinend den Kopf, zeigt auf Lulu, öffnet den Mund wie zum Sprechen, zeigt auf sich und dann auf die Thüre.)

Lulu: — Mon Dieu, quel monstre!

Mr. Hopkins (hält ihr den Mund zu. Darauf geht er nach hinten, faltet seinen Havelock zusammen und legt ihn über den Stuhl neben der Thür. Dann kommt er mit grinsendem Lächeln nach vorne, nimmt Lulu mit beiden Händen beim Kopf und küsst sie auf die Stirn.)

Schigolch (hinter der halboffenen Thüre rechts vorn): Der hat den Spleen.

Alwa: Er soll sich vorsehen!

Schigolch: Etwas Trostloseres hätte sie uns nicht heraufbringen können!

Lulu (zurücktretend): I hope you will give me some money.

Mr. Hopkins (hält ihr den Mund zu und drückt ihr ein Zehnschillingstück in die Hand.)

Lulu (besieht das Geldstück und wirft es aus einer Hand in die andere.)

Mr. Hopkins (sieht sie unsicher fragend an.)

Lulu (das Geldstück in die Tasche steckend): Allright!

Mr. Hopkins (hält ihr rasch den Mund zu, giebt ihr ein Fünfschillingstück und wirft ihr einen gebieterischen Blick zu.)

Lulu: You are generous!

Mr. Hopkins (springt wie wahnsinnig im Zimmer umher, fuchtelt

mit den Armen in der Luft und starrt verzweiflungsvoll gen Himmel.)

Lulu (*nähert sich ihm vorsichtig, schlingt den Arm um ihn und küsst ihn auf den Mund.*)

Mr. Hopkins (*macht sich lautlos lachend von ihr los und blickt fragend im Zimmer umher.*)

Lulu (*nimmt die Lampe vom Blumentisch, wirft Mr. Hopkins einen verheissungsvollen Blick zu und öffnet die Thür zu ihrer Kammer.*)

Mr. Hopkins (*tritt lächelnd ein, indem er unter der Thür seinen Hut lüftet.*)

Lulu (*folgt ihm.*)

Die Bühne ist finster bis auf einen Lichtstrahl, der von links durch die Thürspalte dringt. — Alwa und Schigolch kriechen auf allen Vieren aus ihrem Verschlag.

Alwa: Sie sind drin.

Schigolch (*hinter ihm*)*:* Warte noch!

Alwa: Hier hört man nichts.

Schigolch: Das hat man doch oft genug gehört!

Alwa: Ich will vor ihrer Thüre knien.

Schigolch: Dieses Muttersöhnchen! (*Er drückt sich an Alwa vorbei, tappt über die Bühne, nimmt Mr. Hopkins Havelock vom Stuhl und durchsucht die Taschen.*)

Alwa (*hat sich vor Lulus Kammerthür geschlichen.*)

Schigolch: Handschuhe — sonst nichts! (*Er kehrt den Havelock um, durchsucht die inneren Taschen und zieht ein Buch heraus, das er an Alwa giebt.*) Sieh mal nach, was das ist!

Alwa (*hält das Buch in den Lichtstrahl, der durch die Thüre dringt und entziffert mühsam das Titelblatt*)*:* Lessons for those

— who are — and those who want to be — Christian Workers — with a preface — by Rev. W. Hay. M. H. — Very helpful. — Price three shillings six.

Schigolch: Der scheint ganz von Gott verlassen zu sein. (*Legt den Mantel wieder über den Stuhl und tastet sich nach dem Verschlag zurück.*) Es ist nichts hier in London. Die Nation hat ihre Glanzzeit hinter sich.

Alwa: Das Leben ist nie so schlimm, wie man es sich vorstellt. (*Er kriecht ebenfalls nach dem Verschlag zurück.*)

Schigolch: Nicht einmal ein seidenes Foulard hat der Kerl! Und dabei kriechen wir in Deutschland vor dem Pack auf dem Bauch!

Alwa: Lass uns wieder verschwinden. Vielleicht giebt er ihr beim Abschied noch was.

Schigolch: Sie denkt an nichts als an ihr Vergnügen und nimmt den ersten, der ihr in den Weg läuft. Hoffentlich vergisst der Hund sie Zeit seines Lebens nicht.

(*Schigolch und Alwa verkriechen sich in ihr Kämmerchen und schliessen die Thüre hinter sich. Darauf kommt Lulu mit Mr. Hopkins aus ihrer Kammer. Sie setzt die Lampe auf den Blumentisch, während Mr. Hopkins sie sinnend betrachtet.*)

Lulu: Do you think to come again?

Mr. Hopkins (*hält ihr den Mund zu.*)

Lulu (*etwas verklärt, blickt in einer Art Verzweiflung gen Himmel und schüttelt den Kopf.*)

Mr. Hopkins (*hat seinen Havelock übergeworfen und nähert sich ihr mit grinsendem Lächeln. Sie wirft sich ihm an den Hals, worauf er sich sachte losmacht, ihr die Hand küsst, und sich zur Thüre wendet. Sie will ihn begleiten, er winkt ihr aber, zurückzubleiben und verlässt geräuschlos*

das Gemach. Schigolch und Alwa kommen aus ihrem Verschlag.)

Lulu: Hat mich der Mensch erregt!

Alwa: Wieviel hat er Dir gegeben?

Lulu: Fünfzehn Schillinge. Hier sind sie! Nimm sie! Ich gehe wieder hinunter.

Schigolch: Wir können noch wie die Prinzen hier oben leben.

Alwa: Er kommt zurück!

Schigolch: Dann lass uns nur gleich wieder abtreten.

Alwa: Er sucht sein Gebetbuch; hier ist es. Es muss ihm aus dem Mantel gefallen sein.

Lulu (aufhorchend): Nein, das ist er nicht. Das ist jemand anders.

Alwa: Es kommt jemand herauf. Ich höre es ganz deutlich.

Lulu: Jetzt tappt jemand an der Thür. — Wer mag das sein?

Schigolch: Wahrscheinlich ein guter Freund, dem er uns empfohlen hat. — Herein!

Die Gräfin Geschwitz tritt ein. Sie ist in ärmlicher Kleidung und trägt eine Leinwandrolle in der Hand.

Die Geschwitz: Wenn ich Dir ungelegen komme, dann kehre ich wieder um. Ich habe allerdings seit zehn Tagen mit keiner menschlichen Seele gesprochen. Ich muss Dir nur gleich sagen, dass ich kein Geld bekommen habe. Mein Bruder hat mir gar nicht geantwortet.

Schigolch: Jetzt möchten gräfliche Gnaden gerne ihre Füsse unter unseren Tisch strecken?

Lulu: Ich gehe wieder hinunter!

Die Geschwitz: Wo willst Du in dem Aufzug hin? — Ich komme trotzdem nicht ganz mit leeren Händen. Ich bringe Dir etwas anderes. Auf dem Wege hierher am

Leicester Square bot mir ein Trödler noch zwölf Schillinge dafür. Ich brachte es nicht übers Herz, mich davon zu trennen. Aber Du kannst es verkaufen, wenn Du willst.

Schigolch: Was haben Sie denn da?

Alwa: Lassen Sie doch mal sehen. (*Er nimmt ihr die Leinwandrolle ab und entrollt sie.*) Ach ja, mein Gott, das ist ja Lulus Porträt!

Lulu (*aufschreiend*): Und das bringst Du Ungeheuer hierher? — Schafft mir das Bild aus den Augen! Werft es zum Fenster hinaus!

Alwa: Warum nicht gar! Diesem Porträt gegenüber gewinne ich meine Selbstachtung wieder. Es macht mir mein Verhängnis begreiflich. Alles wird so natürlich, so selbstverständlich, so sonnenklar, was wir erlebt haben. Wer sich diesen blühenden, schwellenden Lippen, diesen grossen unschuldsvollen Kinderaugen, diesem rosigweissen strotzenden Körper gegenüber in seiner bürgerlichen Stellung sicher fühlt, der werfe den ersten Stein auf uns.

Schigolch: Man muss es annageln. Es wird einen ausgezeichneten Eindruck auf unsere Kundschaft machen.

Alwa: Da drüben steckt schon ein Nagel dafür in der Wand.

Schigolch: Wie kommen Sie denn zu der Aquisition?

Die Geschwitz: Ich habe es in Eurer Wohnung in Paris heimlich aus der Wand geschnitten, nachdem Ihr fort wart.

Alwa: Schade, dass am Rande die Farbe abgeblättert ist! Sie haben es nicht vorsichtig genug aufgerollt. (*Er befestigt das Bild mit dem oberen Rande an einem Nagel, der in der Wand steckt.*)

Schigolch: Es muss unten noch einer durch, wenn es halten soll. Die ganze Etage bekommt ein eleganteres Aussehen.

Alwa: Lasst mich nur; ich weiss schon wie ich es mache. (*Er reisst verschiedene Nägel aus der Wand, zieht sich den linken Stiefel aus und schlägt die Nägel mit dem Stiefelabsatz durch den Rand des Bildes in die Mauer.*)

Schigolch: Es muss nur erst wieder eine Weile hängen, um richtig zur Geltung zu kommen. Wer sich das angesehen hat, der bildet sich nachher ein, die seligsten Wonnen zu geniessen.

Alwa (*seinen Stiefel wieder anziehend*): Ihr Körper stand auf dem Höhepunkt seiner Entfaltung, als das Bild gemalt wurde. Die Lampe, liebes Kind! Mir scheint, es ist aussergewöhnlich stark nachgedunkelt.

Die Geschwitz: Es muss ein eminent begabter Künstler gewesen sein, der das gemalt hat!

Lulu (*mit der Lampe vor das Bild tretend*): Hast Du ihn denn nicht gekannt?

Die Geschwitz: Nein; das muss lange vor meiner Zeit gewesen sein. Ich hörte nur zuweilen noch abfällige Bemerkungen von Euch darüber, dass er sich in seinem Verfolgungswahn den Hals abgeschnitten habe.

Alwa (*das Porträt mit Lulu vergleichend*): Der kindliche Ausdruck in den Augen ist trotz allem, was sie seitdem genossen hat, noch ganz derselbe. Aber der frische Tau, der die Haut bedeckt, der duftige Hauch vor den Lippen, das strahlende Licht, das sich von der weissen Stirne aus verbreitet, und diese herausfordernde Pracht des jugendlichen Fleisches an Hals und Armen . . .

Schigolch: Alles das ist mit dem Kehrichtwagen gefahren. Sie kann wenigstens sagen: Das war ich mal! Wem sie heute in die Hände gerät, der macht sich keinen Begriff mehr von unserer Jugendzeit.

Alwa: Gott sei Dank merkt man den fortschreitenden Verfall nicht, wenn man fortwährend miteinander verkehrt. Das Weib blüht für uns in dem Moment, wo es den Menschen auf Lebenszeit ins Verderben stürzen soll. Das ist nun einmal so seine Naturbestimmung.

Schigolch: Unten im Laternenschimmer nimmt sie es noch mit einem Dutzend dieser englischen Windmühlen auf. Wer um diese Zeit noch eine Bekanntschaft machen will, der sieht überhaupt nicht auf körperliche Qualitäten. Er fragt nach den seelischen Vorzügen. Er entscheidet sich für diejenige Person, von der er am wenigsten Diebesgelüste zu fürchten hat.

Lulu: Ich werde es ja sehen, ob Du recht hast. Adieu.

Alwa: Du gehst nicht mehr hinunter, so wahr ich lebe!

Die Geschwitz: Wo willst Du hin?

Alwa: Sie will sich einen Kerl heraufholen.

Die Geschwitz: Lulu!

Alwa: Sie hat es heute schon einmal gethan.

Die Geschwitz: Lulu, Lulu, ich gehe mit wohin Du gehst!

Schigolch: Wenn Sie Ihre Knochen auf Zinsen legen wollen, dann suchen Sie sich bitte Ihr eigenes Trottoir.

Die Geschwitz: Lulu, ich gehe Dir nicht von der Seite! Ich habe Waffen bei mir.

Schigolch: Verflucht noch mal! Gräfliche Gnaden legen es darauf an, mit unserem Speck zu fischen!

Lulu: Ihr bringt mich um! Ich halte es hier nicht mehr aus!

Die Geschwitz: Du brauchst nichts zu fürchten. Ich bin bei Dir!

(*Lulu mit der Gräfin Geschwitz durch die Mitte ab.*)

Schigolch: Sakerment, Sakerment, Sakerment!

Alwa (*wirft sich auf seine Chaiselongue*): Ich glaube, ich habe vom Diesseits nicht mehr viel Gutes zu erwarten.

Schigolch: Man hätte das Frauenzimmer an der Kehle zurückhalten müssen. Sie vertreibt alles, was Odem hat, mit ihrem aristokratischen Totenschädel.

Alwa: Sie hat mich aufs Krankenlager geworfen und mich von aussen und innen mit Dornen gespickt!

Schigolch: Dafür hat sie allerdings auch genug Courage für zehn Mannsleute im Leib.

Alwa: Keinen Verwundeten wird der Gnadenstoss jemals dankbarer finden als mich!

Schigolch: Wenn sie den Springfritzen nicht nach dem Quai de la Gare gelockt hätte, dann hätten wir ihn heute noch auf dem Hals.

Alwa: Ich sehe ihn über meinem Haupte schweben, wie Tantalus den Zweig mit goldenen Aepfeln.

(*Pause.*)

Schigolch (*auf seiner Matraze*): Willst Du die Lampe nicht ein wenig hinaufschrauben?

Alwa: Ob wohl ein schlichter Naturmensch in seiner Wildnis auch so unsäglich leiden kann? — Mein Gott, was habe ich aus meinem Leben gemacht!

Schigolch: — Was hat das Hundewetter aus meinem Havelock gemacht! — Mit fünfundzwanzig Jahren wusste ich mir zu helfen!

Alwa: Es hat nicht jeder meine herrliche, sonnige Jugendzeit gekostet!

Schigolch: Ich glaube, sie geht gleich aus. — Bis sie zurückkommen, wird es hier dunkel wie im Mutterleib.

Alwa: Ich suchte mit klarstem Zielbewusstsein den Verkehr mit Menschen, die nie in ihrem Leben ein Buch gelesen haben. Ich klammerte mich mit aller Selbstverleugnung und Begeisterung daran, um zu den höchsten Höhen dichterischen Ruhmes emporgetragen zu werden. Die Rechnung war falsch. Ich bin der Märtyrer meines Berufes. Seit dem Tode meines Vaters habe ich nicht einen einzigen Vers mehr geschrieben.

Schigolch: Wenn sie nur nicht zusammengeblieben sind. — Wer kein dummer Junge ist, geht so wie so nicht mit zweien.

Alwa: Sie sind nicht zusammengeblieben!

Schigolch: Das hoffe ich. Sie hält sich die Person im Notfall mit Fusstritten vom Leib.

Alwa: Der Eine, aus der Hefe des Volkes hervorgegangen, ist der gefeiertste Dichter seiner Nation; und der andere, im Purpur geboren, liegt in London in der Grundhefe und kann nicht sterben.

Schigolch: Jetzt kommen sie!

Alwa: Und wie selige Stunden gemeinsamer Schaffensfreude hatten sie miteinander erlebt!

Schigolch: Das können sie jetzt erst recht. — Wir müssen uns wieder verkriechen.

Alwa: Ich bleibe hier.

Schigolch: Was bedauerst Du sie? — Wer sein Geld ausgiebt, hat auch seine Gründe dafür!

Alwa: Ich habe den moralischen Mut nicht mehr, um mich wegen einer Summe von fünfzehn Schillingen in meiner

Behaglichkeit stören zu lassen. (*Er verkriecht sich unter seinem Plaid.*)

Schigolch: Ein anständiger Mensch thut, was er seiner Stellung schuldig ist. (*Verbirgt sich in dem Verschlag.*)

Lulu (*die Thür öffnend*): Come in, come in!

(*Kungu Poti, Erbprinz von Uahube, in hellem Ueberrock, hellen Beinkleidern, weissen Gamaschen, gelben Knopfstiefeln und grauem Cylinder tritt ein.*)

Kungu Poti: It's very dark in the stair-case.

Lulu: Come in, darling. Here is more light.

Kungu Poti: Is that your sittingroom?

Lulu: Yes, Sir.

Kungu Poti: I feel cold.

Lulu: Take you a drink?

Kungu Poti: Well. Have you any brandy?

Lulu: Yes. Come on. (*Ihm die Flasche gebend.*) I don't know, where the glass is.

Kungu Poti: That does not matter. (*Setzt die Flasche an.*) Well.

Lulu: You are a nice young man.

Kungu Poti: My father is Sultan of Uahube. I have six women in London, three English, and three French. Well, I don't like to see them. They are too stylish for me.

Lulu: Will you stay longtime in London?

Kungu Poti: Well. When my father is dead, I must go to Uahube. My kingdom is twice size of England.

Lulu: How much will you give me?

Kungu Poti: I give you a sovereign. Yes, I will give you one pound. I give always a sovereign.

Lulu: You may give me afterwards, but you must show it to me first.

Kungu Poti: Never I pay beforehand!

Lulu: Allright, but show me your money.

Kungu Poti: No Daisy. Come on! (*Sie um den Leib fassend.*) Come on!

Lulu: Let me go, I say!

Kungu Poti (*greift ihr in die Haare*): Come on, Daisy; where is the bed?

Lulu: No, no; don't that!

Kungu Poti (*reisst sie zu Boden*): Well!

Alwa (*springt vom Lager auf und packt Kungu Poti von hinten an der Kehle.*)

Kungu Poti: Well, that's a den! That's a murderhole! (*Er versetzt Alwa eins mit dem Todschläger über den Kopf.*)

Alwa (*bricht stöhnend zusammen.*)

Kungu Poti: Well. I am going. (*Ab.*)

Lulu: — — Ich bleibe auch nicht hier. — In eine Kaserne! — — Why look you so sorrowful, my dear? (*Ab.*)

(*Schigolch kommt aus seinem Verschlag.*)

Schigolch (*über Alwa gebeugt.*) — — Blut! — Alwa! — — Man muss ihn beiseite schaffen. — Hopp! — Sonst nehmen unsere Freunde Anstoss an ihm. — Alwa! Alwa! — Wer da nicht mit sich im Klaren ist —! — Entweder oder; sonst wird's leicht zu spät! — — Ich will ihm Beine machen. (*Er zündet ein Streichholz an und steckt es ihm unter den Kragen. Da sich Alwa nicht regt.*) Er will seine Ruhe haben. — Aber hier wird nicht geschlafen. (*Er schleift ihn am Genick in Lulus Kammer. Darauf versucht er die Lampe hinaufzu-*

schrauben.) Für mich wird es nun auch bald Zeit, sonst kriegt man im Cosmopolitan Club keinen Christmass-Pudding mehr. Weiss Gott, wann die von ihrer Vergnügungstour zurückkommen. — (*Lulus Bild ins Auge fassend.*) Die versteht die Sache nicht. Die kann von der Liebe nicht leben, weil ihr Leben die Liebe ist. — Da kommt sie! Ich werde ihr ins Gewissen reden...

(*Die Thüre geht auf und die Gräfin Geschwitz tritt ein.*)

Schigolch: Wenn Sie Nachtquartier bei uns nehmen wollen, dann geben Sie bitte ein wenig acht, dass nichts gestohlen wird.

Die Geschwitz: Wie dunkel es hier ist!

Schigolch: Es wird noch viel dunkler. — Der Herr Doktor haben sich schon zur Ruhe begeben.

Die Geschwitz: Sie schickt mich voraus.

Schigolch: Das ist vernünftig. — Wenn jemand nach mir fragt, ich sitze unten im Cosmopolitan Club. — (*Ab.*)

Die Geschwitz (*allein*)*:* Ich will mich neben die Thüre setzen. Ich will alles mitansehen und nicht mit der Wimper zucken. (*Sie setzt sich auf den Strohsessel neben die Thür.*) — Die Menschen kennen sich nicht; sie wissen nicht, wie sie sind. Nur wer selber kein Mensch ist, der kennt sie. Jedes Wort, das sie sagen, ist unwahr und erlogen. Das wissen sie nicht, denn sie sind heute so und morgen so, je nachdem ob sie gegessen, getrunken und geliebt haben oder nicht. Nur der Körper bleibt auf einige Zeit, was er ist, und nur die Kinder haben Vernunft. Die Grossen sind wie die Tiere; keines weiss, was es thut. Wenn sie am glücklichsten sind, dann jammern und stöhnen sie und im tiefsten Elend

freuen sie sich eines jeden winzigen Happens. Es ist sonderbar, wie der Hunger den Menschen die Kraft zum Unglück raubt. Wenn sie sich aber gesättigt haben, dann machen sie sich die Welt zur Folterkammer und werfen ihr Leben für die Befriedigung einer Laune weg. — Ob es wohl einmal Menschen gegeben hat, die durch Liebe glücklich geworden sind? — Was ist denn ihr Glück anders, als dass sie besser schlafen und alles vergessen können? — Herr Gott, ich danke Dir, dass Du mich nicht geschaffen hast, wie diese. — Ich bin nicht Mensch; mein Leib hat nichts Gemeines mit Menschenleibern. Habe ich eine Menschenseele? — Zerquälte Menschen tragen ein kleines enges Herz in sich; ich aber weiss, dass es nicht mein Verdienst ist, wenn ich alles hingebe, alles opfre . . .

(*Lulu öffnet die Thür und lässt Doktor Hilti eintreten. Die Geschwitz bleibt, ohne von beiden bemerkt zu werden, regungslos neben der Thür sitzen.*)

Lulu: Whence are you coming so late, Sir?

Dr. Hilti: I have been in the theatre. There are two thousand ladies lifting up the right leg at the same time; and then the two thousand ladies are lifting up the left leg at the same time. I never saw such handsome girls before.

Lulu: Didn't you? But you are not English?

Dr. Hilti: No. I am only here the last two weeks. Are you borne in London?

Lulu: No Sir. I am French.

Dr. Hilti: Ah, vous êtes Française?

Lulu: Oui monsieur, je suis Parisienne.

Dr. Hilti: I am coming from Paris, where I was staying for eight days.

Lulu: On s'y amuse mieux qu'ici. Vous ne trouvez pas?

Dr. Hilti: Oui. I was everyday in the Louvre. I admired the pictures. But I am no French. I am from Zurich in Switzerland.

Lulu: Est-ce de la Suisse Française, ça?

Dr. Hilti: No. Zurich is in German Schwitzerland.

Lulu: Alors vous parlez l'Allemand?

Dr. Hilti: Sprächän Sie töütsch?

Lulu: Un petit peu seulement, parce que mon ancien amant était Allemand. Il était de Berlin, je crois.

Dr. Hilti: Tonnärwättär, wia miach tas fröüt, tass Sie töütsch sprächän!

Lulu: Du bleibst bei mir die Nacht?

Dr. Hilti: Abär iach habä niacht mähr, dän fühnf Schielingä bei miar; iach nämmä nia mähr miet, wän iach ausgähä.

Lulu: It's enough — parce que c'est toi! Tu as les yeux si doux. Viens, embrasse moi!

Dr. Hilti: Hiemäl, Härgoht, Töüfäl, Kräuzpatadiohn

Lulu: Je t'en prie, ferme ça.

Dr. Hilti: Beim Töüfäl, äs ischt nämliach tas ärschte Mol, tas iach miet einäm Mädachän gähä. Tu kchanscht miar gloubän. Sakchärmänt, iach hätä miar tas gahnz andärsch gädahcht!

Lulu: Bist Du verheiratet?

Dr. Hilti: Hiemäl, Hagäl, worum meinscht tu, iach sei värheurotet? — Nein, iach bien Prifot-Tozänt; iach läsä Philossoffie ahn der Unifärsität. Sakchärmänt, iach

bien nämliach ous oinär oltän Bodriziär-Fomiliä; iach ärhielt als Studänt nur zwoi Frankchen Toschängält und tas kchohntä iach bässär anwänden als füar Mädachän.

Lulu: Deshalb warst Du nie bei einer Frau?

Dr. Hilti: Aebän ja! Aebän! Abär iach brouchä äs itzt; iach habä miach heutä Obänd värsprochän miet oinär Basler Bodriziärsdochtär. Sie ischt hiär Nursery governess.

Lulu: Ist Deine Braut hübsch?

Dr. Hilti: Ja, sie hat zwoi Millionän. — Jach bien sähr gespahnt, wia äs miach dunkchän wird.

Lulu (ihr Haar zurückwerfend): Quelle chance! (*Sie erhebt sich und nimmt die Lampe.*) Eh bien, viens, mon philosophe! (*Sie führt Dr. Hilti in ihre Kammer und verriegelt von innen die Thür.*)

Die Geschwitz (zieht einen kleinen schwarzen Revolver aus ihrer Tasche und hält ihn sich gegen die Stirn) . . . Come on, darling!

Dr. Hilti (reisst von innen die Thür auf und stürzt heraus): O verreckchte Chaib — do lit Eine drin!

Lulu (die Lampe in der Hand, hält ihn am Aermel): Bleib bei mir!

Dr. Hilti: Ae Todtnige! — Ae Liach!

Lulu: Bleib bei mir, bleib bei mir!

Dr. Hilti (sich losmachend): Ae Liach lit do in — Himmel, Stärne, Chaib!

Lulu: Bleib bei mir!

Dr. Hilti: Wo got's do usse? (*Die Geschwitz erblickend.*) Und das isch de Tüfel!

Lulu: Ich bitte Dich, bleib!

Dr. Hilti: Chaibe, verchaibeti Chaiberei — Oh Du ewige Hagel! — (*Durch die Mitte ab.*)

Lulu: Bleib! — Bleib! (*Sie stürzt ihm nach.*)

Die Geschwitz (allein, lässt den Revolver sinken): Lieber erhängen! — Wenn sie mich heute in meinem Blute liegen sieht, weint sie mir keine Thräne nach. Ich war ihr immer nur das gefügige Werkzeug, das sich zu den schwierigsten Arbeiten gebrauchen liess. Sie hat mich vom ersten Tage an aus tiefster Seele verabscheut. — Springe ich nicht lieber von der Towerbrücke hinunter? Was mag kälter sein, das Wasser oder ihr Herz? — Ich würde träumen, bis ich ertrunken bin. — — Lieber erhängen! — — Erstechen? — Hm, es kommt nichts dabei heraus. — — Wie oft träumte mir, dass sie mich küsst! Noch eine Minute nur; da klopft eine Eule ans Fenster, und ich erwache. — — Lieber erhängen! — Nicht in die Themse; das Wasser ist zu rein für mich. (*Plötzlich auffahrend.*) Da! — Da! — Da ist es! — Rasch noch, bevor sie kommt! (*Sie nimmt den Plaidriemen von der Wand, steigt auf den Sessel, befestigt den Riemen an einem Haken, der im Thürpfosten steckt, legt sich den Riemen um den Hals, stösst mit den Füssen den Stuhl um und fällt zur Erde.*) — — Verfluchtes Leben! — Verfluchtes Leben! — — Wenn es mir noch bevorstände? — Lass mich einmal nur zu Deinem Herzen sprechen, mein Engel! Aber Du bist kalt! — Ich soll noch nicht fort! Ich soll vielleicht auch einmal glücklich gewesen sein. — Höre auf ihn, Lulu; ich soll noch nicht fort! — (*Sie schleppt sich vor Lulus Bild, sinkt in die Knie und faltet die Hände.*) Mein angebeteter Engel!

Mein Lieb! Mein Stern! — Erbarm Dich mein, erbarm Dich mein, erbarm Dich mein!

(*Lulu öffnet die Thüre und lässt Jack eintreten. Er ist ein Mann von gedrungener Figur, von elastischen Bewegungen, blassem Gesicht, entzündeten Augen, hochgezogenen, starken Brauen, hängendem Schnurrbart, dünnem Knebelbart, zottigen Favorits, und feuerroten Händen mit vernagten Fingernägeln. Sein Blick ist auf den Boden geheftet. Er trägt dunklen Ueberrock und kleinen runden Filzhut.*)

Jack (*die Geschwitz bemerkend*): Who is it?

Lulu: It's my sister, Sir. She is mad; she is always on my heels.

Jack: You have a beautiful mouth, when you are speaking.

Lulu: Don't go, please!

Jack: You understand your business!

Lulu: Yes, Sir.

Jack: You are no English?

Lulu: No, Sir. I am German, Sir.

Jack: Where did you get your beautiful mouth?

Lulu: From my mother, Sir.

Jack: I do know that. — How much you want? — I cannot waste money.

Lulu: Will you not stay all night with me, Sir?

Jack: No. I haven't time. I am married man.

Lulu: You say, you missed the last'bus and that you have spent the night with one of your friends.

Jack: How much do you want?

Lulu: Pound.

Jack: Good evening. (*Will gehen.*)

Lulu (*hält ihn zurück*): Stay, stay!

Jack (*geht an der Geschwitz vorbei und öffnet den Verschlag*):

Why wish you, that I stay here all night? — That is suspicious! When I am sleeping, you will file my pockets!

Lulu: I don't do that. Don't leave, Sir! I implore you!

Jack: How much do you want?

Lulu: Give me eight shillings.

Jack: That is too much. — You are a beginner?

Lulu: I am just starting to-day. (*Sie wirft die Geschwitz, die sich gegen Jack aufgerichtet hat, zu Boden.*)

Jack: Let her go! — That is not your sister. She loves you. (*Streichelt der Geschwitz den Kopf.*) Poor beast! —

Lulu: O, I would like, you would stay with me all night!

Jack: Did you ever have a child?

Lulu: No, Sir. Never. But I was a nice looking woman.

Jack: Have you a friend living with you?

Lulu: We are all alone, Sir.

Jack (*mit dem Fuss aufstampfend*): Who is living down below?

Lulu: Nobody. That room is to let.

Jack: I judged you after your way of walking. I saw, your body is perfectly formed. I said to myself, she must have a very expressive mouth.

Lulu: It seems, you took a fancy in my mouth.

Jack: Yes. Indeed.

Lulu: What are you staring at me?

Jack: I have only a shilling.

Lulu: Come on, give me the shilling.

Jack: I must get six pence change. I have to take a'bus to-morrow morning.

Lulu: I have no penny.

Jack: Come on. Look in your pocket.

Lulu (*ihre Tasche durchsuchend*): Nothing — nothing.

Jack: Just let me see.

Lulu: That's all, what I have. (*Sie hält ein Zehnschillingsstück in der Hand.*)

Jack: I want have the half sovereign.

Lulu: I will change him to-morrow morning.

Jack: Give it to me!

Lulu (*giebt ihm das Geld und nimmt die Lampe vom Blumentisch.*)

Jack (*vor Lulus Bild*): You are a society-woman. You did take care of yourself.

Lulu (*den Verschlag öffnend*): Come on, come on.

Jack: We don't need any light. The moon is shining.

Lulu: As you like, Sir. (*Ihm um den Hals fallend.*) I wouldn't do you any harm. I love you. Don't let me beg go any longer.

Jack: Allright! (*Er folgt ihr in den Verschlag.*)

(*Die Lampe erlischt. Auf der Diele unter den beiden Fenstern erscheinen zwei viereckige grelle Flecke. Im Zimmer ist alles deutlich erkennbar.*)

Die Geschwitz (*allein, spricht wie im Traum*): Dies ist der letzte Abend, den ich mit diesem Volk verbringe. — Ich kehre nach Deutschland zurück. Meine Mutter schickt mir das Reisegeld. — Ich lasse mich immatrikulieren. — Ich muss für Frauenrechte kämpfen, Jurisprudenz studieren.

Lulu (*barfuss in Hemd und Unterrock, reisst schreiend die Thür auf und hält sie von aussen zu*): Hilfe! — Hilfe!

Die Geschwitz (*stürzt nach der Thür, zieht ihren Revolver und richtet ihn, Lulu hinter sich drängend, gegen die Thür; zu Lulu*): Lass los!

Jack (*reisst, zur Erde gebückt, die Thür von innen auf und rennt der Geschwitz ein Messer in den Leib.*)

(*Die Geschwitz knallt einen Schuss gegen die Decke und bricht wimmernd zusammen.*)

Jack (*entreisst ihr den Revolver und wirft sich gegen die Ausgangsthür*): Goddam! There is no finer mouth within the four seas! — (*Der Schweiss trieft ihm aus den Haaren, seine Hände sind blutig. Er keucht aus tiefster Brust und starrt mit aus dem Kopf tretenden Augen zu Boden.*)

Lulu (*zitternd an allen Gliedern, blickt wild umher. Plötzlich ergreift sie die Whiskyflasche, zerschlägt sie am Tisch und stürzt, den abgebrochenen Hals in der Hand, auf Jack los.*)

Jack (*hat den rechten Fuss emporgezogen und schleudert Lulu auf den Rücken. Darauf hebt er sie vom Boden auf.*)

Lulu: No, no! Have pity! — Murder! — They rip me up! — Police!

Jack: Shut up! I have you save! (*Er trägt sie in den Verschlag.*)

Lulu (*von innen*): O don't! — Don't! — No!

Jack (*kommt nach einer Weile zurück und setzt die Waschschale auf den Blumentisch*): It was a hard piece of work! — (*Sich die Hände waschend.*) I am a lucky dog, to find this Unicum! (*Sieht sich nach einem Handtuch um.*) No so much as a tovel is in this place! It looks aw'ful poor here! — (*Trocknet seine Hände am Unterrock der Geschwitz ab.*) Well! This monster is quite safe from me! — It will be all over with you in a second. (*Durch die Mitte ab.*)

Die Geschwitz (*allein*): — Lulu! — Mein Engel! — Lass Dich noch einmal sehen! — Ich bin Dir nah! Bleibe Dir nah in Ewigkeit! (*In die Ellbogen brechend.*) O verflucht! — (*Sie stirbt.*)

Sechs Zeichnungen von Marcus Behmer.













ZWEI GEDICHTE / VON HEINRICH LAUTENSACK.

Pan.

Das Weib spricht:

DIE Himmel ausgebrannt — die grosse Glut.
Und Dämmer wogt wie Rauch von rotem Brande.
Wogt und verwogt — —
Nun schwillt es heiss am Himmelsrande:
von Sternen eine Silberflut —
Nun stehen Sterne über blauem Lande . . .

Nun möchten Glocken, wo Menschen wohnen —
Glocken mit weichen, weissen Tönen
wie weiche, weisse Sammetflügel —
die Menschen mit ihrem Gott versöhnen.
Nun soll ein Gott die Müdigkeiten
wie Boote über goldene Wasser
zu Abendufern der Ruhe leiten.
Weit über die Wasser Glocken vom Hügel —
die Boote tragen goldene Fracht
aus Tagestraum und Traumerwachen
zu stillen Ufern stiller Nacht —
und leises Lied aus jedem Nachen . . .

Fernher aus Träumen, mit Traum behangen,
an allen Ufern von Traum empfangen,
kommen die Menschen ans Land gegangen.
Die Boote wiegen goldene Fracht
aus Tagestraum und Traumerwachen
an stillen Ufern stiller Nacht . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hab mich einem Traum ergeben
wie eine Mutter ihrem jungen Leben.
Auf dunklen Abendstämmen meine Hand
wie letzte Sonne aus dem roten Brand,
von dem wie Rauch ein Dämmer wogt — verwogt — —
Mir ist, als müsst in heissen Bäumen
im Schattenlaub ein Gott verträumen,
im Niederschauen mein begehren,
mein in der Sterne Silberglanz —
und über mich käm es wie Tanz —
ich könnte meinem Gott nicht wehren —
und eine Hand
riefe ihm nieder in Blumen und Sand —
und eine Gotthand löste
Reifen mir und Gewand — —
Pans kühle Hand —!

Die blinde Hafnerin bei den Felsen.

DIES Schweigen sagt mir, dass es Abend ist —
und meine Harfe, die von selber tönt.
Wieviele Lieder wusst ich unter Tag —
Wieviele Töne meine Harfe! Jetzt
will eins anheben, das am Tage schwieg,
ein seltsam Lied, das keine Hörer mag,
das zu sich selber redet . . .

Ich bin blind . . .
Blind für die vielen Wege mancher Fraun,
wenns Abend ist. Ich find mich nicht zurecht,
wo viele Wege gegen Abend träumen

hin unter Bäumen, die voll Dunkel sind.
Ich steh und wage keinen Schritt zu thun,
wenns Abend ist . . .

An solchen Abenden
hungert der Tod nach meinem Fleische — Blut
aus allen meinen Wunden — heiss — —
und meine Klagen gehn wie durch den Herbst —
in rauhem Wind — wie mit verwöhnten Füssen
hin über abgefallen, schwarz Geäst . . .
Und kommt die Nacht und sind die Fraun
bei ihren Männern — — Alle Not,
die ich am Tage sang, flammt doppelt rot!
Ich seh von Bäum und Bergen eine Welt
und Wasser viel und Boote, die im Traum
hingleiten, Wege eng gesellt
und grelle Lichter über Heimlichkeiten . . .
Da zwingt ein Mann ein Weib mit einem Fluch,
da betet eines Mannes Brunst zur Hure,
da reden zweie wie ein Buch,
dort heben sich vier Hände hoch zum Schwure,
da nahn sich zwei, von dumpfer Lust entstellt,
verzerrt — und überbieten
sich sinnlos an ererbter Kraft,
dort rinnet eines Alten Saft
gelb und vergelbt hin unter jungen Blüten!
Da bin ich sehend — überhell
strömts in mich — in mich — Dreimal klar!
Dreimal verflammt mein dunkles Haar
in eisigen, vereisten Winden!

In meinem Leib verächzt die Glut!
bin eine Seherin über Blinden!
Und wie dies weh — wie Sterben — thut!
so weh — —
Spät lieg ich bei den grossen Steinen
wach wie bei Männern — O so rauh —!
Nun bin ich aller Steine Frau
mit einem unerlösten Weinen — —.

VON DEN DREI RITTERN UND DEM HEMD/ VON JACQUES DE BAISTEUX. AUS DEM FRANZOESISCHEN DES XIII. JAHRHUNDERTS/ VON LOUISE ERNST.

DURCH schöne Worte, falschen Schein,
Durch gut gewählte Schmeichelein
Weiss mancher Schelm zu hintergehn,
Als Ehrenwerter dazustehn;
Hat er voll List sein Ziel erreicht,
Sich bald sein wahres Wesen zeigt,
Und wer zuvor ihm Ehre gab,
Mit Abscheu nun sich wendet ab.
Drum weiss man nie, auf wen vertraun:
Die Bösen kann man nicht durchschaun;
So kommt auch jener in Verdacht,
Der nie ein Lügen-Wort gesagt.
Drum Tag und Nacht der Treue sinnt,
Wie er Gelegenheit gewinnt,
Zu zeigen seine Ehrlichkeit,
Ist zum Beweise gern bereit
Zu Thaten, die noch nie geschehn;
Des werdet Ihr ein Beispiel sehn.
Von einer Dame sag ich Euch,
Der holdesten im Königreich,
Nicht Gräfin zwar, noch Herzogin,
Doch edlem Stamms; in jedem Sinn
Mit höf'scher Sitte wohl vertraut;
Sie war als Gattin angetraut

'Nem Edelmann aus reichem Haus.
Es ging bei ihnen ein und aus
Manch Ritter, im Turnier gewandt,
Und jeder gastlich Herberg' fand.
Man kargte nicht mit Speis und Gold,
Der Wirt, zwar selbst dem Kampf abhold,
Die kühnen Ritter gern empfing
Und keiner ihm vorüberging.
Und nun geschah es, dass allhier
Ward angekündigt ein Turnier;
Das Schloss gewährte Gastlichkeit
Drei Rittern, die zum Kampf bereit,
Zwei reich, mit glänzendem Geleit,
Wohl auch bewährt in Tapferkeit,
Der Dritte arm, doch reich an Ehr,
Man sagt, er fällte schon ein Heer
Von Gegnern, an 200 schier,
Und nie versäumt' er ein Turnier;
Sobald der Helm sein Haupt bedeckt,
Ihn weder Stahl noch Schaft erschreckt.
Sie drei in Liebe nun entbrannt;
Doch keiner Gegenliebe fand.
Die Dame, zwar nicht drob empört,
Hat keinem Minne doch gewährt,
Wenn sie auch sanft mit Schmeichelein
Umwarb der reichste von den Drein,
Sich und sein alles lieberregt
Der Dame er zu Füssen legt:
»Ach«, sprach er, »holde Herrin süss,
Mein Herz, mein Tod, mein Paradies,

Auf Euren Wunsch verspritze ich
Mein Blut im Kampfe williglich.
Nehmt all mein Gut, so's Euch gefällt,
Nehmt mich, ich brauche kein Entgelt;
Nicht trachte ich nach Eurer Huld,
Hört an mein Werben in Geduld,
Vor Euch, so schön, so klug und rein,
Scheint alles, was ich biete, klein,
Erweichet Euer stolzes Herz,
Gebt Hoffnung meinem Liebesschmerz.
Nehmt Ihr mich an als Kavalier,
Blüh ich der Ritterschaft zur Zier,
In Courtoisie und Heldentum
Wird niemand ernten grössern Ruhm.«
Die andern haben gleicher Art
Der Dame ihre Liebe zart
In heissem Werben auch erklärt,
Doch keinem hat sie Gunst gewährt;
Sie zog sich still in ihr Gemach.
Die Ritter an dem nächsten Tag
Verliessen ihrer Herrin Haus
Und rüsteten zum Kampf sich aus,
Je nach Vermögen jedermann,
Da morgen das Turnier begann.
Die Herrin nahm aus ihrem Schrein
Ein leinen Hemde weiss und fein
Und ihrem Knappen gab sie dies,
Auf dessen Treu sie sich verliess;
Sie schickte ihn zum Kampfesort
Mit der genauen Weisung fort:

»Gieb dieses Hemd ohn' Aufsehn hin
Dem Ritter, (und sie nannte ihn)
Sag ihm, will er sich wahrhaft weihn
Nur meinem Dienst, soll er allein
In Eisenschuhn, Helm, Degen, Schild
Erscheinen auf dem Kampfgefild'
Und sonst von Waffenschutz befreit
Anlegen dieses reiche Kleid.
Nimmt er es an und kleidet sich,
Wie ich befohlen, williglich,
So kehre schnell zu mir zurück;
Wenn nicht, versuche gleich Dein Glück
Bei jenem (und sie nannte ihn)
Und rede dort in gleichem Sinn.
Und sollte der es auch verschmähn,
So musst Du zu dem Dritten gehn,
Demselben, der heut morgen noch
Mit Dir die Unterredung pflog.
Und bring die Botschaft noch einmal,
Genau wie ich es Dir befahl.«
Der Knappe macht sich wegbereit,
Er nimmt das sonderbare Kleid
Und zum Turnier begiebt er sich
Entledigt seines Auftrags sich.
Der Ritter nahm das teure Pfand,
Versprach, gehorsam das Gewand
Zu tragen ohne Panzerschutz
Und unbewehrt zu bieten Trutz
Den Gegnern zu der Herrin Ruhm.
Er küsste drauf dies Heiligtum

Und kehrte zu der Ritter Schar;
Jedoch erbleicht sein Antlitz war.
Bang denkt er nun der nahen Schlacht.
Die Tapferkeit vergeblich facht
In ihm den Stolz von dazumal:
»Nicht ohne Opfer, ohne Qual
Ein Held sich hoher Minne weiht«
und Amor ihn der Falschheit zeiht,
Wenn er nicht deren Willen thut,
Der er verschrieben hat sein Blut.
Aufs neue Feigheit ihn bedrängt
Stets, wie er auch sein Handeln lenkt,
Wird bleiben er des Lohnes bar:
Trägt er das Hemd, droht ihm Gefahr
Zu sterben, giebt er es zurück
So ist verscherzt der Liebe Glück.
So kämpfte Feigheit mit der Lieb',
Bis ersterer der Sieg verblieb.
Der Herrin Gabe er verschmäht,
Gepanzert zum Turniere geht.
Der zweite Ritter ebenso
War erst der hohen Ehre froh,
Da ihm das Hemde überbracht
Der Knecht und Botschaft ihm gesagt.
Doch gleichfalls Furcht ihn übermannt
Und er zurückgiebt das Gewand;
Der Knappe darauf unverweilt
Zum dritten jener Ritter eilt.
Der nimmt das Hemde voller Dank
Und frohen Herzens in Empfang

Und wie die Herrin ihm gebeut
Zu handeln ist er gern bereit:
Er sei gefeit, zu bieten Trutz
Mehr als in jedem Waffenschutz.
Sein einzig Gut, ein edles Pferd
Als Lohn dem Boten er beschert
Und ihm die Botschaft übergiebt
Dass er der Herrin, die er liebt,
Für ihre Gabe sage Dank,
Und morgen bei dem Waffengang
Mög' seiner Kühnheit sie vertraun
Und huldvoll auf den Sieger schaun.
Die Nacht vergeht, der Tag bricht an,
Der Herold ruft: Legt Waffen an!
In nächtlich stiller Einsamkeit
Hat unser Held das teure Kleid
Viel tausendmal stolz und beglückt
Geküsst und an sein Herz gedrückt.
Und sich gelobt: »Vor nächster Nacht
Hab' darin Thaten ich vollbracht,
Wie sie zu einer Dame Ehr
Die Welt noch nie vernahm bisher!«
Doch Ruhm und Liebe beherrscht ihn nicht
Allein; noch eine Stimme spricht:
Die Feigheit, zu der Furcht gesellt
Zeigt ihm das blutge Waffenfeld,
Den Feind, dem ohne Panzerkleid
Er unterliegen muss im Streit.
»Nie ward ein andrer Held bis jetzt
Wie Du dem Tode ausgesetzt;

Betrügen wird Dich Tapferkeit
Nichts erntest Du als Spott und Leid;
An Leib und Seele, edler Held,
Verloren, schmäht Dich Gott und Welt.«
So banges Graun auch ihn beschleicht,
Als Furcht ihm diese Schrecken zeigt,
Sein Herz mahnt ihn dagegen laut,
Dass er dem Liebesgott vertraut.
Die Liebe malt in hellem Licht,
Was er sich von dem Sieg verspricht!
Die Freuden, unerreichbar hoch,
Wie sie genoss kein Ritter noch,
Er wird, mit Ruhmesglanz geschmückt,
Von seiner Herrin angeblickt
Mit süssem Lächeln, stolz ihr nahn,
In ihren Armen Dank empfahn,
Umarmung, weise Rede, Kuss,
In immer wechselnden Genuss.
Die Freudenhoffnung nach der Qual
Wird wandeln seinen Leib in Stahl.
Hat Furcht ihn kurze Zeit erregt
Wird Schweigen ihr nun auferlegt.
Mut mahnt ihn warnend an die Schmach,
Die ihn erwartet, giebt er nach.
Wenn er sich so mit Eisen deckt,
Dass ihn nicht Speer noch Lanze schreckt,
Wo bliebe dann sein Heldentum?
Sein Lohn für auserlesnen Ruhm?
Doch wenn er schlecht beritten wagt
Des Panzers bar die heisse Schlacht,

Und harte Schläge ihn bedrohn,
Die er bezahlt mit gleichem Lohn,
Wenn unter Wunden er nicht wankt,
Wird doppelt ihm der Mut gedankt:
Des Richters Spruch ihm Ruhm verheisst
Und Huld die Freundin ihm erweist.
Auf solche Art wird er gefeit
Durch Liebe und durch Tapferkeit.
Das Hemd scheint ihm ein Talisman,
Dem sich kein Schutz vergleichen kann,
Selbst nicht das stärkste Panzerkleid,
Nie wäre er zum Tausch bereit,
Selbst wenn die Herrin, fühlend Reu,
Ihn spräche vom Gelöbnis frei.
Zu lang schon, dünkt ihn, zögert er,
Er schnürt die Schuh, ergreift den Speer,
Setzt auf den Helm und nimmt den Schild,
Besteigt das Pferd, und Kampflust wild
Belebt ihn, dass Verwundung, Tod,
Ihn nicht als Schrecknis mehr bedroht.
So zum Turnier das Ross er lenkt,
Voll Inbrunst an die Herrin denkt,
Er naht von seinem Schild bedeckt,
Und Staunen seine Kraft erweckt.
Von seinen mächt'gen Schlägen schallt
Der Platz. Der Ritter mit Gewalt
Kühn auf den starken Gegner dringt,
Dass diesem Schild und Helm zerspringt.
Bald ist sein Hemde arg zerfetzt,
Sein Leib durch Wunden schwer verletzt;

Doch ungebrochen ist sein Mut,
Ihn reizet siegestrunkne Glut,
Den Schlägen, die sein Schwert bedrohn,
Die einz'ge Waffe, spricht er Hohn;
Sein Mut ihm stets von neuem sagt,
Dass er den kühnsten Angriff wagt,
Und keine Wunde unbezahlt
Das teure Hemde blutig malt.
Es ist von Blut schon übersatt,
Dies reizt ihn nur zu neuer That,
Das Hemd ist ganz in Blut getränkt,
So dass der Feind auf Schonung denkt.
Doch dessen ist der Held nicht froh,
Und keine Wunde schmerzt ihn so,
Als das Gefühl vermeinter Schmach,
Dass er dem Gegner scheine schwach.
Er fordert ihn heraus aufs neu!
So bleibt er seinem Schwure treu,
Die Probe vor dem Volk besteht,
Als Held aus dem Turniere geht.
Mit Wunden ist er so besät,
Dass ihm die letzte Kraft vergeht.
Mit Staunen alles Volk umher
Vernahm die wundersame Mär,
Dass ohne Panzer unverzagt,
Der Ritter das Turnier gewagt.
Aus 30 Wunden fliesst sein Blut,
Doch nicht gebrochen ist der Mut,
Und bis zum letzten Augenblick
Bleibt auf dem Kampfplatz er zurück;

Zu teil wird ihm der Kühnheit Preis,
Die Palme in der Ritter Kreis
Wird ihm von allen zuerkannt,
Und als er heimwärts sich gewandt,
Begleitet ihn die ganze Schar,
Und bringt ihm Huldigungen dar.
Man geht ihm hilfreich an die Hand
Und will das blutige Gewand
Entfernen, um der Wunden Pein
Zu lindern und ihm Arzt zu sein.
Doch er (voll Staunen man es hört)
Beim Könige des Himmels schwört,
Dass er es nimmer von sich lässt,
Selbst wenn er drum sein Leben lässt.
Der Knappe, der das Hemd gebracht,
Das beste Heilkraut hat erdacht;
Er mahnt die Herrin ihrer Pflicht,
Indem er von den Thaten spricht,
Die ihre Liebe jüngst erzwang,
Und dass er, der den Preis errang,
Verwundet nun darnieder liegt,
Der Lebensquell in ihm versiegt.
Sie sprach: »O Elend über mich,
Schuld seines Todes trage ich,
Zwei hatten nur der Worte süss,
Doch jener hielt, was er verhiess.«
Der Knecht darauf: »Sie prahlten viel,
Doch Bangen hemmt' sie vor dem Ziel.«
Die Dame treu den Ritter pflegt,
Für seine Heilung Sorge trägt,

Ihm dankbar ihre Liebe weiht
Und dadurch neue Kraft verleiht
Dem Helden, der des Schmerzes bar
Entrinnet glücklich der Gefahr,
Zu sterben durch der Wunden Zahl.
Die andern beiden Reuequal
Erleiden und im Zorn erglühn,
Dass sie gehandelt nicht so kühn,
Wie jener, der das Hemde trug.
Es ist des Kummers schon genug,
Dass sie der Dame Huld verscherzt,
Doch stärker noch die Schande schmerzt,
Die sie in dem Turnier ereilt.
Der Sieger ward indes geheilt.
Der Edelmann, dem sie vermählt,
Von deren Thun ich jetzt erzählt,
Hielt glänzend Hof, wie jedes Jahr,
Da er nicht arm an Habe war;
Denn er besass ein grosses Lehn
Und liebte auf dem Schloss zu sehn
Die Blüte edler Ritterschaft,
Die ihre jugendliche Kraft
Bei Festspiel und Turnier bewies.
Und Feste er auch jetzt verhiess
Zu feiern eine Woche lang
In Kampf, bei Mahl und Becherklang.
Der Edelmann, nicht geiz'ger Art,
An Trank und Speise niemals spart'.
Ihm war Verschwendung ein Genuss,
Wie andern holder Frauenkuss.

So ward an seinem Hof gewährt,
So viel wie jeder nur begehrt.
Die Jungfrau und die Herrin gar
Die reichen Speisen brachten dar
Zur Tafel und den edlen Wein,
Der Gäste Herzen zu erfreun.
Der Ritter, dem der Brauch bekannt,
Nimmt nun das blutige Gewand,
Es seinem Knappen übergiebt
Und ihm dabei den Auftrag giebt:
»Die Dame möge es beim Mahl,
Wenn sie bedient der Gäste Zahl,
Zur Freude ihm, aus Dankbarkeit
Anlegen auf ihr festlich Kleid.«
Als jene diesen Wunsch vernimmt,
Sie gern das werte Kleinod nimmt,
Ihr schien, was er verlangte, klein;
Ein königliches Kleid zu sein
Dünkt ihr dies Hemd, von Blut durchtränkt,
Wenn sie des Heldenmuts gedenkt,
Mit dem der Liebste, der es trug,
Sich ihr zum Ruhme tapfer schlug.
Und was ihr süsser Freund erfleht,
Sie ohne Zögern zugesteht.
Sie rühret keine Speise an,
Eh sie nach seinem Wunsch gethan,
Kein feines Gold, kein Edelstein
Schien wertvoll wie dies Hemd zu sein.
An ihre Lippen sie es drückt,
Bevor sie sich zum Festmahl schmückt. —

Wem von den beiden höhrer Preis
Gebührt, ich nicht zu sagen weiss. —
Ein jeder spricht sein Urteil aus,
Den sie bediente bei dem Schmaus:
Mit Schmähung ist man bei der Hand;
Denn es ist allen ja bekannt,
Dass ihr Gemahl kein tapfrer Held,
Drum ist es klar, dass sie gewählt
Die Tracht zu eines andern Ehr,
Und das verletzt die Gäste sehr.
Sie weinen heisse Thränen gar,
Erklären sie der Sitte bar.
Zum Garten gehn sie aus dem Saal,
Nachdem genossen ist das Mahl.
Die Dame, nun die Pflicht erfüllt,
Auch ihren Durst und Hunger stillt.
Vom Gatten, den ihr Thun empört,
Man dennoch keinen Tadel hört;
Er blieb derselbe wie bisher
Und sprach nicht weniger, nicht mehr.
Der Dichter bittet nun die Schar,
Die ihn zu hören willig war,
Den Ritter und die Edelleut,
Die Damen und die junge Maid,
Zu sagen, wem der Preis gebührt,
Wer grössre Thaten ausgeführt:
Ob er, des Leben auf das Spiel
Gesetzt um hoher Minne Ziel,
Ob sie, die lieber wählte Schmach,
Als dass sie ihm die Treue brach.
Nun richtet recht und sprechet frei,
Auf dass Euch Amor gnädig sei!

GESCHICHTEN/ VON/ FRANCIS JAMMES/ AUS DEM FRANZOESISCHEN/ VON/ F. B.

Der Weltschmerz.



IN Dichter, der sich Laurent Laurini nannte, litt an Weltschmerz. Der an diesem schrecklichen Uebel leidet kann nicht Menschen, noch Tiere, noch sonst etwas sehen ohne schreckliche Schmerzen. Und dann sind es auch noch arge Gewissensängste, die das Herz vergiften.

Der Dichter verliess die Stadt, die er bewohnte und ging aufs Land, die Bäume zu sehen und das Getreide und die Wasser; die Wachteln, die wie Quellen singen, zu hören und die Arbeit der Weber und die summenden Telegraphendrähte. Diese Dinge und diese Geräusche machten ihn traurig. Und die süssesten Gedanken waren ihm voll Bitterkeit. Und wenn er, um seiner schlimmen Krankheit zu entfliehen, eine schöne Blume gepflückt hatte, weinte er, dass er sie gepflückt hatte.

Er kam in ein Dorf, an einem süssen Abend, der nach Birnen duftete. Es war ein Dorf, schön, wie er es oft in seinen Büchern beschrieben hatte. Es gab da einen Hauptplatz, eine Kirche, einen Friedhof, Gärten, einen Schmied und eine schwarze Herberge, aus der ein blauer Rauch aufstieg und deren Fenster glänzten. Es gab auch einen Bach, der sich an wilden Haselnussstauden hinschlängelte. — Der kranke Dichter hatte sich traurig auf einen Felsen niedergelassen. Er dachte an seine Seelenqual, an seine Mutter, die über sein Fortgehen weinte, an die Frauen, die ihn betrogen hatten und sehnte sich nach der Zeit seiner ersten Kommunion.

— Mein Herz, dachte er, mein trauriges Herz kann nicht anders werden.

Da sah er ein Bauernmädchen ganz nah bei sich, das trieb unter dem Sternhimmel Gänse zusammen. Und sagte:

— Warum weinst du?

— Meine Seele hat sich weh gethan, als sie auf die Erde fiel. Ich kann nicht gesund werden, denn mein Herz drückt mich zu sehr.

— Willst du das meine? frug sie. Es ist leicht. Ich nehme das deine und will nicht schwer daran tragen. Bin ich nicht Lasten gewohnt?

Er gab ihr sein Herz und nahm das ihre. Und da lächelten sie beide und gingen Hand in Hand den Pfad entlang. Und die Gänse gingen vor ihnen her wie Stückchen Mond.

Sie sprach zu ihm: — Ich weiss, dass du gelehrt bist und dass ich nicht wissen kann was du weisst. Aber ich weiss, dass ich dich liebe. Du kommst von wo anders her und du musst in einer schönen Wiege geboren sein, wie ich einmal eine auf einem Wägelchen sah.

Deine Mutter versteht gut zu sprechen. Ich liebe dich. Du musst mit Frauen geschlafen haben, deren Haut sehr weiss war, und du musst mich hässlich und schwarz finden. Ich bin nicht in einer schönen Wiege zur Welt gekommen. Ich bin auf den Feldern geboren, im Korn, gerade bei der Ernte. Man hat mir das erzählt und dass man mich und meine Mutter und ein kleines Lamm, das ein Schaf am selben Tage geworfen, auf einen Esel setzte und so nach Hause brachte. Die Reichen haben Pferde.

Er sprach zu ihr: — Ich weiss, dass du einfach bist und dass

ich nicht sein kann wie du. Aber ich weiss, dass ich dich liebe. Du bist von hier und man hat dich in einem Korb gewiegt, den man auf einen schwarzen Stuhl stellte, wie ich einen auf einem Bilde sah. Ich liebe dich. Deine Mutter webt das Leinen. Du tanztest unter den Bäumen mit den hübschen und starken Burschen, die lachten. Du musst mich krank und traurig finden. Ich bin nicht auf den Feldern geboren da man erntete. Wir kamen in einem schönen Zimmer zur Welt, ich und eine kleine Zwillingsschwester, die bald starb. Meine Mutter war krank. Die Armen haben die Gesundheit.

Und dann, in dem Bett, in dem sie zusammen lagen, umarmten sie sich noch stärker.

Sie sagte zu ihm: — Ich habe dein Herz.

Er sagte zu ihr: — Ich habe dein Herz.

Sie bekamen einen hübschen kleinen Buben.

Und der Dichter, der fühlte, dass sein grosser Schmerz von ihm gewichen war, sagte zu seinem Weibe:

— Meine Mutter weiss nicht, was aus mir geworden ist. Mein Herz wird weit, wenn ich daran denke. Lass mich, meine Freundin, in die Stadt gehen, ihr zu sagen, dass ich glücklich bin und dass ich einen Sohn habe.

Sie lächelte — denn sie wusste, dass sie sein Herz hatte — und sagte: — Geh.

Und er ging den Weg, den er gekommen war. Er kam vor die Thore der Stadt und vor ein stattliches Gebäude, aus dem man lachen und reden hörte, denn es gab ein Fest, zu dem die Armen nicht geladen waren. Der Dichter erkannte das Haus als das eines seiner alten Freunde, eines reichen und berühmten Künst-

lers. Er blieb, um zu hören, vor dem Parkgitter stehen, durch das man Springbrunnen und Statuen sah.
Eine Frau, deren Stimme er erkannte, die schön war und einst sein junges Herz gepeinigt hatte, sagte:
— Erinnern Sie sich des grossen Dichters Laurent Laurini? . . .
Man spricht von einer Mesalliance, er soll eine Kuhmagd geheiratet haben . . .

Die Thränen kamen in seine Augen und er ging weiter durch die Strassen der Stadt bis an sein Geburtshaus. Das Pflaster antwortete leise dem Wort seiner müden Schritte. Er öffnete die Thüre und trat ein. Und seine treue alte Hündin lief hinkend auf ihn zu, kläffte vor Freude und leckte ihm die Hand. Er sah, dass das arme Tier an den Hinterbeinen gelähmt war, denn die Sorgen und die Zeit verschonen auch die Körper der Tiere nicht.
Laurent Laurini ging die Treppe hinauf. Da sah er die alte Katze, die einen Buckel machte und um seine Beine strich. Auf dem Estrich schlug die Uhr im Erkennen.
Leise trat er in sein Zimmer. Da lag seine Mutter auf den Knieen:
— Mein Gott, gieb, dass mein Sohn lebt . . Mein Gott, er litt so sehr . . Wo ist er? Verzeih mir, dass ich ihn gebar. Verzeih ihm, dass er mich sterben macht.
Aber schon kniete er neben ihr und drückte seine jungen Lippen auf ihre grauen Haare:
— Komm mit mir. Ich bin geheilt. Ich kenne einen Ort, da giebt es Bäume, Getreide, Wässer; da singen die Wachteln, surren die Weberschiffchen und summen die Telegraphendrähte. Da hat eine Arme mein Herz und spielt dein Enkelkind.

Die beiden grossen Künstlerinnen.

NEUE Worte möchte ich finden, um die Lieblichkeit einer kleinen Prostituierten zu malen, die ich eines Abends auf einem grossen fast leeren Platz traf. Diese kleine Prostituierte trug armselige zu grosse Schuhe, die Wasser schluckten, einen Sonnenschirm, der wie ein Regenschirm zusammengedreht war und ein Matrosenhütchen aus Stroh, in dem sicher stand: »Letzte Neuheit«.

Sie hatte eine kleine leidende Stimme und war intelligent. Sie war gerade, wie sie sagte, von einer Brustfellentzündung aufgestanden. Uebrigens war sie sauber, moralisch und physisch. Ich traf sie öfters, nach zehn, müde vom oft vergeblichen Suchen des Erstbesten. Sie liess sich im Schatten auf einer Bank neben mir nieder und bettete ihr armes bleiches Gesicht auf meine Knie. Ich fühlte, dass sie auf diese Weise den kleinen Trost eines armen Tieres erlebte, das sich nicht mehr schlecht behandelt weiss. Ich fühlte, dass sie ihr Handwerk als eine bedeutende, aber unverdiente Schande betrachtete. So wartete sie lange auf den Zug nach einem Vorort, wo sie wohnte.

Eines Abends, da sie noch unglücklicher war als sonst, bat sie, die arme Kleine, ihr zu erlauben, dass sie mich ein Wegstück begleite.

Wir kamen auf einen grossen hellerleuchteten Platz, wo ein grosses Theater war. An einem der Pfeiler des Gebäudes war ein goldglänzendes Plakat. Es stellte die Sarah Bernhardt im Kostüme der Tosca glaube ich dar, in einem weiten reichen Kleide und mit einer Palme in der Hand. Und ich dachte an das, was man mir über diese berühmte Frau erzählt hatte, ihre Launen, ihre Ausgaben, ihr weisses Marmorgrab, ihren Stolz. Und ich fühlte, wie dies arme kleine Elend an meiner Seite

zitterte. Sie sah, wie dieses barbarische Idol sich aufrichtete und ohnwissentlich sie mit dem Kot ihrer goldenen Geschmeide bewarf.

Mir war als müsste ich vor Schmerz schreien über diese Gegenüberstellung der beiden Frauen. Und ich sagte mir:

— Beide sind aus dem Weibe geboren. Die eine hält ein Palmenblatt, die andere einen alten Regenschirm, der so elend ist, dass sie ihn vor mir nicht zu öffnen wagt. Die Eine schleppt an ihren Füssen eine bewundernde Menge, die Andere Fetzen zerrissenen Schuhleders. Die Eine verkauft ihren Schmerz um Pfunde Goldes und kein Seufzer entflieht ihrem Munde, der nicht als ein Vermögen zurückhallt. Kein Seufzer der andern ist je gehört.

Und etwas schrie in mir:

— Diese ist eine Künstlerin der Menschheit. Man ruft ihr Beifall zu, weil sie dem Masse derer gleich ist, die sie hören. Und diese haben die Lüge nötig, auf die man die schönste der Rollen baut . . .

Aber die Andere, die Andere ist eine Künstlerin Gottes. Sie spielt eine Rolle, so gross und so schmerzlich, dass sie noch keinen Menschen gefunden hat, der sie verstand und reich genug war, sie zu bezahlen,

Und nie und nicht in der schönsten ihrer Darstellungen hat die grosse vergoldete Komödiantin dieses wahrhaftige Genie des Schmerzes erreicht, das die Stirne der kleinen Prostituierten sich zu mir neigen macht.

ANMERKUNGEN.

Francis Jammes, Le Triomphe de la Vie. Mercure de France. 1902.

UNTER den neueren Franzosen ist der Dichter Francis Jammes eine sehr besondere und aller Liebe werte Persönlichkeit. Man kann seine Art nicht vorstellen indem man an die Anderer erinnert; er nimmt einen Platz ganz für sich ein. Wenn man will kann man an die alten Bukoliker denken, an deren naive Weise, die Landschaft und die Vorgänge des kleinen Lebens zu sehen:

Septima post decimam felix et ponere vitem
Et prensos domitare boves et licia telae
Addere . . .

Jammes' Verse geben keine paraphrasierenden Sentiments über das Erleben, er sieht die Natur nicht zum Zweck eines Bildes, und macht keine Metapher aus ihr. Er ist einfach und direkt möchte man sagen. Enge Grenzen giebt es da leicht und Wiederholungen sind unvermeidlich und Verfehltes bringen manchmal zu weitgesteckte Ziele ein. In der Vorrede seines Versbuches: De l'Angelus de l'Aube à l'Angelus du Soir (Edit. Mercure de France 1898) schreibt Jammes: »Mein Gott, du hast mich gerufen unter den Menschen. Hier bin ich. Ich dulde und ich liebe. Ich rede mit der Stimme, die du mir gegeben hast. Ich schreibe mit den Worten, die du meiner Mutter und meinem Vater gelehrt hast und die sie mir überliefert haben. Ich gehe den Weg wie ein beladener Esel, über den die Kinder lachen und der den Kopf senkt. Ich werde hingehen, wohin du willst und wann du willst.« So beugt sich der Dichter Jammes tief vor der Natur und dem Einfachen, das er singt; nicht in ge-

suchter Wahl oder erdachter Absicht, sondern in gefühlter Not und herzlicher Einfalt. Unsere deutschen modernen Dichter — Robert Walser ausgenommen — sind immer Maschinisten, wenn sie das Land singen: Bühnenstaffage und Kulisse und höchstens ein Gegensatz. Sie sollten Francis Jammes lesen. F. Blei.



Grabbe's Werke. In vier Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Berlin, Behr 1902. Erster Band.

WIE man sich auch immer zu diesem Gymnasiasten-Ideal des deutschen Kraftdichters stellen mag, eine Gesamtausgabe seiner Schriften wird willkommen sein, wenn sie von Grisebach besorgt wird, nicht nur dem gewissenhaftesten, sondern auch geschmackvollsten der deutschen Editoren, die sich immer das Wesen geben, dass erst ihrem gelehrten Fleisse der edierte Dichter seinen Ruhm dankt. — Vielleicht stellt sich Grabbe in dieser Ausgabe anders vor als wir ihn aus der Pubertätszeit in Erinnerung haben, da wir nächtens über dem Gothland nicht schlafen konnten und in »Scherz, Satire etc.« das Nichts-mehr-darüber der Tiefsinnigkeit und des Humores zu haben meinten. Der vierte Band wird eine grosse Zahl von Briefen bringen und darin vielleicht die Tragödie eines Menschen enthüllen, der mit einer Leidenschaft zum Schwergewichtsstämmer als ein Schwächling zur Welt kam und sich mit Gewichten aus Pappe belügt. Das menschliche Problem ist interessant genug, dass wir seiner Spur wohl durch vier Bände seiner Werke zu folgen gereizt werden können. F. B.



Erwin Rhode, Kleine Schriften. Zwei Bände. J. C. B. Mohr. Leipzig 1901. 436 u. 481 S.

Es ist sonst nicht Brauch, in unserer Zeitschrift und in diesen Bemerkungen gelehrte Werke zu besprechen. Wenn hier einmal eine Ausnahme mit den »Kleinen Schriften« des Autors des »Griechischen Romans« gemacht wird, so weil die Persönlichkeit Rhode's eine tiefere und eindringlichere war als es die der Gelehrten unserer Hochschulen zumeist ist. Nicht Kenntnisse nur besass Rhode sondern Bildung; nicht das philologische Bemühen um die kleinen Einzelheiten, gleichgültig was sie zum Ganzen bedeuten, war Ziel seines Werkes, er hielt es vielmehr mit Montaigne's Satz: »Il est impossible, de ranger les pièces à qui n'a une forme du total en sa teste.« Wenn einer unter den neueren Philologen imstande ist, unserer immer wieder erwachenden Sehnsucht ein Bild der hellenischen Kultur zu geben, so vermag dies Rhode, der in einem Aufsatze aus dem Jahre 1872 diesen Satz schrieb: »Die Civilisation erhält sich und führt ihr unbegreiflich künstliches Dasein nur vermittelst einer immer vollständigeren Isolierung jeder Kraft des Geistes und Gemütes; von ihrer raffinierten Barbarei kann uns nur eine Kultur erretten, welche in ihr Leben die harmonische Bethätigung aller höchsten menschlichen Fähigkeiten im Kunstwerk aufnähme, nicht als eines frivolen Luxus träger Uebersättigung, sondern als die höchste Weihe eines durchaus edlen Daseins.« — Der erste Band dieser kleinen Schriften wird mehr den Philologen kümmern, ein weiteres Interesse der zweite Band wecken, der neben Aufsätzen über das Scenische im hellenischen Theater, über Märchen und Sage auch jenen über Nietzsche's ‚Geburt der Tragödie' enthält, an welcher Schrift die Gelehrtenwelt nur den Anstoss des Todschweigens nahm. Nirgends ist bei Rhode auch nur

eine Spur jener Gelehrtenwut des Besserwissens zu bemerken, immer fühlt man die Harmonie des weiten, heiteren Blickes und bei aller Gelehrsamkeit den Geniessenden der Schönheit.

F. B.



W. Pater, Die Renaissance. Studien in Kunst und Poesie. Uebertragen von K. Schölermann. Diederichs, Leipzig 1902.

WIR glauben, unsere Leser nicht besser auf die beiden Uebersetzungen W. Pater'scher Bücher — die andere der »Imaginären Porträts« erscheint nächstens im Insel-Verlage — aufmerksam zu machen als durch die wertvolle Studie Symons über diesen grossen englischen Stilisten, die wir in diesem Hefte veröffentlichen. — Die Uebertragung von Sch. liest sich leidlich, wenn sie auch nicht Anspruch erheben kann, die bestimmte Schönheit des Originals wiederzugeben. Es will mir scheinen, als hätte Sch. in Pater zu sehr den Gelehrten gesehen, zu wenig den Künstler; er giebt den Gedanken des Engländers oft eine Katederhafte Schwere, die ihnen gar nicht eigentümlich ist. Gerade Pater, der so vieles wusste, wusste auch um das Problematische aller Meinungen in Kunstsachen und diese Weisheit liegt als ein feiner Reif über jedem Satze; und diese Weisheit mochte ihn auch veranlasst haben, seinem Stile jene raffinierte Kultur zu geben, die wir so bewundern müssen. Doch giebt die Uebertragung immerhin eine Ahnung von dieser reizvollen Besondersheit des bedeutendsten englischen Prosaisten, weshalb wir sie allen empfehlen können, denen das Original nicht zugänglich ist.

F. B.



DIE INSEL. III. JAHRGANG. 4. QUARTAL. NR. 10. JULI 1902. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: FRANK WEDEKIND, MUENCHEN.

DIE INSEL, HERAUSGEGEBEN IM INSELVERLAGE G.M.B.H. LEIPZIG VON OTTO JULIUS BIERBAUM, GEDRUCKT IN DER W. DRUGULINSCHEN OFFICIN IN LEIPZIG, ERSCHEINT UNTER VERANTWORTLICHKEIT DES IN MUENCHEN WOHNHAFTEN F. WEDEKIND. ✲ REDAKTIONELLE EINSENDUNGEN SIND AN DEN HERAUSGEBER UNTER DER ADRESSE MUENCHEN, ARCISSTRASSE 19, ZU RICHTEN. ✲ UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WERDEN NICHT ZURÜCKGESCHICKT. ✲ ANTWORT ERFOLGT NUR IM FALLE DER ANNAHME.

DIE INSEL

HERAUSGEGEBEN VON

OTTO JULIUS BIERBAUM

ELFTES-ZWOELFTES HEFT — *AUGUST-SEPTEMBER 1902*



Inhalt: O. J. Bierbaum: *Zwei Briefe des jüngeren Plinius*/ Arno Holz: *Die Insul Pimperle*/ Gustav Falke: *Gedichte*/ R. A. Schröder: *Gedichte*/ Hans Müller: *Gedichte*/ Felix Vallotton: *Handwerkskünstler; acht Zeichnungen*/ Oscar Wilde: *Die Ballade vom Zuchthause zu Reading*/ Oscar Wilde: *Lehren und Sprüche*/ Sigbjoern Obstfelder: *Gedichte*/ Robert Walser: *Zwei Geschichten*/ Edgar A. Poë: *Gedichte*/ Swinburne: *Chor aus Atalanta*/ Franz Blei: *Das Adonisfest*/ José Maria de Hérédia: *Sonette*/ Wilhelm Weigand: *Glossen zum Neudruck des Ardinghello*/ Rudolf Borchardt: *Gedichte*/ M. Dauthendey: *Herzlied*/ O. J. Bierbaum: *Stella und Antonie, Tragikomödie in vier Aufzügen*/ Blei, Weigand, Bierbaum: *Anmerkungen.*

PREIS DES HEFTES ZWEI MARK

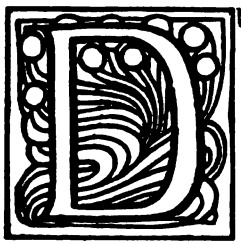
INSEL-VERLAG G. m. b. H. LEIPZIG.

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL. DRITTER JAHRGANG.
NR. 11/12. AUGUST-SEPTEMBER 1902.

ZWEI BRIEFE DES JUENGEREN PLINIUS/ ALS PROBE EINER IM ENTSTEHEN BEGRIFFENEN UEBERSETZUNG VON OTTO JULIUS BIERBAUM.

AN SEPTITIUS CLARUS.



U bist mir der Rechte, mein Lieber! Versprichst Dich mir zum Abendbrote und kommst nicht. Aber noch ist Gerechtigkeit im Lande, und Du sollst mir meine Auslagen auf Heller und Pfennig ersetzen. Bilde Dir nicht ein, dass das so wenig ist! Ich hatte mich angestrengt! Auf den Kopf ein Kopf Salat, zwei Eier und drei Weinbergschnecken; dazu einen Pfannenkuchen, — ah und in was für einer Sauce! —: Wein, Honig und Eis (ja, auch das sollst Du bezahlen, grade erst recht darum, weil's in der Sauce schmilzt); und schliesslich: Oliven aus Andalusien, Gurken und Trüffeln und noch ein Schock solcher Delikatessen. Und zwischenhinein wäre eine kleine Komödie serviert worden, oder es hätte sich ein Recitator hören lassen oder ein Harfenvirtuose, — ja, generös, wie ich nun einmal bin, wäre es nicht ausgeschlossen gewesen, dass Du alles dreies gehabt hättest: Komödie, Harfe und Recitation.

Aber natürlich, du zogst es vor, Gott weiss bei wem zu schlemmen: Austern und feine Ragouts, Meerigel und gaditanische Tänzerinnen. Ungerochen bleibt das nicht, verlass Dich drauf! Es war einfach nicht nett von Dir und verdient Strafe, obwohl Du Dir durch Dein Ausbleiben im Grunde schon selber mindestens einen ebenso schlechten Gefallen erwiesen hast wie mir. Was hätten wir nicht zusammen gescherzt und gelacht,

und was hätten wir miteinander für weise Reden geredet! Kostbarer kannst Du bei hundert Anderen speisen, aber nirgendwo fröhlicher, ungezwungener und freier. Ich rate Dir: probiere es einmal, und ich will es mir in alle Zukunft ohne Weiteres gefallen lassen, dass Du Dich mir gegenüber immer für schon versagt erklärst, wenn Du Dich dann nicht selber ein für alle Mal überzeugt fühlst, dass es gescheiter für Dich ist, Deine Ausreden fortan lieber bei jedem Anderen anzubringen. — Lebe wohl!

AN CORNELIUS TACITUS.

ICH weiss, Du wirst lachen, — aber nur zu! —: Dein Freund, Dein Plinius hat doch drei Sauen erbeutet und zwar recht starke Sauen. Du selber? fragst Du? Jawohl: ich selber! Aber freilich: mein Recht auf Behaglichkeit habe ich ihnen nicht geopfert. Ich sass einfach beim Garne, und statt Saufeder und Pfeil lagen Griffel und Tafel neben mir. Ich sass und pürschte auf Gedanken, die ich eilig niederschrieb, wenn ich sie gefangen hatte, auf dass ich, wenn schon nicht mit der Beute des Waidmanns, so doch mit vollem Notizbuche nach Hause käme. — Diese Art, den Musen zu dienen, ist probat. Du glaubst nicht, was es dem Geiste gut thut, wenn sich der Leib Bewegung macht. Und dann: die Schattenkühle des Waldes, seine Einsamkeit und Stille: Alles das macht das Denken zur Lust. Auf, mein Freund, und machs wie ich: geh auf die Jagd, aber vergiss Deine Notiztafel sowenig wie Frühstückskorb und Flasche. Du wirst die Bemerkung machen, dass Minerva nicht weniger durch die Berge streift, als Diana. — Lebe wohl!

SELTZSAME UND HOECHST EBEN-THEUERLICHE HISTORIE VON DER INSUL PIMPERLE/ DARAN SICH DER TICHTER OFT IM TRAUM ERGEZZT.

AUF der Insul Pimperle,
in der blauen Perlensee,
zwei dicke grüne Drachen
um goldne Aepfel wachen.

Die Aepfel glühn aus einem Baum,
der rauscht oft nachts in meinen Traum,
wenn von Wellen weich gewiegt
wunderbar ein Mondschein liegt.

Beide Augen halt ich zu,
leise tappt ein kleiner Schuh,
leise streift mich eine Hand,
so, nun sieh ins Sonnenland!

Noch kann ich nichts sehn . . .
Weite, breite Palmen wehn,
blaue Berge, Tempel blitzen,
hunderttausend Wellenspitzen!

Zart vermengt aus Blut und Schnee,
kuck, die kleine Galathee;
Floris, Dafne, Rosabella,
rundadinella!

Jede hält der andern Händchen,
um den Hals ein rosa Bändchen;
keine zählt schon siebzehn Jahr,
aufgekräusst das Saffranhaar.

Ihrer ganzen Schönheit Pracht
mir mit Recht Vergnügen macht.
Aus den Wolken schiesst ein Glanz
und sie wiegen sich im Tanz:

»Du kleyner Zypripor,
wie kömpstu uns blohss vor?
So lass uns doch in Ruh,
du kleyner Hencker du!

Noch stekkt in uns keyn Pfeil,
noch sind wir gantz und heil.
Du aussverschehmbtes Göttgen,
du bist uns blohss ein Spöttgen.

He, Fillis und Astree,
er zihlt nach euch im Klee!
Kukk, wie sie dir entschlipffen,
die Mormol-Hügel hüpffen!

Blessine, die geschlancke,
versuch es — kein Gedancke!
Sie dreht sich dir zum Bossen
auff silbernen Kolossen.

Das Haar, das sie ümrollt,
ist güldner noch alss Gold,
Hyrkaniens Tyger-Thier
folgt wie ein Kätzgen ihr.

Die Lilgen werden blass
und knien für ihr im Grass;
schau her, beschehmbtes Rom,
auff disen Zukker-Dom!

Die kleyne Florilis,
die thuts schon gantz gewiss.
Die ist so süss, so fein,
so kitzeklitzeklein!

Die hielt noch kein Sekündgen
ihr ründes Myrthen-Mündgen.
Die dukkt sich und schabt Rübgen
und lacht: Jawoll, du Bübgen!

Nanu, wo ist er denn,
der kleyne Gentilmen?
Uembhengt das böse Bökkgen
mit einem Klükker-Glökkgen!

Dort lihgt er gantz verstekkt,
mit Rohsen zubedekkt;
so lauert auss dem Nil
der schlaue Krokodil.

Du thumpes, kleynes Vieh,
allons, venez, ici!
Du kukkst dir sonst, o Grauss,
noch beyde Augen auss!

Ambrette, sühsses Kind,
zeig ihm, dass er erblindt,
er stirbt dann hin für Lust,
die gantz entblösste Brust!

Alss ihre zahrte Spizzen
zwey rohte Erdbeern blizzen,
Ihr weisser Pärlen-Schein
reisst alle Tempel ein!

Ihr angenehmer Glantz
berükkt, entzükkt dich gantz,
und unten wölbt sichs plüschen
zu reitzendsten Gepüschen.

Dort schlizzt sich ach, so schmahl,
dass Liebe Rohsen-Dahl.
Der Lämmgen froher Hauff
hipfft drey Mal selig auff!

Pfy, pfy, du kleyner Lekker,
nuhn werde blohss nicht kekker.
Du bist statt Malwasihr
for ihr plohss Pauren-Bihr!

Dein kleynes Pfeilgen steht
nach ihr wie ein Magneht.
Du wirst ihr doch nichts lohss
in ihren Muschel-Schohss!

Si kikkert und sie fliht,
nein, wenn man sohwass siht!
Strähnen, die im Jagen
wie Flammen tümb sie schlagen!

Zwei himmlisch bralle Waden
mit Helffen-Bein beladen.
Zwei Kugel-ründe Sachen,
die nuhr Vergnügen machen!

Du Nuttsche-Nukkelgin,
wo zihlst du ihr nuhr hin?
Du kleyner Zukker-Hase,
pums, ligstu auff der Nase!

Da, schon kombt Rosadorchen
und zihpt dich in dein Ohrchen;
das nidliche Marlehnchen
knihpt dich in dein Beenchen.

Margrittgen, auch nicht faul,
haut dir eins auffs Maul;
das drollige Dorindgen
haut dir auff das Flintgen.

Das grausahme Marlittgen
pakkt dich beim Schlafittgen
und ziht dich übers Knie im Nuh,
Klipp-Klapp klattscht ihr Pärlin-Schuh.

Hännssgen, Hännssgen, Hännssgen,
stöhr nicht unser Däntzgen;
sonst kompt der dikke Peter Beer
und nimpt dihr gleych dein Schiess-Gewehr!

Ein dikker Zehren-Bach
rinnt dir itzt ach, ach, ach!
Du stöhnst auss dausend Nöthen:
Herr Gott, sind das blohss Kröten!

Durch dein belihbtes Jükken
wirstu uns nie entzükken,
dein schlipffriges Konfäkkt
nach Koloqwinten schmäkkt!

Behalte deine Flammen,
wir werden nihmals Ammen.
Granaten und Zitronen
sind keine Färckel-Bohnen!

Mir lachen dich nur auss,
schab ab, droll ab nach Hauss,
zu deinen Eumeniden,
wir sind hir gantz zufriden.

Die Sonne ist uns guht,
wir tragen keynen Hut,
Beltz-Werck ist uns frembd,
wir dantzen ohne Hembd.

Auss unsern Mäulgen weht
nuhr Ambra und Zibeth,
und sühss reucht unser Hahr
nach Musc und Bezoar.

Ein Schloss ist unser Spahss
auss Jaspis und Topahss,
durch Rohsen und durch Schlehen
die glatten Hirsche gehen.

Ein Schifflein früh und spät
die Purpur-Segel bläht,
geschnizzt auss einem Zahne,
er kam auss Taprobane.

Dort springen wir hinein,
wir lachen und wir schrein,
wenn das erbohsste Saltz
uns sprützt bis an den Haltz.

Die Tritons und die Stör
sind unser Zubehör
nebst schupffichten Delfinen
mit Augen auss Rubinen.

Dan freut sich Amphitrite.
Wir machen ihr Visite
und nihmals thut uns weh
die Schlang Thisiphone.

Und taucht empor die Nacht,
der Mond am Himmel wacht,
dan dantzt ümb unser Bett
der Sterne ihr Ballett.

Wir ligen wie im Krantz,
der Mond bescheint uns gantz,
der Wind streicht durch Zypressen,
die Welt hat uns vergessen. . . .

O Welt, du wilde Welt,
wie bistu schwartz verstellt.
Einst schlug dein Hertz so heiss,
itzt ist es kalt wie Eyss!

Ach, so fern ligt ach, so weit
die vor Alters güldne Zeit!
Wie viel Menschen unterdessen
hat der Tod nicht aufgefressen!

Alt und Jung, Arm und Reich,
Alles gilt dem Lümmel gleich.
Biss zum Himmel thürmt sich eyn
Leichen-Schreyn auff Leichen-Schreyn!

Wir nur blühn hir ewig junck,
noch keyne tranck den Lethe-Trunck.
Charon, der erblasste Mann,
schreyt uns nih ümbs Fähr-Geld an!«

Also liege ich und schlafe,
treibt der Mond die güldnen Schafe;
streift er leise meine Lider,
träumt mein Herz, ich wache wieder.

Hinter Herkuls heiligen Säulen,
hinter allem Weltmeerheulen,
aus der blauen Perlensee,
taucht die Insul Pimperle!

Arno Holz.

GEDICHTE/ VON GUSTAV FALKE.

Motto.

UND war es auch zuletzt ein Schmerz,
Geduld, du wirst genesen.
Am Ende ist es doch, mein Herz,
Ein grosses Glück gewesen.

Am Flügel.

MEIN Töchterchen sitzt auf deinem Knie,
Ihr Fingerchen nimmst du, wie man's so macht,
Nimmst es behutsam und tupfst mit Bedacht
Nach und nach eine Melodie
Aus den Tasten heraus.

Pass auf, Mäus'chen! Hat sie erst
Einen Finger von dir bekommen,
Rasch hat sie, eh du's wehrst,
Sich dein ganzes Händchen genommen.
O ich warn' dich, schlag's nicht in den Wind!
Ohne Bedenken nimmt sie geschwind
Noch dein Herzchen. Hüte dich, Kind!

Vergebliche Bitte.

MAIBLUMEN, deinem Herzen nah,
Blühten an deinem Kleide.
Ich bat, schenk mir den Frühling da.
»Nein«, riefst du mir zu Leide.
Es war nur Spiel, war nur zum Scherz,
Dass ich mich damit schmückte.«

Und wie ein Stich gings mir durchs Herz,
Als deine Hand die Blumen schnell
Vom Busen riss und auf der Stell'
Zerpflückte, ach zerpflückte.

Was gabst du mir die Blumen nicht,
Mir, dem die Jugend schwindet,
Und der auf deinem Angesicht
Ihr letztes Glück noch findet?
Mir wars, da so umsonst ich warb
Um diese Frühlingsspenden,
Als ob nun mit den Blumen starb
Auch meiner Jugend goldner Tag
Und seine letzte Blüte lag
Zerpflückt in deinen Händen.

Nie mehr.

NUN ist das letzte Wort ein Ach,
Ein holdes Lied verklungen,
Und klingt noch eine Weile nach
Und wird nie mehr gesungen.

Und war es denn ein hartes Muss?
Durft Liebe nicht bestehen,
Die dich, ein ungetrübter Fluss,
Den reinsten Grund liess sehen?

Ein Lied verweht wie Wellen auch
Hinzitternd vor den Winden,
Doch kann auch Liebe wie ein Hauch
Aus treuen Herzen schwinden?

Das letzte Wort ein leises Ach,
Das holde Lied verklungen,
Noch eine Weile klingt es nach
Und wird nie mehr gesungen.

Trennung.

NUN fiel das letzte wehe Wort,
In Unmut ging ich von dir fort.
Doch eh der Tag dem Abend wich,
Weinte die Liebe bitterlich.

Nun scheidet uns ein hartes Muss,
Das ist ein brückenloser Fluss,
Da darf ich nur am Ufer stehn
Und sehnsuchtsvoll hinübersehn.

O nein, das Klagen trägt nicht Frucht,
Der Tag nimmt mich in harte Zucht,
Doch wenn er müde dem Abend wich,
Denk ich an dich und segne dich.

Heimkehr.

AUFSCHLUCHZEND barg ich Haupt und Hände,
Ein wundes Herz, in deinen Schoss,
Und alle Qual nahm sacht ein Ende,
Und aller Schuld sprachst du mich los.

Es war ein heisses, tiefes Lieben,
Das mich nach holder Jugend zog,
Und doch — ich bin dir treu geblieben,
So weit auch meine Sehnsucht flog.

Es keimt in unserm kleinen Garten
Ein Pflänzlein neu, das Luft begehrt,
Und treu will ich des Glückes warten,
Das Deine Liebe mir beschert.

Schlummerlied.

DER Abend ist gekommen,
Herz, ruhe nun gern.
Ueber Schuld und Fehle
Leuchtet der Liebe Stern.

Was Du am Tag gelitten,
Schlummert nun alles ein,
Und Du wirst wie im Schosse
Ewigen Friedens sein.

Ein Stern blinkt auf, noch einer.
Leise versäuselt der Wind.
O Nacht, schenk süsse Ruhe
Allen, die müde sind.

Bevor's zu spät.

DA ich in thörichten Träumen lag,
Verging, wie schnell, der Sommertag.

Nicht lange und der Herbst weht her,
Der Herbst will keine Träumer mehr.

Die Tenne klingt, die Büchse knallt,
Die Luft geht rauh, die Luft geht kalt.

Ein letztes Laub im Winde fliegt,
Ermann' Dich, eh's am Boden liegt.

SECHS GEDICHTE AUS DEM BUCH: DER SOMMER/ VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER.

I.

ICH bin traurig, nicht traurig,
Ich bin fröhlich, nicht fröhlich,
Ich bin einsam, nicht allein.

Du bist bei mir, nicht bei mir,
Du gehörst mir, bist nicht mein,

Du wirst immer meines Lebens
Stern und Trost und Führer sein.

II.

AUF den Wiesen, wenn der Mond kommt,
Wollen wir im Sommer liegen,
Wo die Honig-Bienen fliegen,
Wenn der Mond kommt.

Wollen uns im Wald verstecken,
Uns mit Blatt und Moos bedecken,
Wenn der Mond kommt!

III.

AN dem Wasser ist es helle,
Wo die schlanken Bäume stehn,
Well und Welle
Kühl und klar vorübergehn.

An dem Wasser ist es helle,
Wo's vom Grunde schäumt und blinkt,
Und die Welle
Unser Bild uns wieder bringt.

IV.

OH, wie lind
Weht ein Hauch
Auf der Flut,
Abendwind,
Der im Strauch
Seufzt und ruht.

Schwillt so fort
Mit dem Hauch
Flut auf Flut,
Wie dein Wort
Innen auch
Seufzt und ruht.

V.

ICH bin Nachts zum Mond gegangen,
Um nach dir zu fragen;
Mochte auch die Sonne fragen
An den heissen Tagen.

Sonne sagte, Mond der meinte:
»Nichts Verlornes ist zu finden,«
»Fernes kommt nicht in die Nähe.« —
Das machte mich so traurig, dass ich weinte.

VI.

EINE Reihe Vögel hob sich aus dem Ried,
Aus dem Schilf des Herzens hob sich Lied auf Lied.

Eine Reihe Vögel, sagt, wohin entflohn?
Niemand weiss den Weg von Flügelschlag und Ton.

GEDICHTE/ VON HANS MUELLER.

Andante aus einer Sonate.

DIE Gräfin spricht in milder Abendruhe
Von ihrem wundersamen Lebenslauf,
Und eine höchst geheimnisvolle Truhe
Schliesst sie vor scheuen Mädchenblicken auf.

Hier schlummern graciöse Liebespfänder,
Die zärtlich flüstern: Je vous aime, ma chère . .
Es sind die langverblichenen Gewänder
Vom Duft verschwiegner Juninächte schwer.

Wie ist dies alles glücklich überwunden!
Nur noch ein Seufzer zittert leise nach
Und bringt den Rausch verliebter, süsser Stunden.
Ein milder Glanz durchgoldet das Gemach.

Die Gräfin nickt fast ein. Ach ja, das Alter,
Man wird doch müd und wie ein Kind dabei . . .
Jetzt singt im Hof der brave Schlossverwalter
Mit seinem sanften Bass die Lorelei.

Lied der Verliebten.

ACH Gott, uns ist ein Schmerz gethan,
Wir wissen gar nicht, wie!
Ein Lichtschein fiel auf unsre Bahn,
Da waren wir in Traum und Wahn,
Doch dieser Schein war sie.

Wir stammeln Dinge ohne Sinn,
Die fallen uns so ein.
Wir liegen lachend auf den Knien
Und reimen Kuss auf Königin
Und Seidenstrumpf auf Bein.

Doch unsre Nacht ist hold und licht,
Wie sie noch niemals war.
Der Märchenschein verlässt uns nicht:
Er hat ein süsses Angesicht
Und weiches Mädchenhaar . . .

Die junge Frau.

ICH hab eine junge Frau gesehn,
Eine Frau mit blassen Wangen.
Die ist im Frühling auf leisen Zehn
Und ist durch die blütenschweren Alleen
Mit einer Wiege gegangen.

Die seidene Wiege war klein und leer,
Es war kein Kind in der Wiege;
Doch die Frau ging selig hinter ihr her,
So mild, als obs etwas Heiliges wär,
Als ob sie das Glück vor sich trüge.

Da hab ich gedacht: Du Herr der Welt,
Gieb dieser Frau ihren Segen!
Du hast ja alles so schön bestellt,
Und ihr Herz musiziert unter deinem Zelt
Und harrt deiner Gnade entgegen . .

Der Schüler.

Jetzt muss ich schon seit vielen Sommertagen
Den Vorwurf eines Bilds im Herzen tragen,
Und meine Hände zittern nach dem Bilde,
Weil es so gnadenspendend ist und milde.

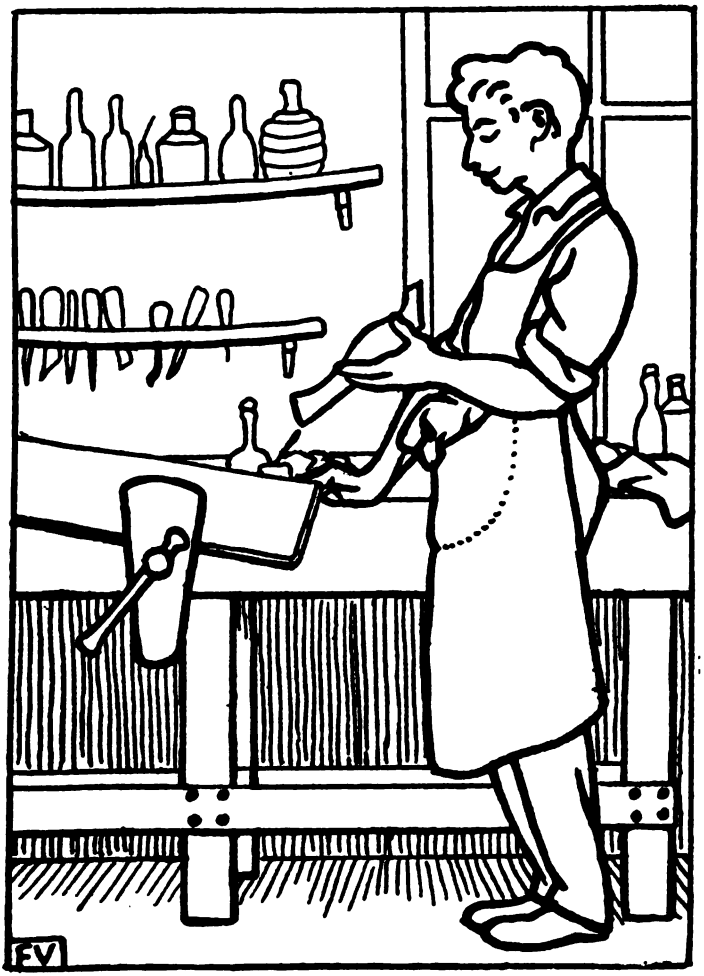
Ich muss in einer schlummerdunkeln Auen
Den Herren Jesus mit der Geige schauen:
Die Wiese schweigt. Doch seine Violine
Hat eine alte, sanfte Cavatine.

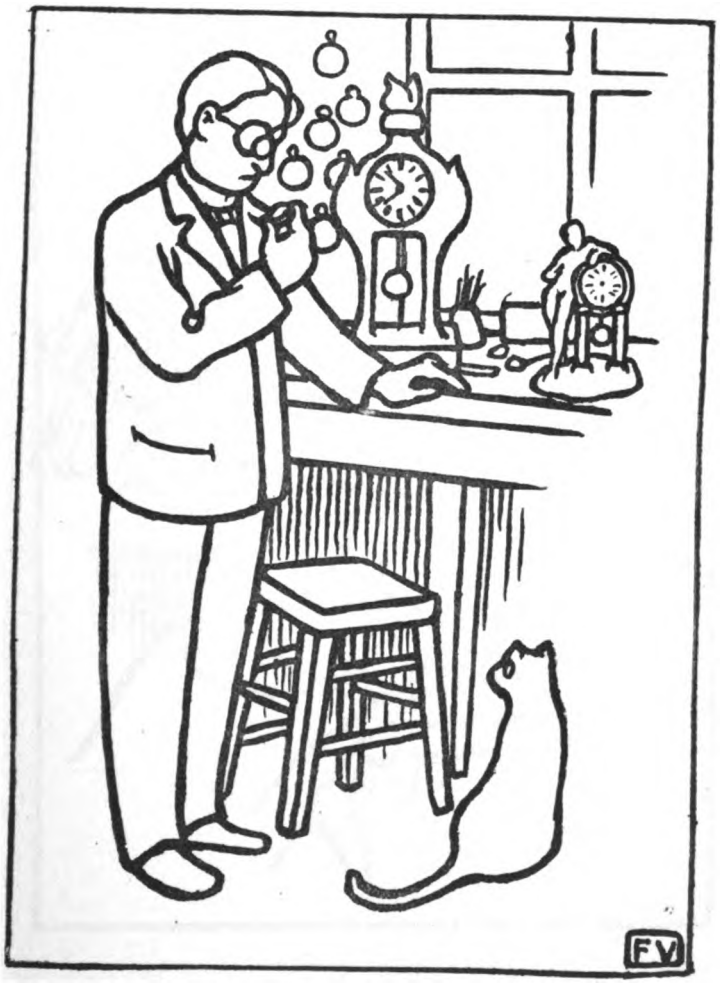
Da stehen nun die Blumen auf den Auen
In stillen Segen bis zum Morgengrauen.
Die Geige singt und singt; von ihren Saiten
Sieht man die Sonne in die Felder gleiten.

Den Jesus fand ich so in Lust und Qualen
Und bin doch viel zu schwach, sein Bild zu malen,
Doch wenn ich mich in meinen Garten stehle,
Dann lacht und blüht das Bild vor meiner Seele.

Handwerkskünstler.

Acht Zeichnungen von Felix Vallotton.

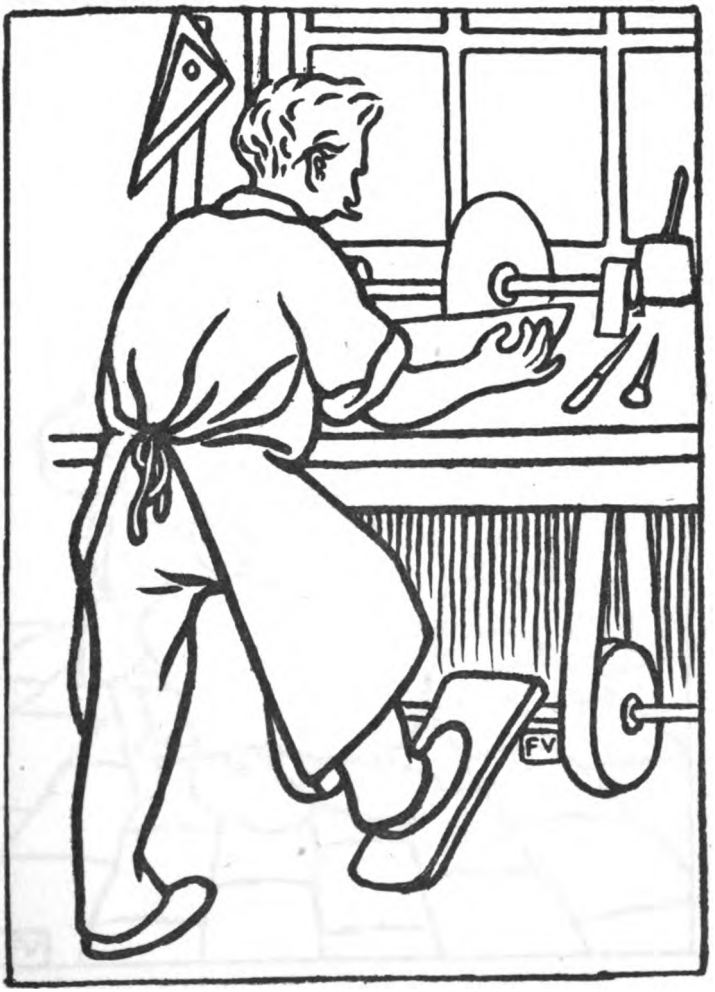

FV


F.V.




FV


FV


FV


FV


FV

DIE BALLADE VOM ZUCHTHAUSE ZU READING. VON C. 3. 3. (ZELLENZIFFER OSCAR WILDES) IN MEMORIAM C. T. W./ WEILAND REITER IN DER KOENIGLICHEN LEIBGARDE/ HINGERICHTET IN IHRER MAJESTAET GEFAENGNIS AM 7. JULI 1896.

I.

ER trug nicht mehr den roten Rock,
denn Blut und Wein sind rot;
sie klebten an des Mannes Hand,
als man ihn bei der Toten fand;
Das arme Weib, das er geliebt,
im Bett schlug er sie tot.

Er schritt mit den andern Sträflingen
im Zeug von schäbigem Grau,
die Cricketmütze auf dem Kopf,
sein Gang war leicht und lau;
doch nie noch sah ich einen starren
so sehnend ins Himmelsblau.

Nie sah ich eines Menschen Blick
so heiss nach oben glühn,
auf jenes kleine blaue Zelt,
(»Himmel« nennt's der Gefang'ne kühn)
und die Silberwölkchen, die segelgleich
daran vorüberziehn.

Ich schritt mit andern Seelen fort
in einem andern Ring,
und dachte mir, ob jener dort
wohl schwere That beging?
Da raunt mir eine Stimme zu:
»Der hängt am Galgen flink!«

Mein Christ! Die schweren Kerkermauern
erschauerten auf einmal,
der Himmel über mir war so weiss
wie ein Helm aus glühendem Stahl;
doch ob meine Seele auch siedend heiss,
vergass sie der eigenen Qual.

Jetzt wusste ich, welch ein Geschick
ihm Schritt und Atem trieb,
weshalb er mit dem Fieberblick
am Lichtglanz haften blieb.
Der Mann erschlug sein liebstes Glück,
drum war der Tod ihm lieb.

So mordet jedermann sein Glück,
damit ihr es nur hört,
der eine mit dem bösen Blick,
der schmeichelnd es zerstört:
Der Feigling tötet mit dem Kuss,
der Tapfre mit dem Schwert!

Die morden es, wenn sie noch jung,
und jene, wenn sie alt,
in Wut und Wollust viele, oder
mit des Goldes Allgewalt;

doch wer ein Messer dazu nimmt,
macht die Toten am schnellsten kalt.

Der liebt zu wenig, der zu lang,
der schachert wo er kann,
der thut die That mit Thränen bang,
und der als ganzer Mann.
Denn jeder tötet was er liebt —
doch stirbt nicht jeder dran.

Nicht jeder stirbt den Schandentod
am schwarzen Hochgericht,
mit einem Strick um sein Genick,
ein Tuch vor dem Gesicht,
und schwingt ins Leere nicht hinein,
sobald die Planke bricht!

Er sitzt nicht mit der stummen Wacht,
die wartet, Tag um Tag;
die ihn belauscht, selbst in der Nacht,
wenn er weinen und beten mag;
damit er nicht selbst ein Ende macht
vor seinem Henkerstag.

Er sieht beim Morgengrauen nicht
die Schreckgestalten nahn;
den Scheriff mit dem Steingesicht,
schneeweiss den Herrn Kaplan,
in blankem Schwarz den Gouverneur,
gelbhäutig, streng, profan.

Fährt nicht empor in jähem Schreck,
rasch in sein Sträflingskleid;
da steht der Arzt schon, mit der Uhr,
zum »Studium« bereit:
die Uhr, die tickt und tackt und tickt
und hämmert »Es ist Zeit!«

Er kennt ihn nicht, den eklen Durst
in der Kehle wie Sand so seicht,
wenn der Henker mit behandschuhter Faust
über die Schwelle schleicht,
und ihn dreifach umschnürt mit dem Ledergurt,
der allen Durst verscheucht.

Er beugt sein Haupt nicht vor und hört
laut lesen das Protokoll,
und — während ihn die Angst belehrt
dass er noch lebensvoll —
sieht seinen eigenen Sarg er stehn
dort, wo er sterben soll.

Er harrt und starrt nicht in die Luft
durch ein kleines Dach von Glas,
und betet wie ein armer Schuft,
leise, ohne Unterlass,
bis ihn erlöst aus seiner Gruft
der Kuss des Kaiphas!

II.

SECHS Wochen ging der Gardehusar
im Zeug von schäbigem Grau,
die Cricketmütze auf dem Haar,
sein Gang so leicht und lau;

und immer starrte sein Augenpaar
hinauf ins Himmelsblau.

Wie kann der Blick von dieser Welt
so heiss nach oben glühn,
auf jenes kleine blaue Zelt,
das uns wie der ganze Himmel schien,
und die Wanderwolken, die silberhell
daran vorüberziehn?

Er rang die Hände nicht empor,
wie ein feiger, flehender Schuft,
der noch zu hoffen wagt, der Thor,
aus seiner Kerkergruft;
nur die Sonne sah er, im Nebelflor,
und trank die Morgenluft.

Es war so seltsam, ihn zu sehn,
mit seinem leichten Schritt,
so sacht und schnell vorübergehn,
wie im Paradetritt —
den Mann mit solcher Riesenschuld,
der solchen Tod erlitt.

Ich und die Mitgefangenen,
wir gingen im andern Ring,
es dachte keiner mehr daran,
was selber er beging;
wir sahen immer nur den Mann,
der bald am Galgen hing.

III.

MIT gleichem Fleiss im gleichen Kreis,
in gleichem Takt und Ton,
so traten wir die Runde durch,
eine närrische Prozession;
mit kahlem Kopf und Blei am Fuss,
des Teufels Bataillon!

Wir säumten die Säcke und klopften die Stein',
und drehten die Drehscheibe wieder,
traten die Tretmühle im Verein
und brüllten die geistlichen Lieder;
und dennoch kroch in uns hinein
die Angst und duckte sich nieder.

Sie schlich so sacht, dass jeder Tag
wie eine Schlammwelle kroch;
bis wir einmal, nach dem Tagesfron,
vor »Feierabend« noch —
ganz frisch gegrabene Erde sah'n
und ein offenes langes Loch.

Ein neugegrabenes, gelbes Grab,
gähnend nach Menschenleben;
der dampfende Dreck brüllte nach Blut
zum Asphaltpflaster daneben:
da wussten wir, wenn der Morgen kam,
sollte einer von uns — schweben.

Wir traten herein im dumpfen Verein
und dachten an Tod und Hölle;
der Henker mit seinem Sack hinterdrein
ging leise von Stelle zu Stelle,
und jeder Mann zog zitternd ein
in seine bezifferte Zelle.

Der Gouverneur hielt streng wie die Uhr
auf Pünktlichkeit im Gefängnis; indes
meinte der Doktor, der Tod sei nur
ein »natürlicher Prozess«;
und zweimal pro Tag kam der Herr Kaplan,
und lies etwas — Biblisches.

In dieser Nacht, die wir durchwacht,
da schlichen von Thor zu Thor
gespenstige Schritte, schlürfend, sacht,
durch den leeren Korridor,
und ohne Rast durch den Eisenpalast
guckten graue Gesichter hervor.

Die Wärter gingen auf weichen Socken,
in Schuhen von Filz und spähten hinein
durch jede verriegelte Thür, und erschrocken,
sahen sie drinnen im Halblichtschein
graue Gestalten am Boden hocken —
betende Sträflinge mit sich allein.

Der graue Hahn rief und der rote Hahn rief
den Tag, der nimmer kam;
gebückte Gefangene hockten tief
in den Ecken, lendenlahm;

denn keiner schlief, weil sein Schatten lief
umher so wundersam.

Sie glitten schnell, sie glitten hell,
mit Bücken und Nicken und Neigen,
verhöhnten den Mond wie mit Hundegebell
und spöttischem Verbeugen:
so tanzten die Schatten von Zelle zu Zell,
ihren grässlichen Ringelreigen.

Im Takt und Schritt, zu zweit und dritt,
die Schemen, Hand in Hand,
so tanzten sie den Totentritt
wie eine Saraband!
und spielten Grotesken und Arabesken,
wie der Wind mit losem Sand.

Mit Pirouetten wie Marionetten
im wirbelnden, hüpfenden Trippeltanz,
um die Seelen zu töten mit schrillenden Flöten
im grässlichen Mummenschanz:
sie sangen so lang und pfiffen so bang,
sie pfiffen den Totentanz.

»Oho! Oho! die Welt ist weit,
doch Glieder in Ketten sind lahm!«
so riefen sie »drum seid gescheit,
bleibt alle züchtig und zahm.
Denn der verliert, der nach Sünde giert,
im heimlichen Hause der Scham!«

Der Morgenwind hub klagend an,
noch eh die Nacht zerronnen,
die wie ein Riesengespenst ihre Fäden spann,
bis jede Masche gesponnen:
das Grauen vor Gerechtigkeit
und vor dem Licht der Sonnen.

Der wimmernde Wind pfiff so geschwind,
als rief er nach Menschenknochen,
und wir fühlten die Qual wie ein Zahnrad von Stahl,
wie die Minuten krochen.
O klagender Wind, du Seneschall!
was hatten wir denn verbrochen?

Doch endlich sah ich die Schatten von Trallen,
wie ein Gitter, gegossen in Blei,
schräg auf die weisse Wandfläche fallen,
an meinem Bett vorbei:
da wusste ich, dass für einen von uns
der Tag gekommen sei.

Punkt sechs Uhr, nach Gefängnisbrauch,
»Zellen auskehren und fegen;«
doch ein Flügelschlag wie Eiseshauch
schlug uns daraus entgegen;
denn der Toten Herr, mit Atem schwer,
begann sich schon zu regen.

Er kam nicht daher im Purpur schwer
noch ritt er auf mondweissem Zelter;
drei Ellen Strick für das Genick
und ein Schiebebrettchen hält er,

mit der Schling' in der Hand für die heimliche Schand',
der heimliche Vergelter.

IV.

WIR warteten auf den Glockenschlag
der achten Morgenstunde;
denn der achte Schlag ist der Schicksalsschlag
zum antreten in der Runde:
denn das Geschick dreht seinen Strick
für die Menschen wie für die Hunde.

Mit heiserem Klang, so jammerbang
begann die Uhr zu schlagen;
es klang so bang, wie der letzte Sang
von Heulen und Wehklagen,
wie das Angstgestön im Windeswehn
in des Aussatzkranken Plagen.

Wie Alpdruck kommt, so gross und grau,
in einem schweren Traum,
so sahen wir das hanfene Tau
baumeln am schwarzen Baum,
und ein letztes Gebet im Wind verweht,
ein erstickter Schrei in den Raum!

Und alle Not, die ihm gebot,
zu schreien den letzten Schrei,
die Reue heiss und der blutige Schweiss —
meine Seele war mit dabei;
denn wer mehr als ein Leben lebt,
der leidet und stirbt für drei.

Man hielt uns still bis zur Mittagsstund;
da ertönte der Glocken Gebelle,
und die Schliesser mit klimperndem Schlüsselbund
öffneten jede Zelle;
da trampelten wir die Treppe hinunter
aus unserer Eisenhöhle.

Wir gingen in Gottes süsse Luft
zu einer Leichenschau;
schneeweiss war das Antlitz von manchem Schuft,
und manches Gesicht war grau;
und wir schauten aus unserer Sündengruft
so seltsam ins Himmelsblau.

Nie sah ich Menschen mit solchem Blick
so heiss nach oben glühn,
auf jenes kleine blaue Stück,
das uns wie der Himmel erschien,
und die Wölkchen hell, die leicht und schnell
daran vorüberziehn.

Wir gingen schweigend Mann an Mann;
durch den Schädel, schwer und leer,
stürmten Erinnerung und Wahn
wie ein Wirbelwind daher.
Entsetzen zog unserm Zug voran,
und die Angst kroch hinterher.

Sie hängten ihn wie ein totes Vieh,
ohne Sang, ohne Glockengebimmel;
nicht mal ein Requiem sandten sie
für seine Seele zum Himmel;

sie scharrten schnell nur seinen Leib
in ein Loch »unter freiem Himmel«.

Denn dort, wo die Erde offen stand,
war gar kein Grab gewesen;
es war nur ein Haufen Schmutz uud Sand,
und dann, zum raschen »lösen«
etwas brennenden Kalk, als Leichentuch,
gegen das verwesen.

Denn der Mann hat ein Leichenhemd so fein,
wie wenige es haben;
tief unten im Hof und ganz allein
sein Totenhemd sie ihm gaben:
da liegt er nun nackt, mit der Kette am Bein,
in sein Flammentuch eingegraben!

Die ganze Zeit frisst die Flüssigkeit
seinen Leib, dass der Kalk ihn benage;
die Knochen verzehrt sie in der Nacht
und das weiche Fleisch bei Tage:
so frisst sie abwechselnd Knochen und Fleisch,
und das Herz frisst sie auch ohne Frage.

Drei Jahre lang bleibt auf dem Fleck
ganz kahl der Erde Schoss;
man säet und pflanzt da nichts, und der Dreck
liegt unfruchtbar und bloss,
und blickt verwundert zum Himmel auf,
mit Augen stumm und gross.

Sie glauben, des Mörders Herz verderbe
jedes Samenkorn beim Spriessen,
Es ist nicht wahr! Gottes gute Erde
ist gütiger, als sie wissen
Rote Rosen würden noch röter erblühn,
weisse Rosen noch weisser uns grüssen!

Aus seinem Munde die Rosen rot,
aus seinem Herzen die weissen —
denn wer kann wissen, wie Christi Gebot
die Zukunft mag deuten und heissen?
Wie der dürre Stab grünte in Pilgers Not,
trotz des grossen Papstes Verheissen!

Doch nicht weisse noch rote Rosen fein
blühn in der Zuchthausluft;
nur Scherben, Kiesel und Feuerstein
sind die Blumen der Schandengruft;
die giebt man uns hier, nicht den Sonnenschein
und den freundlichen Blumenduft.

V.

ICH weiss nicht, ob die Gesetze gerecht,
oder ob sie verkehrt und verquer sind;
die im Zuchthaus sitzen, ob gut oder schlecht,
wissen nur, dass die Mauern schwer sind,
und dass jeder Tag ist wie ein Jahr,
ein Jahr, dessen Tage leer sind.

Dies weiss ich auch — und weiser wär's,
wenn jedermann es wüsste —

dass Menschenkerker von Menschen gebaut,
sind furchtbare Schandgerüste,
mit Eisen vergittert — dass tief erbittert
der Heiland werden müsste.

Mit Gitterwerk sperrt man das Mondlicht aus
und den tröstenden Schein der Sonne;
so verstecken sie ihr Höllenhaus,
darin zu der Menschheit Hohn
Dinge geschehn, die nimmer gesehn
Gottes Sohn und — des Menschen Sohn!

Wie giftige Saaten die schnödesten Thaten
keimen auf in der Stockhausluft,
wo alles, was gut war im Menschen, verraten
wird, und es bleibt nur der Schuft.
Die bleiche Qual bewacht das Portal,
bis Verzweiflung die Kunde ruft.

Jede enge Zelle in unserer Hölle
ist eine stinkende Latrine;
der verpestende Hauch des lebenden Tods
erstickt die gemarterten Sinne;
und alles zerbricht, nur die Gierde nicht,
in der menschlichen Maschine.

Das Brackwasser, das man zu trinken kriegt,
schleicht durch die Kehle wie Schleim,
das bittere Brot, das man sorgsam wiegt,
schmeckt nach Kreide, Kalk und Leim,
und selbst der Schlaf nirgends ruhig liegt
in diesem schrecklichen Heim.

Mit steter Mitternacht im Hirn
und Zwielicht in der Zelle,
so dreht an der Kurbel, zupft am Zwirn
jeder in seiner Hölle;
und das Schweigen ist noch entsetzlicher
als eherner Glocken Gebelle.

Keine menschliche Stimme sich je verirrt,
uns zu sagen ein freundlich Wort,
und das Auge, das durch die Luke stiert,
ist mitleidlos und hart.
Vergessen von allen, verfaulen, verfallen
Leib und Seele an diesem Ort.

So rosten wir in Ketten hin,
entwürdigt und allein;
und mancher flucht, und mancher schluchzt,
und mancher lässt es sein;
doch Gottes ewige Güte bricht
zuletzt ein Herz von Stein.

Und jedes Menschenherz, das bricht
in Kerkerhof oder Zelle,
ist wie der geborstene Schrein im Licht
von des Herrn himmlischer Helle,
der ausgiesst der kostbaren Narden Duft
über des Aussätzigen unreine Schwelle!

O selig, die durch ein brechendes Herz
Frieden und Gnade finden!
Wer tröstet die Seele im Todesschmerz
und reinigt sie von Sünden?

Wie anders als durch ein brechendes Herz
kann Herr Jesus Einlass finden?

Und der mit dem geschwollenen Purpurhals
und der glotzenden Augen Gegleiss,
harrt auf die heilige Hand, die geholt
den Dieb ins Paradeis,
wo ein gebrochenes reuiges Menschenherz
Unser Herr zu trösten weiss.

Der Mann in Rot, der den Tod gebot,
gab ihm drei Wochen Frist,
drei Wochen, um in seiner Not
zu heilen den innern Zwist,
und abzuwaschen die letzte Spur
von Blut im Blute des Christ.

So wusch er in blutiger Thränen Flut
die Hand, die gehalten den Stahl,
denn Blut allein kann löschen Blut
in heilender Todesqual:
So ward aus Kains grellrotem Mal
das Siegel des Heiligen Gral.

VI.

IN Reading-Hölle ist eine Stelle,
da liegt ein Bett der Schand',
und darin schläft ein armer Soldat
von Kalk zerfressen im Sand,
in sein brennendes Leichentuch gehüllt,
ohne Namen und Kreuz am Rand.

Und da, bis Christus die Toten weckt,
mag er liegen wo er blieb;
wir wollen ihm keine Thräne weihn,
keinen Seufzer schwer und trüb.
Der Mann erschlug sein liebstes Glück,
Drum war der Tod ihm lieb.

Denn jeder tötet was er liebt,
damit ihr es nur wisst,
der thut es mit einem bösen Blick,
der mit Schmeichelwort oder List:
Der Feige tötet mit dem Kuss,
und der Tapfre Blut vergiesst!

LEHREN UND SPRUECHE/ VON OSCAR WILDE.

DIE erste Pflicht im Leben ist, so künstlich als möglich zu sein. Die zweite Pflicht ist noch nicht entdeckt. —

Wer einen Unterschied zwischen Körper und Seele findet, hat weder das eine noch das andere. —

Ein wahrhaft gut gemachtes Bouquet für's Knopfloch ist das einzige, was Kunst und Natur verbindet. —

Nichts was wirklich geschieht hat den geringsten Wert. —

Wenn man die Wahrheit sagt, kommt es sicherlich früher oder später an den Tag. —

Kein Verbrechen ist vulgär, aber jede Vulgarität ist ein Verbrechen. Vulgarität ist das Benehmen der anderen. —

Man sollte stets ein wenig unwahrscheinlich sein. —

Eine Wahrheit ist nicht mehr wahr, wenn mehr als ein Mensch an sie glaubt. —

Man muss ein Kunstwerk sein oder ein Kunstwerk tragen. —

Nur den grossen Meistern des Stiles gelingt es dunkel zu sein.—

Es liegt etwas Tragisches darin, dass eine so ungeheure Zahl junger Leute ihr Leben in Schönheit beginnen und schliesslich einen nützlichen Beruf ergreifen. —

Vermeide stets zu begründen. Es ist immer vulgär und überzeugt bisweilen. —

Fragen sind nie indiskret, Antworten sind es bisweilen. —

Moralität ist eine Pose. Wir wenden sie gegen die Leute an, die uns persönlich unangenehm sind. —

Selbstaufopferung sollte gesetzlich verboten werden. Sie demoralisiert diejenigen, denen man sich opfert. —

Ehrgeiz ist die letzte Zuflucht des Schiffbrüchigen. —

ZWEI GEDICHTE / VON SIGBJOERN OBSTFELDER / DEUTSCH VON MAX BOMBERGER.

Nocturno.

MUEHLENFLUEGEL stehen stille,
Bäche spiegeln das Auge der Nacht,
Leise raunen der Blumen Lippen,
Grüne Wipfel flüstern, flüstern.

Priester entzünden bleiche Kerzen,
Nonnen murmeln fromme Gebete,
Kinder falten die dünnen Hände,
Schwäne bergen in Schwingen den Schnabel.

Gebt euch nun dem Schlaf, ihr Müden,
Lasst das Haupt auf dem weichen Kissen
Seine grauen Gedanken vergessen;
Schlummert, schlaft, — und träumt im Schlafe!

Draussen im Blauen schwebt eine Fraue,
Mutter des Herrn, Maria, Maria,
Schliesst das Auge der Seelen voll Liebe,
Schaukelt die Erdenwiege behutsam.

Weihnachtsabend.

WEIHNACHTSABEND mit Weihnachtslicht aus den Fenstern,
prangende Weihnachtsbäume in guten Stuben,
Weihnachtslieder durch die Spalten der Thüren!

Ich schwankte allein durch die Strassen
und lauschte dem Kindergesange.
Ich setzte mich hin auf die Treppe
und dachte meiner toten Mutter.

Und ich ging hinaus auf die Felder —
hinaus — hinaus zu den Sternen.
Mein Schatten glitt hin über Schatten
von kahlen, armseligen Bäumen.

Ich fand ein Totes im Schneegefunkel,
Schneeweihnachtslichte,
ein Totes, das leise noch zuckte,
einen kleinen erfrorenen Sperling.

Und ich ging heim in meine Kammer
und steckte ein Licht in meine Flasche.

Ich steckte ein Licht in meine Flasche
und legte die Bibel auf meinen Koffer.

Ich kniete hin vor meinen Koffer
und blies den Staub von meiner Bibel.

Ich faltete die Hände auf meiner Bibel
und weinte

ZWEI GESCHICHTEN/ VON ROBERT WALSER.

Welt.



LS der alte Herr Zerrleder abends etwas zu spät nach Hause kam, nahm ihn gleich sein Herr Schlingel Sohn über das Knie und walkte ihn tüchtig durch. »In Zukunft,« sprach der Sohn zum Vater »gebe ich dir überhaupt keinen Hausschlüssel mehr, verstanden!« — Wir wissen nicht, ob es so ohne weiteres begriffen wurde. Am andern Morgen bekam die Mutter von der Tochter eine schallende Ohrfeige (weithinschallend ist das rechte Wort), weil sie zu lange vor dem Spiegel gestanden. »Eitelkeit,« sprach die entrüstete Tochter, »ist eine Schande an so alten Leuten, wie du bist,« und jagte die Arme in die Küche. Auf der Strasse und in der Welt trugen sich folgende beispiellose Dinge zu: Die Mädchen gingen den jungen Herren um die Ecken nach und belästigten sie mit ihren Anträgen. Einzelne dieser also verfolgten Jünglinge wurden rot über die frechen Anreden von heranstreichenden Damen. Eine solche Dame machte am hellen Tageslichte einen offenbaren Angriff auf einen ganz unbescholtenen, gutbeleumundeten Bürgerssohn, welcher schreiend die Flucht ergriff. Ich selber, zügelloser und weniger tugendhaft, liess mich von einem jungen Mädchen abfangen. Ich sträubte mich eine Weile, jedoch nur aus vorher studierter Ziererei, womit ich das feurige Mädchen nur noch mehr reizte. Ich hatte das Glück, von ihr im Stich gelassen zu werden, was mir recht war, der ich nur auf bessere Damen erpicht bin. In der Schulstube konnten die Schullehrer ihre Lektion zum siebenten oder achten Mal wieder einmal nicht

und wurden deshalb in Arrest gesetzt. Sie weinten, denn sie hätten so gern den Nachmittag mit Biertrinken, Kegeln und andern Flegeleien verbracht. Auf den Gassen schlugen die Passanten ungeniert an den Wänden ihr Wasser ab. Hunde, die zufällig vorüberspazierten, entsetzten sich billigerweise darüber. Eine adlige Dame trug einen bestiefelten und bespornten Lakaien auf ihrer zarten Schulter; eine rothäutige Magd wurde in offener Kalesche vom Herzog des Landes spazieren geführt. Sie lächelte mit drei Wackelzähnen gar manierlich. Die Kalesche wurde von Studenten gezogen. Jeden Augenblick rührte man sie mit der flinken Peitsche. Einige Strassenräuber liefen hinter einigen verhafteten Gerichtsdienern her, welche sie unterwegs in Schenken oder Bordellen aufgegriffen. Der Spektakel lockte eine Menge Hunde herbei, die die Gefangenen lustig in die Waden bissen. So geht es eben, wenn Gerichtsdiener saumselig sind. Ueber dieser Welt voll Possen und Sünden stürzte der Himmel heute Nachmittag herein, zwar ohne Krachen, nein, vielmehr als ein weiches feuchtes Tuch und verschleierte alles. Weissgekleidete Engel liefen barfüssig in der Stadt umher, über die Brücken, und spiegelten sich eitel aber anmutig im blinkenden Wasser. Einige der schwarzborstigen Teufel jagten mit wildem Geschrei, ihre Gabeln in der Luft schwenkend, zum Entsetzen aller Menschen daher. Sie benahmen sich im ganzen sehr ungeniert. Was soll ich noch sagen? Himmel und Hölle spazieren auf den Boulevards, in den Kaufläden handeln die Seeligen und die Verdammten untereinander. Alles ist Chaos, Geschrei, Gejodel, Laufen, Rennen und Stinkén. Endlich erbarmte sich Gott dieser schnöden Welt. Er liess sich herbei, die Erde, die er einst in einem Vormittag verfertigt hatte, ohne weiteres in seinen Sack zu stecken. Der Augenblick (gottlob,

dass es nur ein Augenblick war) war freilich entsetzlich. Die Luft wurde mit einem Mal so fest oder noch fester wie Stein. Sie zerschlug die Häuser in der Stadt, die gegeneinander prallten wie Trunkenbolde. Die Berge hoben und senkten ihre breiten Rücken, Bäume flogen wie ungeheure Vögel durch den Raum, und der Raum selbst zerfloss schliesslich in eine gelbliche kalte unbestimmbare Masse, die weder Anfang noch Ende hatte, weder Maass noch Etwas, sondern Nichtsmehr war. Von Nichts sind wir auch nicht mehr im stande, etwas zu schreiben. Selbst der liebe Gott löste sich aus Gram über seine eigene Zerstörungswut endlich auf, so dass dem Nichts nicht einmal mehr der es bestimmende, färbende Charakter blieb. —

Das Genie.

IN einer eiskalten Nacht stand Wenzel, das Genie, auf der Strasse, in einem dünnen, dünnen, und nochmals dünnen Kleidchen und bettelte die Passanten an. Die Herren und Damen dachten, Gott, er ist ja ein Genie, er darf sich das schon erlauben. Genies bekommen den Schnupfen nicht so schnell wie gewöhnliche Sterbliche. Wenzel schlief die Nacht im Portal des Königlichen Palastes und seht, er ist nicht erfroren. Genies erfrieren nicht so leicht, und mag es noch so kalt sein. Am Morgen meldete er sich bei der jugendlichen schönen Königstochter an, in dem Kleid, das er noch anhatte. Er sah erbärmlich darin aus, aber die Bedienten stiessen sich gegenseitig in die Seiten und vor die Schlauköpfe und murmelten: ein Genie, Kinder, ein Genie, und meldeten Wenzel bei der Herrscherin an und liessen ihn zu derselben lustig eintreten. Wenzel verbeugte sich gar nicht einmal vor der Prinzessin, denn seht, so etwas kommt einem Genie

nicht bei. Die Prinzessin jedoch, in richtiger Anerkennung von der Grösse ihres Geistes, verbeugte sich tief vor dem Genius, ich meine vor dem jungen Wenzel, und reichte ihm eine schneeweisse Hand zum Schleckkuss dar, worauf sie fragte, was er denn wolle. »Zu Essen«, erwiderte der Grobian, aber die Antwort fand Anklang, denn sofort wurde auf den Wink der Gütigen ein herrliches Frühstück mit Portwein hereingetragen, alles auf silbernen Schüsseln und in Kristallflaschen und das alles zusammen auf einem goldenen Brettchen. Das Genie schmunzelte, als es das sah, denn seht, Genies sogar können schmunzeln. Die Königin war überaus freundlich, ass mit Wenzel, der nicht einmal eine anständige Kravatte anhatte, seinem genialen Zustand gemäss, erkundigte sich über seine Werke und trank Gesundheit mit ihm: alles mit einer unschuldigen süssen Grazie, die ihr besonders eigen war. Das Genie war zum erstenmal in seinem wildzerrissenen Leben vollkommen glücklich, denn seht: auch Genies haben oft die feine, übrigens sehr menschliche Eigenschaft, glücklich zu sein. Wenzel brachte unter anderem beim Tischspruch vor, dass er gesonnen sei, morgen oder übermorgen die Welt umzustürzen. Die Königstochter, die begreiflicherweise heftig darüber erschrak, eilte ängstlich und lieblich kreischend, wie eine gescheuchte Nachtigall zum Zimmer hinaus, das Genie seinem Genius überlassend, und erzählte alles ihrem Vater, dem Herrn Prinzregenten des Landes. Dieser allerdings ersuchte dann Wenzel, sich doch möglichst schnell und behend zu entfernen, was befolgt wurde. Nun befindet sich unser Genie wieder auf der Gasse, hat nichts zu essen, was ihm übrigens alle Leute gern verzeihen, da er solch ein grandiges Genie ist; und weiss nicht woaus, woein vor Kummer. In diesem Zustand kommt ihm eben ein flinker genialer Gedanke (alle genialen Ge-

lanken sind äusserst behend) zu Hilf. Er lässt schneien und zwar o heftig und so lang, das in kurzem die Welt im Schnee vergraben iegt. Er, das Genie, liegt auf der hartzugefrorenen Schneekruste, oben, und hat und pflegt das nicht üble Gefühl, dass unter ihm eine Welt vergraben liege. Er sagte sich, es sei eine Welt von drückenden Erinnerungen. Dies sagte er sich lange genug, bis er endlich merkt, dass er wieder Hunger sowohl nach gutem erdenmässigem Essen (zum Beispiel solchem im Hotel Continental) als nach schlechter Behandlung durch die Menschen hat. Die Sonne da oben ist auch nicht gerade angenehm, und so allein in der Sonne zu sitzen — puh — er friert ganz. Kurz, er lässt den vielen Schnee wieder schwinden. In der Welt ist dadurch einiges und weniges anders geworden: ein frischgewaschenes Geschlecht von Menschen ist erstanden, das Hochachtung vor aller Art Uebermenschlichkeit bekommen hat. Das gefällt eine Weile Wenzel, bis es ihm wiederum nicht mehr passt. Er jammert, und die Seufzer, die aus seinem Innern kommen, gelangen zu allgemeiner Anerkennung. Man will ihm helfen, man sucht ihn zu überzeugen, dass er ja der Menschheit sogenannter Genius ist, oder ihn vorstellt und personificiert. Aber alles das hilft nichts, weil eben einem Genie auf keine Weise zu helfen ist.

ZWEI GEDICHTE/ VON EDGAR A. POE./ DEUTSCH VON HEDWIG LACHMANN.

Israfel.

Und der Engel Israfel, dessen Herz eine Laute ist und der die süsseste Stimme von allen Geschöpfen Gottes hat. Koran.

IM Himmel wohnt ein Geist,
Sein Herz ist ein Saitenspiel.
Keiner singt so wild und schön
Wie Israfel. Am fernsten Ziel
Bleiben die Sterne stehn, (wie es heisst)
Gebannt vom Getön.

Auf seinen Pfaden
Zur höchsten Mitternacht
Taumelt der Mond, liebeentfacht.
Ja, der Blitz und die raschen Plejaden
Halten inne im Lauf
Und horchen auf.

Und die Engelschar, die ihn umringt,
Und das lauschende Sternengedränge —
Sie sagen, dass Israfel's Glut
Allein auf der Harfe beruht,
Deren zitternde, bebende Stränge
Er berührt, wenn er singt.

Doch tritt der Engel Bahnen,
Wo tiefe Gedanken Gebot,
Wo die Liebe ein starker Gott
Und wo die Huris immerdar

In Schönheit strahlen, so wunderbar,
Wie wir sie hienieden nicht ahnen.

Wohl ist voll Glut sein Gesang.
In der Laute wilden Klang,
Ihrem Hassen und Liebesrasen
Mischt sich der Ueberschwang
Der Himmelsextasen.

Der Himmel ist sein —
Doch dies ist eine Welt voll Müh
Und Unvollkommenheit.
Unsere Blumen welken früh,
Und unser Sonnenschein
Ist der Schatten seiner Seligkeit.

Wohnt' ich wie er in Himmelshöhn
Und er wäre ich —
Er sänge wohl nicht so wild und schön
Sterbliche Melodien,
Doch gleich kühne Gesänge würden sich
Alsdann durch die Himmel ziehn.

An Eine im Paradiese.

Du warst mir, was zum Bilde
Die Seele früh erkor —
Ein Eiland, wo die wilde
Unrast sich sanft verlor,
Ein Schrein und davor milde
Ein Weiheblumenflor.

O trügendes Geschick!
O Sternentraum! Hienieden
Verweht im Augenblick.
»Hinan, Hinan!« — die Zukunft ruft,
Doch kreist noch ohne Frieden
Um das Vergangne. (Dunkle Kluft)
Mein Geist wie abgeschieden.
Denn um mich, weh, ach weh,
Ist Nacht, wo ich auch bin.
Es raunt die dumpfe See
Ans Ufer dunklen Sinn:
»Dahin — dahin — dahin!«

Und tags in wachen Träumen,
Und wenn die Nacht entsinkt,
Wo deine Stapfen säumen
Wo noch dein Auge blinkt:
In welchen seeligen Räumen,
Bei Tänzen, wie beschwingt!

CHOR AUS ATALANTA VON CALYDON/ NACH CHARLES ALGERNON SWINBURNE/ UEBERTRAGEN VON HEDWIG LACHMANN.

WER gab dem Menschen Rede, und wer barg
Darin den Stachel für Gefahr und Arg?
Denn alle Kraft des Menschen und die Saat
Zukünftiger Dinge ist gebannt im Wort,
Daraus bethörter Wille fort und fort
Erzeugt die schicksalsvolle That.
Eins ist des Menschen Erbe, das allein
Von allen Gütern unverbrüchlich sein:
Der Tod. Sahst du ihn je, den Zwillingsspross
Der Zeit, so dauerhaft, als sein Genoss
Schwach und veränderlich wie Sand?
Fürwahr, der Tod ist stark und von Bestand!
Er zwingt dich wie ein König in den Sold,
Eh dich das Leben noch aus Händen lässt;
Denn, Bitten unerreichbar und abhold
Dem Mitleid, paarten mit Gebrest
Die Götter jeden Rausch und Erdenwahn
Und wirken und zerstören ohne Plan.
Das Festland rissen sie aus seinen Fugen,
Versiegelten das Meer, wo es entsprang.
Sie wälzten Bürden auf die Zeit und schlugen
Den Leib mit Dunkelheit und Untergang.
Sie flochten Dornen in die Hochzeitszierde
Und gürteten den Taumel mit Verdruss
Und liessen aus Ergötzen und Genuss
Erwachsen Ekel und Begierde.

Was wird aus allen unsren Thränen? Tau,
Drin morgentlich die Frühgestirne baden?
Springfluten im Azur der Himmelsau,
Gewänder für die weinenden Plejaden?
Oder, Ihr Götter, sind sie der Tribut
Des Menschenwehs, der Euren Ingrimm speist,
Ein Urquell der Betrübnis, dessen Flut,
Nimmer versiegend, Tag und Nacht umkreist?
Weh uns, ihr Götter, wehe uns! Gewahr,
Dass Euer Himmel hart ist wie Metall,
Verschlossen und in Not und in Gefahr
Und unsren Seufzern ohne Widerhall —
Mühen und härmen wir uns dergestalt,
Dass wir den Nächten bang, dem Tage scheu
Entgegensehn. Vorzeitig sind wir alt
Und werden schliesslich weggefegt wie Spreu.

Die hohen Götter aber legen Hand
Auf jenes bittre, schäumende Gemisch
Von Daseinslust und Schicksalsunbestand
Und halten es uns hin gebieterisch.
Doch wehren sie sich selber mit Bedacht,
Jemals davon zu kosten, dass nicht Macht
Gewänne Schlummer und der Sterne Bahn
Und sie nicht auch dem Wandel unterthan.

O, würde fortan Opferwein und Blut,
Erpresst aus tausendjähriger Leibesschmach
Und all dem namenlosen Ungemach
Unzähliger Geschlechter, als Tribut

Nicht mehr verschüttet an den Brandaltären!
Wär auch den Göttern Leben eine Frucht
Und Tod ein Labsal, würde sie die Wucht
Wo Finsternis Ein Mal wie uns beschweren,
Dass sie der Schlaf befiele kalt und jäh,
Und ihre Schultern trügen Sorgenbürden,
Dass sie gleich allem Staubgebornen würden
Und ein Mal sterblich litten Menschenweh.

Denn jetzt sind sie uns fremd. Doch preist man Gott,
Den Einen, der, so dich sein Atem streift,
Heisst es, um dich entlodert Feuertod.
Der über allen andern Göttern schweift,
Behende, ohne Flügel doch im Flug,
Unduldsam, keinem Dinge zugethan
Und unerforschlich in Beschluss und Plan,
Der unersättlich an Besitz und Fug
Die Seele fesselt an den Erdenlehm
Und das unbändige Meer einhegt mit Sand,
Der die Begierden züchtigt, und vor dem
Der Tag hinschwindet wie ein Scheit im Brand,
Der in Gewittern rasend ohne Schwert
Und Geisselstab vernichtet und bedroht,
Der blind und unablässig Rache nährt,
Das höchste Uebel — Gott.

Ja, du verfolgtest uns mit Hass und Wut
Und schlugst mit Schwachheit unser Augenlicht,
Schufst uns vergänglich und leicht von Gewicht,
Und dennoch pries man dich und hiess es gut.

Darum, weil du stark bist und wir der Macht entblösst,
Und du unser Feind bist und deine Hand
Uns in den Wellenschacht des Meeres stösst
Und uns zerschmettert auf dem flachen Land.
Weil du den Blitz um unsre Häupter schwingst
Und auf uns abzielst wie einen Pfeil,
Und weil du Verderben über uns bringst,
Viel Weh und wilde Plagen; weil
Du tosend hinfährst über dem Gerüst
Des Himmels, und am weiten Saum der Welt
Von deines Atems Anhauch Alles wüst
Und ausgedörrt hinschwindet und zerfällt;
Weil du Herr bist und dir kein Ziel gesteckt,
Du das Leben bist, und wir Staub,
Weil unsre Hand schafft, deine niederstreckt,
Weil wir erbarmungsvoll, und du taub —
Sieh, mit morschen Gliedern, sieh,
Blutend, mit versagender Kraft,
Erheben wir uns alle gegen dich,
Eh wir sterben und geben Zeugenschaft,
Dass dies also ist. Dass Jeder so wie ich
Im Herzen seufzt, dass wir alle gegen dich,
O Höchster, gegen dich!
Ihr aber allzumal!
Wahrt Eure Lippen vorm Zuviel
Der Worte. Lautes Wort ist schal.
Und schwer erreichbar ist das Ziel.
Denn Schweigen ist nach schweren Dingen gut,
Und Scheu vor dem, was Eure Brust verschliesst.

Und Wachsamkeit und strenge Hut,
Dass Euch der eigne Wille nicht verdriesst.

Von Worten aber, noch so scharf gewetzt,
Kann Eure Seele nicht gedeihn.
Denn Worte wecken Irrtum und entzwein,
Doch edel ist das Schweigen bis zuletzt.

DAS ADONISFEST / NACH THEOKRIT UND SOPHRON / VON / FRANZ BLEI

Die Scene: Ein Raum im Hause der Praxinoa in Alexandria. Im Hintergrund die Pforte nach der Strasse, links eine Thüre ins Innere des Hauses. Es ist Abend.

Praxinoa: Wasser zum Händewaschen! Rühr dich! Rühr dich! Es wird Nacht, und Gorgo kann jeden Augenblick hier sein und ich bin noch nicht angezogen. Nicht so viel, du Närrin! Du hast mir die ganze Tunika vollgegossen . . . Halt mir den Spiegel! . . . Ans Schlafen denkst du schon, das seh ich dir an.

Eunoa, die Sklavin: Ich möchte noch die Spitzen im Koffer verschliessen. Wo ist der Schlüssel?

Praxinoa: Da. Und bring vorsichtig mein Kleid mit den Agraffen! — Da kommt jemand. (*Es klopft.*)

Gorgo (*von draussen*): Ist Praxinoa zu haus? (*Eunoa öffnet; Gorgo tritt ein.*)

Praxinoa: Gewiss ist sie zu haus, aber so früh kommst du? (*Umarmung.*) Doch auch so früh bist du mir willkommen.

Gorgo (*küsst Zopyrion, den Jungen der Praxinoa*): Da, das sind geweihte Rosen, vom Adonisfest.

Praxinoa: Hurtig, flink, Eunoa, den Polsterstuhl und ein Kopfkissen!

Gorgo: Danke.

Praxinoa: Nimm Platz, meine Liebe.

Gorgo: Halbtot bin ich. Götter, war das ein Trubel! Sieh nur mal meinen Schleier an — das war ein ganz neuer Schleier. Ich weiss noch nicht, wie ich da wieder

herausgekommen bin. Weisst du, in Syrakus, das ist gar nichts. Da muss man schon nach Alexandria kommen, um so was zu erleben. Diese Menge Soldaten und Soldaten hier und Soldaten dort, überall, wo man hinschaut, nichts als schwere Stiefel und weisse Mäntel und Federbüsche. Schrecklich! Und jeder Weg versperrt und nicht durchzukommen! Du wohnst aber auch gar zu weit draussen, Teuerste.

Praxinoa: Das hat dieser Trottel, mein Mann, absichtlich so eingerichtet, dieses Loch da heraussen, denn ein Haus kann man diese Hundehütte doch nicht nennen; keine Nachbarin, keine Katze, nichts! Aber was du willst, wenn sich der meine, dieser eifersüchtige Narr was in den Kopf gesetzt hat . . .!

Gorgo: Teure! Sprich doch nicht so von ihm, der Kleine ist ja dabei. Schau nur, was er für Augen macht! Mach kein solches Gesicht, Zopyrion, Mama redet ja gar nicht von Papa, sie meinte einen ganz andern.

Praxinoa: Bei der Persephona, der merkts wirklich!

Gorgo: Nein, mein Bübchen, du hast einen sehr lieben, einen sehr guten Papa.

Praxinoa: Ja, aber wir reden von einem ganz andern, weisst Du? Ja, und dieser andere, der ging neulich um Schminke und Salpeter für mich in den Laden, und womit kam er wieder, der Esel? Mit Salz! Denk Dir, mit Salz!

Gorgo: Ganz wie der meine, der Thalertot. Gestern bringt er mir für sieben Drachmen fünf Schafsfelle. Schafsfelle? Ja, hat sich was! Wie ich das Paket aufmache, was ist drin? Hundsfelle, gemeine dreckige Hundsfelle! Scheusslich!

Eunoa (*kommt mit dem Agraffenkleid*).

Gorgo: Du, das Kleid da ist aber gar nicht scheusslich. Das muss dir wundervoll stehen. (*Praxinoa nimmt den Mantel um.*) Nein, bei Aphrodite, es steht Dir prachtvoll!

Praxinoa: Meinst Du?

Gorgo: Bei der Athene, herrlich! Diese Plissées da herum sind einfach entzückend! Woher hast du den Stoff, wenn man fragen darf?

Praxinoa: Ach, red mir nicht davon! Dreihundert Drachmen kostet er mich und die Arbeit meine Augen aus dem Kopf.

Gorgo: Aber Du hast auch was dafür.

Praxinoa: Du bist zu freundlich. Eunoa, zünd die Lampen an. Und dann bring das Kind zu Bett.

Zopyrion (*greinend*)*:* Ach Mama, es ist ja noch nicht die Nacht.

Praxinoa: Für Kinder ist es Nacht. Gleich wird Mormo kommen, der Schwarze!

Gorgo: Mir wars, als hätt ich ihn auf der Strasse getroffen, und er kam gerade hierherzu.

Praxinoa: Siehst Du? Schnell mein Kleiner, lauf ins Bett, sonst holt er Dich! (*Die beiden Frauen küssen Zopyrion.*) Bring ihn zu Bett, Eunoa. Dann sagst Du der Eutyches, sie soll den Hund in den Hof lassen und die Strassenthür versperren. Der Herr ist zum Leuchtturm gegangen und kommt die Nacht nicht heim. Eutyches soll unten bleiben und niemandem öffnen als der Symaitha, verstehst Du? niemandem sonst. (*Eunoa mit dem Kind ab. Pause.*)

Gorgo: Jetzt, hoffe ich, sagst Du mir, warum Du mich kommen hiessest, heute am Adonisfest, bei dem Gedränge.

Praxinoa: Geduld, Teure. Warum ich dich kommen hiess, lohnt schon die Mühe. Du wolltest doch immer eine Liebesbeschwörung sehen, nicht?

Gorgo: Fürs Leben gern! Die Alexandrierinnen sollen so versiert in den Mysterien sein.

Praxinoa: Und wie! Du kennst doch Symaitha?

Gorgo: Ein wenig.

Praxinoa: Sie hat bei den ältesten Zauberinnen gelernt. Sie kennt alle Tränke und alle Beschwörungsformeln. Sie hat einen Liebhaber, einen Liebhaber sage ich dir, wie ihn weder Du noch ich jemals gehabt haben. Ein Prachtkerl, dieser Delphis! Aber nun ist das Vögelchen seit fünfzehn Tagen ausgeflogen. Symaitha ist ausser sich und will ihn wieder zurückhaben, verstehst Du, zurückzaubern. Aber sie will dazu ihre Sklavinnen nicht nehmen, und da hat sie sich mir anvertraut, und ich sagte ihr, sie soll heute zu mir kommen; und da sie zwei Gehilfinnen braucht, habe ich Dich eingeladen. Nun, was sagst Du dazu?

Gorgo: Das wird entzückend werden, Praxinoa! Werden wir uns arg fürchten, sag?

Praxinoa: Schrecklich werden wir uns fürchten! Und dann muss sie uns die ganze Liebesgeschichte erzählen, genau vom Anfang an. Wir Weiber aus Syrakus, wir armen einfachen Dorierinnen, wir können diese Alexandrierinnen nicht begreifen. Du wirst sie nicht wiedererkennen, so hat sie sich verändert! Die Liebe, das ist einfach eine Besessenheit für sie, eine Krankheit. Ich für mein Teil versteh das nicht. Man verliebt sich, man liebt, ja, aber man wird doch nicht krank darüber!

Gorgo: Ich denke manchmal an das und dann kommt es mir sehr schön vor.

Praxinoa: Aber, bevor Symaitha kommt — Du hast mir noch gar nichts vom Fest erzählt. Ich habe nichts davon gesehen, aber die Königin soll alles wundervoll arrangiert haben, sagt man.

Gorgo: Bei den Grossen und Reichen ist immer alles so wundervoll. Aber es wars auch wirklich. Ich hatte nur einen Schmerz.

Praxinoa: Du warst allein da?

Gorgo: Nein, das hätte ich mich nicht getraut. Ich nahm meine kleine Sklavin Chrysidion mit, die du kennst. Also hör zu. Auf der Tempelstrasse hast du ja oft die Schweine gesehen, wie sie kopfüber, kopfunter in den Stall rennen. Ganz so war es. Hinter uns wären wir ums Haar mit den Kriegspferden des Königs zusammengeraten. Vor uns bäumte sich ein Riesentier von Fuchsstute — beinahe wäre ihr Chrysidion zwischen die Beine gekommen, die verrückte Person.

Praxinoa: Ach ja, die Pferde! Seit meiner Kindheit habe ich Angst vor den Pferden.

Gorgo: Also, ich glaube schon, wir kommen da nicht durch und in den Tempel. Fragen wir ein altes Weib, das ich herauskommen sah, kann man hinein, Mütterchen? Sagt die: Mit Probieren kommt man immer hinein, mein Schätzchen, mit gewaltsamem Probieren kamen die Griechen nach Troja.

Praxinoa: Kunststück, mit einem Sprichwort raten; aber diese Weiber wissen alles, selbst wie sich Zeus mit der Hera benahm.

Gorgo: Ja. Aber wir stehen nun da und wissen nicht, wie wir durch den Zaun von Lanzenträgern durchkommen, da seh ich plötzlich einen, schau ihm unter den Helm und erkenne wen? errätst Du, wen?

Praxinoa: Wie soll ich das erraten!

Gorgo: Den Langen, der sich immer da herumtrieb und wie ein Pythagoräer aussah mit seinem langen Bart und den verwilderten Haaren.

Praxinoa: Aischines?

Gorgo: Eben den! Haare rasiert, Bart gestutzt. Er erzählt mir, dass er in Diensten des Königs Ptolomäus sei und in drei Tagen nach Lybien abgehe. Sag mal, er war doch verliebt in dich? Ist es darum, dass er —

Praxinoa: In mich? Hör mir auf! Sonstwo, denn ich hatte keine Lust auf das Schwein. Aber ich kenn seine Geschichte. Als Du ihn hier herumstreichen sahst, da kam er von der Kyniska.

Gorgo: Kyniska, aber das ist doch eine —

Praxinoa: Ja, eine solche. Es ist acht Tage her, da dinierte er mit ein paar Zechgenossen. Unter anderm war auch der thessalische Stallmeister dabei, eine Bekanntschaft meines Mannes. Und meinem Dinon hat der Thessalier alles erzählt, der wollte mir es zwar nicht wiedererzählen, aber ich zog ihm schon die Würmer aus der Nase. Also sie bankettieren sehr fidel. Du weisst, dass sie sich nichts abgehen lassen. Getrocknete Fische und Linsen, das ist gut für uns andere, anständige Frauen.

Gorgo: Ja, und klares Brunnwasser.

Praxinoa: Aber die? Farciertes Milchschwein, gedämpftes Huhn mit Morcheln, süsser Knoblauch, Kammmuscheln,

Krebse, Wein von Biblinos, vierjährigen . . . ah! Also man trinkt Gesundheiten. Jeder nennt die Seine. Kyniska hebt den Becher, sieht den Aischines an, aber statt seinen Namen zu nennen, schaut sie wieder weg und schweigt. Ein schlechtes Frauenzimmer ruft halblaut den Namen Lykos. Da wird Kyniska rot, man hätte Späne an ihren Wangen anzünden können. Und die andern lachen: „Hast Du den Wolf gesehn? Die Ratte hat die Nase ins Pech gesteckt!“ Nur Aischines lacht nicht: bleich vor Wut haut er dem Mädel, das den Namen gerufen hat, zwei Ohrfeigen herunter und läuft weg. Seitdem seufzt Kyniska nur für ihren Lykos, und Aischines geht hin wie ein armer Megarer und wird Soldat, verbannt sich auf des Königs Kosten nach Lybien!

Gorgo: Mächtige Aphrodite! Für so ein Weibsbild!

Praxinoa: Na, sie ist nicht übel, das muss man sagen.

Gorgo: Hübsch oder nicht, wir verdanken es also diesem verzweifelten Aischines, dass wir durchkommen; und stossend und gestossen schwindeln wir uns in den Tempel hinein; ich mit Chrysidion vor mir her. Sie ist ein kräftiges Frauenzimmer und noch unverschämter als stark.

Praxinoa: Und wie wars im Tempel? Erzähl! . .

Gorgo: Sehr hübsch, sehr! Ach, entzückend wars! Diese Spitzen, diese Stickereien! — Man frägt sich, was das für Hände sind, die so was machen können. Und dann — Adonis! Ach! Adonis — der Allerschönste!

Praxinoa: Den Adonis hätt ich gern gesehn.

Gorgo: Ja, Du hättest ihn Dir ansehn sollen, wie er so lag auf seinem silbernen Bett, der achtzehnjährige Geliebte mit den kaum erschlossenen Lippen, mit Lippen, deren Küsse noch nicht stechen. Und denk dir! Wir sehen uns also das alles an, ich und Chrysidion, reden wohl auch manchmal ein Wort, kommt da nicht ein Kerl auf uns zu, nicht einmal ein Alexandrier, nein, irgendein Fremder, der sich erfrecht, uns anzufahren: „Schwatzmäuler, wollt Ihr mal aufhören, Euer Maul aufzureissen!"

Praxinoa: Mutter Erde! Haben wir nicht genug an unsern Männern, die uns Reden halten!

Gorgo: Na, ich habs ihm hinausgegeben: „Woher kommt der Mensch da? Geht das dich an, wenn wir schwatzen? Befiel Deinen Sklaven, wenn Du Dir welche wirst kaufen können! Wir, wir sind Syrakusanerinnen und ich bin von Korinth, verstehst Du? Und es wird uns wohl erlaubt sein, dorisch zu sprechen?" Das habe ich ihm gesagt. Er hat noch so in den Bart gebrummt, aber geredet hat er kein Wort mehr. Ein solcher Mensch!

Praxinoa: Und wie hat die Priesterin gesungen?

Gorgo: Die Priesterin? Herrlich, sag ich Dir. Verse! Und eine Stimme . . . ! Du kannst Dir keinen Begriff davon machen.

Praxinoa: Da kommt jemand.

Symaitha (draussen): Praxinoa! *(Diese geht öffnen und eintritt Symaitha.)*

Praxinoa: Sei willkommen, Symaitha! Mein Haus ist das deine, und hier ist Gorgo, die weithergekommen ist, Dir mit mir beizustehen.

Symaitha: Danke, Praxinoa, danke, gute Gorgo. Die Glücklichen sind selten, die ihre Teilnahme Unglücklichen schenken. Möge die Nähe meines Unglückes Euer Wohlsein nicht in Verwirrung bringen.

Praxinoa: Im Gegenteil, Teure. Wir wollen den unseligen Dämon von Dir fortjagen. Du musst uns nur sagen, was wir zu thun haben.

Symaitha: Ihr werdet hören. Doch zuerst lasst mich meine Liebe beweinen, die einst glückliche, jetzt unselige. Kein Zauber würde nützen ohne Euer Vertrauen zu meinen Leiden und meinen Hoffnungen.

Gorgo: Sprich! Erzähle!

Symaitha: Ruft Selana, die weisse Göttin, dass sie uns mit ihrem Lichte segne.

Praxinoa und Gorgo: Höre Selana, wie ihre Liebe zur Welt kam.

Symaitha: Eines Tages ging Anaxo, die Tochter des Eubulos, singend in den heiligen Wald der Artemis. Es folgten ihr die wilden Tiere und eine Löwin war darunter. Die thrakische Amme des Themarides — sie lebt nicht mehr — war meine Nachbarin und bat mich, bat mich, den Aufzug anzusehn. Und ich Unglückliche folgte ihr, in einer Wolltunika und im Mantel der Klearista. Und als wir auf den halben Weg kamen, dorthin, wo Lykon wohnt, erblickte ich Delphis, der mit Eudanippos ging. Ihre Bärte waren blonder als die goldene Blume der Immortelle und da sie aus der Ringschule kamen, leuchtete ihre Brust — stärker als Dein Licht, Selana.

Praxinoa und Gorgo: Höre, Selana, wie Ihre Liebe zur Welt kam.

Symaitha: Ich sah ihn und war ausser mir. Mir Unglücklichen öffnete sich das Herz und meine Schönheit verdorrte. Ich sah nicht mehr auf den Zug, ich weiss nicht mehr wie ich nach haus kam. Das heisse Fieber warf mich aufs Bett zehn Tage und zehn Nächte. Meine Haut wurde gelb wie die Thasosblume, die Haare fielen mir aus. Wo war ich nicht überall! Welche Wahrsagerin besuchte ich nicht! Doch half nichts, und die Tage gingen hin.

Praxinoa und Gorgo: Höre, Selana, wie ihre Liebe zur Welt kam.

Symaitha: Da sagte ich meiner Sklavin: Vorwärts, Thessylis, such meiner Krankheit das Heilmittel. Dieser Myndier hält mich besessen; geh zum Gitter der Palestra des Timagetos; da ist er immer. Wenn Du ihn allein siehst, gieb ihm ein leises Zeichen, sag ihm, dass ihn Symaitha ruft, und bring ihn heimlich zu mir. Sie ging und brachte mir Delphis mit der leuchtenden Haut. Als ich seinen leichten Fuss über die Schwelle treten sah, wurde mir kälter als Eis und doch stand der Schweiss auf meiner Stirne wie ein Rosenregen. Kein Wort konnte ich sprechen und stand wie aus Stein.

Praxinoa (zu Gorgo): Gieb acht jetzt!

Symaitha: Der Gefühllose sah mich, schlug die Augen nieder, setzte sich auf das Bett und sprach: Da Du mich zu Dir riefst, Symaitha, bevor ich selber kam, kommst Du mir voraus wie ich gestern den flinkfüssigen Philinos überholte, denn ich wäre von selbst gekommen bei Einbruch der Nacht, mit Freunden, die Aepfel des Dionysos in der Brust und auf dem Kopf den Zweig von

der Pappel des Herakles, mit purpurnen Bändern gebunden. Wenn Du mich empfangen hättest — gut. Man nennt mich behende und schön unter allen jungen Männern, und ich hätte mich hingelegt, nachdem ich Deine Lippen geküsst. Aber wenn Du mich zurückgestossen hättest, wenn Riegel Deine Thür verschlossen hätten, dann wären Beile, dann wären Brecheisen zu Dir gekommen.

Gorgo: Er sprach ganz lebhaft.

Symaitha: Aber ich danke Dir — so sagte er weiter — ich danke Dir Kypris und nach Kypris Dir, Frau, die mich halb verbrannt aus den Flammen gezogen und zu sich gerufen hat. Denn die Flammen, die Eros entfacht, sind brennender als die des Hephaistos, Eros, dessen wilde Lüste die Braut von dem Lager des Bräutigam treiben und die Jungfrau aus dem Hause auf die Strasse jagen.

Praxinoa: Sehr gut sprach er.

Symaitha: Ich, ich hörte ihn an. Ich nahm seine Hand und zog ihn an mich, unsere Gesichter glühten, und unser Atem vermischte sich. O Selana! Die grossen Dinge vollzogen sich und wir waren beide auf dem Grunde unserer Seligkeit.

Gorgo (leise): Nun dürfte Selana alles wissen.

Praxinoa: Psst!

Symaitha: Seitdem — nichts hatte er mir vorzuwerfen, noch ich ihm, bis gestern. Da kam die Mutter der Philista, der Flötenspielerin, und der Melixo zu mir, es war um die Stunde, da die Rosse aufstehen, um aus dem Ozean Eos, die Rosenarmige, in den Himmel zu führen. Sie

sprach lange mit mir und erzählte, dass Delphis eine neue Liebe hätte; für wen, das wusste sie nicht, aber immer hätte er sich Wein eingegossen, um auf seine Liebe zu trinken, und dann sei er davon: er müsse ein Haus mit Kränzen schmücken. Das meine — war es nicht . . . Die Alte sprach die Wahrheit. Denn früher, da kam er drei, viermal im Tage, wie oft salbte er bei mir seinen Leib für den Ringkampf! Und heute sind es zwölf Tage, dass ich ihn nicht gesehen habe. Und nun: ich will ihn! Ich will ihn zurück! Hast Du alles, Praxinoa, um was ich Dich bat?

Praxinoa: Alles: die Lorbeeren, das rote Vliess, die Kleie, das Mehl und das Wachs.

(*Sie nimmt diese Gegenstände aus einem Koffer und giebt davon der Gorgo.*)

Symaitha: Gut . . recht . . hierher den Becher, und Du Gorgo, zünde das Feuer unter dem Dreifuss. Lösch die Lampen aus, Praxinoa. Und Du Selana, leuchte Dein glänzendstes Licht. Dir singe ich, friedliebende Göttin Du, und Dir Hekate, die Du durch Gräber wandelst und schwarzes Blut, Du, heil Dir, Schreckliche, komm und hilf mir, das Werk vollbringen. Lass unkräftiger nicht mein Werk sein als das der Circe, der Medea oder Perinda, der Blonden. — Decke den Becher mit dem Vliess, Praxinoa.

Praxinoa: Es geschieht.

Symaitha: Die Lorbeeren, Gorgo.

Gorgo: Hier sind sie.

Symaitha: Du, Praxinoa, streue das Mehl und sprich: Hier streu ich das Delphis Gebeine.

Praxinoa: Ich streue des Delphis Gebeine.

Symaitha: Taube der Aphrodite, bring zurück in mein Haus den, der es schnöde verliess. Delphis hat mich berückt und für ihn entzünd ich den Lorbeer. Wie er knistert und brennt, aufflammt, in Asche versinkt, so auch zerstäube in Nichts des Delphis Leib.

Gorgo: Wie schrecklich!

Praxinoa: Taube der Aphrodite, bring ihn zurück in ihr Haus.

Symaitha: Wie ich schmelze dies wächserne Bild mit Hilfe der Göttin, also schmelze vor Liebe sogleich der Myndier Delphis. Und wie die eherne Scheibe sich dreht, Aphrodite, also drehe an meine Schwelle, Göttliche, mir meinen Knaben. Horch, Praxinoa, horch, in der Stadt, wie heulen die Hunde! Am Dreiweg wandelt die Göttin, schlag auf das Becken.

Praxinoa (schlägt auf das Becken): Taube der Aphrodite, bring ihr zurück den Geliebten.

Symaitha: Nun schweigt das Meer, und es schweigen die Winde, — siehe, wie still. Aber es schweigt mir nicht im innersten Herzen die Klage! Glühend vergeh ich für den, der mir die Blume gebrochen. Dreimal spreng ich den Trank, und dreimal, Göttliche, ruf ich: Mag ein Mädchen ihm jetzt, ein Jüngling liegen zur Seite, plötzlich ergreife Vergessenheit ihn wie einstmals Theseus Ariadne vergass, die lieblichgelockte!

Praxinoa: Taube der Aphrodite, bring ihr zurück den Geliebten!

Symaitha: Rosswut ist ein Gewächs in Arkadien; wenn es die Füllen kosten, die flüchtigen Stuten, so rasen sie wild im Gebirge. Also will ich den Delphis hierher zu dem Hause sich stürzen sehen, den Rasenden gleich.

Praxinoa: Taube der Aphrodite, bring ihn zurück.

Symaitha: Dieses Stückchen vom Saum hat Delphis am Kleide verloren. Sieh ich zerpflücks und werf es hinein in die lodernde Flamme. — Weh! Unseliger Eros wie ein saugendes Tier des Sumpfes hängst Du an mir und saugst mir alles mein Blut. — Ich bin fertig. Den Pflanzensaft noch hinein und morgen geh ich heimlich die Schwelle seines Hauses mit dem Tranke zu begiessen — ach, die Schwelle, an die noch immer mein Herz genagelt ist.

Praxinoa: Er wird Dich morgen erhören, Symaitha, ganz bestimmt wird er dich erhören.

Symaitha: Und wenn er es nicht thut, dann geht er hin, an die Thore der Unterwelt zu klopfen . . . ich habe starke Gifte.

Gorgo: Heilige Taube und Du, allmächtige Venus, lass dies nicht geschehn!

Symaitha: Nein . . nein . . Selana, die Freundliche lächelt mir gütig . . . morgen kommt er zu mir . . . Und Euch, meine Freundinnen, danke ich. Verzweifelt bin ich gekommen und gehe getröstet und voll Zuversicht.

Gorgo: Ich geh mit Dir, Symaitha, mein Weg ist der Deine (*umarmen die Praxinoa*).

Symaitha: Danke. (*Praxinoa begleitet die beiden hinaus: kommt zurück, steht eine Weile in Gedanken.*)

Praxinoa: Fast hätt ich Lust, auf die Nachfeier des Adonis zu gehen . . . nein, diese Symaitha! . . . Ich muss auf das Fest gehen! —

SONETTE VON JOSÉ MARIA DE HEREDIA/ DEUTSCH VON RICHARD SCHAUKAL.

Der Degen.

»CALIXTUS papa« steht am Knauf geschrieben,
Tiara, Schlüssel, Stab und Barke sind
rings um des Hauses Wappentier, das Rind,
in reicher Arbeit aus dem Griff getrieben.

Lächelnd lehnt an der Spindel, rings von sieben
blassrötlichen Korallen im Gewind
umkränzt, der nackte Faun. Vom Glanze blind
der Klinge, ist mein Blick an ihm geblieben.

Antonio Perez de Las Cellas gab
dem ersten Borgia diesen Hirtenstab:
sein Ahnen formte dem Geschlecht sein Zeichen.
Besser als Ariost und seinesgleichen
verkündet dieser goldgekrönte Stahl
den Papst und Cäsar, seinen Kardinal.

Der Zimmermann von Nazareth.

EIN Schaugestelle heut noch zu vollenden,
über die Hobelbank mit Fleiss gebückt
sitzt unser guter Meister, plättet, drückt,
schabt seit dem Frührot mit geschäftigen Händen

und merkt vergnügt, wie Kühle ihm zu spenden
nach heissem Tag zur Schwelle näher rückt
der Schatten der Platane, sieht beglückt
Maria leise Schritte zu ihm wenden.

Sie lässt sich vor ihm nieder. Rings kein Blatt
an Zweigen regt sich. Schwüle schwebt und schweigt.
Da hält er inne, trocknet mit dem Ende
der Schürze seine Stirn. Doch lächelnd zeigt
Marie im Dunkel ihm der Arbeitsstatt
den Knaben, der den Hobel führt behende.

Das Kirchenfenster.

DIES Fenster sah, von Purpurglut umgossen,
von Gold, Azur und Perlmutterleuchten,
mit leicht genetzter Hand die Stirn sich feuchten
Damen und Herrn, erlauchtem Blut entsprossen.

Sein Glanz ist über Helme hingeflossen
von Schwertgegürteten, die ihre Schilde
nach Accon trugen, da sie ins Gefilde
zur Beize sonst gesprengt als Waidgenossen.

Heut ruhn die hohen Herrn und ihre Damen,
Windhunde an die Schnabelschuh geschmiegt,
auf breiten Fliesen, marmorausgehauen,

auf todten Lippen ein erstarrtes Amen,
und ihre steingeformten Augen schauen
stumm in den Glanz, der über ihnen liegt.

Nach Petrarka.

ALS aus der Kirche strahlend Ihr getreten,
verweiltet Ihr, mit wundervollen Händen
gedrängtem Volk Almosen auszuspenden,
das Euren Anblick grüsste mit Gebeten.

Ich hab mich Euch mit einem halbverwehten
Blicke geneigt, wie ihn an Euch zu wenden
stumm dienendem geziemt, der zu entsenden
den fragenden nicht wagt, den bang erflehten.

Ihr aber mit erzürnter Miene kehrtet
Euch ab von mir, und mit dem Schleier decktet
die Augen Ihr, doch also zag verstecktet
die Strahlenden Ihr, Süsse, dass die dunkeln
Wimpern wie Laub erbebten unterm Funkeln
der Sterne, da Ihr süssen Dank mir wehrtet.

Der Läufer.

Auf eine Statue des Myron.

WIE Delphi, dröhnend von dem Ruf der Menge,
gefolgt von Phymos, ihn im Flug die Bahn
durchmessen sah, so stürmt er noch heran
mit Hermes flüchtgem Flügelfuss, das strenge

Auge im Ziel, den Arm in ganzer Länge
vor sich gestreckt, den Leib gedehnt: der Wahn,
als wär er, keinem Bildner unterthan,
der Form entsprungen, krallt in mich die Fänge.

Vor Hoffnung fiebernd fliegen seine Flanken,
vor seiner Stirn steht Schweiss, die Muskeln heben
metallen sich an überschlanken Gliedern,
kaum haftet noch die Sohle an dem niedern
Sockel, die atemlosen Lippen beben:
zur Palme tragen siegend ihn Gedanken.

Antonius und Cleopatra.

I. Der Cydnus.

DER Himmel als ein leuchtend Baldachin
steht über Tarsus und dem dunkeln Nil.
Weihrauch bebt in der Luft, schmelzendes Spiel
von Flöten schwebt um die Trireme hin,

die, königlicher als der Hermelin,
ein Silberschwan, die Fluten teilt. Dem Kiel,
der gleitend die Lagide trägt zum Ziel,
wallend vom Deck folgt Seide und Mouseline.

Am Bug, wo sich ein Sperber äugend spreitet,
vorm Purpurzelt, gebeugt die Beute spähend,
Cleopatra, ein grosser goldner Geier.

Wie sie die ambrabraunen Arme breitet
sehnend in Lust, senkt ihr zu häupten wehend
sich langsam schon des Todes schwarzer Schleier.

II. Abend der Schlacht.

HART war der Heere Aufeinanderprall.
Die Führer sammeln die Cohorten. Duft,
schwül beizender, von Aesern füllt die Luft,
die schwingt von starker Stimmen stetem Schall.

Vor braunen Stirnen Schweiss, den Leichenwall,
aufragend gleich den Felsen einer Kluft,
in stumpfen Augen spiegelnd, eine Gruft
der Seele jeder, Krieger überall.

Da hoch am abendlich entflammten Saum
— Zinken und Hörner schmetternd, gellend, prasselnd
begrüssen ihn —, der Purpurmantel flutend
wallt um das Ross, das in den goldnen Zaum
aufschäumend beisst, in rotem Erze rasselnd
der Imperator, pfeilbefiedert, blutend.

III. Antonius und Cleopatra.

VON der Terrasse auf den Nil, der wieder
— Egypten schläft — die ockergelben schweren
Wogen im schwarzen Delta wälzt zum hehren
Bubastis und nach Sais, sehn sie hernieder.

Der Römer durch den Panzer fühlt, wie Glieder,
warm atmende, anschmiegend sein begehren.
Gefangner Sieger wagt er nicht zu wehren
dem stummen Liebesblick gesenkter Lider.

Betäubt von fremden süssen Duftessenzen
taumelt sein unbezwungner Mut in Sucht.
Sie wendet sich ihm zu. Die Augen glänzen,
von goldnen Funken sprühend, grün und gross.
Er sieht ein Meer, sieht seiner Schiffe Flucht —
und küsst den Mund und sinkt in ihren Schoss.

GLOSSEN ZUM NEUDRUCK DES ARDINGHELLO / VON WILHELM WEIGAND.

1. Es giebt in jedem Schrifttum Bücher, die dem Seelenzustand der Vielzuwenigen in einem Augenblick der werdenden Kultur siegreichen Ausdruck geben und immer wieder auftauchen, wenn neue Menschen mit ähnlichen Hoffnungen und Leiden vor der gleichen Flut des Lebens stehen. Bücher haben ihre Schicksale. Dies Wort gilt in erhöhtem Masse von den sogenannten Kulturromanen, die man nur dann versteht, wenn man den Dichter und das Land, das ihn geboren, auch im Glücke des Genusses nicht aus den Augen verliert. Die Macht einer Kultur verrät sich in der Anmut, mit der die Menschen, die sich ihrer Freiheit freuen, eine fremde Kultur beschreiten dürfen. Wir tragen alle eine Geistes-Atmosphäre mit uns herum. Die Fähigkeit, vor einer fremden Welt die eigene Heimat zu vergessen, kann Stärke ungehemmten Lebens sein; sie kann aber auch die Schwäche verraten, die sich als romantischer Trieb äussert. Man muss es immer wieder betonen, dass die Deutschen das Volk des historischen Blickes sind, der dem Einzelnen, der am eigenen Werden leidet, die Libertinage des Geistes oder des Gefühls gestattet, die ein gehemmtes Leben verraten. Bei den Deutschen hat immer nur der Einzelne Kultur! Wer die Wahrheit dieses Satzes an sich selbst erfahren, weiss auch, welche Hoffnungen der historische Blick, dessen wir uns rühmen, unerfüllt lassen musste.

2. Heinse's »Ardinghello« ist ein Kulturroman, der mit dem Auge der historischen Bildung gelesen werden muss. Vielleicht verschafft die neue Ausgabe, an der sich jeder Bücherfreund

freuen mag, dem Buche einige jener Leser, in denen die Kraft des alten Sturms und Dranges wieder fruchtbar wird; vielleicht wird auch Heinse nur eine Gelegenheit, alte Gefühle aufzuwärmen und sich an dem Ueberschwang einer jüngern Zeit zu berauschen: denn, wie gesagt, bei den Deutschen hat immer nur der Einzelne Kultur. —

3. Das 18. Jahrhundert ist das Jahrhundert schroffer Gegensätze. Wenn wir dies im Italien des überklugen Jahrhunderts, dem der Mensch als animal rationale erschien, weniger fühlen, so rührt es von der Herbstesstimmung her, die über dieser Welt der Vergangenheit liegt und glänzt. Die Gegensätze werden erst deutlich, wenn wir die Menschen einer andern Kultur, Deutsche, Franzosen, Engländer, durch die herrlichen Gefilde des Südens wandeln sehen. Man geleite, um ein berühmtes Beispiel zu nehmen, einen Franzosen des ancien régime in die Welt der italienischen Decadence: ich meine den kleinen Charles de Brosses, der die französische Bildung mit Würde und Grazie vertritt. Er vergisst keinen Augenblick, dass er einem Land entstammt, wo das Leben süss und die Gesellschaft übermächtig ist. Er hat das offenste, klarste Auge, das selbst vor Weib und Wein die Stunde nicht vergisst und auch den Genuss der Sinne durch Geist und Reden würzt. Sein Verstand hat seine Einbildung nicht gebändigt, sondern nur noch verstärkt. Was ein solcher Verstand erfassen kann, erfasst er mit dem leichten Sinn der Menschen, die dem Tage leben können, ohne sich zu verlieren. Er kennt nicht das ehrfurchtsvolle Schweigen vor dem Hohen; er spricht sein Urteil laut und kräftig aus, auf die Gefahr hin, die Italiener zu verletzen: er weiss es und scheut sich nicht, den Grund, warum seine Landsleute nicht beliebt sind, offen einzugestehen. Er hat das Bewusstsein, dass er einer

sicheren Kultur angehört, deren Wesen der Champagner ausdrückt. Als Mann der Bildung geniesst er die Werke der Kunst, ohne in das Staunen des gebildeten Barbaren zu verfallen, der göttlichen Ueberschwang ahnt und verehrt. Das Hübsche ist schöner als das Schöne, das Leben in der feinen Welt ist süss, der Geist allmächtig, die Welt voller Spitzbuben, — mit solchen Ansichten läuft man nicht Gefahr, auf einem heiligen Berg eine Schar Bacchanten zu finden, welche trunken auf das Meer und die Inseln hinabstarren, die im Götterdufte der Geschichte schwimmen.

4. Ich habe die Seelenstimmung eines solchen Reisenden nur angedeutet, um einen Gegensatz zu gewinnen. Ich könnte auch an Goethe hier erinnern, der in Italien, wie er vorgab, nur das sah, was er sehen wollte. Doch mag es genügen, jenen Franzosen, dessen Briefe das lebhafteste Bild italienischen Lebens im 18. Jahrhundert bieten, hier anzuführen, um sofort in Heinse den Menschen einer anderen Welt zu erkennen. Dieser Mann stammt aus einer Welt, die den Sturm und Drang der Rousseauschen Gefühlsschwärmerei an sich erfahren und flüchtig gestaltet hatte. Die Leidenschaft, die in Rousseau selbst nur rhetorische Gewalt gezeigt hatte, ist in ihm zu einer höheren Leidenschaft des Lebens geworden. Ich will hier daran erinnern, dass auch Rousseau jenes Venedig kennen gelernt hatte, das später dem sinnlichen Stendhal als die Heimat goldenen Herbstesglückes erschien. Was der »Genfer Bürger«, der seine Abstammung nie verbergen konnte, in der Stadt der Lust empfand, gleicht nicht der Leidenschaft seiner geistigen Söhne. Er besass kein Auge für die Herrlichkeiten der Stadt, die dem Aretino, dem Freunde Tizians, den Schutz eines epikuräischen Lebens geboten hatte. Man kennt sein Abenteuer mit der schnippischen

Zanetta, die dem Zaudernden zurief: »Lascia le donne e studia le matematiche!« Sein Abenteuer mit der Kaufmannsfrau Basile in Turin ist von nordischer Anmut. Der Süden ist diesem verkappten Pedanten nicht aufgegangen. Heinse aber bricht wie ein nordischer Barbar in dieses Leben ein, das er mit trunkenen Sinnen erfasst und mit kühnen Strichen festhält. Seine Sinnlichkeit ist unverbraucht, und seinen Hunger nach den Schönheiten einer trunkenen Welt hat die Enge eines kleinen Lebens wild gemacht. Er schaut mit einem anderen Blick als der spöttisch feine Weltmann Brosses in diese Welt reicher Denkmäler und sinnlicher Ueppigkeit, die noch in Lumpen stolz einherprunkt. Der »Ardinghello« ist der gehemmte Ausbruch innern Lebens. Indessen vergesse man beim Lesen dieses Romans, dessen Sprache ihre Zeit in jedem Satz verrät, Eines nicht: der junge Dichter verlegt oder träumt das Leben, dessen Nachklang er in voller Gegenwart als Reisender geniesst, in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Man vergesse auch als Leser nicht, dass Michelangelo damals noch lebte, als der müde Greis einer Zeit, die nicht mehr fähig war, den Widerstreit und Ueberschwang des Lebens zu gestalten. Heinses historischer Blick ist, von unserem modernen Standpunkt aus gesprochen, schwach: er lässt seine Helden den Kraftstil des 18. Jahrhunderts sprechen; er kümmert sich wenig um die Ausgestaltung der Fabel. Das ästhetische Element waltet zügellos; es erdrückt den Roman und seine Menschen.

Ja, auch dieses Italien, das da vor uns aufglänzt, ist ein Italien der Konvention, insofern es durch ein Temperament gesehen erscheint. Es wäre verfehlt, von der freien Zeichnung jene Feinheit zu fordern, die wir Menschen des historischen Blickes verlangen dürfen. Die Trunkenheit des Auges erfasst alles mit

gleicher Liebe; dem Auge des Bacchanten, der Tempel und Klöster, Berge und Vorgebirge, Ruinen und Paläste vor seinem Blick vorüberziehen lässt, ist alles selige Gegenwart. Wenn er auf die griechische Philosophie kommt, bleibt er in deren Bannkreis, ohne Rücksicht auf den Leser, der sich langweilt, ohne Rücksicht auf die Form seines Buches und die Kunst des Dichters, der nicht jeder Einzelheit den gleichen Wert zugestehen darf. Im »Ardinghello« redet ein Barbar, der meint, noch niemand habe aus dem gleichen Becher höchster Lust getrunken. Comme c'est allemand! würde ein Franzose sagen, der seine Zuhörer nie vergisst. In der That, der »Ardinghello« ist ein durch und durch deutsches Buch: dies verrät sich schon in der Art, wie der Sinnlichkeit eines jungen Menschen der Purpurmantel allgemeiner Schönheit umgehängt wird.

5. Soll ich auf einige Höhenpunkte dieses Bacchantentums hinweisen, das doch in der Reflexion die höchste Freiheit geniesst?

»Schönheit ist was Vergnügen wirkt. Was bloss Schmerz stillt und verhüten soll, braucht an und für sich keine Schönheit zu haben.« (285)

»Wir können das Lebendige nicht anders nachbilden, als bis wir es entweder selbst gelebt oder mit unseren Sinnen in ergreifender Wirklichkeit empfunden haben.« (405)

»Alle Natur, wenn sie gross und herrlich werden soll, muss, freie Luft haben. Das beste, was man thun kann, ist, dass man die Triebe schärft und reizt.« (595)

»Warum sollen wir uns von Gewohnheiten und Gesetzen im Zaum halten lassen, die bloss für den Pöbel sind, eben weil er Pöbel ist, der sich nicht selbst regieren kann?« (1105)

»Jedes Wesen darf von Natur um sich greifen soviel es Macht hat. Es sei unter seinesgleichen oder anderen Dingen. Gehorcht

nicht, wenn Ihr könnt, solange bis Ihr alle Herren seid! Und Euer Staat ist die Vereinigung des reinsten Ganzen, eine Sonne wo jeder Teil Licht hat und flammt und brennt und einer den andern verstärkt und entzückt.« (155)

»Schönheit ist die vollkommenste Harmonie der Bewegung und die Seele erkennt darin ihren reinsten Zustand. Schönheit giebt der Seele das lauterste Gefühl ihres Daseins. Schönheit ist die freieste Wohnung der Seele. Schönheit erinnert die Seele an ihre Gottheit, an ihre Schöpfungskraft und dass sie überall die Körperwelt, die sie umgiebt, ewig erhaben ist.« (188)

»Das Element der grossen Geister ist die Freiheit; und wer sie unterstützen will, muss diese ihnen erst gewähren. Aller Zwang hemmt und drückt die Natur, und sie kann ihre Schönheit nicht in vollem Reize zeigen.« (230)

Mit solchen Sätzen rührt man an die höchsten Probleme des Lebens; aber das Leben, das sich ihrer als Schmuck bedient, kann damit nicht umschrieben werden: sie können auf dem Seelengrunde eines Sinnenmenschen wachsen, oder auch dem strengen Willen eines grossen Lebenskünstlers entquellen.

Der Gedanke ist immer reiner als das Leben, und der Macchiavelismus der Reflexion verleitet leicht zur einseitigen Gestaltung im Leben und in der Kunst. Der epische Künstler braucht reine Kühle, um das auszuwählen, was für den Augenblick passt. Dieser Roman aber entspringt einem gleichmässigen überhitzten Seelenzustande, der alles mit wütender Inbrunst erfasst und in der gleichen zuckenden Sprache darstellt, die zuweilen voll dionysischer Unruhe ist. Es ist auch in seiner inneren Formlosigkeit ein deutsches Buch. Man darf keinen Augenblick vergessen, wer der Mensch ist, der es hingeworfen: es ist das Buch eines jungen, armen Barbaren, der für eine Zeit an die Götter-

tische des Schicksals verschlagen ist und nun, von Nektar und Ambrosia getrunken, Helena in jedem Weibe sieht. Der Verstand mag die Werke der Kunst, die den Göttersaal schmücken, mit dem Auge des Kenners prüfen, der jedem Werke seine Zeit anweist und Glück und Ende eines Lebens in den Formen herrlicher Gebilde geniesst; dem Dichter, der leben will, fliesst alles in ein Meer der Schönheit zusammen. Es ist ein Meer unbestimmter Ferne, und auch die Inseln, wo er sein Reich der Sinnenfreiheit gründet, liegen nicht unter dem griechischen Himmel, so sehr er es auch Wort haben will. Es ist bezeichnend, dass die Darstellung von dem Augenblick an versagt, wo der Dichter diese glückseligen Inseln schildern soll. Nichts ist einförmiger, als der Rausch der Sinne. Wir bekommen da, wo ein Staatengebilde in seinem Werden gezeigt werden soll, reine Allgemeinheiten zu hören, die einer blinden Sehnsucht entspringen, aber den Zweifel an der Herrlichkeit dieser seligen Inseln wach erhalten. Die gleiche Unkenntnis der menschlichen Natur, die Rousseaus Traum vom Staat verrät, offenbart sich auch hier in diesem hastigen Schlusskapitel. Dieses Vertrauen auf die Güte der menschlichen Natur ist bezeichnend für die Jugend des 18. Jahrhunderts. Soll ich ferner an das böse Wort erinnern, dass die deutschen Dichter, mit wenigen Ausnahmen, alle schlechte Psychologen sind?

6. Auch die vielberufene Erotik dieses Romans ist jugendlich und in gewissem Sinne barbarisch zu nennen. Die Erotik ist der Naturalismus der Jugend. Und was das Schlimmste ist, der Held, in dem die Frauen nur den Herkules sehen, entwickelt sich nicht, so wenig wie seine Göttinnen, die das Glück nach der Art der Männer ergreifen. Ich möchte auf diesen Zug besonders aufmerksam machen. In der Erotik ist der Mann der

Schaffende und — der Tölpel, der seine Art zu sehen und die Lust zu fassen gar zu gerne in das Weib hineindichtet. Heinse versteht nur die Bacchantinnen. Es ist antik, die Gefühle der Lust mit dem Gefühl der Religion zu verschmelzen. So heisst es denn: Immer voller geht es hinein in das heilige Leben. Immer heiliger wird das Fest, bis man zuletzt gross und allmächtig in die ewige Herrlichkeit zurückkehrt! Aber auch dieses berühmte Bacchanal, das — Heyse begeisterte, ist nur eine Episode dieses Lebens, insofern die innere Entwickelung des Helden in Betracht kommt. Nur ein Kind kann an dem Meer sitzen und versuchen, es auszuschöpfen; der Mann, der seine Kraft für Leidenschaft hält, weiss, dass die Flut unendlich ist. Und was darf die Kunst von dem Dichter verlangen? Dass er die einzelnen Aeusserungen des Lebens als notwendig erkenne und auch in der allgemeinen Wahrheit das Resultat eines Lebens empfinde. Diese Männer sind, trotz ihres überschäumenden Sinnenlebens, Hampelmänner, aus denen Heinses ästhetischer Furor spricht. Winckelmann und Wieland, Goethe und die Griechen haben ihre Gesinnung genährt und geben ihren einzelnen Aeusserungen Ton und Farbe. Der Kenner weiss, wo er diesen oder jenen sprechen hört. Wir aber kennen, durch Burckhardt und Stendhal, die Renaissance besser. Wir wissen, zum mindesten, dass sich jene ungeheure Lebensfülle in anderen Formen und Gedanken äusserte, wenn sie, was bei hochgediehenem Leben selbstverständlich bleibt, ihre Schwingen prüfte. Das naive Sinnenleben selbst bleibt in seinem Ueberschwange stumm; aber der Mensch einer Zeit, die rückwärts blickt, wie das 18. Jahrhundert Rousseaus, stärkt seine Triebe, indem er die Welt, in der er als Gast einherschreitet, in sein Bewusstsein aufnimmt. Der moderne Aesthetizismus, der in

Schönheit leben will und deshalb — l'art pour l'art preist, besitzt in dem »Ardinghello« das Ahnenbuch, das indessen viele nur in die Hand nehmen werden, weil es die Emanzipation des Fleisches predigt. Es ist kein Zufall, dass die Jungdeutschen, die wahrhaftig keine Dichter waren, auf diese Herrlichkeit in Worten hinweisen mussten. Es ist auszeichnend, starke, edle Väter zu besitzen, besonders wenn man selbst sehr wenig vornehm ist. Aesthetische Enkel, ästhetischer Pöbel! So darf man in Deutschland sagen, wo die Erbsünde jeder Kunst — Theorie heisst.

7. Wer die Schönheit im Reich der Kunst sucht, findet sie immer. Ich möchte dem Neudruck des »Ardinghello« viele jener Leser wünschen, die wissen, dass Geist und Sinnlichkeit in einer südlichen Welt andere Gegensätze sind, als im Norden. Wer mit historischen Blicken in diese Welt Heinses sieht, wird auch bald merken, dass dieses Buch eine Brücke, kein Aufenthalt ist. Soll ich sagen, dass die Kunst die Rechtfertigung dieser Welt des Südens ist? Doch damit rühre ich an eines der tiefsten Probleme, das in einem anderen Sinne Gegenwartsproblem ist als das Berliner Gezänke um fragwürdige Werke oder gar die »deutsche Kultur«. Jedenfalls wird man gut thun, gleich nach dem »Ardinghello«, der mit einem poetischen Hinweis auf das Schicksal ausklingt, einige Chroniken Stendhals zu lesen. —

GEDICHTE/ VON RUDOLF BORCHARDT.

Gefühle des Schicksals.

I.

LAUTE der Dämmerung, Saiten-Spiel der Einsamkeit,
Ihr sprecht wie einst, doch besser wärs, Ihr sprächet nicht;
Zu sehr verführend lockt Ihr mir das kindische
Aus seinem Schlaf, das Herz, da ich es eingewiegt.
Wer stillt mir dann sein Weinen, wenn Ihr schweigsam seid,
Wer dämpft sein irres Singen in der bangen Nacht,
Wenn Regen durch die dunkle Nacht herunterfällt?

II.

Wo ist mein Sommer? Gebt mir Antwort, wenn ihr könnt,
Wind-Harfe, Regen-Flöte! Trüber süsser Mund,
Gieb mir nicht Antwort, wenn Du solche Antwort giebst.
Mein Sommer liegt im groben Grase eingewühlt,
Ich weiss, die schweren Amseln hüpfen über ihn,
Er spürt es nicht. Er deckt sich Mund und Augen zu.
Das stumme Schluchzen schüttert seinen schmalen Leib.

III.

Laute und Flöte, oh geliebtes Saiten-Spiel,
Schweigt mir und hauchet, wem Ihr wollt, Unruhe zu;
Ich will mein Ohr vergraben in den Epheu-Baum;
In seine Blätter dräng ich meinen Mund hinein,
Dass er nicht ausbricht, wenn Ihr also weitersingt.

IV.

Schön ist erfahren sein und in der Luft der Welt
Dastehn als einer, der in seiner hohlen Hand

Unglück und Wonne lächelnd ausgewogen hat.
Doch besser wäre uns der volle Blumen-Kranz
Um eine tote Kinderstirn und dass wir früh
Hinabgegangen wären in das schöne Haus
Des Hades, kaum die ungewisse Kümmernis
Des Dunkels spürend auf dem leichten Augenlid.
Nun aber wandeln Tag und Nächte über uns
Und giessen Schicksal, das nicht auszusagen ist,
Hinunter, Pein und schlimmere Lust in Pein gemengt —
»Ausharren« heisst das ungeheure Drohungs-Wort,
Das Leichenantlitz mit dem dumpfen Augen-Stern,
Vor dem die Maske »Leben« aufgebunden ist.
Dass Du gemein seist, will dies niedere Dasein sehn,
Die gerrige Kot, aufspringend unter Deinem Fuss,
Spült schon sein grauenhaftes Bett für dich heran.
Sei seines gleichen! Wüte! sprich Dein Innerstes!
Der schlechten Stunde, jeder feilen Lust des Bluts
Leibeigen, wirf Dich endlich an Dich selber fort,
Gieb Dich dem Tiere, das mit tausend Armen reisst! —
Dies aber ist von Göttern, dass wir edel sind
Wie Stahl der Klinge, dem der Held sein Leben traut,
Zerhau'n doch nicht abbrechend, oder wie der Leib
Der edelen Säule, die so schön die Wucht des Dachs
Auf ihrer Stirne über allem Leben hält.
In stummen Nächten, als mein Herz sein Bittres schrie,
Erbarmte seiner sich der Mund der Finsternis,
Wie eine breite Lohe schien dies Wort hinab:
»Das Edle bleibt so edel, weil DU stehst und trägst«.

Sisters.

An Frll. Margarete R. und Winifrid F.

Ich sah auf einer fernen Galerie
Die Schwestern stehen, streng vor blassem Land,
Das rote und das dämmernde Gewand
War Melodie, wie sie der Meister nie

Dem dunklen Munde seiner Laute lieh;
Von Traum zu Träumen abendlich gewandt
Und, stumm sich kosend mit Gesicht und Hand,
Wie Dunkel vor der Helle ruhten sie.

Gesichte such ich, die im Innern, schwebend
Mir wach sind, aber keins in dem Gewimmel
Wie dieses weiss ich süss und dunkel lebend;

Fern ist das Feld, wo Horen, nah verschwistert,
Die schönen, wandern, — und die alten Himmel,
Wo Pallas einsam steht und Iris flüstert.

HERZLIED/ VON M. DAUTHENDEY.

DER Abend trägt die Dinge fort,
damit die Herzen zueinanderrücken.
Noch die Nacht hat einen glühenden Faden, der uns beleuchtet,
Keine Dunkelheit trägt Dich aus meinem Aug'.

Wenn die Sonne unter den Bäumen hingeht,
Und die Nacht aus dem Gras aufsteht,
Folge ich Deines Herzens brennender Spur.
O nimm von meinen Lippen den lautlosen Schwur.

Sehnsucht gab mir ihr weites Kleid,
Seine Naht ist lang wie die Ewigkeit;
Streicht die Sehnsucht um das Haus,
Trocknen die plaudernden Brunnen aus;
Die Tage kommen wie Tiere daher,
Du rufst ihre Namen, sie atmen nur schwer;
Du suchst Dich im Spiegel, der Spiegel ist leer,
Hörst nur der Sehnsucht Schritt,
Du selbst bist nicht mehr.

Ich geh die schlanke Strasse,
Es fehlt mir nichts als mein Weib.
Sie hätte zwei Brüste zu geben,
Die Lust zum Sterben und Lust zum Leben;
Es fehlt mir nichts als ein Weib.

Ich geh durch Wälder aus hartem Holz,
Schnee sitzt am Berg wie blanker Stolz,

O käme die Schwachheit als Zeitvertreib,
Süss ist in den Armen ein schwacher Leib,
Es fehlt mir nichts als mein Weib.

Kommt der Mond den Weg entlang,
Legt seine Wang an meine Wang,
Redet mir in's Herz hinein:
Ihre Lippen sind sengend wie Feuerstein,
Ihre Augen sind selige Inseln im Meer,
Bang wie die Nacht ist ihr Herz,
Und an Wollust schwer.

O Mond, sprich nicht weiter, ich sterbe schon.
Und die Sehnsucht trug mich halb todt davon.

Ich gehe Deinen Augen nach,
Drinn ruht die Liebe im frommen Gemach.
Mit heimlichen Armen ladet sie ein,
Sie badet mein Herz im ältesten Wein,
Ich glüh wie Sand auf heissen Wegen,
Blüh wie die Erd im warmen Regen,
Ohn' Willen geh'n meine Füsse hin,
Seit ich in deinem Aug das Feuer bin.

Deine Augen verschweigen nichts mehr,
Und die Welt ward mein eigen,
Mit roter Geigen Genuss spielen die Tage uns auf,
Die vielen Lieder sind Blumen vor unserm Fuss.

Die Liebe steht wie ein singender Vogel
Ueber Deinem und meinem Haupt,
Sie hat die Erde mit Trauben besteckt,
Und die Masten meiner Schiffe wie frohe Bäume belaubt.
Du hast Dein Herz in meinen Garten gelegt,
Und mein Garten wird von Deinem Herzblut gepflegt.

An Deinem Haar, das Dich wie ein Himmel schmückt,
Daran hangen mit schwerem Gewicht
Wie goldene Spangen meine Freuden,
Die Bäume meiner Wünsche haben
Sich mit Wurzeln und Kronen verfangen.
Dein Haar trägt der Liebe wunderbar Feuer,
Der Dich anschaut, teuer wird ihm das Leben.

Es küssen mich prangende Lippen
Und nehmen mein Herz in den Schooss,
Nun ruht es vom bangenden Wandern,
Es wird wie das Feuer allmächtig
Und wie der Tod ungeheuer.

STELLA UND ANTONIE/ TRAGIKOMOEDIE IN VIER AUFZUEGEN/ VON OTTO JULIUS BIERBAUM.

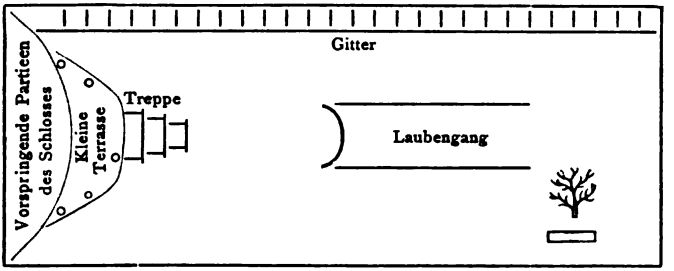
Personen:

Johann Christian, Direktor einer wandernden Schauspielertruppe.
Stella, seine Frau.
Antonie Comtesse von Birkenthal-Farrenstein.
Der alte Graf, Die alte Gräfin } ihre Eltern.
Franz Friedrich Graf von Schankwitz-Plessenburg, ihr Verlobter.
Hans Graf Zürben, Franz Graf Pröhlen } ihre Vettern.
Doktor Wurmbrand
Christoph, Kammerdiener des alten Grafen.
Jacob, Kammerdiener des Grafen Schankwitz-Plessenburg.
Der Komiker, Der Heldenspieler, Die Heldenmutter, Der Heldenvater, Die Liebhaberin } Mitglieder der Johann Christianschen Truppe.
Der Dorfschulze
Vier Harfenmädchen.

Damen und Cavaliere. Bediente. Bauern. Schauspieler.

Das Stück spielt in Schlesien Anfang des 18. Jahrhunderts.

ERSTER AUFZUG.



EIN Teil des gräflich Birkenthalschen Gartens. Links tritt das Schloss in einem Bogen vor. Eine ganz niedrige Terrasse, durch zwei Stufen mit dem Garten verbunden und von einer, an den Stufen offenen niederen Säulenbrüstung umgeben, liegt davor. Auf der Brüstung Kandelaber mit Windlichtern. Gegenüber der Terrasse ist erst ein freier mit Kies bestreuter Platz, dann folgt eine hohe sich rechts verlierende Wandellaube aus geschorenen dunkelen Bäumen. Vor dem waldigen Hintergrunde ein hohes schmiedeeisernes Gitter, dessen einzelne Abteilungen durch grosse eiserne Laternen bezeichnet werden. Rechts vorn eine Steinbank; dahinter, in einem Busch, eine Amorstatue.

Es ist ein halbheller Sommerabend. Die hohen Parterrefenster des Schlosses sind erleuchtet. — Die gräflichen Diener sind damit beschäftigt, die Windlichter der Terrasse, die Laternen auf dem Gitter, sowie bunte Lampions anzuzünden, die in der Wandellaube hängen.

Vor der Terrassentreppe, etwa drei Meter von ihr entfernt, sitzen vier Harfenmädchen. In dem Laubengange bewegen sich Schauspieler und Schauspielerinnen. Ihr Kostüm deutet auf die verschiedenen griechischen Gottheiten (nach dem Geschmacke vom Anfang des 18. Jahrhunderts).

Auf der Bank vorn rechts sitzt, als Apollo kostümiert, *Johann Christian* und brütet vor sich hin.

Aus der Laube treten heraus und bleiben auf dem Kiesplatze gestikulierend stehen: *Der Komiker* (als Bacchus), der *Heldenspieler* (als Mars), die *Liebhaberin* (als Venus), die *Heldenmutter* (als Juno). *Christoph* und *Jacob* treten hinzu.

Jacob (jung, geschniegelt und gespreizt, immer den Feinen und Welterfahrenen herauskehrend): Man probt noch, wie ich sehe? Bischen Lampenfieber, wie? Aeh, hoffen doch, dass alles klappt? Wie? (Zur Liebhaberin) Ah, quelle belle demoiselle! Sehr amöne Dame das! Sehr amön! Spielt wohl das verliebte Frauenzimmer? — *Die Liebhaberin:* Was sollte ich in Gegenwart eines so entzückenden Kavaliers anderes spielen? — *Jacob:* Vous me flattez, mademoiselle, vous me flattez. Oh, les actrices! Je connais ça. Sehr gewandte Zungen. Das kommt vom Metier. Ich, äh, ich habe in Paris, im Théâtre français, — oh, c'est un théâtre! un théâtre! — äh, ich habe da die berühmte Demoiselle ... äh, wie hiess sie doch nur, die berühmte ... ah, ihre Athalie, ihre Athalie! ... — *Der Komiker:* Es wird doch nicht die leibhaftige Demoiselle Coucheavec gewesen sein? — *Jacob:* Just die! Just die! Ich habe sie — äh, man versteht mich — hähä, enfin: sie meinte, ich hätte enormes Talent für die Komödie. Indessen, ich zog den gräflichen Dienst vor. — *Der Heldenspieler:* Ich danke unterthänigst. — *Jacob:* Wieso!? — *Die Heldenspieler:* Weil unsereins sich nicht weiter unterstehen könnte, auf der Bühne zu agieren, wo ein so gestalter Adonis seine Strahlen wirft. — *Jacob:* Wohl möglich, Herr, wohl möglich! Ich sah in der That nur selten, ausgenommen natürlich Paris, Acteurs, die in jeder Hinsicht den Anforderungen entsprochen hätten, die von der feinen Welt in Ansehung des

Savoir vivre gestellt werden. Denn, was ist die Kunst? Sich galant bewegen, sich chevalierement expressionieren. Aeh, und von wem wollt ihr das lernen? — *Der Komiker:* Von den Herren Lakaien. — *Jacob* (sieht ihn hochnäsig an): Mit dem Bauch nie! (zur Liebhaberin) Demoiselle werden heute eine grosse Rolle haben? — *Die Heldenmutter:* Sie darf die Venus spielen. Es ist ein Zufall. — *Die Liebhaberin:* Darf!? Hahaha! — *Die Heldenmutter:* Was denn sonst? (zu Jacob) Der Herr muss nämlich wissen, dass sie für gewöhnlich die Zofen macht. Nur, weil unsre Direktorin durchgegangen ist ... — *Die Liebhaberin:* Lieber Zofen als alte Weiber. — *Die Heldenmutter:* Was? Du! (Macht Anstalten zu einer wütenden Entgegnung). — *Der Komiker:* Schweig, Juno, des erhabenen Zeus Gemahl! — *Jacob:* Wie sagtet ihr: Durchgegangen? Die Direktorin? Aeh! Höchst interessant! Ein schönes Weib gewesen, was? — *Der Komiker:* Ihr dürft ruhig beim pot de chambre eures gräflichen Herrn schwören, dass sie schöner ist als irgend eine Gräfin, die ich noch gesehen habe. — *Jacob:* Bah, une beauté de théâtre! — *Der Heldenspieler:* In diesem Punkte, Mann im Sammetfracke, denken die Grafen anders, als ihre Hosenausklopfer. — *Jacob:* Er ist ein Flegel, und ich spreche nicht mit ihm. (Zum Komiker): Ist sie mit einem Kavalier durchgegangen? — *Der Heldenspieler:* Nicht einmal mit einem Lakaien. — *Der Komiker:* Halt deine schwerterspitze Zunge in der Lippenscheide, Männermordender! Dieser Herr hier teilt nachher die Trinkgelder aus, und du bist durstiger nach Rotspohn, als nach Blut. (Zu Jacob): Mit unserm Souffleur, Gott sei's geklagt, ist die Bestie durchgebrannt. Ein Kerl, sag ich euch, mit dem es keine Vogelscheuche der Welt an Scheusslichkeit aufnahm. Wenn wir einen Buckligen brauchten oder ein Subjekt, das mit der Zunge

anstösst, oder so ein recht gemeines und niederträchtiges Luder, dass das Paradies vor Grausen ins Parkett spie, dann liessen wir ihn auf die Bühne. Sonst durfte er höchstens die Lampen putzen. — *Jacob:* Eh, fi donc! Wie ist das möglich? Ein schönes Weib, sagt ihr? — *Der Komiker:* Bei meinem Bauch: beinah so schön wie ihr! Ja, mein Herr Kämmerling, die Weiber sind eine Nation mit sonderbaren Einfällen. Ich glaube, dass selbst ein gräflicher Lakai, der Paris gesehen hat, bei ihnen nicht vor Ueberraschungen sicher wäre. — *Jacob:* Wieso!? — *Der Komiker:* Exempli gratia: Habt ihr schon einmal gehört, dass ein Mensch, der sich an Malvasier satt getrunken hat, seine Seligkeit im Essigfasse sucht? — *Jacob:* Wieso!? — *Der Komiker:* Oder dass ein Mensch, der zuviel Trüffelpasteten gegessen hat, nach faulen Fischen lüstet? — *Jacob:* Was soll das!? — *Der Komiker:* Das ist figürlich gesprochen, mein Herr Lakai, und will besagen: Wenn man die Weiber mit Liebe überfüttert, kommt sie's an, dass sie dessen satt werden, und dann schreien sie nach faulen Fischen. Lasst euch eine Maxime verabreichen aus der Apotheke der Lebensweisheit, Fürtrefflicher: Das Frauenzimmer hat ein grosses natürliches Talent zur Gemeinheit . . . — *Die Liebhaberin:* Na aber, ich bitte . . . — *Der Komiker* (sie am Kinn fassend) . . . und die hübschesten sind die talentvollsten. (Zu Jacob): Ich hoffe, ihr nehmt euch mal eine hässliche. — *Christoph* (immer bieder und mit einer gewissen subalternen Würde): Mein guter Herr! Er soll nicht so reden! Und am wenigsten hier und am Verlobungstage unserer gnädigsten Comtesse. Nein, nein: Schweig er! Das ziemt sich nicht. Wahrhaftig und in der That, das ziemt sich nicht! Ich bitt euch: führt euch manierlich auf und vergesst mir nicht, wo ihr seid. Denn über alles liebt sie gute und

wohlanständige Manieren. — *Der Komiker:* Tausend Dank für die Belehrung, alter Herr. Wir wollen sie ad notam nehmen und uns so verstellen, dass man meinen Schmeerbauch für ein Magazin der guten Sitten halten und den grossen Vater Zeus nicht von einem gräflichen Haushofmeister unterscheiden soll. — *Die Liebhaberin:* Ist sie schön? — *Christoph:* Sehr, sehr schön. Wahrhaftig und in der That: sehr schön. — *Die Heldenmutter:* Man sagt ihr eine spitze Zunge nach. — *Christoph:* Man thut Unrecht, so zu sprechen. Oh nein, sie ist gut; wahrhaftig und in der That: gut. Was will das heissen, meine lieben Leute, dass sie es wohl ein wenig gerne hat, ihren Spott zu treiben? Oh ja, das hat sie freilich gerne. Denn sie ist klug und niemand kommt gegen sie auf. Der hochgräfliche Herr Bräutigam selber schweigt nur immer vor ihr, ja, wahrhaftig und in der That: er schweigt. — *Jacob:* Aus Courtoisie, müsst ihr verstehen, alter Freund, wie es sich in feinen Häusern ziemt. — *Christoph:* Wohl, wohl, nun ja, in der That und wahrhaftig, es mag aus dem oder jenem Grunde sein: er schweigt. Gott gebe ihnen Glück und Eintracht! — *Die Liebhaberin:* Liebt sie ihn denn? — *Christoph* (bieder): Das ist unziemlich gefragt. Sie sind mit einander aufgewachsen, und die gnädigste Gräfin hat mir schon vor zehn Jahren gesagt, wahrhaftig und in der That vor zehn Jahren —: Christoph, hat sie gesagt: kann er sich ein schönres Paar denken, als unsere Antonie und Junker Franz Friedrich? — *Der Komiker:* Ei, dann erfordern es schon die guten Manieren, dass sie sich lieben! — Das heisst, alter Herr, ich weiss nicht: gehört die Liebe überhaupt zu den guten Manieren? — *Christoph* (bieder): Ich verstehe euch nicht. — *Jacob* (zum Komiker): Ihr sprecht wie Plebs. Man liebt sich in den niederen Schichten. In höheren Kreisen geht man eine

Liaison ein. Unsere beiden gräflichen Häuser werden es sich sans doute überlegt haben. (Die Thüre hinter der Terrasse öffnet sich; Graf Franz Friedrich tritt heraus.) Da: der Herr Graf! (Geht auf ihn zu, seine Befehle erwartend.) — *Graf Franz Friedrich* (auf die Terrasse tretend): Alles parat? Eilt euch! Macht! Hol einen von den Komödianten her! — *Jacob* (wendet sich um; man weist ihn an den Heldenvater, der am Eingang der Wandellaube, im Kostüm des Zeus, steht. Jacob geht auf ihn zu und bringt ihn zu Franz Friedrich, der mittlerweile in den Garten getreten ist. Dann, auf einen Wink des Grafen, ab.) — *Graf Franz Friedrich:* Nun, fertig? Es möchte beginnen. — *Der Heldenvater* (sehr tiefe Stimme, immer feierlich und deklamatorisch): Wir sind des Winks gewärtig und bereit, die Herrlichkeiten des Olymps zu zeigen. Venus im Netz heisst unser Spiel. — *Graf Franz Friedrich:* Schon gut. Gebt euch Mühe! Die Comtesse ist an das Beste gewöhnt von der Residenz her. Wenn ihr eure Sache brav macht, soll es euch nachher an nichts fehlen. Sogar Canarisekt sollt ihr haben. — *Der Heldenvater:* Wir wissen, vor wem wir die Ehre haben, zu spielen. Diese Kostüme da kommen nur vor einem hochadeligen Publico auf die Scene, und unser Stück wird nur an gräflichen Verlobungstagen aufgeführt. Auch hat unser Direktor, des Dienstes der Musen wohl gewohnt und kein Fremdling auf dem deutschen Parnasso, ein eigenes Carmen für den erlauchten Gegenstand dieses begnadeten Abends aufgesetzt und wird es dem durchlauchtigen Brautpaar und hochdero Gesellschaft und Gefolge selber vortragen. — *Graf Franz Friedrich:* Wo steckt denn der Direktor? Warum steht er nicht an Seiner Stelle? — *Der Heldenvater* (sehr wichtig): Im Stuhl dort, gräfliche Gnaden, tief versenkt in poetische Meditation, ganz

hingegeben der erhabensten Aufgabe. — *Graf Franz Friedrich:* Dass mir der Lümmel nur nicht stecken bleibt. Die Comtesse dürfte ihm sonst jedes Haar aus seiner göttlichen Perrücke zupfen, und der Herr Apollo würde geschunden, dass er sich nicht mehr unter Menschen sehen lassen kann, geschweige denn unter Göttern. (Will auf Joh. Chr. zu gehen.) — *Der Heldenvater* (mit aufgehobenen Händen): Oh, wollen ihn jetzt nicht stören in seiner Inspiration, gräfliche Gnaden! Seht, er memoriert! — *Johann Christian* (halblaut, für sich, den Blick nach hinten):

Wenn man vergessen könnte, untergehn
Im Quark des Lebens! Blind sein, taub sein, leer
Und niederträchtig sein. Wenns doch nicht brennte
Im Herzen wie Geschwüre! — Ach, es hört nicht auf!
Nur immer sie und immerfort nur sie!
Ich bin besessen von der Kreatur,
Mein Blut ist angesteckt von ihr, ich bin
Besessen! (Die Fäuste schüttelnd, laut.) Fort von mir, Schmach
der Erinnerung!
Ich spei dich an! Kämst mir wieder jetzt,
Ich würgte dich, ich träte dich von mir,
Besudelte! —

Graf Franz Friedrich: Ich hoffe, dass er sich nachher etwas menagieren wird. Das scheint mir nicht die richtige Art zu sein, ein Verlobungscarmen vorzutragen. Sag er ihm das, und dass er sich sputen soll. In zwei Minuten kommt die Gesellschaft auf die Terrasse. (Geht zurück ins Schloss.) — *Der Heldenvater:* Es wird alles nach Eurer gräflichen Gnaden Befehlen geschehen. (Eilt auf Johann Christian zu): Um Gotteswillen, Direktor, was redest du da! Mir zittern die Kniee. Wenn ein Mensch hörte! Bedenke, wo du bist! Ermanne dich! Mach dich frei

von diesem Wahnsinn! Oder sie werden uns mit Peitschen vom Hofe jagen, und wir brauchen Geld! Hast du das Carmen fertig? — *Johann Christian* (wie abwesend): Was für ein Carmen? (Die Augen schliessend, Kopf hintenüber):

Als ich zum erstenmal sie sah! Mir schien,
Das Leben selbst, die Holdheit der Natur,
Kindheit und Liebe, Güte, Frommheit, Lust,
Alles was gut und klar ist, stand vor mir.
Das Wasser trat mir in die Augen; heiss
Schwoll mir das Herz; ich jubelte inwendig,
Und kaum ertrug ich's, dass ich schweigen musste.
So schön war sie, so unbegreiflich schön!
Mein Mädchen! rief's in mir, mein Mädchen du!
Wer du auch bist, ich bin dein Knecht, ich bin
Fortan nur da, bei dir, für dich zu sein! — — — —

Glückselig war ich. Ach, dies Glück ist wert,
Dafür verdammt zu werden und versenkt
Im tiefsten Schlamm. (Blickt auf.)
Welch' Carmen, sagst du? —

Der Heldenvater (händeringend): Herr des Himmels! Welch' Carmen?! Mensch, du bist verrückt! (Schüttelt ihn an den Schultern.) Hast. . du . . es . . nicht gemacht?! In drei Minuten sollst du vor der Comtess stehen und sie andeklamieren! — *Johann Christian* (höhnisch): Erhabene Aufgabe! Einer hochgräflichen Gans Perlen der Poesie ins Haar flechten, weil sie einen hochgräflichen Gänserich eingefangen hat. Vortrefflich! Vortrefflich! Apollo mit der Leier, Süssholz im Maul, die Augen verdreht vor lauter Himmelswonne, weil ein Frauenzimmer ihren Zweck erreicht hat. Der ganze Olymp auf die Beine gebracht, weil wieder

mal Aussicht vorhanden ist, dass ein dummer Kerl Hörner kriegt. Heisa, ihr Musen, munter, munter! Singt und zeigt eure Beine! Ihr seid ja auch von dem Geschlechte! . . . Ah, mich ekelt des Handwerks! . . . Lasst mich als Vulkan auftreten, den hinkenden Hahnrei! Für diese Rolle hab' ich ernstlich Studien gemacht. — *Der Heldenvater* (mit dem Fuss aufstampfend): Denk endlich an dich, an uns und vergiss die Kanaille! — *Johann Christian* (wild): Wag es mir nicht, sie zu beschimpfen, Larve! (Plötzlich weich, fast zärtlich, seine Hand ergreifend): Hast du sie nicht gekannt? Hast du sie nicht täglich gesehen? Ihre Blicke so aus der Tiefe, so wunderbar gut und innig? Und wie sie alles bezauberte? Wie jedes Tier sich ihr schmiegte? Lebloses ihr lebendig ward? Wie sie mit, ihren Haubenbändern sprach, eine Maus aus ihrem Sacktüchlein machte, die Schatten ihrer Finger an der Wand spielen liess — ein Kind in allen Gnaden der Unschuld und Heiterkeit! — Wenn sie ging, sprich, war es nicht ein Tanz? Jede Wendung ihres Kopfes, sprich, war es nicht wie ein tröstliches Geschenk: Seid fröhlich, fröhlich . .!? Und habt ihr nicht alle mit mir empfunden, dass jedes Wort von ihr eine Liebkosung war? . . . Wenn mich nur ihr Aermel streifte, fühlte ich das Innerste des Lebens, und ich machte meine Arme hinter ihr auf, wenn sie ging, und rief in meines Herzens strömender Gottseligkeit: Ich bin ein Verlorener, der alles gewonnen hat! Oh, du hättest sie sehen sollen, wenn wir alleine waren und die heimliche Blume ihrer Zärtlichkeit aufging! Wenn sie schlafend lag und im Schlafe meinen Namen lallte und ihre nackten Arme liebkoste, ihre Fingerspitzen küsste und mich dazu nannte! Dann trat ich zu ihr und küsste sie im Schlafe und sprach: Stella, schöne Stella, sieh, ich bin der Kaiser, und ich liebe

dich. Auf meinem Throne sollst du sitzen und im Goldwagen fahren, Kaiserin sein, Kaiserin Stella, — nur für einen Kuss, nur für eine schnelle Nacht! — Und sie machte ein Mäulchen im Schlaf und lallte wie ein erschrockenes Kind: Geh weg, Kaiser, pfui, Kaiser, du hast einen langen Bart und bist langweilig, —: meinen Christl will ich, eíjola, bloss meinen Christl, und gar niemand sonst! Christl, rief sie, Christl, bist net bei mir? Und nahm mich in die Arme und küsste mich. — *Der Heldenvater:* Und ich sage dir, von deinen Träumen werden wir nicht satt. Und ich sage dir, dein Wahnsinn richtet uns zu Grunde. Und ich sage dir, du bist kein Mann, sondern ein Jammer. Wach auf, reib dir die Augen und schäme dich! Ein Kerl, wie du, jung, fest auf den Beinen, mit solchen Augen und einem Schädel voller Imagination, und kann so eine Putaine nicht vergessen! Statt allen Göttern zu danken, dass er sie los ist, dass er frei ist, dass er keine Lüge mehr im Bettsack hat, sitzt er da mit Rändern um den Augen und wimmert wie ein Lateinschüler, dem der Magister den Hintern gestrichen hat. Pfui, sag ich, pfui, und nimm dich zusammen, sonst geht es schlimm! Wir sind unser Zwölf und wollen Brot! Brot, Direktor, Brot! — *Johann Christian:* Das war so wunderbar an ihr, dass sie niemals klagte, niemals forderte. Hungerte und bettelte, lief schier nackt in Lumpen und lachte, lachte! Oder war gar lieb in ihrer süssen Ohnmacht und Hilflosigkeit . . . Ich sehe sie vor mir stehen in ihrem armen kurzen Rocke, heimgekommen von dem Bettelgang mit den Karten, nur ein paar Heller in der Schürze, — wie lieb und ängstlich steht sie da, — oh du, du mit deinen braunen Rehaugen, doppelt schön in deiner Scheue! — und sagt es hin wie ein klein Bettelkind: Ich hab halt nix kriegt. (Ueberströmend): Oh du! du! auf den Knien vor dir, meine

Stirn auf deinen zerrissenen Schuhen! (Plötzlich, wie erwachend): Wie? Du? Du wagst es wieder? Du drängst dich her? Schamloseste! Niederträchtigste! Dirne! Fort! — Du —: Lügnerin! Du —: Gauklerin! Metze! Metze! Mit dem Feuer meiner Küsse auf deinen Lippen, mit dem Sturm meiner Verse in deinem Herzen hast du dich in die schmutzigsten Arme geworfen, die je ein Weib umfasst haben ... Hahaha, welch ein Galan! Welch ein Galan! Wahrlich, so zeichnet der Himmel nur die auserlesensten Schufte! Trieften nicht seine Augen, die entzündet waren von Scheelsucht? Blieben nicht die Jungen auf der Strasse stehen und höhnten, wo der Unhold humpelte? Stank seine Gemeinheit nicht auf zehn Ellen weit her? Und seine niedere, flache Stirne, was war sie mehr, als ein Schild, darauf geschrieben stand: dieser da ist ein Lügner, ein Dieb, ein Feigling! ...? ... Ah, und dieses missratene Gemächte berührt sie! Mit diesem Zerrbilde von Mann läuft sie durchs Land, seinen schmutzigen Atem um sich, wie in eine Staubwolke gehüllt von seiner Gemeinheit, — keine Pore mehr an ihr, die rein wäre, innen und aussen besudelt durch und durch... Geht mit ihm! Geht mit ihm! (Packt den Heldenvater und schüttelt ihn.) Ist es möglich! Ist es möglich! Mensch, sage mir: warum träume ich so unflätig! — *Der Heldenvater:* Lass mich los! Mir graut vor deinem Wahnsinn! (Macht sich los, wendet sich um): Herr, Herr Gott, schon alle Lichter an! In einer Minute müssen die Herrschaften heraustreten (Flehend.) Direktor! Direktor! Sieh: ich alter Kerl bettle dich an: Richt uns nicht zu Grunde! Nimm dich zusammen, nur für eine halbe Stunde zusammen. Wozu hast du deine Kunst, wenn sie dir nicht hilft, über eine Elende wegzukommen. — Ich sage dir: schäme dich! Das ist mir ein Kerl, der in jeder

Pfütze ersäuft! — Kurasche, Direktor! Solche Sachen lässt der liebe Gott einen rechtschaffenen Komödianten erleben, damit er nur umsobesser Komödie spiele. Und gar du, — ein Dichter! — (Wieder weinerlich.) Du hast doch das Carmen gemacht? — *Johann Christian* (aufstehend): Haben wir derlei nicht immer auf Lager, alter Mann? (Fast renommistisch): Was für ein miserabler Dichter und Direktor wär' ich, wenn mir keine hohen leeren Worte zu Gebote stünden, wie Blechkronen und Pappszepter? Das geht von mir wie Winde — haha! Sei ruhig, Alter, ich sag meinen Spruch. (Wieder verändert, leise zu sich selbst): Ich bin es jetzt gewöhnt ins Leere zu reden, und es wird mir angenehm sein, zu plappern, — denn es ist da eine Stimme in mir, die überschrieen sein will. (Zu dem andern, fast lustig): Ja, Kerl, ich will an nichts denken und nur die Vershaspel schnurren lassen. Mit geschlossenen Augen will ich dastehen und auf Mord und Tod unseren hausbackensten Unsinn herunterleiern. (Leiser.) Verhüte nur der Himmel, dass ich nicht wieder Gespenster sehe. — *Der Heldenvater* (ungeduldig): Lass verfaulen, was tot ist. Es giebt keine. — *Johann Christian:* Aber man sieht sie, und die lebendigen sind die bösartigsten. — Siehst du, das ist es: sie lebt mir noch, und nicht bloss da (auf die Brust schlagend), — nein, auch im Aug. — Ich hab die Kanaille zu tief angesehen, — sie steht in meinem Auge, wie das Bild des Mörders im Auge des Toten. — Glaubst du, ich sehe ein ander Weib ausser ihr? Glaubst du? (Wild, verzweifelt): Hahaha! Dann wäre das Spiel leicht. — Aber was ich sehe, wird zu ihr! Jedes Weib — sie! Sie mit ihrem Lachen! Sie mit ihrem Wiegen der Hüften! Sie! Sie! (Er schüttelt sich.) Drum darf ich keine ansehen und stehe vor ihnen wie ein Knabe mit unfreiem Blick, der sich vor

den Mädchen fürchtet. — *Der Heldenvater:* So sieh in Gottes Namen dem Teufel seiner Grossmutter unter die Unterröcke, aber, ich bitte dich, triefe dabei von Honig und schwimme im Fette poetischer Lobhudeleien und denk: es gilt um die Verlobungsdukaten und für meine braven Kumpane. Wir wollen dir hinterher Absolution für die gröbsten poetischen Hundsfötte-reien erteilen, die nur je ein Hofdichter der deutschen Muse abgewaltsamt hat. Frisch, Direktor, die Welt will Honig ums Maul! — *Johann Christian* (lustig): Amen! Das ist: so sei es! Ich will Lavendelöl speien. (Sie gehen nach hinten in die Laube.) (Indessen sind alle Lichter angezündet worden. Die Schauspieler sind alle in der Laube verschwunden. Die grossen Flügelthüren öffnen sich. Die Comtesse, der Bräutigam, der alte Graf, die alte Gräfin und ihre Kavaliere und Damen treten auf die Terrasse, wo sie sich in Stühlen niederlassen, die Comtesse ganz vorn, allein. Sie hält ein langstieliges Lorgnon vor die Augen. In diesem Augenblick greifen die Harfenmädchen in ihre Instrumente. Nach einem Vorspiel singen sie):

Herr der Liebe wie der Tage,
Der du trennest und vermählst,
Und des Ehstands Lust und Plage
Im Verborgnen wägst und zählst,
Mische diese reinen Flammen
Durch des Geistes Kraft zusammen!

Gieb den zwei vertrauten Herzen
Eintracht und Zufriedenheit,
Leite sie bei Ruh und Scherzen
An das Ziel der Eitelkeit,

Bis sie dir in jenem Leben
Ihrer Liebe Pfänder geben.

Lass auch ihrer Eltern Augen
Noch an Enkeln Freude schaun,
Ihr Gebete müsse taugen
Und den Kindern Häuser baun,
Die nach deinen Vorsichts-Schlüssen
Jetzt einander brünstig küssen.

— *Antonie:* Hu, was für ein feierliches Carmen! Und mir scheint, lieber Graf, die guten Leute irren sich im Datum. Das klingt wie zu einer Hochzeit. Und so weit sind wir, dem Himmel sei Dank, doch noch nicht. — *Graf Franz Friedrich:* Teuerste Comtesse danken dem Himmel für einen Umstand, den ich auf das Lebhafteste beklage. Mein Glück hat jetzt den Glanz des Mondes; möchte es bald im Glanze der Sonne der Erfüllung strahlen. — *Antonie:* Um des Himmels willen, Graf, Sie werden poetisch und verderben dem Manne sein Entrée, der da hinten Anstalten macht, mit seiner Leier anzutreten; passen Sie auf, Graf, der wird die ganze Milchstrasse über uns ausschütten. Ich wette darauf, dass es sehr amüsant werden wird. — *Johann Christian* tritt vor; er schreitet langsam über den Kiesplatz, zwischen den Harfenmädchen durch bis nahe an die Terrassenstufen. Er blickt vor sich nieder und macht eine kurze Verbeugung. Nun beginnt er, nachlässig, wie wenn er etwas Eingelerntes hersagte, zu deklamieren, zuweilen gemacht pathetisch, zuweilen wegwerfend, immer die Laute im Arm):

Mich schickt, erlauchtes Paar, der göttliche Verein,
Der auf Olympus thront. Ich soll der Bote sein,

Der ihren Segen bringt und ihre Freude kündet,
Dass wiederum der Ring der Liebe sich geründet.

Antonie (zum Grafen.): Das ist im pretiösen Stil gesagt, Graf, damit ihr's wisst: »dass wiederum der Ring der Liebe sich geründet«. Sie müssen zugestehen, man kann gar nicht exquisiter ausdrücken, was zwischen uns vorgegangen ist. In der That: unser Ring ist rund; ich bestätige es; der göttliche Verein hat sich nicht geirrt. — *Johann Christian:*

Denn mit gewognem Aug' verfolgt der Götter Schar,
Was Amor unten treibt, und jed verliebtes Paar
Von adligem Geblüt und hohen Sinnes Wesen
Auf Marmortafeln ist's in Golde dort zu lesen.

— *Antonie:* Eine Preisfrage, Graf: Haben demnach die olympischen Steinschreiber viel oder wenig zu thun? — *Graf Franz Friedrich* schweigt, um Antwort verlegen. — *Antonie:* Frisch geraten ist halb geantwortet: Ja oder nein? — *Graf Franz Friedrich:* Meine Teuerste: ja! — *Antonie:* Falsch geraten, Graf, oder seid ihr wirklich ein so schwärmerischer Verehrer des Menschengeschlechts? Ich wäre mehr für nein. Aber gottlob: wir standen wenigstens aufgeschrieben. Unser Adel ist demnach echt. — *Johann Christian* (ungeduldig werdend, daher schneller sprechend):

Zeus selber, wie bekannt, verehrt der Erde Frauen,
Als Schwan bald, bald als Stier lässt er sich ihnen schauen,

— *Antonie:* Es ist nicht galant vom Vater der Götter, dass er sich in Feder- oder Rindvieh verwandelt, wenn er ein Rendezvous mit Damen sucht. — *Johann Christian:*

Als Wolke bald und bald als Regen voller Gold
War der Gewaltige der Erde Grazien hold.

Antonie: Passen Sie auf, Graf, hier können Sie was lernen und ihre Studien auf der Ritterakademie repetieren. Wie hiess die Dame, der er als Goldregen kam? — *Graf Franz Friedrich:* Es war die Danaë. — *Antonie:* Wahrhaftig, die Danaë. Ihr werdet mich in der Mythologie unterrichten müssen, Graf, — oder seid ihr bloss in des Zeus Abenteuern so gut beschlagen? — *Graf Franz Friedrich:* Ihnen zu Liebe, meine Teuerste, werde ich die Klassiker noch einmal lesen. — *Johann Christian* (schweigt statt fortzufahren.) — *Antonie:* Weiter Apollo, weiter, und vergesse Er doch nicht, manchmal in die Leier zu greifen, wenn die Saiten auch aus Bindfaden sind. Ueberhaupt die Haltung könnte göttlicher sein, und der Patron der Musen dürfte mich einmal ansehen. — *Johann Christian:* (Blickt kurz und zornig auf und sieht dann wieder grade vor sich hin.) — *Antonie:* Hu, Herr Jupiter ist beleidigt. C'est drôle. — *Johann Christian* (mit verhaltener Erregung):

Und so denn steh ich hier, von Jupiter gesandt,
Der junge Liedergott, die Leier in der Hand,
Und dies ist mir von Zeus in Gnaden aufgetragen:
Der edlen Braut zum Ruhm soll ich die Leier schlagen.

Antonie: Um gotteswillen, schont die Bindfaden! — *Johann Christian* (wirft die Leier weg; ingrimmig):

Ich aber, seht, ich werf die Leier weit von mir,
Was ich von Frauen weiss, steht in dem Busen hier,
Kein Saitenton und Sang weiss so es auszutönen,
Was ich im Herzen weiss, von euch, ihr edel Schönen.

Antonie: Mon dieu, verpulvere deine Leidenschaft nicht zu früh, edler Apollo; du wirst am Schluss keine Stimme mehr haben, wenn du schon jetzt schreist wie ein Pfannenflicker. — *Johann Christian:*

Oh ihr seid schön, weiss Gott, ein Blick von euch und hei,
Herz, Sinne, Hirn verbrennt und wird zur Wüstenei,
In der, ein Irrwisch nur, besessene Liebe glüht,
Und der Komet des Wahns an leeren Himmeln sprüht.

(Bewegung in der Gesellschaft. Der gräfliche Bräutigam beugt sich zu Antonie vor:) — *Antonie:* Aber ich finde das sehr amüsant. Der Mann fällt keineswegs aus der Rolle. Vielmehr, gottlob, — er kommt endlich hinein. Die Manier ist ja wunderlich, dass er auf einmal aufhört, sich wie Apollo auszudrücken, aber es wird wohl jetzt so Mode sein, und ich habe gar nichts gegen diese Mode. Im Gegenteil, wir werden ihn aufmuntern (Sie applaudiert; die Gesellschaft thut dasselbe.) — *Johann Christian* (sich zur Besinnung zwingend):

Mich schickt Gott Zeus, ich bin der Bote Gott Apoll,
Dem alle Musen hold, dess' Herz von Liedern voll.
Viel Schönheit sah ich schon, doch keine so wie hier,
Die Göttin Cyperns selbst reicht ihre Krone dir,
Erlauchte Braut, und muss voll von Bewunderung sagen:
Du bist es wert, den Kranz der Himmlischen zu tragen;
Dein Adel ein Demant, dein hoher Sinn: Saphir,
Dein Auge: Sonne selbst, dein Mund: Korallenzier,
Die Stirn ein Lilienblatt, dein Wuchs der Säule gleich,
Wer dich besitzen darf, ist aller Güter reich.

— *Antonie:* Jetzt ist er wieder in den alten Brei gefallen. Mir scheint, die Mode steht noch nicht fest. Und das Schönste ist, dass er meine süssen Qualitäten auf Treu und Glauben lobt. Apoll, ich ersuche dich zum zweitenmal, mir die Gnade eines göttlichen Blickes zu schenken. Ich halte dich sonst für einen göttlichen Lügenpeter und erkläre, dass du schamlose Flausen machst. — *Graf Franz Friedrich* (wichtig thuend): Er fürchtet,

meine Liebe, es könnte ihm gehen wie Zeus und er müsste sich in ein Tier verwandeln aus Begeisterung. — *Antonie:* Wahrscheinlich in einen Bär. — Ah, schon reisst er die Augen auf. Allerliebst! Er holt alles auf einmal nach. — *Johann Christian* (sie gross und starr ansehend): langsam:

Ja, Schönheit ist nur hier. Was wär des Lebens Qual,
Fiel nicht von euch darein der Schönheit Silberstrahl.
Das Herz steht sill vor Glück, sieht euch das Auge an,
Das nicht mehr sehen nun, das nur noch beten kann.
Andacht ist Liebe, Dienst am heiligsten Altar,
Nur der kennt Gott, der hier ein frommer Beter war.

— *Antonie:* Ich kenne mich nicht mehr aus. Ist er nun wieder Apoll oder das andere? Uebrigens dürfte er jetzt aufhören, mich mit seinen Blicken zu verschlingen. — *Graf Franz Friedrich:* Er dürfte überhaupt aufhören. Der Mensch scheint nicht nüchtern zu sein. — *Antonie:* Sie wissen nur mit Göttern und Dichtern nicht Bescheid, Graf. Lassen Sie ihn nur machen. Ich bin auf den Schlusseffekt gespannt. —

Johann Christian (ganz wie für sich, aber immer den Blick auf Antonie):

Wir sind in tiefer Nacht ins Leben ausgesetzt,
Von immer wacher Not und Angst und Gier gehetzt,
Und Mensch auf Mensch gejagt, in jeder Hand das Schwert;
Aus diesem Kampfe kommt nicht Einer unversehrt.
Doch eure Liebe, Fraun, macht alles Leiden gut.
Wohl dem, dess' Haupt betreut in eurem Schosse ruht!
Er kann, wie elend auch sein armes Leben sei,
Niemals ganz elend sein, ihm steht die Liebe bei.
Ob alle Bitternis sich über ihn ergiesse:
Ein Friedensort ist ihm in Gottes Paradiese,

Ein grüner Flecken Glück, wo eurer Schönheit Strahlen
Des Lebens Hässlichkeit mit Golde übermalen.

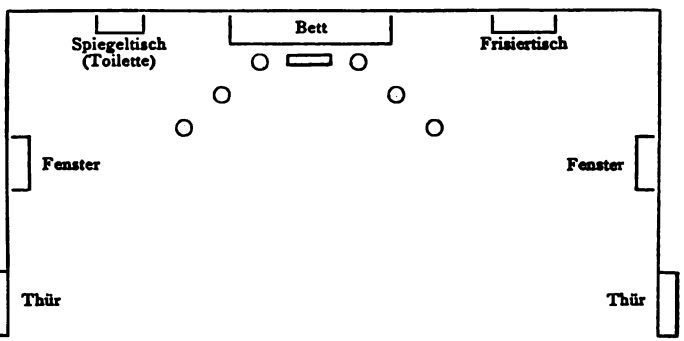
Die alte Gräfin: Das ist sehr schön gesagt; so hat man zu unserer Zeit gedichtet. — *Der alte Graf:* In der That, sehr schön. — *Antonie:* Der Herr ist überaus geschickt und ich komme jetzt hinter sein System: er führt für die verschiedenen Generationen verschiedene Stilproben vor. Wie schade, dass Grosspapa und Grossmama nicht auch dabei sein können. Die Paradigmensammlung würde noch reichhaltiger sein. — (da Johann Christian schweigt): Nun, hurtig, weiter, vielseitiger Dichter. Wir wünschen nun auch etwas Lorbeer aufs Haupt des Bräutigams. — *Johann Christian* (sich über die Augen fahrend): Des Lebens Hässlichkeit . . . pfui, pfui . . . ich will dich nicht sehen, ich will nicht! Geh fort sag ich, geh! (stammelnd): Erlauchtes Paar, ich bin der Liedergott Apoll — —
Nein, sag ich, nein, durch diese Augen kommt nie mehr dieses besudelte Bild. Erbarmen! Erbarmen! (sich zwingend)
Ich bin der Gott Apoll, mich sandte Vater Zeus. —

Graf Franz Friedrich: Was treibt dieser Mensch eigentlich? Es wird wahrhaftig Zeit, ihn abtreten zu lassen. Er ist sternvoll. — *Antonie* (die aufmerksamer geworden ist): Ich wünsche, dass er weiter spricht. Dieses Spiel fängt an, mich zu interessieren, obwohl ich es noch nicht verstehe. Der Mensch ist ein Künstler. — *Johann Christian* (ausser sich, schreiend): Thu nicht den Mund auf, Kreatur! Deine Silbertöne verfangen nicht. Halte dir keine Larve vor, lüge kein blondes Haar, — du bist es, bloss du in allen Vermummungen, eine so niedre Dirne, wie noch keine war! — *Der Komiker* springt vor, packt Johann Christian am Arm und raunt ihm zu: Um Gotteswillen, besinne dich! (Lauter, zu der Gesellschaft): Es ist eine Improvisation. — *Antonie:*

Sehr seltsam! Ein aufregendes Impromptü! Von einer gewagten Originalität. Aber der Mensch spielt ausgezeichnet. Bravo! Bravo! (Sie applaudiert). — *Die alte Gräfin:* Mir wird angst bei alledem. Was sind das für schreckliche neue Moden. *Der alte Graf:* Der Mensch atmet wie im Krampfe und blickt wie ein Wahnsinniger. Es ist genug! Genug! — *Antonie* (heftig): Nein! Nein! Weiter spielen! Weiter spielen! Bravo! (Applaudiert.) So klatscht doch! — *Graf Franz Friedrich* klatscht. *Johann Christian* (dumpf): Ich bin auf einer seltsamen Bühne. Es ist ganz dunkel um mich, und ich habe das Stichwort vergessen. Tausende stieren mich an und warten auf mein Wort, aber ich bin stumm. Wo ist der Souffleur (Plötzlich grell auflachen). Hahaha! Wo ist der Souffleur! Bringt mir den Hund her, in meine Fäuste den Hund! Und mit ihm sie! Für mich giebt es nur ein Stichwort! Dirne! ... Ah! Ah! Welche Schamlosigkeit! (Auf die Komtesse mit zitternden Fingern deutend): Da sitzt sie und lächelt! Lächelt, als wäre nichts geschehen! ... Glaubst du, ich wüsste nicht, dass all dein Lächeln, dein jahrelanges Lächeln, dein Wiegen in den Hüften, dein Gezwitscher, Küssen, Zärtlichthun, dass alles das nichts als Lüge war, feige, freche, lauernde Lüge? Niedrige Komödiantin, werde ernst! Ich habe ein Wort in mir, vor dem du ernst werden musst! ... Ah! Ah! Gebt mir das Wort! Gebt mir das Wort! (Er ist in fürchterlicher Aufregung. Einige der Gesellschaft erheben sich. Der Komiker drängt sich wieder vor). — *Antonie* (blass werdend, tonlos): Hier begiebt sich mehr als ein Spiel. (Zum Komiker.) Fort, Hanswurst. Ich will das Ende hören. — *Johann Christian:* Das Ende, ja! Etwas vom Ende ist in dem Worte! Du hast es gesagt, Süsse, Scheussliche, du hast es gesagt, und auf deinem Antlitz steht es ge-

schrieben. Es ist nur ein Stichwort mehr in diesem Stücke, und, wenn es fällt, ist alles aus . . . Blast es mir doch ein! Schreit es mir doch zu! Was kümmert uns das Publikum! Wir spielen einmal noch und nimmermehr! Das Wort heisst: Tod! (Stürzt sich mit einem gellen Aufschrei auf Antonie und greift nach ihrem Halse, sie zu erwürgen.) — *Graf Franz Friedrich und der eine Vetter* springen vor und schleudern ihn zurück. — *Johann Christian*, (die Fäuste vors Gesicht, atemlos) Ich bin . . . der . . . Gott . . . Apoll . . . — *Antonie* ist ohnmächtig zurückgesunken. — *Der alte Graf und die alte Gräfin* sind um sie beschäftigt. *Graf Franz Friedrich:* Genug des Wahnsinns! Bindet den Schuft! Jagt das Gesindel aus dem Hofe! — Die Lakaien treiben (bis auf zwei, die Johann Christian binden) die Schauspieler, die sich entsetzt vorgedrängt haben, über die Szene rechts weg. — Der Vorhang fällt schnell.

ZWEITER AUFZUG.



ANTONIENS Schlafzimmer, das nach der Sitte der Zeit auch als Empfangszimmer benutzt wird und dementsprechend ausgestattet ist.

Genau in der Mitte der Hinterwand des mit blassblau geblümten Seidentapeten geschmückten Zimmers steht das Himmelbett der

Comtesse mit der Längsseite zum Zuschauerraum. Die Gardinen sind so gerafft, dass das Bett und die Comtesse darin ganz sichtbar bleiben. Links und rechts neben dem Bett an der Hinterwand mit Gardinen ausgestattete Toilette- und Spiegeltische. Links und rechts an den Seitenwänden einander gegenüber hohe, mit Mullgardinen bedeckte Fenster. Zwischen ihnen Pfeilerspiegel, vor denen vergoldete Konsolentische mit Marmorplatten stehen. Auf ihnen hohe Vasen mit Blumen. Ausserdem hohe weisse Schränke mit Goldleisten. Alles hell, duftig. An den beiden Bettenden je ein hoher Stuhl und von diesen beiden Stühlen aus im Halbkreis eine Reihe weiterer Stühle nach vorn. Links und rechts ganz vorn einander gegenüber hohe weisse Flügelthüren. Zwischen den Stühlen vor dem Bett ein gedeckter Frühstückstisch; neben den Kannen, Tassen, Gläsern ein Blumenstrauss.

Antonie liegt halb sitzend im Bett; sie ist mit einem üppigen Spitzennegligé so bekleidet, dass dem Zuschauer die damalige Sitte, im Bette zu empfangen, begreiflich erscheint. Sie ist auch bereits frisiert, aber freier als im ersten Akt (Morgenfrisur). Ihr ganzes Aussehen sehr verändert gegen den ersten Akt: blass, ernst, wie bekümmert. Ihre Sprache hat im allgemeinen etwas müdes, zweifelndes, ändert sich aber sprunghaft schnell, entsprechend dem Texte.

Ausser ihr sind anwesend der alte Graf und die alte Gräfin, die auf den Stühlen rechts und links vor dem Bett Platz genommen haben.

Die alte Gräfin: Nicht ein Auge habe ich zugethan die ganze Nacht vor lauter Emotion. Dieser schreckliche Mensch! Oh c'était affreux! Wie musst du dich fühlen, armes Kind! — *Der alte Graf:* Du hast ohne Zweifel Fieber, ja, ja, ja Fieber, Dr.

Wurmbrand wird es bestätigen. Aber wo bleibt er nur. Es ist himmelschreiend. Ich schickte ihm den Wagen schon in der Nacht, aber es war keine Möglichkeit, dieses Weinschlauches habhaft zu werden. — *Antonie:* Ich bin durchaus nicht krank, aber betrübt, so recht satt traurig; es ist fast schön. Diese ganze lange Nacht hin habe ich versucht, mir vor Augen zu bringen, was geschehen ist, aber ich habe kein Bild davon gewonnen. Ich weiss nur, dass ich etwas schreckliches erlebt habe, oder nein, dass etwas schreckliches vor mir erlebt wurde. — *Die alte Gräfin:* O, dieser Unmensch wollte dich morden, es ist kein Zweifel! — *Der alte Graf:* Wer könnte dem widersprechen? Aber ich suche mir vergebens klar zu machen, welchen Grund dieser Elende dazu haben konnte. Mir schien er von Sinnen. — *Antonie:* Es ist nicht das, dass er mich angriff. Aber ich habe etwas fremdes gesehen, etwas wie aus einer anderen Welt, schrecklich und gross. Alles in mir ist wie verschoben. ... Es giebt Menschen, die in Krämpfen leben. Es giebt Menschen mit Augen wie Feuerbrände. Es ist abscheulich und sublim. Ich glaube, meine Lieben, ich werde in meinem Leben nicht mehr spotten. (Die Thüre links öffnet sich, Christoph tritt mit einer Verbeugung ein und meldet: Vom hochgräflichen Herrn Bräutigam.) — *Jacob:* Seine hochgräflichen Gnaden, der Herr Graf von Schankwitz-Plessenburg, mein gnädiger Herr, lassen Ihre hochgräfliche Gnaden, die gnädige Comtesse von Birkenthal-Farrenstein, seine erlauchte Braut, um die venerable Freundlichkeit bitten, ihm mitteilen zu lassen, wie Ihre hochgräfliche Gnaden, die gnädige Comtesse von Birkenthal-Farrenstein diese Nacht verbracht haben. Wenn Ihre hochgräflichen Gnaden, die gnädige Comtesse von Birkenthal-Farrenstein, die Nacht so übel und angstvoll verbracht haben wie Seine

hochgräflichen Gnaden der Herr Graf von Schankwitz-Plessenburg, mein gnädiger Herr, so wird meines gnädigen Herren hochgräfliche Gnaden gar sehr betrübt sein. Denn Seine hochgräflichen Gnaden fühlen sich von den Erlebnissen des gestrigen Abends und von den grausamen Empfindungen, unter denen sie die vergangene Nacht völlig schlaflos hingebracht haben, noch so affiziert, dass sie sich trotz des lebhaftesten Wunsches, Ihrer hochgräflichen Gnaden der gnädigen Comtesse von Birkenthal-Farrenstein, seiner venerablen Braut, die Hände zu küssen, ausser Stande fühlen, in eigener hochgräflicher Person hier zu erscheinen, weshalb denn — *Antonie* (abwinkend): Nicht einmal das erheitert mich. Es giebt so schreckliche Dinge auf der Welt, dass keine noch so ergötzliche Albernheit imstande wäre, uns aufzuheitern. (Zu Jacob): Sage er seinem hochgräflichen Herrn, dass ich ihm gute Besserung wünsche. (Jacob ab.) — *Die alte Gräfin:* Es ist nicht recht, wie du mit dem guten Franz Friedrich umgehst. Er hat eine recht lebhafte Passion für dich. — *Antonie:* Seine recht lebhafte Passion ist so viel, wie ich mir bei einem andern Manne eine Caprice vorstelle. Ich beklage mich nicht darüber. Seit meinem 14. Jahre habt ihr mich daran gewöhnt, in ihm meinen zukünftigen Mann zu sehen. Ich bin eigentlich schon mit ihm verheiratet, und schrecklich lange. Ich kenne ihn so genau, dass er mich nur noch fatiguieren kann. Wie könnt ihr euch dann darüber wundern, dass ich mir manchmal eine kleine Kurzweil mit ihm erlaube. Dafür dürft ihr überzeugt sein, dass ich nie etwas schlimmeres mit ihm unternehmen werde. Er ist wohl auch wirklich ein charmanter Cavalier, und es wäre übertrieben zu behaupten, dass er aus der Massen dumm wäre. Er geht so mit den andern. — *Die alte Gräfin:* Sprich nicht so viel, es könnte

dich aufregen. — *Antonie:* Das beste Mittel, mich nicht aufzuregen, ist, von Franz Friedrich zu sprechen. Ich rede auch nur deswegen von ihm, weil ich eine mühelose, ruhige Ablenkung brauche. Ich rede, um nicht an etwas Ernstes zu denken. — *Die alte Gräfin:* Kind, es handelt sich um deinen Bräutigam! — *Antonie:* Eben! Ob er wohl Pomade in den Adern hat statt Blut? Wenn es der Fall ist, woran ich nicht zweifle, so bin ich überzeugt, dass sie wohl parfümiert ist. — *Der alte Graf:* Mir war, als hörte ich vorhin, mein Kind wolle nicht mehr spotten. — *Antonie:* Ich spotte auch nicht. Ist es nicht so? Hat er nicht das Phlegma eines alten Damenpferdes? — *Die alte Gräfin:* Du übertreibst, und schliesslich giebt das die besten Ehemänner. — *Antonie:* Dann muss ich eine schlechte Ehefrau geben, denn mein Blut ist Blut. Aber ich weiss das auch erst seit gestern. Die ganze Nacht habe ich mich gefragt, woher ich es nun auf einmal weiss. Wenn ich die Augen schloss, sah ich Feuerräder vor mir, und es war, als stiegen sie aus meinen eigenen Augen auf wie Blutwellen. — *Der alte Graf:* Wie ich schon sagte, das ist das Fieber. Dieser greuliche Doktor, ob er nicht endlich kommt. (Man hört im Hof eine Peitsche knallen, der alte Graf geht zum Fenster): Ah, endlich. Da heben sie ihn aus der Kutsche. Es ist eine Schande, er hat beide Backen voll, und im Fond liegen zwei leere Weinflaschen. Wenn er seine Patienten so gesund machte, wie sich fett, müssten wir allesamt vor Gesundheit platzen. — *Antonie:* Ich thue es Ihnen zu liebe, wenn ich mir seinen Besuch gefallen lasse. Im übrigen hätte er meinetwegen nicht im Wagen zu frühstücken brauchen. — *Christopf* (öffnet die Thüre links und meldet): Der Herr Medicus! — *Dr. Wurmbrand* (ein äusserst dicker und kurzer Herr, tritt ein. Enorme Brille, grosser Knopfstock. Er

watschelt langsam vor und bleibt etwa in der Mitte des Zimmers schnuppernd stehen): Das Odeur des Krankenzimmers insignieret auf eine affectio febrica. — *Antonie:* Der gelehrte Herr hat noch keinen Flieder gerochen. — *Dr. Wurmbrand* (mit tiefen unter Stöhnen ausgeführten Verbeugungen): Meine unterthänigsten Komplimente der ganzen gräflichen Familie. — *Der alte Graf:* Ich kann nicht verhehlen, dass wir schon einigermassen lange auf Sie warten, Doktor. Es scheint, Sie würden uns mit Gemütsruhe hier sterben und verderben lassen, nur um bei Ihrer Flasche bleiben zu können. — *Dr. Wurmbrand:* Oh! Oh! Welch unverdienter Verdacht, Herr Graf! Ich wüsste nicht, was es gäbe, wovon ich mich nicht unverzüglich losreissen würde, um Eurer gräflichen Gnaden zu Diensten zu stehen. — *Der alte Graf:* Ausgenommen eine Flasche Burgunder. (Dr. Wurmbrand hebt abwehrend die Arme.) Aber lassen wir das. Sie sind wenigstens da. Man wird Ihnen berichtet haben, was sich gestern ereignet hat. — *Dr. Wurmbrand:* In der That, mir ist der höchst seltsame Vorgang des Ausführlichen berichtet worden, und ich habe daraufhin meine Anstalten getroffen, dergestalt, dass ich, ausgehend von der Erwägung, dass hier ein sedativum indicieret sein möchte, eine Flasche aqua seda (tastet in seinen Taschen herum) hm, häh, wo ist denn die Flasche? (immer mit sich allein sprechend): Ich ging doch an das Regal? Wie? Ich stieg doch auf die Leiter? Halt! Nein, Johann stieg auf die Leiter. Und ich sagte ihm: rechts oben mit dem gelben Schild? Nix, nox, nux, nebulae! Zum Kukuk! Er gab mir doch die Flasche in die Hand und ich schob sie — schob ich? schob ich sie wirklich? Beim Teufel, ich schob sie wirklich in die Tasche! — *Der alte Graf:* Was soll das Selbstgespräch. Es wäre unerhört, wenn Sie mit leeren Händen gekommen wären.

— *Dr. Wurmbrand* (läuft so schnell es bei seiner Korpulenz möglich ist, ans Fenster): Johann, die Flasche mit dem gelben Schild! (reckt das rechte Ohr mit vorgehobener Hand zum Fenster hinaus): Wie? . . . Ich hätte sie. ? . Was. ? . Burgund . ? . Esel! (Schlägt das Fenster zu, zum Graf, lächelnd): Ich habe in der That die Flasche nicht mitgenommen, erwägend, dass ein sedativum contraindicieret sein möchte. Ein Blick auf die gnädigste Comtesse bestätiget mir die Richtigkeit meiner diagnosis e facto relato. (Mit gravitätischen Schritten auf das Bett zu): Der aspectus deutet auf . . . hm, . . . gut! Ein wenig Papier, wenn ich unterthänigst bitten darf! Ah, auf dem Tisch. (Murmelnd): polychrestium, spodium . . . ja, hm . . . und nun der Puls. (Fühlt ihn): Ah! (Nimmt seine riesige Uhr heraus): Hm . . . kein Zweifel . . . wenn ich um Tinte . . . Ah, auf dem Tische! (Murmelnd, indem er schreibt): Polychrestium, spodium, rhabarber, vitriol, balsaminum samaritanum, pulvis commitissae . . . Das fürs erste! . . . Aber nun noch die Zunge, die allerliebste kleine Zunge! — *Antonie:* Und wenn ich zwei Zungen hätte, sie Ihnen zu zeigen, und wenn Sie das ganze lateinische Lexikon hersagen würden, es würde doch immer nur Ihr alter Fieberthee herauskommen, von dem wir übrigens noch Vorrat genug haben, um eine Herde Schafe damit zu tränken . . . Mais à propos. Sehen Sie sich doch einmal die Zunge des Herrn Grafen von Schankwitz-Plessenburg an! Abgesehen davon, dass es eine echt Schankwitz-Plessenburgische Zunge ist, werden Sie erkennen, dass Sie dort nötiger sind als hier. — *Die alte Gräfin:* Aber Kind. — *Dr. Wurmbrand* (blickt sich ratlos um). — *Christoph* (meldend): Seine Gnaden der Herr Graf von Schankwitz-Plessenburg. — *Graf Franz Friedrich* (eilt herein, küsst der alten Gräfin und

dann Antonien die Hand und verbeugt sich): Wie steht es mit dem Befinden meiner Teuersten? Verzeihen Sie, dass ich nicht der Erste war, mich darnach zu erkundigen, aber ich hatte eine derartige Nacht hinter mir — *Antonie:* . . . dass es unbedingt notwendig ist, diesem Herrn da die Zunge zu zeigen (Graf Franz Friedrich sieht sich erstaunt um.) — *Dr. Wurmbrand* (macht eine tiefe Verbeugung): Jeremias Wurmbrand, universalis medicinae Doctor, zu Eurer gräflichen Gnaden unterthänigsten Diensten. — *Graf Franz Friedrich:* Gnädigste Comtesse belieben zu scherzen. Ich brenne vielmehr darauf, zu erfahren, was der Herr Medikus von dem Zustand meiner teuersten Comtesse hält. — *Antonie:* Er findet, dass sich eine Verschiebung des Herzens bei mir vollzogen hat. — *Graf Franz Friedrich:* Wie? — *Dr. Wurmbrand:* Häh? — *Antonie:* Dass in dieser Nacht ein geheimnisvolles Fieber über mich gekommen ist, ein ungeheures Staunen, ein beklommenes Warten auf etwas traumhaft Neues. — *Graf Franz Friedrich:* Meine Teuerste . . . ich verstehe Sie nicht. (Sieht die andern der Reihe nach an.) — *Dr. Wurmbrand:* Ich hätte. . ? . — *Der alte Graf:* Unsere Antonie scherzt. — *Antonie:* Es ist wie ich sage. (Zum Doktor.) Kann ein solches Gefühl von einem Schrecken kommen, der das Blut ins Hirn getrieben hat? — *Dr. Wurmbrand:* Die Wissenschaft kennt allerdings Fälle einer sehr seltsamen depressio cerebri mit dabei einhergehender . . . — *Antonie:* Es ist das Blut, aber nicht vom Schreck. (Plötzlich hastig erregt.) Was ist mit dem Menschen? — *Der alte Graf* (sehr milde): Mit welchem Menschen? — *Antonie:* Jetzt weiss ich, was es war, das ich diese Nacht vor mir sah wie zwei glühende Scheiben: Seine Augen — — — Wo ist er? — *Der alte Graf:* Sei ganz ruhig, mein Kind, er wird dich nicht mehr erschrecken. Heute morgen

wird er ausgepeitscht und dann sogleich ins Amtsgefängnis abgeschoben. — *Antonie* (mit seltsamem Ausdruck, halb Schauder, halb Neugierde): Ausgepeitscht? — *Der alte Graf:* Wenn du bei Kräften wärest, würde ich dir sagen, sieh es dir mit an. Die züchtigende Gerechtigkeit ist ein angenehmer Anblick, wenn die Nerven es zulassen. — *Die alte Gräfin:* Oh, es ist abscheulich, zumal das Geschrei. — *Antonie* (mit einem wollüstigen Schauder in der Stimme, bös): Das Schreien möcht ich wohl hören. — *Der alte Graf:* Recht so, mein Kind, das wird dich auffrischen. (Sieht nach der Uhr.) Es muss gleich soweit sein. Christoph! (Christoph tritt vor). — *Der alte Graf:* Wie steht es unten mit dem Arrestanten? — *Christoph* (zum Fenster hintretend): Eben stellen sie die Bank auf, und da kommt auch schon der Mensch gebunden. — *Antonie* (richtet sich auf): Wie viel ... Schläge bekommt er? — *Der alte Graf:* Nur so viel, als er eben verträgt, damit er dann noch transportiert werden kann. — *Antonie* (sich auf die Lippen beissend, mit einem bösen Ausdruck): Betteln sie vorher oft? — *Der alte Graf* (mit Nachdruck): Das will ich meinen, gehen auf die Kniee nieder, heulen, beben, ringen die Hände. — *Antonie* (für sich): Er wird ... ich möchte ... — *Christoph:* Jetzt ziehen sie ihm den Rock aus. — *Antonie:* Was thut er? — *Christoph:* Er blickt um sich, als ginge ihn alles gar nichts an, wahrhaftig, als ginge ihn ... — *Antonie:* Und nun? — *Christoph:* Jetzt zeigen sie ihm den Ochsenziemer ... Oh ... Der lange Jörg lässt ihn durch die Luft pfeifen und lacht dazu, zeigt seine dicken Arme und lacht dazu. — *Antonie:* Und er? — *Christoph:* Sieht in den Himmel und beisst die Unterlippe. *Antonie:* Weiter! — *Christoph:* Sie stossen ihn zur Bank, biegen ihn nach vorn ... Halt, der Herr Justitiarius. Sie richten ihn

wieder auf, der Herr Justitiarius spricht zu ihm. — *Antonie:* Und er? — *Christoph:* Schüttelt den Kopf. — *Der alte Graf:* Doktor Maluvius wird ihn gefragt haben, ob er etwas vorzubringen hat zu seiner Erklärung und Entschuldigung. — *Antonie:* Weiter, weiter! — *Christoph:* Jetzt binden sie ihn wieder nach vorn. Veit schnallt die Beine an die Bank. Hans reisst das Hemd auf dem Rücken herunter. Veit schnallt die Hände fest. — *Antonie:* Und er, er . . . *Christoph:* Liegt wie tot. — *Antonie* (atemlos): Ich will . . . Was geschieht jetzt? — *Christoph:* Jörg lässt den Ochsenziemer durch die Luft pfeifen. — *Der alte Graf* (der wie Franz Friedrich und Dr. Wurmbrand ans Fenster getreten ist und hinunter geschaut hat, wendet sich um): Bei diesem Pfiff pflegt man eine Welle über den Rücken des Delinquenten laufen zu sehen: alles spannt sich an und zuckt. Dann kommt der erste Hieb. Das zischt wie Feuer in Wasser. Und wenn der Kerl einen guten Hieb am Leibe hat, fliegen auch schon die Fetzen. Ich werde jetzt das Zeichen geben (will sich umwenden). — *Antonie* (stösst die Hände nach vorn, richtet sich steil auf, starr nach dem Fenster sehend, hält sich dann mit beiden Händen die Ohren zu, fast schreiend): Nicht schlagen, nicht schlagen! Er soll los sein! Ich will es und das gleich. *Der alte Graf:* Ich verstehe dich nicht. — *Antonie:* So ruf doch, ruf doch! — *Der alte Graf* (zum Fenster hinaus): Lasst ihn! Bindet ihn los. — *Antonie* (zurücksinkend mit einem tiefen Seufzer): Ah, nun ist alles gut. Mir ist so wohl jetzt, ich weiss nicht . . . (lächelnd) wie nach einer bösen Krankheit. Thut doch die Vorhänge auseinander an allen Fenstern. Und, Christoph, was thut der arme Mensch? *Christoph:* Sie haben ihn losgebunden und hängen ihm den Rock um die Schultern. Er legt die Hand auf die Stirne und streicht

sich die Haare. Jetzt sieht er gerade hier herauf. — *Antonie:* Sieht er freundlich aus? — *Christoph:* Nein, er macht ein düsteres Gesicht. — *Antonie* (schnell): Ich will, dass er heraufkomme. — *Die alte Gräfin:* Um Gotteswillen, Kind, was fällt dir ein? — *Antonie* (sehr bestimmt): Er soll herauf und hierher zu mir. — *Der alte Graf:* Was für Launen, Kind. Du wirst nicht wollen, dass wir darauf Acht haben. — *Antonie* (krampfhaft): Ich will, ich will! — *Der alte Graf:* Du bist kränker als vorher. Ich weiss nicht, ob es ratsam ist, dir jetzt in deinen absonderlichen Wünschen nachzugeben. Was meint der Herr Doktor? — *Dr. Wurmbrand:* Absonderlich, in der That. Ungemein absonderlich und beinahe . . . mja . . . man findet derartige Zustände, Wünsche, Gelüste sonst nur bei Frauen, wenn sie . . . *Die alte Gräfin:* Schweigen Sie, Doktor, ich bitte Sie . . . — *Der alte Graf* (zu Antonie): Mein Kind hat den thörichten Wunsch schon wieder vergessen. — *Antonie* (wie abwesend): Augen wie Feuerbrände. Aber ich will sie auslöschen. Ich will, dass sie betteln. (Plötzlich) Wo ist er? Franz Friedrich, wo ist er? — *Franz Friedrich:* Comtesse befehlen? — *Antonie:* Sie helfen mir nicht, Franz Friedrich? Ich soll meine Satisfaktion nicht haben? — *Franz Friedrich:* Ich . . . aber freilich . . . gewiss (zu den andern) Warum sollte Comtesse nicht mit dem Subjekte reden? Parbleu, es versteht sich doch, dass er sie um Verzeihung bitten muss?! (Sehr entschieden:) Auf den Knieen! Ah! Ich verstehe durchaus! Es ist erforderlich! Erforderlich! Der Kerl muss sich doch auch bedanken! . . . Natürlich muss alles vorgesehen werden . . . Jörg und Veit sollen mit den Karbatschen . . . und ich . . . ha . . . es kann ja nicht das geringste geschehen (lachend). Hahaha! ich bin selber gespannt, wie der Bursche nüchtern in der Nähe aussieht und ohne

die Göttertracht. — *Antonie* (mit Betonung): Ja, ohne die Göttertracht. (Pause, dann plötzlich) Aber so geht doch! (zornig) Was steht ihr? Was kommt er nicht? — *Die alte Gräfin:* Aber Kind, Kind, du wirst doch nicht allein mit diesem Menschen ... jamais, jamais! — *Der alte Graf:* Unmöglich, ganz unmöglich. *Franz Friedrich:* Allein? Ah, das verstehe ich nicht. Allein? Das dürfte doch ... Wenn nun der Kerl doch noch nicht vollkommen nüchtern wäre? Man hat Beispiele von Räuschen bei diesen Leuten, und dann ... Aeh ... er hat keinen Rock an... (zu Christoph) Wie sieht er aus? — *Christoph:* Struppig. — *Franz Friedrich:* Man soll ihn wenigstens kämmen. — *Antonie* (fast schreiend): Er soll kommen! Ihr sollt gehen! Oh, so seid doch nicht so ... (sehr erregt, weinend) ich sterbe, ich sterbe, wenn er nicht gleich kommt. Ich will ihn sehen, ich muss von ihm wissen ... (wild) geht, geht, geht! (Der alte Graf und die alte Gräfin sprechen mit Dr. Wurmbrand). — *Dr. Wurmbrand* (hebt die Arme hoch): Fieber! Fieber! Die Wissenschaft ist hierin geteilter Meinung. Während die einen es für indicieret halten, Wünschen patientis nachzugeben, raten die andern contrarium. Hm, hm. — *Der alte Graf* (ungeduldig): Und Ihr, Herr Doktor, was ratet Ihr? — *Dr. Wurmbrand:* Ich? Hm? Ich stehe mitten inne. Ich ... will sagen ... rebus sic stantibus (hebt wiederum beide Arme hoch). — *Antonie* (sich steil aufrichtend): Geht, sage ich. Geht, oder ich springe zum Fenster und rufe ihn selbst. — *Die alte Gräfin:* Mein Gott, weiss denn niemand Rat? Franz Friedrich, Sie? ... — *Franz Friedrich:* Wenn ich mich unterstehen dürfte... meine Meinung ist (mit fast feierlicher Betonung): man erfülle den Wunsch der gnädigsten Comtesse. *Antonie* (nimmt seine Hand, tätschelt sie, mit verändertem Tone, leicht): Brav, Franz Friedrich. — *Franz*

Friedrich (küsst ihr die Hand): Ich werde mit gezogenem Degen hinter der Thüre stehen. — *Antonie* (die nun völlig munter scheint): Gut, Franz Fritzchen, gut. Hinter der Thüre! Mit dem Degen als mein Garde du corps! — *Franz Friedrich* (mit unverminderter Feierlichkeit): Fürs ganze Leben! (Küsst ihr die Hand.) — *Die alte Gräfin* (selig verzückt zum alten Grafen): Sieh doch, es ist rührend, die lieben Kinder . . . Franz Friedrich hat recht, man muss ihr den Willen thun. — *Antonie* (lustig): Ja, Mütterchen, man muss (parodistisch):

Franz Friedrichs Weisheit trieb gleich wie die Aloë
Den stärksten Blütenschaft aus Stacheln in die Höh.

Dr. Wurmbrand: Gleich wie die Aloë! . . . Bravo, bravo, Comtesse, ein vortreffliches Dictum! — *Antonie:* Und nun hinaus! Allesamt hinaus! (Klatscht in die Hände.) Und herauf mit dem struppigen Apollo, aber ungekämmt und ohne Rock! Warte mein wilder Gott, dich will ich . . . Allez, Allez! . . *Der alte Graf* (zu Christoph): Geh hinunter und schick den Burschen herauf! Er soll kommen wie er ist. (Christoph ab.) (Zu Antonie:) Es bleibt eine gefährliche Caprice. — *Antonie* (übermütig): Caprice hin, Caprice her: hinaus, hinaus, hinaus mit euch! Gott, macht doch nicht so saure Gesichter! In zehn Minuten hat der Bär das Tanzen gelernt. — *Die alte Gräfin* (Küsst Antonie auf die Stirne): Mein Ausbund! — *Der alte Graf:* (thut desgleichen). — *Die alte Gräfin:* Immer noch wie im kurzen Kleidchen. — *Franz Friedrich:* (küsst Antonie die Hand): Charmant, Charmant! — *Antonie* (parodistisch):

Und, was geschehen mag in dieser Aventüre!
Franz Friedrich steht und zückt den Degen hinter der Thüre!

Dr. Wurmbrand: Unvergleichlich! Franz Friedrich steht und

zückt . . . Unvergleichlich! (Gravitätische Verbeugung.) — *Antonie*: Fass der Gelehrsamkeit, entrolle mit Bedacht!

Du hast zwar nichts gethan, doch alles gut gemacht. *Dr. Wurmbrand* (blickt etwas blöde auf): Du hast zwar nichts . . . Wieso? . . . Vorzüglich, vorzüglich . ! .

(Alle ab).

Antonie (ordnet an ihrer Bettdecke und dem Negligé und blickt gespannt nach der Thür. Sie ist wieder ernst geworden). — (Zwei Knechte geleiten, Peitschen in den Händen, Johann Christian herein, der schlechte Kleider an hat, nur Hosen und Hemd; dieses zerrissen, und übergeworfen eine Jacke. Das Haar ist struppig, er sieht die Comtesse gleichgültig an). — *Antonie* (mit einem Wink zu den Knechten): Geht! — *Johann Christian* (bleibt stehen, und sieht Antonie immerzu an). — *Antonie* (gemacht leichthin): Nun, Apollo, warum so schweigsam? Kannst du nur reden, was du auswendig gelernt hast? — *Johann Christian:* Ich rede nur, wo es sich lohnt. — *Antonie:* Das heisst, nur gegen Honorar? — *Johann Christian:* Nimm's wie du willst. — *Antonie:* Eh, du duzt auch in Prosa? Haben die Götter so wenig Lebensart? — *Johann Christian* (mit höhnischer Galanterie): Göttinnen zeichnen sie mit dem brüderlichen Du aus. — *Antonie:* Ei! Ihr spielt immer Komödie? — *Johann Christian:* Ich thue, was Ihr thut. — *Antonie:* Du hast Recht, Apollo, wir führen hier eine Komödie miteinander auf. — *Johann Christian:* Ich sehe nicht, wozu. — *Antonie*: Wozu? Sie macht mir Spass, voilà! . . . Mehr als das Stück gestern. — *Johann Christian:* Es steht bei Euch, mir Euer Missfallen auf Eure Manier zu bezeigen. Da: das Hemd ist schon in Fetzen (Wirft die Jacke weg) Ruft Eure Kerls; die Bank steht auch noch da. Glaubt Ihr, ich wollte betteln? Hah! Ihr könnt mich peitschen lassen, zer-

fetzen lassen, in den Turm werfen lassen, an den Pranger stellen lassen, mich anspeien . . . wie Ihr wollt; aber Ihr könnt mir einen Genuss nicht rauben, ein Gefühl, das so stark ist, wie die Liebe: Euch verachten! — *Antonie* (nach einer Pause, während der sie ihn angesehen hat): Stark wie die Liebe? Das sagt ihr so hin, als wenn es sich von selber verstünde. Aber, ist Liebe wirklich das stärkste? Mein guter Apollo, aus Gedichten kenne ich das, aber jetzt reden wir in Prosa. — *Johann Christian:* Armes Ding, denkst du, unser Blut hat zwei Sprachen? Denkst du, unser Herz ist so schlapp und leer, wie Eures? Denkst du, wir leben so im Flachen wie Ihr? Unsere letzte Ratte, die die Zofen spielt, hat mehr Natur als du, und wenn Ihr die Nasen über sie rümpft, lacht ihr doch das Herz im Leibe vor Stolz und Freude, dass sie nicht so erbärmlich ist wie Ihr, denn sie weiss, was Liebe ist. — *Antonie*: Ei, so sagt mir es doch, dass ich es lerne. — *Johann Christian:* Soll ich einer Lahmen das Tanzen beibringen? Ihr habt ja Gold, Euren Gebresten Brokate über zuhängen, und Ihr wisst ja die Worte so zu setzen, dass Ihr untereinander selber glaubt, Ihr sagtet was. Bah! Für Euresgleichen genügt es, den Schein zu haben und nach was auszusehen. Wir sind unbescheidener, wir . . . leben. *Antonie* (nachdenklich): Woher weisst du, wie wir sind? — *Johann Christian:* Weil ich ebenso war. (Ironisch): Oho, Comtesse, ich hätte einmal euer Justitiarius werden können, ein Hüter des Rechtes, oha, genau so ein Gestell, wie der vorhin unten, der seine Sprüche mit so hochgezogenen Brauen machte, dass sie schier unter der Perrücke verschwanden, und ich hätte am Ende meine Sprüche ebenso gut gemacht. (Wirft den Kopf nach hinten.) Dank meinen Göttern! Es ist besser gekommen. Lieber auf die Bank geschnallt als ein freier Kerl,

der seine Stirn dem Sturm des Lebens giebt und seine Brust den Strömen der Natur, und der sein Recht nennt, was sein starkes Herz umfassen kann, als so ein Würdebalg aus Eselsleder und Spinnewebe, der auf Befehl hersalbadern muss, was die Niederträchtigkeit von Jahrhunderten in den Stall aller Scheusslichkeiten zusammengefahren hat, den ihr das Recht nennt. (Schlägt sich auf die Brust.) Ich bin entlaufen, hussah, der Schule entlaufen und dem Hause, wollte lieber ein Lump heissen und ein freier Kerl und Künstler sein als ein braver Sohn und tüchtiger Bürger genannt werden und nichts sein als so ein leeres Gemächte aus Regel und Ordnung. Ich kroch herum wie die andern in Eurem Pferch von Sitte und Gesetz, machte ein feierlich Gesicht zu alle den Nichtsnutzigkeiten Eures blutlosen Lebens, stopfte mir den Schädel voll mit dem trockenen, raschelnden Stroh Euerer Gelehrsamkeit und liess mein Herz, das doch vom Strome meines heissen Blutes stossend schwoll, fasten und darben inmitten dieser kahlen und schäbigen Maskerade, die Ihr Leben nennt, —: Da stand einmal Natur vor mir da, umgossen von Licht, umbrodelt von Wärme, und zwei volle Arme pressten mich an eine volle Brust, die auf und nieder ging in Begehren und Genuss, und ich schmiss den Tand Euerer Lüge von mir und sprang nackt der Natur nach. Alles, was Ihr Schande und Elend nennt, nenne ich seitdem mein Hab und Gut und Glück. (Hebt die Arme hoch, verzückt) Stella, Stella! Immer noch danke ich dir, und ich liebe dich immer noch, wenn du auch eine Metze bist und mein Herz zerrissen und höhnisch zerfetzt hast. Denn du hast mich die Fülle des Lebens fühlen lassen und hast mir Augenblicke geschenkt, da ich erfuhr, welcher Seligkeiten der Mensch fähig. Stella! Stella! Ich wurde ein Lump für dich, und du hast mich elend gemacht,

aber wenn ich deinen Namen nenne, fühle ich die heisse Tiefe des Lebens und weiss, dass Liebe mehr ist als ein Wort. (Schliesst die Augen). Stella!..Natur!..Liebe!..Stella!..Stella! (schreitet wankend vor, fällt auf einen Stuhl nieder). — *Antonie* (hat mit weit geöffneten Augen zugehört; tief ergriffen, ganz für sich): Da ist es vor mir da, das ich diese Nacht von ferne gesehen habe . . Alles dies ist Wirklichkeit . . . Wie reich ist die Welt . ! . (wieder zu Johann Christian; mehr leichthin, aber doch herzlich): Ihr seid ein Dichter, auch in Prosa. Euch anhören ist schön, wenn Ihr auch recht böse von uns armen Leuten redet, die keine Dichter sind. Man möchte Euch fast beneiden; — — — vor allem um diese vortreffliche Stella, die wohl ein recht ausbündig schönes Frauenzimmer sein muss. — *Johann Christian* (hebt den Kopf): Schön? Schön bist du auch, Comtesse. Aber das ist nicht viel. Pah! Schön! Du bist viel schöner als sie: weiss, golden, blühend, fein! (führt die Finger wie zum Kuss an den Mund). Ah, wie schön du bist (sieht sie gross an) wie ein golden Bild in einem Altar-Schrein von Elfenbein, umründet rings mit Silber und Gold und dort und da mit Perlen und Edelstein. Oh wahrlich, du bist viel schöner, und ich bitte dich, vergieb mir, wenn ich Böses gesagt habe, denn ich sehe nun, wie schön du bist. (Steht auf, tritt ganz nahe vor Antonie hin und betrachtet sie lange.) Aber was ist das: schön? Ich sah Bilder, die noch schöner waren. In Graecia liegen tausende unter der Erde, die schöner sind als du. — Schönheit vermögen wir auch, wir Künstler; aber, siehst du: Natur sein, wie Stella, — das ist, was wir nicht machen können; davor können wir nur liegen und beten und lernen. Und davon kommt alle Gnade und aller Ueberschwang. Das ist das höchste, — wenn es auch (mit tiefstem Ekel) ach!! so voller Schmutz und Schmach

sein kann. — *Antonie:* Natur sind wir wohl alle, Herr Schwärmer. Denn keiner von uns ist aus dem Porzellanofen gekommen. — *Johann Christian:* Irrtum, Comtesse, Irrtum! Das seltenste unter den Menschen ist Natur. Vom Kaiser bis zum Schweinehirten ist alles Lackware, nur dass der Ueberzug bald feiner ist, bald gröber. Wir werden in so vielfältige Behandlung genommen vom Leben, und der Hände, die uns glätten, kratzen, bürsten, biegen, kneten, sind so viele und ungeschickte, dass vom Ursprünglichen nichts schier übrig bleibt. O ja, allerhand schöne Sachen malen sie uns auf, heften sie uns an: Zierliche Manieren, bunte Lügen, mit Gold bepinselte Moralen, und unser Gehirn wird so meisterlich mit tausend Methoden traktiert und wie eine Pastete angefüllt mit sämtlichem, was die toten Gehirne der Vergangenheit übergelassen haben, dass wir gescheiter werden als alle Meerkatzen der Hexe von Endor, hoho, so gescheit, dass wir sogar wissen, wie der Mensch inwendig aussieht, hahaha, und wie die Sterne wimmeln, die kleinen Kerlchen da oben, und dass auch der Kaiser niessen muss, wenns ihn in der Nase kitzelt. Hui, was für Sakramentskerle sind wir geworden! Sehen Eure gräfliche Gnaden sich nur seine gräfliche Gnaden hoch dero Bräutigam an. Ich wette, er schneuzt sich in ein Nastuch von Seide und verlässt das Zimmer, wenn ihm die Winde kommen. Respekt! Respekt! Aber dies ganze Gezücht: wir alle, Comtesse, wir alle, ausser den Begnadeten, haben den Funken nicht mehr, der von Gott ist; wir wissen und fühlen nicht mehr, oder ach, nur allzu selten, dass die schwanke Birke auf der Wiese unsere süsse Schwester ist, dass das Wasser des Baches, das über unsere Füsse fliesst, so viel und dasselbe ist, wie wir, dass ein Kuss, den wir besinnungslos auf heisse Lippen drücken, mehr, oh wie viel mehr ist als all

der Krimskrams von Sitte und Gelehrsamkeit, und dass es nichts so heiliges und herrliches giebt, als wenn sich zweie in den Armen liegen. Wir sind nicht mehr Natur; die Kraft der Erde ist aus uns getrieben. Ernste, leere Popanze kriechen wir durchs Leben, statt einander an den Händen zu halten und zu spielen. — Seht, Comtesse, und so war meine Stella: ein Weib, nichts weiter, ein Kind, nichts weiter. Nichts, nichts als gebende, nehmende Natur, in jedem Augenblicke ganz und rein wie ein schönes wildes Tier. — *Antonie:* Und eines Tages hat sie dich gebissen, Poet, nicht wahr? — *Johann Christian:* Mir ihre Zähne ins Herz geschlagen, ja; mich wund und elend gemacht, ja. (Schmerzlich lächelnd.) Die wilden Katzen lieben das Blut. — *Antonie* (sehr gütig): Mein armer, lieber Dichter. Und du dankst ihr deine grosse Wunde? Hast gar keinen Hass, willst gar keine Rache? Wäre es nicht recht, eine so böse Bestie zu zähmen? — *Johann Christian:* Was wäre sie dann? Nicht mehr Stella, nicht mehr Natur, — vielleicht — *Antonie* (nimmt seine Hand): Da, knie an's Bett, mein wilder Apoll. (Johann Christian macht eine abwehrende Bewegung.) Nu, nu, ich will deinen Wunden nicht weh thun, komm nur, knie hin, sei ein bischen lieb und linde. Ich will dir nur die Haare aus der Stirne streichen. (Johann Christian kniet hin, sie fährt ihm über die Haare.) Dich muss man kämmen und in Ordnung bringen. Du bist wohl ein Narr, aber deine Narrheit lallt Dinge, die nicht blos Narrheit sind ... Gott, wie heiss deine Stirn ist! Und wie die Adern darin klopfen ... Ach, und die Augen, so wild und bös und traurig dabei. — Sie hat dir wohl recht weh gethan, die wilde Katze? — *Johann Christian* (stöhnend): Mir alles genommen und umgestürzt, alles, alles — *Antonie:* Du ... liebst sie nicht mehr? — *Johann Christian:*

Mich ekelt ihr, ich hasse sie — Oh, pfui, pfui. Alles war Lüge alles, was sie mir je gethan; die Lüge selber, das ist sie. — *Antonie:* Kann die Natur lügen, Poet? Mir scheint, du frevelst. — *Johann Christian:* Mir ist so wirr. Nichts festes, darauf ich stehe. Alles wankt. Das hat sie gethan. Ich wurde irre an der Welt, da ich an ihr irre werden musste. Oh, einst, als sie mich liebte, glaubte ich an Gott. Da sie lügen konnte, weiss ich nun, dass Alles Lüge ist. — *Antonie:* Ei, wer wird dem lieben Gott davon laufen, weil ihm eine wilde Katze davon gelaufen ist? Nicht doch! Alles ist wie's ist, und Alles ist drum wahr. Auch deine böse Katze. Und sie erst recht. Du musst nicht bloss Wahrheit nennen, was dir gut thut. Betest du Natur an, so sei auch ihren Tücken fromm. Du bist kein rechter Christ, Poet, und auch kein rechter Heide. Mir scheint, Poet, du bist nichts als Poet. Dich möcht ich in die Schule nehmen. Darf ich? Willst du? Wenn du jetzt nur einen Hauch von Ruhe in dir spürst, darfst du getrost Ja sagen. — *Johann Christian* (mit einem langen Blick auf sie, ihre Hände nehmend und sie küssend): Wie gut Ihr seid? Mir ist so sonderbar. — *Antonie* (ihm ihre Hände entziehend): Ja? — *Johann Christian* (den Kopf auf den Bettrand legend): Ja. — *Antonie:* Mein lieber Poet, mein wilder Gott Apoll, mein guter Junge! (Johann Christian hebt den Kopf trotzig.) Oho, der Stolz! Sss, sss, sei lieb und duck dich (Johann Christian lächelt und legt den Kopf wieder auf das Bett). Hast du mir gesagt, dass ich dich lehren darf, dann musst du hübsch klein sein. Das mag ich gerne, siehst du, dass einer brav in meiner Schule ist, der draussen recht wild und trotzig thut. (Pause.) Da liegt er still und rührt sich nicht. Wie wunderlich das Alles ist. Will Einer Poeten lehren, lernt er selber das Träumen. (Sie legt die Hände auf Johann Christians Kopf.) Mir

scheint, dir ist es gar nicht sonderbar und bist es gewöhnt zu träumen (streichelt ihm das Haar). Die Bank im Hofe hast du wohl längst vergessen? (Johann Christian hebt den Kopf und wirft ihn zurück.) Oh, oh, eia popei, wer wird gleich böse sein? Lass nur, lass, ich weiss, wer du bist. Poeten sind grosse Herren. Aber weisst du es auch, dass grosse Herren Pflichten haben, die wie Dienste aussehen? Und nun pass auf: jetzt geht meine Schule an. Meinst du, dass es nicht auch Dichtern anständig ist, zu dienen? — *Johann Christian:* Der Schönheit, der Liebe. — *Antonie:* Und auch einer anderen grossen Dame, Poet: der Sitte! du hast es wohl einmal gewusst, wer das ist, aber du bist zu viel mit wilden Katzen umgegangen, die sie nicht kennen. Darum muss ich sie dir vorstellen. Sie ist eine Edelfrau, und ihr Amt ist die Ruhe und Schönheit des geordneten Lebens. Geboren ist niemand aus ihr, aber es muss von ihr erzogen und geleitet werden, wer unter Menschen heiter leben will. — Was du dagegen Natur nennst, glaubst du, dass irgend wer es unter Menschen wild vertragen kann? Natur ist Bosheit, und kommt sie unter Menschen, so muss sie lügen, damit sie nicht ausgetrieben wird. — Vielleicht giebt es Männer, die sich eine Wilde zähmen können. Du, mein guter Apoll, bist aber wohl kein guter Tierbändiger. Tierbändiger dürfen nicht träumen, und wenn sie sich gar in ihre Bestien verlieben, müssen sie die Peitsche erst recht gebrauchen. Wer das nicht kann, sollte sich nur mit Menschen abgeben, die schon zahm sind. — *Johann Christian:* Mit Haustieren. — *Antonie:* Ich sagte Menschen — Aber weisst du auch was ein Mensch ist, werter Dichter? Ihr macht Euch immer bloss Bilder davon nach Eurer Laune und Sehnsucht, und wenn Euch etwas Wildes in den Weg läuft, das ein bischen so aus sieht, wie Eure Bilder, dann glaubt ihr, Eure Launen

seien Menschen geworden. Ach, Poet, ist das ein Irrtum! Schöne Bestien sind keine Menschen. Mag es immer auch gut sein, wenn sie von der wilden Natur etwas übrig behalten haben, so müssen sie doch, wollen sie Menschen sein, jener edlen Dame folgen, die ich dir eben vorgestellt habe. — *Johann Christian:* Spricht sie so lind und süss, wie ihr, so folgt ihr jeder. — *Antonie:* Nein, Poet, die wilden Katzen folgen nicht. Die folgen nur sich selber und dem, was ist, wie sie. Du hast es erfahren. — *Johann Cristian:* Es ist wohl so. — *Antonie:* Ja es ist. (Mit einem Ton von Hass.) Und die Poeten schwärmen, wie schön sie sei, diese Natur ohne Stolz und Scham, die sich wegwirft und aus ihrer Gemeinheit einen frechen Reiz macht. Stolz und Scham, das lerne mein Poet, kommt von der Sitte, und die Kraft, sich immer hochzuhalten, so hoch, wie die Gesetze, die man sich selbst gegeben hat, als Auszeichnung vor dem Gemeinen. (Sie hat die letzten Worte fast streng gesprochen. Nach einer kleinen Pause wieder leichthin.) Gut frisierte Haare, reine Hände und höfliche Manieren gehören auch dazu. — *Johann Christian* (hebt den Kopf, sieht Antonie wie zustimmend an, dann plötzlich wieder trotzig): Und ein Kammerdiener! — *Antonie:* Wohl dem, der einen hat, und wer keinen hat, soll sehen, dass er einen bekomme. Auf alle Fälle ist es ein Widersinn, sich aus Begeisterung für die Kunst nicht die Nägel zu putzen und aus Schwärmerei für die Natur eine Frau zu nehmen, die schlechte Wäsche trägt. — Apollo, mir scheint, Stella war eine Natur, die sich selten frisierte. Hab ich Recht, Poet? — *Johann Christian:* Ihr scherzt, Comtesse, und wisst nicht, wie weh ihr mir damit thut. — *Antonie:* Ich spreche ernst von Dingen, über die Ihr hinweggesehen habt, vermutlich aus Liebe, denn Ihr habt ja das Wort erfunden, ihr Poeten, dass Liebe

blind sei. — *Johann Christian:* Nicht immer. — *Antonie:* Und doch machen die Dichter solche Sprichwörter — Gott verzeih es ihnen. Sie sagen so manches in ihren Krankheiten, die sie Verzückung nennen. Ich meine, Liebe hat immer die Augen auf und freut sich am Schönen, denn das ist ja die Liebe. Aber freilich, Poet, ich denke an Menschen — *Johann Christian:* Mit Sitte. — *Antonie:* Ja, die in allem das Schöne haben wollen, und die auch die Natur schöner machen. — *Johann Christian:* Durch Sitte. — *Antonie:* Bravo, Apollo, ihr seid ein gelehriger Gott. Wer weiss, was aus euch noch zu machen wäre. — *Johann Christian* (aufstehend und ihre Hände fassend): Was ihr wollt (sinkt auf die Kniee, küsst heftig ihre Hand): Was du willst, was du willst. Mit einem Male sehe ich klar, ja, ja und ja: Ich selber bin im Zwinger ein Tier geworden, ich wusste nicht zu zähmen und wurde selber wild und böse. Oh, dass ich es nicht selber fühlte, dass ich erst . . . (überströmend) Comtesse, Comtesse, macht mich wieder zu einem Menschen! — *Antonie* (entzieht ihm ihre Hand und streicht ihm über das Haar): Die Haare müssen etwas gestutzt werden. — *Johann Christian:* Spottet nicht, Comtesse, spottet nicht, mir ist so ernst und bewegt zu Mute, ich . . . Comtesse: Lasst mich bei Euch bleiben! (Steht auf und bleibt mit offenen Armen und bewegter Brust vor ihr stehen.) Ich kann nur hier, ich kann nur bei Euch frei werden von alledem und ein aufrechter Mensch sein. Ich . . . Oh . . . mir schwindelt vor Glück, ich sehe wieder, ich fühle wieder Licht in meinen Augen und weiss, was Schönheit heisst. Comtesse . . . Ich . . . (geht mit erhobenen Armen auf sie zu). — *Antonie* (abwehrend): Ist das Sitte? Oh, oh, und in diesen Kleidern wollt ihr hier bleiben und mit diesen Manieren? Hélas, Mann aus dem Zwinger,

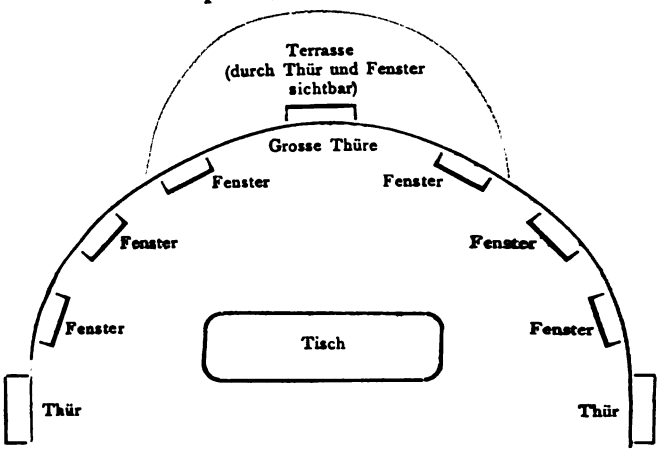
nicht gar so wild! — *Johann Christian* (beschämt die Arme fallen lassend): Comtesse ... — *Antonie:* Nu, nu, nicht traurig sein. Jetzt ist die Schule vorbei, und nun beginnen wir die Zähmung. Und dann, ... vielleicht, ... (alles dies fast kokett) ... enfin, Herr Dichter: Ich könnte noch einen Kammerdiener brauchen. — *Johann Christian* (mit trotziger Aufwallung, aufstampfend): Ah! (Wendet sich zum Gehen.) — *Antonie:* So wisst ihr also nicht, was spielen heisst? — *Johann Christian:* Ich lasse nicht mit mir spielen. — *Antonie:* Und mit mir spielen wollt ihr auch nicht? (Sieht ihn lächelnd an.) — *Johann Christian* (den Blick verstehend): Ah! (stürzt auf sie zu, sinkt in die Kniee, küsst ihr stürmisch die Hand): Alles, was ihr wollt. — *Antonie* (hebt seinen Kopf): Wie heisst du? — *Johann Christian:* Johann Christian. — *Antonie:* Wir wollen es mit dem Johann genug sein lassen — für die andern. Und nun an die Arbeit! (deutet mit dem Finger befehlend nach der Thür. Johann Christian sieht sie verständnislos an.) — *Antonie:* Distance! (Johann Christian steht auf und entfernt sich, rückwärts gehend, wobei er das Bestreben hervortreten lässt, sich nach Art eines Dieners zu bewegen.) — *Antonie* (verfolgt lächelnd seine Bemühungen): Assez! Und nun (Kusshand) feinklug sein! — Sonnez! (Johann Christian ergreift das Klingelband und läutet.) (Christoph erscheint.) — *Antonie:* Ich lasse die Herrschaften bitten. (Der alte Graf, die alte Gräfin, Graf Franz Friedrich und Dr. Wurmbrand erscheinen, indem jeder von ihnen auf Johann Christian sieht, der, immer noch das Klingelband in der Hand, an der Thüre steht.) — *Antonie:* Ihr seht, der wilde Gott ist zahm. Man soll ihm die rotsammtne Livrée geben, ich habe ihn als Kammerdiener engagiert. — *Alle* (gleichzeitig durcheinander, erstarrend, entsetzt): Um Gottes willen! — *Antonie:* Glaubt Ihr nicht, dass er sich im roten Sammt sehr

gut ausnehmen wird? Aber so redet doch! Es scheint, ihr gönnt mir den Dichter nicht oder meint ihr, er werde mir Alexandriner servieren statt Kaffee? — So lasst doch endlich eure starren Mienen auftauen und lacht, lacht, denn seht, ein Sünder ist zu Kreuze gekrochen, mehr noch: ein Dichter; und was erst ganz abscheulich war, ist zum Pläsier geworden. (Alle noch immer starr, zeigen das äusserste Erstaunen.) — *Antonie:* Auch Franz Friedrich eilt mir nicht zu Hilfe? — *Graf Franz Friedrich* (der mit gezücktem Degen hereingetreten ist, tritt einen Schritt vor, hebt den Degen mit dem Ausdrucke der äussersten Ungewissheit, schiebt ihn dann in die Scheide, schüttelt langsam den Kopf, geht auf Antonie zu und spricht, indem er eine Verbeugung macht und ihr die Hand küsst): Die Launen meiner Teuersten sind mir selbst dann Befehle, wenn ich sie nicht verstehe. — *Antonie:* So feierlich nehmt ihr meine Spässe auf? — *Graf Franz Friedrich* (erst verständnislos): Spässe? (dann plötzlich sich an die Stirn schlagend und lachend) In der That! Hahaha! (Er wendet sich zu den Uebrigen, die immer noch betroffen und widerwillig bald Antonie, bald Johann Christian betrachten, mit dem Ausdrucke heiteren Verständnisses.) — *Antonie* (lässt sich zurück sinken, wohlig): Ah! In meinem Leben noch habe ich mir keine solche Mühe um etwas gegeben.

(Vorhang.)

DRITTER AKT.

(Etwa vier Wochen später.)



DER halbrunde Ausbau des Zimmers im Schlosse, dessen erleuchtete Fenster man im ersten Akte sah und hinter dem man jetzt, durch die grosse Glasthüre und mehrere sehr hohe und ganz nahe aneinander stehende Fenster, als Hintergrund die kleine flache Terrasse und den Park sieht. Der Park liegt undeutlich im Dämmerlicht eines bewölkten Spätsommerabends; man hört zuweilen ein stossweises Rauschen in den Bäumen. Rechts und links, ganz vorn, Thüren. Christoph und Jacob zünden den Glaslustre über einem ovalen gedeckten Tisch an, der einen grossen Teil des Halbrunds ausfüllt.

Jacob: Mon dieu, ihr seid nicht weit genug herum gekommen und lest zu wenig in den Romanen. Euch fehlt das Raffinement der grossen Welt. Wer aber, wie ich, mit auf Universitäten und Reisen war und überdies seine freie Zeit mit galanter Lektüre ausfüllt, dem kann es unmöglich entgehen, dass Mademoiselle la comtesse sich einem amoureusen Zeitvertreib mit diesem, äh, Johann hingiebt. — *Christoph:* Ich bitt' Euch, redet nicht so und sprecht

leise. Es ist gottlos, derlei Reden zu führen und ziemt unsereinem nicht. — *Jacob:* Bah, diese Aventüre bildet bereits den Gesprächsstoff im Stalle, und der Hundejunge sowohl wie das Geflügelmensch reden so laut darüber, dass schon die Bauernkerls die Köpfe zusammenstecken und grinsen. — *Christoph:* Und es ziemt sich nicht, es ziemt sich nicht! Wahrhaftig und in der That, es passt und ziemt sich nicht. Es ist ein schlechtes und freches Gerede, und ich will nichts davon hören! — *Jacob:* Aeh? Wieso? Was ist amende weiter dabei? Man amüsiert sich ein wenig mit dem Kerl und wird ihn davonjagen, wenn man ihn satt hat. Ich begreife nur den Geschmack der Comtess nicht. Ein Kerl, der schon auf die Bank geschnallt war. Ein Kerl, der sich zum Servieren anstellt, wie der Bär zum Tanzen. Ein Kerl ohne alle Manieren und überdies hässlich wie ein wandernder Scherenschleifer. Ich hab mein Lebtag keine solchen Krebsaugen an einem Menschen gesehen. Und dabei hochnäsig. Ein entlaufener Student, — bah, und Komödiant gewesen, — fi donc! Ich würde ihm nicht die Fingerspitzen reichen. — *Christoph:* Ihr habt ein böses Maul und eine schlimme Galle. Wahrhaftig und in der That, das habt ihr, und ich will nichts weiter hören. — *Jacob:* Das Schönste ist, dass der Kerl seine Situation missversteht. Ich schwöre Euch: er ist verliebt in die Comtess. Er seufzt und rollt die Augen, und wenn sie ihn frei lässt, rennt er in einen Winkel und schreit und stöhnt und stöhnt und schreit und fuchtelt mit den Armen und fährt sich durch seine Zigeunerhaare. Es ist ungemein komisch und ein grosses Amüsement, ihn zu observieren. Lisette hat ihn gestern gesehen, wie er ein Band der Comtess küsste. Es wird ein Strumpfband gewesen sein. Hähä! — *Christoph:* Nun schweigt endlich! Soll ich alter Mann alle Kerzen allein

anzünden, während ihr lose Reden führt? (Ein Windstoss.) Ich glaube, es wittert heut Abend noch. Sind die Herrschaften vom Vorwerk schon herein? — *Jacob:* Was weiss ich. Die Comtess, Alterchen, ist aber gar nicht mitgefahren. Riecht ihr was? Immerfort draussen im Park allein mit dem Herrn Komödianten. Hähä! Man kann sich die Komödie denken, die da aufgeführt wird. Alles geht recht publiquement vor sich. Man könnte glauben, in Paris zu sein. Nächstens wird man sich wohl von dem Herrn Komödianten zu Bette bringen lassen. Hähä, — bis mein Gnädigster ein Wörtchen dazu sagt. Ich habe die Hetzpeitsche schon ins Wasser gelegt. Hähä! — *Antoniens Stimme* aus dem Park: Huh! Jetzt wird's ernst! Die ersten Tropfen! Herrlich die Abendfrische! Herrlich! (Sie kommt eilig durch die Flügelthür; alle ihre Bewegungen verraten eine fröhliche Aufregung): Was macht ihr da? — *Christoph:* Wir haben den Lustre angezündet und wollen den Kaffeetisch decken. — *Antonie:* Lasst das! Ich will Johann unterweisen, dass er das auch besorgen lernt. Zieht die Vorhänge zu! (Christoph und Jacob ziehen die Vorhänge zu.) — *Antonie* (währenddessen durch die Flügelthür in den Park hinausrufend): Johann! (Klatscht in die Hände:) Johann! Was treibst du draussen? — *Johann Christian* (aus dem Park): Ich habe die Windhunde in den Stall gebracht. Befehlen gnädigste Comtess . . .? — *Antonie:* Komm herein und deck den Tisch! (Zu den Dienern): Geht und bestellt den Kaffee! (Christoph und Jacob verbeugen sich und gehen ab.) — *Johann Christian* (kommt durch die Flügelthür): Antonie...! — *Antonie:* Pscht! Leiser! Zieh die Thürvorhänge zu! — *Johann Christian* (thut dies.) — *Antonie:* Wie war das schön! Was sang die Nachtigall? Schnell sag mir das liebe Lied noch einmal! — *Johann Christian* (zu ihr tretend, eindringlich):

Lausch, oh lausche! In den Zweigen
Singt die kleine Nachtigall;
Wie im Himmel Engel geigen,
Zittert, schluchzt der süsse Schall,
Und es strömt aus ihrer Kehle
Unsre ganze trunkne Seele.

Horch, sie fühlt, was wir genossen,
Und es brennt in ihr die Glut;
Flammen haben uns umflossen,
Und im Feuer war uns gut.
Horch, es zittert unsre Seele
In der kleinen, bangen Kehle.

(Er ist vor ihr in die Knie gesunken und küsst ihr die Hand): Wir und die Nachtigall, Antonie, wir und die Nachtigall! Ich möchte das Herz der Nachtigall küssen wie deinen Mund. Alle Blätter des Baumes, der über uns war, möchte ich an mein Herz drücken. Seit ich dich habe, weiss ich, dass wir nur leben, wenn wir lieben. Alles andre ist dumpf und trübe, aber die Liebe macht klar und stark. Das bist nicht du und ich, das ist die Welt, die ganze Welt in uns und wir in aller Welt. Wenn alles Blut jetzt von mir flösse, es wäre Seligkeit! — *Antonie:* Du und deine Augen! Du und dein Mund! Du und deine Küsse! Alle meine Adern sind voll von dir. Ich höre dich, wenn ich spreche. Ich fühle dich, wenn ich in die Luft greife. In mir und ausser mir: überall du! (Sie schliesst die Augen): Ich habe mich ganz verloren, ich fühle keinen Boden unter den Füssen, — es ist alles ein Schweben. Wo kommen wir hin, Apoll, wo kommen wir hin ... (Sie öffnet die Augen). Es hat uns schon zu weit getrieben. Es ist kein

Halten mehr . . . Nein, nein, wir müssen halt machen, wir müssen klug sein, Apoll. — *Johann Christian:* Klug! Klug! Können Selige klug sein? Brauchen Selige klug zu sein? Wie hässlich klingt das Wort Klugheit aus einem Munde, der so zu küssen weiss, wie du. Nein, Antonie, wir wollen nicht Halt machen! Wir wollen uns dem Winde geben, der uns auf seine Flügel genommen hat. Komm! Lass uns fort von hier! Noch diesen Abend! Ich ertrage es nicht länger, diese Komödie zu spielen, die ein Frevel ist. Du gehörst mir in alle Ewigkeit, Antonie, und in dieser Ewigkeit soll keine Minute mit Maskeraden ausgefüllt sein. (Steht auf und hochatmend vor ihr.) *Antonie* (plötzlich verwandelt): Wenn du so schreist, ist alles verloren, und deine Ewigkeit dauert keine fünf Minuten mehr. Das Glück, das wir uns heimlich Stück für Stück stehlen müssen, ist süsser als das, was wir plump mit einem Male an uns reissen. Ich will nicht, dass deine thörichte Wildheit mir raubt, was mir deine Liebe gegeben hat und immer wieder geben soll. — *Johann Christian:* — Soll ich dein Diener bleiben, Antonie, — jetzt noch? — *Antonie:* — Jetzt mehr als je und immer, immer! — *Johann Christian:* Dein Sklave in alle Ewigkeit, aber nicht dein Lakei. — *Antonie:* Ich sehe nicht deine Livrée an, sondern dich. — *Johann Christian:* Aber mich beengt sie wie eine Zwangsjacke. — *Antonie:* Gut so, gut so, — was würdest du sonst toll sein! — *Johann Christian* (lauter): Und ich ertrag es nicht, ertrag es nicht! Du machst, dass ich zwischen höchster Seligkeit und tiefster Erniedrigung taumele. Deine Küsse machen mich zu einem Gott, und deine Befehle treten mich unter die Erde. — Hüte Dich, Antonie! Du hast ein Feuer angezündet in mir, das frei auflodern muss! Ich bin nicht so geschickt wie du, Komödie zu spielen mit Gefühlen,

von denen mir ein jeder Nerv bebt. — *Antonie:* Das wirst du lernen müssen, oder du bist dieser Gefühle nicht wert. Oh, ich sage dir, es ist süss, das Innige zu verstecken, und gemein ist es, damit vor die Leute zu gehen. Was schiert dich die Livrée? Warum bist du böse auf das Kleid Deiner Liebe? Warum denkst du an etwas andres, als an sie? Was willst du mehr, als mich? — *Johann Christian* (noch lauter): Dich ganz, als dein Herr, dich ganz und vor aller Welt! — *Antonie* (ihn gross ansehend): Ich glaube, du träumst. — *Johann Christian:* Nein, ich wache auf! (Geht auf sie zu, wie um sie zu ergreifen.) Was du mir gegeben hast, bist du selber, — und du bist mir zu köstlich, als dass ich dich mit irgend jemand teilen möchte! Wehe dir, wenn du an andres denkst! — *Antonie* (nach einer Pause): Ich denke an nichts ... Ich will an nichts denken ... Schäme dich, dass du noch denken kannst! — *Johann Christian* (will reden. Man hört Peitschenknallen). — *Antonie:* Schweig, denn ich weiss, dass du nicht leise reden kannst. (Stampft mit dem Fusse, wie er wieder reden will): Schweig! (Man hört wieder Peitschenknallen): Die Herrschaften kommen, ordne den Tisch! — *Johann Christian:* Ich ...?.. — *Antonie:* Ordne den Tisch! So mach doch! Mein Gott, bist du plump! Die Teller ringsum gestellt! Da die Tassen! Von dem kleinen Tisch her! Und die Zuckerdosen! Die Löffel links, die Messer rechts! In die Mitte die Konfituren und das Gebäck. — *Johann Christian* (thut mechanisch, was sie befiehlt). — *Antonie:* Du musst heute bei Tisch aufwarten. — *Johann Christian:* Ich soll ..?... — *Antonie:* Ja, du. Das soll deine Strafe sein. — *Johann Christian:* Du spielst mit mir. — *Antonie:* Freilich! Besser spielen, als denken! Es ist so köstlich! Fühlst du es nicht, wie über alles schön das ist? Ganz im Geheim ein Spiel mit einander haben, — ah, es ist eine

Wonne. Und dass man zu gleicher Zeit mit den anderen spielt, ist auch lustig. Oh du Dichter! Oh du mein dummer Dichter! Hör auf zu denken und spiel mit mir! (Läuft auf ihn zu und küsst ihn): Oh du mein Spielkamerad! — *Johann Christian:* Dein Spielzeug ... — *Antonie:* Und war ich nicht vorhin und bin ich nun nicht immer deins? Du meins, ich deins?...! So soll es sein, und bleiben und wir wollen uns das Spiel nicht mit dummen Gedanken verderben. Da: Küss mir die Hand! — *Johann Christian* (thut es): Du machst mit mir, was du willst. — *Antonie:* Mein artiger Dichter! (Läuft schnell links ab, wirft ihm Kusshände zu.) — *Johann Christian* (will ihr erst nach, dann bleibt er stehen und hantiert am Tisch, sich zuweilen über die Stirn fahrend.) Der erste Vetter, Graf Hans, ist ein schmächtiges Herrchen von etwa zwanzig Jahren, ebenso unreif, wie ungebildet; der zweite, Graf Franz, ist ein paar Jahre älter und hat den Habitus des ehemaligen Studenten ohne Studium: dick, etwas burschikos, gemütlich.) — *Graf Franz Friedrich* und die *beiden Vettern* treten auf. — *Graf Franz Friedrich* (zu Johann Christian): Geh er hinaus! — *Johann Christian:* Die Comtess hat mir aufgetragen ... — *Graf Franz Friedrich:* Er soll hinausgehen!! — *Johann Christian* (geht ab, ohne eine Verbeugung zu machen). — *Der erste Vetter:* Der Lümmel scheint nicht gut in Dressur zu sein. Schiebt ab wie ein Bauer. — *Der zweite Vetter:* Mein Sohn, es ist der Herr Poet! Man hat auf Akademien studiert! Man macht Verse! Man ist ein Genie! Und mehr noch: man ist hier Hahn im Korb! Haha! Ich für mein Teil würde dem werten Franz Friedrich die Zunge zeigen, wär ich so Hätschelhans der Erste. — *Der erste Vetter* (kichert): Sonderbare Launen! Ihr seid ein recht duldsamer Bräutigam, Herr Vetter! — *Graf Franz Friedrich:* Bah! Soll ich auf einen Domestiken eifersüchtig sein? Ich kenne meine Antonie. Sie hat eine

Schwäche für die schönen Künste. (Die beiden Vettern kichern.) Ich gönne ihr das. Es ist eine durchaus adelige Caprice und beweist Genie. — *Der zweite Vetter:* Wie ich in Leipzig war, hatt' ich auch eine Schwäche für die schönen Künste, aber mein Herr Vater fand es nicht sehr adelig, dass ich diese Leidenschaft an den schönen Komödiantinnen ausliess. Haha! Der alte Herr hatte keinen Sinn für mein Genie. Hahaha! Eines Tages kam er mit Postpferden und liess mich Pleiss-Athen von hinten ansehn. Es ist seine Schuld, dass ich nicht ausstudiert habe. O Wurzner Bier! Oh Malvasier! Hier muss ich Kaffee trinken! — *Der erste Vetter:* Ich würde doch lieber selber Verse machen, Franz Friedrich. Mon dieu, es ist sehr leicht, und was thut man nicht als Bräutigam? Und schliesslich, wenn du zu faul dazu bist, es giebt eine Masse Kerls, die die Arbeit gegen Bezahlung verrichten und für ein paar Thaler so verliebte Verse zusammenfaseln, dass den Mädchens höllisch heiss zu Mute wird. Aber so einen Reimschmied an's Mädchen selber 'ran lassen — parbleu, das wollt ich mir überlegen. — *Graf Franz Friedrich:* Herr Vetter, wenn Ihr einmal einen ordentlichen Schnurrbart und eine Braut haben werdet, will ich Euch zur Revanche eben so gute Ratschläge geben, und ich hoffe, dass Ihr ebenso wenig darauf Acht haben werdet. Ob ich Antonien einen Windhund schenke oder einen Komödianten als Lakai, das ist eins wies andre. Es freut mich, zu sehen, wie sie mit ihm spielt, und ich habe das meiste Vergnügen dabei, denn ihre Liebe zu mir wird umso grösser sein, je mehr ich ihren Launen diene. Seit dieser Bursche im Hause ist, verwöhnt sie mich himmlisch, und ich finde nicht den Mut, mich zu trennen. Ach, meine Lieben, ich bin sehr glücklich. Wenn ich morgen reise, so ist es nur, um in vier Wochen zur Hochzeit zurückzukehren. — *Der zweite*

Vetter: Gehört der Dichter zur Aussteuer? — *Der erste Vetter:* Hähä, er wird zum Reisemarschall avancieren für die Hochzeitsreise. — *Der zweite Vetter:* Am Hochzeitstage wird er plötzlich seine Livree ausziehen, und der schöne Apollo wird zum Vorschein kommen, und er wird ein Hochzeitscarmen herunterraspeln, dass die Brautjungfern seufzen werden: Mir auch so einen Apollo, mir auch so einen süssen Lakai! — *Der erste Vetter:* Ihr werdet auf billige Weise zu einem Haushofmeister und Hausdichter in einer Person kommen, Vetter. — *Der zweite Vetter:* Und Gedichtbücher braucht ihr nicht erst zu kaufen; das wird bei Euch alles im Hause gemacht, wie die Leberwürste und Mohnkolatschen. Hahaha! — *Der erste Vetter:* Ihr werdet alle Runkelrüben ausrotten und Lorbeerbäume pflanzen. — *Der zweite Vetter:* Ich lasse mir meine Adele aus Leipzig als Kammermädchen nachkommen! Ich will auch die schönen Künste ehren! Schlesien muss ein Musenhain werden. Hahaha! — *Die beiden Vettern* (lachen unbändig). (Es blitzt draussen.) — *Graf Franz Friedrich:* Es wird ernst mit dem Gewitter. Ich bitt Euch, lasst die Scherze. So mag man auf Akademien reden bei Kommerschen im Tabakdunst. Hier ist es unziemlich. Wüsste ich nicht, dass es nur eine unartige Manier ist, und dass Ihr im Grunde denkt, wie es Junkern anständig ist, so würde ich nicht dulden, dass in diesem Hause solchen Spässen der Lauf gelassen wird. — *Der zweite Vetter* (komisch devot): Ich revoziere. — *Der erste Vetter:* Ich depreziere. — *Der zweite Vetter:* Herr Bruder, Ihr seid bei meiner Ehre der beste Fuchsmajor, den ich auf Universitäten kennen gelernt habe. Wahrhaftig, es ist nur mein böser Humor wegen dem Kaffee, dass ich so unziemlich gesprochen habe. Ich kann mich an das Zeug nicht gewöhnen. Der Teufel steckt in den Kaffeebohnen, und

jeder ehrliche Junker sollte einen Schwur leisten, dieses Getränk zu meiden, das der Widerpart von Wein und Bier ist. Denn es macht boshaft, wo jene fröhlich machen. — *Der erste Vetter:* Es ist ein Getränk für kleine Mädchen, die keinen ehrlichen Schnaps vertragen können. — *Antonie tritt mit dem alten Grafen und der Gräfin auf. Verbeugung der Vettern. Stummes Gespräch zwischen den Vettern und dem gräflichen Paare.* — *Antonie* (zum Grafen Franz Friedrich): Hat mein zukünftiger Gebieter das Vorwerk wohl inspiziert? Wie haben ihm die Hammelherden gefallen, unsres Reiches grösster Stolz und wollige Zierde? — *Graf Franz Friedrich* (etwas gezwungen): Ich dachte bei den Schafen an meine holde Schäferin. — *Antonie:* Ei, wie galant! Und hat mein Damon ein Lied zur Flöte gedichtet auf der saftigen Wiese? — *Graf Franz Friedrich:* In diesem Hause dichten die Domestiken. — *Antonie:* Huh! Damon ist boshaft. Damon ist kein holder Schäfer. Da muss Phillis traurig sein.

Ach, mein Damon ist betrübet,
Der mich einst so sehr geliebet,
Lässet nun die Flöte ruhn.

Graf Franz Friedrich: Warum wart ihr nicht mit auf dem Vorwerk? — *Antonie:* Weil ich die heimatlichen Hammelherden schon kenne und die Nachtigallen lieber habe. Oh, ich habe heute verstanden, was sie singen! — *Graf Franz Friedrich:* Hat es Euch der Herr Komödiante übersetzt? — *Antonie:* Der Herr Komödiante? Sind Komödianten da? Ei so will ich mir was vorspielen lassen. — *Graf Franz Friedrich:* Ihr spielt mir etwas vor, Antonie. — *Antonie* (tätschelt ihn leicht):

Damon, ei, so lass das Schmälen,
Deine Phillis will erzählen,
Was die Nachtigall ihr sang.

Graf Franz Friedrich (entzückt): Verzeiht mir, teuerste Comtess, ich war unartig, aber es ist nur meine Liebe, die mich so verstört. Wenn ich Euch nicht sehe, bin ich traurig und böse. Oh, in vier Wochen, in vier Wochen . . . Freut sich meine Antonie? — *Antonie:* Sie freut sich, Franz Friedrich, sie freut sich. Merkt ihrs ihr nicht an, wie sie voll Freude ist? — *Graf Franz Friedrich* (küsst ihr die Hand): Sie strahlt ja wie eine Rose. — *Antonie:* Seht ihrs, das hat die Nachtigall gemacht mit ihrem Liede. — *Graf Franz Friedrich* (sehr glücklich): Meine süsse Braut! — *Antonie:* Nun wollen wir Kaffee trinken! (Sieht zum Tische.) Aber der Tisch ist ja noch gar nicht fertig. (Ruft) Johann! — *Johann Christian* (erscheint). — *Antonie:* Warum ist der Tisch nicht fertig!? — *Johann Christian:* Man hat mich hinausgeschickt. — *Antonie:* Man? . . . Wer ist Man? *Johann Christian* (auf Graf Franz Friedrich weisend): Dieser Herr. — *Antonie:* Was ist das für eine Sprache? Ich werde ihm Unterricht in der Domestikensprache geben lassen, wenn er sich nicht bequemen will, von selbst zu reden, wie es ihm anständig ist. — Rüste er den Tisch! — *Johann Christian* (macht eine Verbeugung und geht an den Tisch). — *Antonie* (weist ihn an, hilft ihm): Tolpatsch! Was habe ich ihm gesagt? Dahin die Teller! So! Die Tassen in die Reihe! Leise! Was für ein Geklapper! Er zittert ja! (Leise zu ihm): Das Lied der Nachtigall ist in mir wie ein Rauschen. Es treibt mich wie ein Wind im Herzen. Kaum halt ich mich. Oh, wie ich voll bin von dir! — *Johann Christian* (leise): Ich zittre, ich ertrag es nicht länger. Deine weissen Hände. Dein Haar. Ich muss die Zähne auf die Lippen beissen. Sonst schrei ich laut auf! — *Antonie* (leise): Pst oder ich schicke dich hinaus. — *Johann Christian* (leise): Lieber mit Bluthunden gehetzt, lieber in Nacht

und Wetter hinaus. Ich ertrag es nicht! (Lässt eine Tasse fallen.) — *Die alte Gräfin:* Oh, der Ungeschickte! — *Der alte Graf:* Das hast du von deinen Ideen. Der Kerl wird sämtliches Porzellan deiner Aussteuer zerschmeissen. Schick ihn zu seinen Komödianten. — *Der erste Vetter:* Er wird gerade gedichtet haben, haha. Poeten sind kein Porzellan gewöhnt, haha. Trinken aus der hohlen Hand an dem, haha, wie heisst er doch, der Musenbrunnen . . . — *Johann Christian* (laut, grimmig): Kastalischer Quell, Herr Junker, — so lernt mans auf der Lateinschule. — *Der erste Vetter* (sich umsehend): Impertinent! Aeh! Impertinent! Der Kerl . . . — *Antonie:* Aber Hänschen! Vetterchen! Was für ein roter Kopf! Der Musenbrunnen heisst wirklich so! — *Der erste Vetter:* Ich, äh, . . . hahaha, fürtrefflich, schöne Base, ich werde dem Burschen eine abgelegte Weste für die Belehrung schenken. Es geht hier sehr witzig zu. (Schüttelt den Kopf.) — *Der alte Graf:* Schick den Burschen hinaus. — *Antonie:* Geh er den Kaffee holen! — Ich bitte zu Tische! (Klatscht in die Hände.) Aber so lacht doch! Er ist ja draussen! Lieber Gott, was seid ihr steifleinen! Ich wüsste mir nichts amüsanteres als einen Domestiken, der unsre Herren Junker in der Mythologie unterrichten kann. Ich bin stolz auf meinen Johann. Wenn mich Franz Friedrich zu Hofe führt, werd ich zum Kaiser sagen: Majestät haben zwar viel: Majestät haben einen Grafen zum Aufwarten, einen Baron zum Stühlerücken, einen Erzbischhof zum Beten, — aber ich, ich habe einen Dichter zum Servieren. — *Alle* (lachen und setzen sich zu Tische. Antonie ganz links). — *Antonie:* Passt auf, mit was für einem mythologischen Gesicht er servieren wird. Und trinkt mir den Kaffee mit Andacht! Es wird Ambrosia sein. Aber um Gotteswillen sprecht nicht von gelehrten und poetischen

Dingen! Denn, wenn ihr was Dummes sagt, wird er aus der Haut fahren. — *Der erste Vetter:* Oder wenigstens aus der Livree. — *Antonie:* Und sprecht mir nicht etwa französisch, wenn ihr Euch über ihn lustig machen wollt. Er versteht alles, mein auserlesener Johann. Denkt Euch: er liest das Neue Testament griechisch. — *Der erste Vetter:* Aeh, das ist doch ... wie? Griechisch? Das ist doch überflüssig. Weshalb griechisch? Unser Gottesmann Martin hat es ja schon übersetzt. Sehr thöricht, das. — *Antonie:* Ich glaube, Hänschen liest es nicht einmal deutsch. — *Der erste Vetter:* Da muss ich sehr bitten! Ich versenke mich des öfteren ... — *Der zweite Vetter* (prustend): Er versenkt sich! Er versenkt sich! Für diese Renommage, Herr Bruder, müsstet ihr eine Spritzkanne Wurzener trinken, wenn es hier Wurzener gebe, statt Kaffee. — *Antonie:* So soll er eine Kanne Kaffee trinken. — *Der zweite Vetter* (ausser sich): Herrlich! Hahaha! Superb! Hahaha! Hänschen muss eine Kanne Kaffee trinken. — *Der erste Vetter:* Ich finde diese Witze schaal. — *Johann Christian* (erscheint mit der Kaffeekanne und bleibt ratlos stehn). — *Alle* (lächeln und sehn ihn an). — *Antonie:* Hierher, Johann, hierher! Ich schänke ein. — *Johann Christian* (tritt hinter ihren Stuhl und reicht ihr die Kanne). — *Antonie* (schänkt die ihr zugereichten Tassen voll und giebt sie hin. Dann giebt sie Johann Christian die Kanne zurück): Das Nachschänken besorgt Er! Passe er wohl auf. Besonders auf den Herrn Grafen Pröhlen; der wird zuerst ausgetrunken haben. — *Der zweite Vetter:* Ich? Hahaha? Vorzüglich! Ich wünschte, dass ich das Zeug unter den Stuhl giessen dürfte, mit Verlaub zu sagen. — *Alle* (lachen). — *Antonie:* Wie? Ihr missachtet das Getränk der Grazien? Man wird Euch zur Strafe zwingen, eine Ode darauf zu dichten: Das

Lob des Kaffees, gesungen von Junker Dick. — *Der zweite Vetter:* Wenn ich mit Franz Friedrichs Erlaubnis von meiner schönen Base einen Kuss dafür bekomme, werde ichs mit Johanns Hilfe versuchen. — Johann! Antreten! Wir wollen eins zusammen dichten! — *Antonie* (da sich Johann Christian nicht rührt): Hört er nicht! Er soll dem Grafen Pröhlen beim Dichten helfen. — *Johann Christian* (leise): Ich bitt Euch, lasst das. — *Antonie:* So mach er doch! Aber es versteht sich, Dickchen muss anfangen. Erst der Graf und dann der Domestike. Auch überhebt ihr euch so der Mühe des Reimens. — *Der zweite Vetter:* Was für ein Versmass befiehlt meine gnädigste Base? Ich reite und dichte in jedem Tempo. — *Antonie:* Es sollen Alexandriner sein. — *Der zweite Vetter* (nachsinnend): Alexandriner. Haha! Sehr wohl. Das sind die langen. Aeh .. Ta — tam, ta — tam, ta — tam, ta — tam, ta — tam, ta — tam. — *Der erste Vetter:* Bravo! Seht bloss, er schwitzt schon. — *Antonie:* Schweigt! Er hat das mit viel Anstand und Melodie vorgetragen. — *Der erste Vetter* (parodistisch): Ta — tam, ta — tam, ta — tam, ta — tam, ta — titeltiteltam! — *Alle* (lachen). — *Johann Christian* (leise): Es ist unerträglich. — *Antonie* (leise): Pst. Denk an die Nachtigallen. — Nun, Dickchen, fang an. Nur einen Vers. Den zweiten wird Johann sagen. —*Der zweite Vetter* (räuspert sich): Aeh, wenn ich nur wüsste, was (räuspert sich). Aeh, das Thema liegt mir zu wenig. (Räuspert sich) Aeh. Darf ich nicht das Wurzner Bier besingen? — *Antonie:* Den Kaffee! — *Alle:* Den Kaffee. — *Der erste Vetter:* Ta — tam, ta — tam, ta — tam! — *Der zweite Vetter:* Ruhe! Ich habs! — Im Land der Mohren wächst ... (Schweigt.) — *Antonie:* Nun wächst? Was wächst? — *Der zweite Vetter:* Der Kaffee natürlich. — *Der erste Vetter:*

Aeh, ich muss doch bitten: Ta — tam, ta — tam, ta — tam. — *Alle:* Ta — tam, ta — tam, ta — tam. — *Antonie:* Ruhe! Dickchen ringt nach Luft. Er will ein zweites Mal beginnen. — *Der zweite Vetter:* Im Land der Mohren wächst, wie jedermann bekannt — ha? — Wie? — *Alle:* Bravo! Bravo! — *Der zweite Vetter:* Johann! Weiter dichten! — *Antonie* (leise): Mach doch, ich bitte dich, der Spass freut mich. — *Johann Christian* (den Blick nach unten, mechanisch): Ein hoher Palmenbaum, der Kaffeebaum genannt. — *Die alte Gräfin* (gütig, betont): Sehr gut! Sehr gut, Johann. Wirklich: sehr hübsch. Nicht? — *Der alte Graf:* Ganz brav, ganz brav. — *Der erste Vetter:* Ganz wacker, wirklich, aber ich muss doch bemerken, dass der Kaffeebaum in erster Linie ein Wirtshaus in Leipzig ist. — *Der zweite Vetter:* Ich bitte aber, solche Bemerkungen zu unterlassen. Das bringt mich aus dem Konzept. Denn neben dem Kaffeebaum in Leipzig ist die Schenke zur gelben Tulpe, wo man das beste Wurzener zapft, und wenn ich daran denke, kann ich keine Ode auf den Kaffee dichten. Weshalb ich meine schöne Base bitte, mir Pardon zu geben und es genug sein zu lassen. — *Antonie:* Nein! Nein! Es muss weitergehn! Ich wiederhole das erste Paar:

Im Land der Mohren wächst, wie jedermann bekannt,
Ein hoher Palmenbaum, der Kaffeebaum genannt.

Nun hat Dickchen fortzufahren. — *Der zweite Vetter* (überlegt eine Weile, schnipst dann mit den Fingern): Ich habs, eh, ihr werdet euch wundern, diesmal mach ich gleich zwei Verse! *Alle:* Was? Unerhört! Zwei Verse! — *Graf Franz Friedrich:* Reimverse? — *Der erste Vetter:* Ta — tam und Reim? Erst machen, eh ichs glauben soll! — *Antonie:* Dickchen, wir

kommen um vor Spannung. — *Der zweite Vetter* (sehr langsam, skandierend):

Auf diesem Baume wächst der Kaffeebohnen Schaar,
Wie Nüsse auf dem Nuss-Baum, das ist wirklich wahr!

— *Alle:* Bravo! Bravo! — *Antonie:* Superb! Wie Nüsse auf dem Nuss! — *Der zweite Vetter:* Bitte, auf dem Nuss-Baum! — *Der erste Junker:* Ta — tam, ta — tam, ta — tam! — *Antonie:* Baum, das ist wirklich wahr. — Johann, schänk er dem Grafen zur Belohnung eine neue Tasse ein, und dann fahr er fort. — *Johann Christian* (geht und schänkt dem Grafen, der erst mit einem widrigen Gesichte austrinkt, neu ein. Macht die Runde um die Tafel, wo alles lacht und plaudert, und schänkt ein, wo leer ist. Dann hinter den Stuhl Antoniens tretend, leise): Ich kann das nicht länger. Warum demütigt ihr mich so! — *Antonie* (leise): Fühlst du es nicht, wie alles in mir bebt vor Entzücken. Es ist ein wollüstiges Spiel. — *Der zweite Vetter:* Das ist ungerecht, Base, wenn ihr dem Johann einsagt, was er dichten soll. Ich habe auch alleine dichten müssen. — *Die alte Gräfin* (herablassend): Nun Johann, die Reihe ist an ihm. — *Antonie:* Also, Johann! — *Johann Christian* (den dicken Junker ansehend):

Die heisse Sonne schenkt den harten Bohnen Kraft,
Das heisse Wasser zieht aus ihnen einen Saft
Voll Bitternis und Gift, der zauberisch erregt,
Wie fremder Blumen Duft, dass uns das Herze schlägt,
Und unser Geist sich klärt —, wofern ein Geist vorhanden.
Die Dummheit aber bleibt in ewig dumpfen Banden.
Für sie wächst nirgendwo der Klarheit Panacée,
Drum liebt sie dickes Bier und meidet den Kaffee.

(Eine Weile Pause. Dann, schnell hintereinander): *Der zweite*

Vetter: Wie meint das der Lümmel?! — *Der erste Vetter:* Impertinent. Weiss Gott, impertinent. — *Der alte Graf:* Du siehst, Antonie, in welche Lagen uns deine Caprice bringt. Ich bin genötigt, den Burschen davon zu jagen. — *Die alte Gräfin:* Rege dich nicht auf, rege dich nur nicht auf. Antonie wird schon... Franz Friedrich wird schon... Bitte, Franz Friedrich... — *Graf Franz Friedrich:* So sehr ich geneigt bin, allen Wünschen meiner gnädigsten Braut nachzugeben, so muss ich allerdings denn doch sagen, dass es mir nicht angängig erscheint, eine Personage länger im Hause zu dulden, die es sich herausgenommen hat, einen Verwandten des gräflichen Hauses mit Sottisen zu attaquieren. — *Antonie* (bricht in ein übertrieben lautes Gelächter aus, nachdem sie selber erst ganz betroffen gewesen): Hahaha! Meine Lieben! Oh! Oh! Oh! Hahaha... Verzeiht, ich kann nicht anders... Ihr Guten! Oh! Oh! Oh! Ihr habt Euch blamiert, Ihr habt Euch blamiert! Euer Zorn wendet sich an eine falsche Adresse. Die Herren Junker müssen unsern schlesischen Ovid, den seligen Herrn von Hoffmannswaldau für die Verse fordern, die Johann der schamlose Reimdieb soeben deklamiert hat. Schämt Euch, schämt Euch! So schlecht kennt ihr den Ruhm Schlesiens? Ein hergewanderter Domestike weiss besser Bescheid auf dem schlesischen Parnass als Ihr !Oh! Oh!... Da sitzen sie da, immer noch mit roten Köpfen, und rühren sich nicht. So lacht wenigstens mit, damit es nicht aussieht, als ärgertet Ihr Euch über Eure mangelhafte Belesenheit. Hahahaha! — *Graf Franz Friedrich* (herzlich lachend): Hahahaha! (Küsst Antonien die Hand.) Meine angebetete Antonie, die vielbelesene, die Freundin der Musen! Wahrhaftig, wir sind dumme Junker, und ich bin froh, dass wenigstens ich Aussicht habe, noch unterrichtet zu werden. Dicker, lass deinen Dänen

satteln und fordere den Geist des Herrn von Hoffmannswaldau vor die Klinge; Hänschen wird dir sekundieren und keine Finte durchgehen lassen. Wenn du den schlesischen Ovid zum zweiten Male zu seinen Vätern gesandt hast, wollen wir ein Kaffeegelage zu deinen Heldenehren veranstalten! Hahaha! — *Der zweite Vetter* (verdrossen lachend): Wenn es so ist, na, hahaha, Tote koramieren kann ich nicht. Aber eine Frechheit von dem Lümmel war es doch. Wenn ich meine Verse selber mache, so hat er sich nicht zu unterstehen, fremde her zu sagen. — *Der erste Vetter:* Hähähä! Ich finde es wirklich für einen Servierkerl witzig, wie er sich aus der Affaire gezogen hat. Fatal, dass ich es nicht gleich gemerkt habe. Bekannt kamen mir die Verse gleich vor. Das mit dem dicken Bier hätte ausser unserm Oder-Schwan keiner so, äh, so mit der Blume gesagt. Der Hoffmannswaldau, wirklich, das war ein Poet! Ich begreife nicht, wie es heute noch Menschen giebt, die sich erdreisten mögen, nach ihm in die Leier zu greifen. Elende Stümper! Zuchtloses Gesindel! Ohne Schwung! Ohne Mass! Nüchtern, — äh, nüchtern! — *Antonie:* Bravo, Hänschen! Schlesien reicht dir eine Birkenrute, damit du die schlechten Poeten vom Parnass treibst. — *Der erste Vetter:* Parbleu, ich wollte sie wohl jagen! Plumpe Gesellen! Da ist ein Kerl, leider auch ein Schlesier, Günther mit Namen, habe Verse von ihm gelesen, Zeug wie Sackleinewand, grob, ungefüge, gemein, — äh, hat mich angeekelt, war ausser mir, habe mich geschämt, ein Schlesier zu sein. — *Johann Christian* (leise, erregt): Lasst mich hinausgehen, oder ich schlage dem Burschen übers Maul. — *Antonie* (leise): Stille, stille. Ein zweites Mal mach ichs nicht wieder gut. (Laut.) Aber, Hänschen, meinen Günther schmähst du mir? Ich wette, Dickchen liebt ihn sehr. Gelt,

Dickchen, du liebst meinen Günther? — *Der zweite Vetter:* Ich will meinen Kuss, Base, für meine Verse, und dann will ich alle Dichter lieben, wie du befiehlst. — *Johann Christian* (leise): Lass mich hinaus! — *Antonie:* Oh Dickchen, höre, was mein Günther sagt:

Ihr Bogen voller göldnen Pfeile!
Ihr schwarzen Augen voller Glut!
Erlaubt mir, dass ich mich verweile
Und führt den Kuss in Nerv und Blut,
Damit er Dickchens Herze lehre,
Wie nah ich ihm schon angehöre.

Johann Christian (leise): Jedes Wort gegen mein Herz. Lieber gepeitscht! Lass mich gehen! — *Der zweite Vetter:* So hole ich mir meinen Kuss! In Nerv und Blut! Mit Franz Friedrichs Erlaubnis. (Er erhebt sich.) — *Johann Christian* (leise): Ich schlag ihn nieder. — *Antonie* (leise): Du bist von Sinnen. (Laut.)

Damit er Dickchens Herze lehre,
Wie nahe ich ihm angehöre.

Johann Christian (leise): Stella! Stella! *Antonie* (während der zweite Vetter mit Franz Friedrich spricht, laut): Dem Dichter seinen Lohn! (Der zweite Vetter will auf sie zu. Draussen ein Windstoss, der, wie er schwächer wird, Harfentöne herüberlässt.) Horcht! Eine Harfe! (Der zweite Vetter steht vor Antonie und will sie umarmen.) Gleich, Dickchen, erst mach aber das Fenster auf, damit wir hören, wer uns ein Ständchen bringt. — *Der zweite Vetter:* Nicht erst den Kuss? — *Antonie:* Nein, erst das Fenster auf. — *Der zweite Vetter* (öffnet das Fenster). (Man hört zu einer Harfe singen):

Bettelnd vor verschlossner Thüre
Steh ich, Liebster, lass mich ein,

Lass mich nicht mit meiner Liebe
Frierend draussen einsam sein.
Hörst du, wie die Stürme saussen?
Liebster, horche, ich bin draussen,
Liebster, Liebster, lass mich ein.

Der zweite Vetter: Eine Bänkelsängerin. — *Der alte Graf:* Schick sie in die Gesindestube. — *Der zweite Vetter:* He! Weg da von der Thüre! Hinten ist das Gesindehaus. — *Johann Christian* (sehr erregt, fast zitternd): Es ist Stella! — *Antonie* (sich plötzlich umwendend): Du . . . (Laut.) Sie soll . . . (mit einem starken Entschlusse). Sie soll heraufkommen! — *Der zweite Vetter:* Aeh? — *Antonie:* Heraufkommen soll sie. Hier herein. Ich will sie hören. — *Die alte Gräfin:* Aber Antonie . . . — *Antonie* (gefasst, leichthin): Ihr Lied gefällt mir. Mach die Thüre auf, Dickchen. — *Der zweite Vetter* (öffnet die Thüre und ruft): Hier herein! Na, da, hopla, die Treppe herauf. (Der Wind, der im folgenden immer stärker wird, fegt in den Saal durch die Thüre, durch die Stella hereintritt. Sie ist ganz vom Winde zerzaust, vom Regen durchnässt, höchst dürftig bekleidet; ein schwarzes Tuch dient ihr gleichzeitig als Mantel und als Kopfbedeckung. Sie trägt mühsam eine Harfe und ist sehr verschüchtert. Sieht sich demütig, zitternd um, ein erbärmlicher Anblick. Wie sie Johann Christian erblickt, sieht sie ihn gross an und wendet dann sofort die Blicke auf Antonie mit dem Ausdruck: Ah, die! Johann Christian lässt den Kopf sinken. Antonie wendet von nun an keinen Blick von ihr. Im folgenden fortwährend stummes Spiel Johann Christians, der seiner Erregung kaum Herr wird). — *Die alte Gräfin:* Armes Ding. Noch so jung. — *Antonie:* Wollt ihr uns eins spielen und singen? Kommt hier vor! — *Stella* (geht mühsam um den

Tisch und bleibt rechts vorn stehen). — *Antonie:* Nehmt Euch einen Stuhl! — *Die alte Gräfin:* Ruht Euch erst aus. Wollt Ihr Kaffee? — *Stella* (die sich gesetzt hat und starr auf Antonie hinsieht, schüttelt den Kopf.) — *Antonie:* Seid Ihr bei so bösem Wetter auf der Wanderschaft? — *Stella* (nickt). — *Antonie:* Habt Niemand zu Eurem Schutze? — *Stella* (schüttelt den Kopf und sieht dann Johann Christian flehend an). — *Die alte Gräfin:* Keine Eltern mehr? — *Stella* (schüttelt den Kopf). — *Die alte Gräfin:* Armes Kind. — *Antonie:* Keinen — Mann? — *Stella:* Fort. — *Antonie:* Wie? — *Stella:* Fortgegangen von mir. — *Die alte Gräfin:* Abscheulich! Warum? — *Stella:* Mag mi nimmer. — *Antonie:* Habt ihr ihm was zu leide gethan? — *Stella* (demütig, flehend, auf Johann Christian hin): Ja. — *Antonie* (böse): Was denn? — *Stella* (schüttelt den Kopf). — *Die alte Gräfin:* Quäl sie nicht, Kind. — *Johann Christian* (leise): Antonie . . . Ich . . . — *Antonie:* Wo wollt ihr denn hin jetzt? — *Stella:* I geh und such ihn. — *Johann Christian* (leise): Wen!? Wen?! — *Antonie* (leise): Den Andern! — *Johann Christian* (leise): Dirne! — *Antonie:* Ist er schon lange fort? — *Stella:* I bin fort. (Schluchzt.) — *Die alte Gräfin:* Sie ist verwirrt, Kind. Lass sie in Ruh. — *Johann Christian* (leise, für sich): Stella! Stella! — *Antonie* (leise): Armer Narr! (Laut) Singe sie uns was! — *Stella:* Was Lustigs? — *Antonie:* Ei ja, was Lustiges! — *Die alte Gräfin:* Aber Kind! — *Antonie:* Wenn sie eine Künstlerin ist, was schiert sie dann das? — *Stella:* Ja. (Nimmt die Harfe und präludiert.) — *Johann Christian* (leise): Antonie, wie soll ich das anhören! Schick mich hinaus! — *Antonie* (leise): Das Stückchen Jammer macht dir Angst? Ich dachte sie mir anders. — *Johann Christian* (leise): Du weisst nicht, was du thust, wenn du sie singen lässt. Ich breche so

schon fast zusammen. — *Stella* (hört mit Präludieren auf und starrt die Beiden an; alle folgen ihrem Blicke). — *Antonie* (laut, befehlend): Stell er die Kanne weg! Biet er Konfitüren an! — *Johann Christian* (stellt die Kanne auf einen Serviertisch, nimmt eine Platte mit Konfitüren und bietet sie der Reihe nach den Anwesenden an.) — *Stella* (folgt allen seinen Bewegungen.) — *Antonie* (hart): Sie besinnt sich zu lange. — *Stella* (unvermittelt beginnend):

Es war ein braunes Maidelein,
Jung, jung, heisasa,
Das mocht kaum sechzehn Jahre sein,
Sechzehn Jahre sein,
Das ging gar gern spazieren
Wohl in den tiefen Wald hinein.
Wohl in den Wald hineisasa,
Wohl in den Wald hinein.

Hat an den Füssen keine Schuh,
Barfuss, heisasa,
Und hat im Herzen keine Ruh,
Im Herzen keine Ruh,
Drum ging sie gern spazieren
Wohl in den tiefen Wald hinein,
Wohl in den Wald hineisasa,
Wohl in den Wald hinein.

Begegnet ihr ein junger Mann,
Grüss Gott! Heisasa!
Der sah die Kleine freundlich an,
Die Kleine freundlich an:

Was gehst du denn spazieren
Wohl in den tiefen Wald hinein,
Wohl in den Wald hineisasa,
Wohl in den Wald hinein.

Sie setzten sich ins weiche Moos,
Oh, oh, heisasa,
Da nahm er sie auf seinen Schooss.
Nahm sie auf seinen Schooss.
O, schön ists zu spazieren
Wohl in den tiefen Wald hinein,
Wohl in den Wald hineisasa,
Wohl in den Wald hinein.

Das braune Maidlein ohne Schuh,
Juck, juck, heisasa,
Das hatte nun im Herzen Ruh
In seinem Herzen Ruh. —
Ging jeden Tag spazieren
Wohl in den tiefen Wald hinein,
Wohl in den Wald hineisasa,
Wohl in den Wald hinein.

Der erste Vetter: Charmantes Liedchen, charmant! Und wie die Kleine munter geworden ist! — *Der zweite Vetter:* Juck, juck, heisasa! Sie hat es wirklich niedlich gemacht! Bravo! Bravo! — *Alle* (drücken ihren Beifall aus). — *Stella* (verneigt sich strahlend; ihr Blick bleibt leuchtend auf Johann Christian, der, die Arme an den Seiten hängen lassend, vor sich hin blickt). — *Antonie:* Ein nettes Liedchen und hübsch vorgetragen. Ich kannte es noch nicht. Von wem ist es? — *Stella:* Mein Mann hat es mir als Bräutigam gedichtet. —

Antonie (leise): Ei! So lustig sind deine Lieder nicht mehr. — *Johann Christian* (leise): Schick sie hinaus! Siehst du nicht, was sie vorhat? — *Antonie* (leise): Vielleicht gelingt es ihr? Ah, ich will sehen, was so eine kann. (Laut): Nun etwas trauriges. Oder hat ihr Mann nur lustiges gedichtet? — *Stella:* Trauriges auch. — *Antonie:* Singe sie das Traurigste. — *Die alte Gräfin:* Etwas recht rührendes. — *Der zweite Vetter:* Meine Thränen kommen auf Ihr Haupt, gnädigste Tante. Mich weinerts schon. Hänschen, leih mir dein Taschentuch. Huhuhu! — *Die Gesellschaft* lacht belustigt, besonders Antonie. — *Johann Christian* (leise): Du lässt mich zermartern, — und sie! Deine Grausamkeit ist empörend. Siehst du ihre Augen nicht? — *Antonie* (leise): Sie spielt brillant. — *Johann Christian* (leise): Sie leidet so erbärmlich, wie ich. Deine Frivolität ist ekelhaft. Ich möchte mit Fäusten um mich schlagen und ihr zu Füssen stürzen. *Antonie* (leise): Das wird ein prächtiger Effekt sein. Sieh, wie sie mich mit ihren Augen verschlingen möchte. Pass auf, — sie springt mir an den Hals wie du damals. Die kleine Bestie hat Rasse. Ein Glück, dass die andern blind für uns sind. Sie thuts ihnen Allen an. — *Stella* (präludiert in wehmütigen Akkorden). — *Der zweite Vetter:* Oh Gott, oh Gott, mir wirds schon schwummerig. — *Der erste Vetter:* Nach dem Präludium zu schliessen handelt das Lied von der unglücklichen Liebe. — *Der zweite Vetter:* Nein, es wird eine Morithat. — *Die alte Gräfin:* Silence! Silence! — *Stella:* Das Lied heisst die Bettlerin.

Weh, ach weh, ein böser Engel
Trieb mich aus dem Paradies,
Weh, ach weh, mein Herz schlug irre,
Dass ich Liebster, dich verliess.

Sieh mich an in meinen Schmerzen,
Lass mich ein zu deinem Herzen,
In mein altes Paradies.

Dich nur lieb ich, alles andre
War ein böser, schlechter Traum,
Und mein Herz hat, einzig Lieber,
Nur für eine Liebe Raum.
Stoss mich nicht von deiner Schwelle,
Dann wird alles wieder helle,
Es versinkt der böse Traum.

Bettelnd vor verschlossner Thüre,
Steh ich, Liebster, lass mich ein,
Lass mich nicht mit meiner Liebe
Frierend draussen einsam sein.
Hörst du, wie die Stürme sausen,
Liebster, horche, ich bin draussen,
Liebster, Liebster, lass mich ein!

(Sie lässt beide Arme herabsinken und sieht, mit Thränen in den Augen, Johann Christian an, der die Hände erhebt und schwer atmet.) — *Der zweite Vetter:* Merkwürdig, das Lied muss ich schon mal gehört haben. — *Der erste Vetter:* Dein Gedächtnis ist stupend! Sie sang es ja vorhin schon. Es scheint ihr Leiblied zu sein. Hehe, reichlich jämmerlich das. Nicht mein Geschmack. — *Die alte Gräfin* (sich die Augen wischend): Sie hat das sehr rührend gemacht, sehr rührend. — Ist das Lied auch von ihrem Mann? — *Stella* (tonlos, immer mit dem Blick auf Johann Christian): Das hab i mir selber g'macht. — *Antonie* (leise): Drum ist's so verlogen und schlecht. Aber geschickt. Sie kennt alle Register. Armer Apollo! — *Johann*

Christian (leise, in höchster Erregung): Schweig, sag ich, schweig! Was weisst du! Hier willst du kritteln? Hier siehst du Komödie? Du, die du nichts als Komödie bist. Dort, wo alles Herz ist! Alles Empfindung! Das ist zu gut für deine Laune. Mich konnt ich erniedrigen! Mit der lass ich nicht spielen! — *Antonie* (leise, sehr erregt): Ah! Ah! Sie hat schon gesiegt!? Narr! Soll ich dich verachten? Gehst du ein zweites Mal ins Netz? Hüte dich! Du gehörst mir! — *Johann Christian* (die Hände auf ihre Stuhllehne stützend, sich überbeugend.) Ich gehöre der, die mich liebt, die mich nicht erniedrigt, die mir gehört. Das Spiel hat ein Ende, Comtess! — *Graf Franz Friedrich* (aufmerksam werdend): Was hat denn der Kerl fortwährend! — *Antonie* (mit mühsamer Fassung): Er . . . hahaha . . . er ist ergriffen . . . Johann, der Dichter, will hinaus, weil er soviel Poesie nicht ertragen kann. (Höhnisch lachend.) Nehmt Euch ein Beispiel, kalte Seelen, an diesem Kammerdiener. Ihr sitzt da wie die chinesischen Pagoden, und er brennt lichterloh vor Empfindung. — *Graf Franz Friedrich:* Alberner Patron. Schick ihn unter die Pumpe zur Abkühlung. — *Antonie:* Oh nein. Auch das gehört zu seiner Dressur. Stramm gestanden, Dichter! Sie soll noch eins singen, extra für ihn eins. He! So singe sie doch! Ist sie etwa auch ergriffen, und von sich selber? Sie spielt zu viel Komödie. Möge sie lieber besser singen. Ihre Stimme ist wie aus Stroh und hat keine Schule. Mit den Augen wird nicht gesungen, Harfen-Madam! Ah! Vielleicht kann sie auch tanzen? Hopla, tanze sie eins zum Gesang! Hat sie ein Tanzlied? *Johann Christian* (fast laut): Antonie!! — *Antonie:* Tanzen! Tanzen! Ei, wie sie aufspringt! So ist's recht! Lustig! Wild! Und singen dazu! — *Stella* (die aufgesprungen ist und den Mantel ab-

geworfen hat, sodass sie im kurzen Rocke und Mieder dasteht, die Haare lang herunter, beginnt zu tanzen und kommt während des folgenden Liedes tanzend immer näher an Antoniens Stuhl):

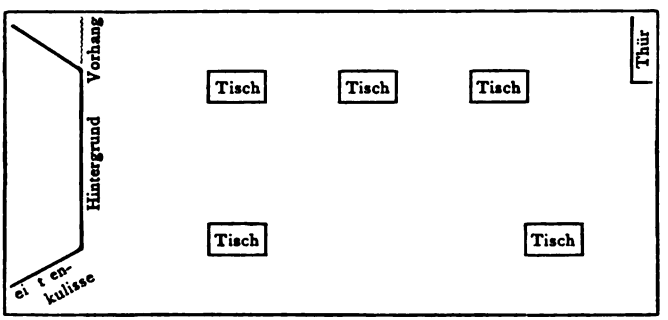
Eíjola! Eíjola!
Die Sterne am Himmel und ich sind da!
Steh auf, steh auf, komm heraus, komm heraus,
Nur die Alten tanzen im Haus.
Uns hat die Nacht
Einen Saal gemacht
Auf der Waldwiese draus, —
Auf der Waldwiese draus . . .
Eíjolá! Eíjolá!
Die Sterne am Himmel und ich sind da!

Heijá! Heijá!
Du, weisst du noch, das erste Mal?
Heijá? Heijá?
Wie ich mich zu dir stahl?
Ein feuriger Busch von Rosen stand
Vorm Haus, — ich aber bin durchgerannt,
Da hat mich die Liebe und dich verbrannt.
Eíjola! Eíjola!
Drum gehören wir zueinand.

(Sie steht, nachdem der Tanz immer leidenschaftlicher geworden, am Schlusse mit ausgebreiteten Armen und leidenschaftlich hochgehender Brust, glühenden Auges ganz nahe vor Antonie.) — *Johann Christian* (springt vor): Du! Du! Du! Endlich Du! (Umfasst sie, küsst sie): Meine Stella! Meine! — *Die Gesellschaft* (durcheinander): Was soll das! — Welch ein Affront! — Hinaus mit dem Pack! — *Antonie* (die

sich erhoben hat, starr): Lasst sie! (Zu Johann Christian, den Finger gebieterisch vor sich hinstreckend): Johann! — *Johann Christian:* Hahaha! Die Komödie hat ein Ende! Da, weg mit der Maskerade! (Zieht den Livreerock aus, wirft ihn Antonie vor die Füsse): Holt Euch Eure Puppen in der Nähe! Freiheit, Stella, Freiheit! Wir wollen lachen draussen im Wetter! Lachen! Lachen! — *Stella* (jauchzend): Du! Du! Christl! Eíjola! Hahaha! — *Beide* (nehmen sich an der Hand und rennen lachend hinaus. Noch von draussen her, wo der Sturm stösst, hört man Stella): Eíjola! Eíjola! (Die Vettern wollen ihnen nach.) — *Antonie* (herrisch): So bleibt doch! Die holt ihr nicht ein! — (Der Vorhang fällt sehr schnell.)

VIERTER AKT.



DIE Bühne stellt den als Garderobe benutzten Winkel eines ländlichen Tanzsaales vor, in dem eine Bühne aufgeschlagen ist, von der man aber nur links die Hintergrundkulisse von hinten, sowie eine Seitenkulisse sieht. Hinter diesem Kulissenstücke ist der Thürvorhang zu einem Gange, der in den Saal selber (den Zuschauerraum) führt. Rechts eine Thüre. Das Ganze sieht sehr verwahrlost aus. Kostüme liegen herum. Ein paar wacklige Tische mit Talglichtern in Flaschen, kleinen Spiegel-

scherben und allerhand Komödiantengerät. Von der Decke hängt ein ungeschlachter Reifenleuchter herab, der mit brennenden Talgkerzen besteckt ist, die eine spärliche Beleuchtung geben. Man hört links eine bäurische Blechmusik, dann ein Halloh von Beifall brüllenden und klatschenden Bauern.

Links aus dem Vorhang hinten tritt im phantastischen Kostüm eines Zigeuners Johann Christian (grosser schwarzer Bart, schwarze strähnige Haare, eine Hetzpeitsche in der Hand) und der Komiker in der Tracht eines unmässig dicken Bauern (der Bauch ungeschickt ausgestopft, lächerlich rot geschminkt; angetrunken).

Johann Christian (wirft die Peitsche auf den Tisch und fährt sich durch die Haare): Wie ekelhaft das alles ist. Hanswurst sein für dieses stinkende, rülpsende Pack. — *Der Komiker:* Wenn der Bauer rülpst, so ist das ein Zeichen, dass er brav zu fressen hat, und wenn der Bauer brav zu fressen hat, braucht auch der Komödiant nicht zu hungern. Die Kerls hier haben eine Art Klösse, die für die Ewigkeit berechnet scheint: fest und gediegen. Und soviel Schmalz wie hier hab ich mein Lebtag noch an keinem Kraute gefunden. Es ist eine gesegnete Gegend, und die Weibsen haben einen ausgeprägten Sinn für die schönen Künste. Da sie gleichzeitig hübsch rund und in allen den Teilen wohl beschlagen sind, wo ein Christenmensch das verlangen kann, ist es billig, ihre künstlerischen Neigungen zu unterstützen. Item: Ich wünschte, dass diese Kirmes ewig währte. Es kann bei meiner Seel bei den olympischen Spielen nicht ausbündiger gefressen, gesoffen und gehurt worden sein. — *Johann Christian:* Es ist ein Ekel zu sehen, wie ihr Euch mit dieser Schweineherde gemein macht. — *Der Komiker:* Sakrament, Sakrament, Direktor, bist du bei gräflichen Gnaden fürnehm wor-

den. Unsereins muss halt mit den Dorfmenschern fürlieb nehmen, weil die Comtessen schon besetzt sind. — *Johann Christian* (wild ausbrechend): Schweig, sag ich, und zum letzten Male! Noch einmal ein Wort davon und ich vergesse mich! Habt ihr mich dazu hierher gelockt, dass ich mit Füssen auf mir herumtreten lassen soll!? — *Der Komiker:* Gelockt? He, gelockt sagen Euer Gnaden? Wer hat den Herrn gelockt? Bist du nicht hergerannt gekommen, wie besessen von Seligkeit? (Ahmt ihn nach.) Freiheit, meine Brüder, Freiheit! Mit Euch im brausenden Elend lieber, als dort in der der Stickluft des Ueberflusses! Fröhliche, freie, brüderliche Kunst! — (Zuckt die Achseln.) Den Stil kennen wir an dir, und wir wissen auch, mit welcher Speckschwarte er geschmiert ist. — *Johann Christian* (verschränkt die Arme): Es giebt nur noch eine Gemeinheit, die grösser ist, als die Eure. — *Der Komiker:* Und just der hängt der hohe Herr am Bändel. (Gutmütig.) Kerl, du weisst nicht, was du willst. Und warum? Soll ich dir sagen, warum? Weil du zu wenig säufst. Vom Ingenium allein ist noch keiner hinreichend besoffen worden, um an der Art Leben sein Gusto zu finden. Sauf Bruder, sauf! Es ist nicht alle Tag Kirmes! Und thust du das nicht gerne, so sauf aus Pflichtgefühl! — Was rennst du immer fort von den Tischen, auf denen das Bier schwimmt? Du brauchst dich den Kerls ja nicht gleich auf den Schooss zu setzen, wie deine Frau, aber am Tische hast du zu bleiben, das verlangt das Geschäft. — *Johann Christian:* Was hab ich mit Eurem Geschäft gemein? — *Der Komiker:* Denkst du, du bist bloss zum Komödiespielen da? Die Hauptrolle liegt im Zwischenakt. Die Mannsen wollen Jemand haben, der mit ihnen säuft und zotet, dass die Weiber nasse Unterröcke kriegen vor Entzücken. Und die Weibsen wollen dich haben, Direktor, dich, sonst

ist es aus mit der Knödelküche. — Ha, wenn du's nur halb so gut verständest, wie deine Frau! Wir könnten Speck ansetzen für ein ganzes Vierteljahr. Den dicken Schulzen hat sie schon so kirre, dass sie die Hand in seine Geldkatze stecken kann. Pirsch dich an sein Weib, Direktor, wenn du nur einen Schimmer Gerechtigkeitsgefühl hast. — *Johann Christian:* Dazu hat sie mich dort fortgerissen, dazu! Dass ich sehen soll, in welchem Pfuhl von Unrat es ihr wohl ist. Und ich bleibe, — bleibe! Ich, in den Augen noch den Glanz jener Hoheit, Reinheit! — *Der Komiker:* Und in der Nase den Geruch ihres Nachthemdes! . . . — *Johann Christian* (versetzt ihm einen Faustschlag, dass er taumelt): Hinaus! Hinaus! (Prügelt ihn hinaus.) Ach! dieses Leben! Dreck und Stank! (Lässt sich auf einen Stuhl fallen.) Ins Licht gesehen haben und hier zugrunde gehen müssen . . . Hätten sie mich damals tot gepeitscht! Hätt ich nie gesehen, was schön ist! (Leise, schluchzend.) Antonie! (Von links her hört man Stella lachen und singen:

Heisasa, heisasa,
Bauer, fahr mich ins Heu!)

Dirne! Dirne! (Er ballt die Fäuste nach links.) Schmutzige Lügnerin! Und ich, ich dir wieder verfallen, niederträchtig wie du, weil meine Schwachheit so gross ist, wie deine Gemeinheit. Warum erschlag ich sie nicht? Warum mach ich nicht alle dem ein Ende? Schande! Schande! All meine Kraft ein paar hinausgeschluchzte Verse! All meine Mannheit jämmerliche, bettelnde Gefühle! Thränen, Träume und hinfällige Eitelkeit. Hanswurst der Empfindung. Geck des Herzens. Wilde, stürmische Thaten darstellend in durchschwitzten Lumpen, mit Blechdolchen hantierend und die Augen rollend in vorgeschriebener Leidenschaft. Und innerlichst gekitzelt, wenn ein paar

dreckige Bauernfäuste Beifall klatschen und fettige Mäuler bravo schreien, die vorher nach den Lippen meiner Frau trensten. Meiner Frau! Meiner Frau! Als ob ich ihr Mann wäre! Ich, der ich ihr weniger gelte, als jeder Kerl, der sie frech und fest um die Hüften greift. Habe ich ihr je mehr gegeben, als Worte? (Nickt langsam mit dem Kopf.) Worte für Kraft. Verstiegene Liebe, schwärmende Gefühle, Andacht und Anbetung statt Brunst und Mannheit. Freilich, freilich, — wir sollten uns in Bilder verlieben oder in Engel. Natur ist uns zu stark, die wir in der Imagination leben. (Brütet vor sich hin.) Es ist alles so, wie es sein muss. Aus dem Gleise, aus dem Wege. Irgendwo still hinsterben vor Hunger nach der Vollkommenheit. In die Sonne starren und sterben, — eine letzte Verzückung haben und einen letzten Vers. (Durch die Thür hinter der Rückwand des Theaters treten, alle angetrunken, in Gruppen die Schauspieler und Schauspielerinnen untermischt mit Bauern lärmhaft auf, zuletzt Stella im roten, mit Schaumünzen besetzten kurzen Rocke der Zigeunerin, im Arme des dicken Dorfschulzen. Erst ein lärmendes Durcheinander: Hoho ... Mir derfa schon zukuke ... Hinaus! Hinaus! — Nee, nee, mir bleim allhie ... Naus, naus! ... Mir kuke zu ... Hohoh!) — *Stella:* Ei, der Herr Schulze drückt mich gar zu sehr. Ja, ja, meine lieber dicker Mann, so eine Kraf that er ... Liebes dickes Schweinderl! Da, noch einen Schmatz! Und der Thaler ist meine, gell ja? — *Der dicke Schulze:* Hahaha, heisasa, Bauer fahr mich ins Heu ... Luderchen, infamichtes, alle meine Thalerle hat sie mir stibitzt und will nu noch den letzten han, den Hochzeitsthaler. Na, fort mit Schaden (leise) aber nach der Komödie, dass du kimmst, — ha, drüben in die Scheune? — *Stella* (leise): I kimm scho, ganz gewiess, i kimm, du herzigs, dicks

Manderl. Aber geh jetzt, — drüben der da, das ist mein Mann; der darf fei nix merkn, verschtehst mi? — *Der dicke Schulze* (singt): Hahaha, heisasa, heut fahr ma ins Heu! — *Stella* (schiebt ihn zur Thür hinaus; zu den andern): Ausi, ausi die ganze Bagaschi! Glei' geht die neue Komedie an! I tanz nachher, passt auf, i tanz — eijola! (Sie dreht sich.) — *Die Bauern:* Haho! Bravo! Haho! — *Stella:* Jetzt gehts aber, gehts! — *Die Bauern* (drücken sich durch die Thüre hinaus). — *Die Schauspieler und Schauspielerinnen* (setzen sich an die Tische, frischen die Schminke auf etc.). — *Stella* (ordnet sich die Haare, indem sie tänzelnd hin und her schreitet. Sie summt vor sich hin):

Es war ein junges Maidelein,
Jung, jung, heisasa

(Zum Komiker.) Du, Dicker, was meinst, der Schulze sitzt mir im Haferl. (Summt weiter):

Das mocht kaum sechzehn Jahre sein,
Sechzehn Jahre sein.

(Lacht.) Hahaha! Seine Frau, das dicke Butterfass, hat Krebsaugen kriegt vor Eifersucht. (Summt weiter.) Das ging gar gern spazieren Wohl in den tiefen Wald hinein. (Lacht.) Schief lachen könnt man sich über die Bauern dahier. Schwitzen alle vor lauter Lieb. Ich glaub, sie sparn sich die ganze Lieb vom Jahr auf die Kirmes auf für uns Komödiantinnen. (Summt.)

Wohl in den Wald hineisasa,
Wohl in den Wald hinein.

(Dehnt sich, reckt die Arme wohlig.) Ah, ich wollt, überall wär Kirmes, wo wir spieln. Wenns nach mir ging, zögen wir bloss auf die Dörfer. Mit dene Bauern, das is a Gaudi. Das sind doch Kerls von Fleisch und Blut. Wie die Bären. Hu! Verliebte Schraubstöcke. Sagen kei Wort, ächzen und stöhnen

vor lauter Lieb, nehmen einen um den Leib mit ihren Tatzen, blasen Ein' an wie die Zugochsen und busseln, dass man meint, es hört nimmer auf. — *Der Komiker:* Das nennt man gute, kräftige Landkost, Direktorin. Du hast, gottverdammich, einen gesunden Geschmack und Appetit. Wohl bekomm dir der Herr Schulze! Du musst aber einen Schnaps darauf nehmen; er ist fett. (Alle lachen.) — *Stella:* Ach was: fett. Stämmig is er. Tritt her wie ein Stier mit seinen Lenden. — *Der Komiker:* Schinken, willst du sagen, Schinken! (Alle lachen.) — *Stella:* Meinethalben Schinken. Er gefällt mir. Is grad recht für mi. I mag halt die festen Leit. — *Der Komiker:* Na, na, ich meine du magst die andern auch. Variatio delectat, wie wir entlaufenen Lateinschüler sagen.

Heute Speck und morgen Spahn,
Ich lass nix vorübergân.

(Erneutes Gelächter.) — *Stella* (lacht mit): Wahr is! Wahr is! Der Dicke kennt sich aus. Alle sind recht, bloss die Fadians soll der Deixel holen, die blassen Mannsgesichter mit dene Trauerrändern um die Augen, die zweibeinigen Wimmerbälg, die alleweil eins daher seufzen müssen. Die mit ihre Augen wie Thränennäpf! Die mit ihre viele schöne Wort'! (Immer wütender, auf Johann Christian.) Die mit ihre Gefühl! Aeh! Soll'n zu die Mamselln in die Städt gehn und zu die bleichsüchtigen Comtessen mit dem hochnasigen Gethu. Pfui Teifi! — *Johann Christian* (mit mühsam zurückgehaltener Wut): Schweig . . . du . . . — *Stella:* Was ich? Wer ich? — *Johann Christian:* Sag dirs selber. Sieh dich an, hör dich an, und sag dirs selber, was du bist. — *Stella:* Ich? Hahaha! Ich hab noch immer a Freid, wenn i mi ansiech. Meinst, i tritt vor irgend Einer zurück? I!? Oh, mei, du Stück Jammer, mich willst du

runter setzen? Mit dem Finger da wirf i di um und deine Hochgeborne dazu. — *Johann Christian:* Ich sage dir, Weib, schweig stille! Und wenn du keifen musst, so habe wenigstens so viel Schamgefühl, zu warten, bis wir allein sind. Und das sag ich dir, nimm den einen Namen nicht in deinen schmutzigen Mund, den einen Namen nicht! (Steht auf und geht auf sie zu mit geballten Fäusten.) — *Stella* (höhnisch die Arme in die Hüften stemmend): Er möcht auch den Bären spielen, — der! — *Johann Christian* (lässt die Fäuste sinken): Mit dir spiel ich nichts mehr. (Wendet sich um.) Seid ihr fertig? Sie trampeln schon draussen. (Man hört zuweilen Getrampel und Rufe hinter den Kulissen: Kamedi! Kamedi!) — *Der Komiker:* Oh schmeichelhafte Ungeduld des kunstliebenden Volkes! (Geht an die Kulisse und ruft): Nur noch einen Augenblick Geduld, verehrtes Publikum. Wir fangen sofort an. Es kommt die wunderbare traurige und lustige Komödie von Zingarella, der schönen Zigeunerin, die einen Edelmann aus Kossebaude mit ihrem Tanze wahnsinnig macht und zum Schlusse Kaiserin von Russland wird. (Dröhnendes Bravo bei den Bauern; der Komiker wendet sich um.) Geht an die Plätze! Wir fangen an. — *Die Komödianten* (gehen hinter die Kulisse; man hört ein Klingelzeichen; eine kurze Musik beginnt, die bald zu Ende ist. Ab und an Stimmengemurmel, Bravo und dergleichen). — *Johann Christian* (hat sich wieder in seinen Stuhl niedergelassen). — *Stella* (geht, eine Melodie summend auf und ab). — *Johann Christian* (wie nach einem schweren Entschlusse): Stella! — *Stella:* Was is! — *Johann Christian:* Sag mir eines: Warum hast du mich nicht dort gelassen? Warum hast du mich geholt? — *Stella:* Weil i dumm war. — *Johann Christian:* Ich will eine Antwort, Stella. — *Stella:* Hast sie ja g'hört grad. — *Johann Christian:* Sei einmal

noch ehrlich zu mir, —: hast du . . . hast du wirklich Sehnsucht gehabt? Oder war das auch alles Komödie, das im Schlosse und nachher? — *Stella:* Mei, i hab di halt wieder mal gern mögen. Wenn du fort bist, mag i di meistens gern. — *Johann Christian:* Glaubst du, dass dein Spott mich noch kränken kann? — *Stella:* Das war kein Spott. (Sinnt nach.) Es is halt so: Hab i di da, möcht i di weiter ha'm, und wenn du weg bist, denk i mir halt: er is doch der bessere. — *Johann Christian* (nickt nachdenklich mit dem Kopfe): Du vergleichst mich also mit den anderen. — *Stella* (naiv): Freili. Du bist ja mei Mann. — *Johann Christian* (lacht bitter): Wirklich? — *Stella:* Na, du hast mi doch g'heirat. — *Johann Christian:* Ja, ja. — *Stella:* Mei Mann bist, und mei Mann bleibst. — *Johann Christian:* Meinst du? — *Stella* (tritt vor ihn hin): Du! das sag ich dir, ich: Los lass ich di net! Wir g'hörn a'mal zusammen! — *Johann Christian* (tonlos): Wir gehören zusammen. (Nach einer Weile, innig.) Stella, — warum thust du das Alles? Warum marterst du mich so? Warum wirfst du dich weg? Vor meinen Augen, recht, um mich verzweifeln zu machen? — *Stella:* I bin halt so. — *Johann Christian:* Nein, du bist nicht so! Du warst wohl immer leichtsinnig, aber warum stellst du dich gemein? — *Stella:* A, geh. Muss i denn net? I bin halt keine Comtess, i bin a Komödiantin. — *Johann Christian:* Also nur deswegen? Stella, erinnere dich, wie ich mit dir ging, was wir uns da gelobten, dass wir nicht sein wollten, wie die andern, was wir da sprachen von der Kunst, von der Freiheit, von allem, was . . . — *Stella:* I weiss schon. Das is Gered'. Komödiant is Komödiant. Wärst auf deiner Schule geblieben. Mit dene Wölfen muss man heulen. — *Johann Christian:* Stella! Stella! Ich weiss nicht, ist das

wahr, was du sagst ... Ich ... ach Gott, ich will es lieber glauben, als das andere ... aber dennoch: fühlst du nicht, wie schändlich das ist ... Ich ... ich ... Stella (sinkt plötzlich vor ihr hin, küsst ihr die Hand.) Komm mit, komm fort! Wir wollen zurück, in meine Heimat, ich werde für dich sorgen ... meine Familie wird mich wieder aufnehmen ... — *Stella:* I mag net. — *Johann Christian:* Sieh doch, Stella, ich liebe dich ja immer noch. Es ist alles nur ein schrecklicher Irrtum. Du bist nur verwirrt gemacht worden in der Zeit, als ich nicht bei dir war. Du bist nur schwach, und ich muss dich besser führen. Ja, das will ich, Stella, und alles wird wieder gut. Nur fort von hier, fort aus diesem Schmutz und dieser Verachtung, in der ich dich und mich nicht mehr sehen kann. Oh, Stella, das Leben hat Schönheiten! Die will ich dir zeigen, und all dein Gutes wird aufwachen. — *Stella:* I kenn schon die Schönheiten. I will nix davon. Leben will ich, weil i jung bin. I bin grad so wie du fortgelaufen von daheim, und i bin noch froh drüber. I geh nimmer zurück. Hier is schön! Hier is lusti! Lusti will i sein! Frei will i sein! Komödie spielen will i und leben wies mir gefallt! — Und alles das hast du mir selber gesagt, Christl, und i hab di drum so gern gehabt, weil du mirs ausgelegt hast, was i selber bloss gefühlt habe. Na, na, zurück geh i nimmer. — *Johann Christian:* Und dir kommt kein Ekel, und du fühlst nicht, dass dies alles nur ein Traum war, ein Rausch, was wir uns vormachten? Stella! Das fühlst du nicht? Du vermagst es, so zu leben und nicht hinaus zu verlangen? Dann bist du ja, Stella, dann bist du ja nicht ... meine Stella!? (Das letzte hat er wie für sich gesprochen.) — *Stella:* I bin i. — *Johann Christian:* Ja, du bist bloss du ... ja, (wie verwirrt) das Gedicht ... das Gedicht ... alles bloss ein Gedicht

... und das Leben bläst es fort mit einem Gelächter ... Hahaha! Bläst alles weg mit einem Gelächter ... Tropf ... hahaha, lacht es ... Tropf ... Dichter ... Schwärmer ... lächerlicher Narr ... hahaha ... hat eine poetische Figur geliebt ... ein Ding aus Versen ... ein Gemächte aus klingelnden Worten ... hahaha ... da, sieh hin, da steht es lebendig ... sieh nur hin: so sieht es aus in Fleisch und Blut ... in deinem Wahnsinn eine Fee, im Leben eine Dirne! — *Stella* (gleichgültig): Machst halt schon wieder Gedichter. — *Johann Christian* (sich aufraffend): Diesmal nicht! Hier, Stella, meine Hand, — und zum Abschied. Du bist du, — und ich bin ich. Endlich seh ichs klar vor mir: du gehörst hierhin — ich dorthin. Lebewohl! — *Stella* (erschrocken): Christl! Christl! Du willst von mir gehn? du willst, (sehr böse) ah, ah, i weiss, wohin du gehn willst. Ah, du meinst, weil i dumm bin, merk i net, wohin du willst? Na, mein Lieber, dorthin lass i di net. Hier bleibst du, bei mir (gemacht zärtlich) bei deiner Stella, du ... Christl ... schau mi an ... nit weg schaun ... in die Augen nein, mir in die Augen ... A, du, du, fierchst di wohl? Weisst halt, dass du gefangen bist in meine Augen. — *Johann Christian* (mit sich kämpfend, sie nicht ansehend): Stella, das ist vorbei ... Ja, deine Augen ... aber es ist vorbei ... komm mit, oder ich geh allein. — *Stella:* Und i bitt di doch so sehr, und i lass di net ... na, na ... ich lass di net ... Wem hätt i, wenn du gehst? Schau doch, Christl, i will ja alles wieder gut machen ... I ... i ... kann ja net sein ohne di (sinkt vor ihm nieder, küsst seine Hände). Was i bin, hast du gemacht, i bin ja bloss von dir ... i wisset ja net, wozu i leben sollt, wenn du gingst ... Da, gieb deine Hand auf mein Herz (legt seine Hand auf ihr Herz) da bist nur du drin, nur du

ganz allein, und das andre alles ist bloss . . . ah, nix is, gar nix, Christl . . . I thu ja nur so bös aus lauter Lieb zu dir, dass du mi in deine Arme nehmen sollst und mi drucken, so fest, so fest . . . druck mi, Christl, druck mi!! — *Johann Christian* (ist vom innerlichsten Kampfe bewegt; wehrt halb Stellas Umklammerung ab, die sich fest an ihn hängt, und lässt sie halb gewähren; zuletzt nimmt er ihre Hände und hält sie vor sich, indem er ihr gleichzeitig tief in die Augen sieht): Dass ich es könnte, Stella, dass ich es könnte mit dem alten jauchzenden Glauben an diese Augen! Fühlst du, wie mein ganzes Leben sich mit diesem Druck der Hände um deine Pulse schliesst, fühlst du, wie Hass und Liebe in diesem Drucke sind, — fühlst du meine Not, Stella? (Pause; Stella sieht ihn gross und innig an.) Wahrlich, es muss wahr sein, was diese Augen sagen, und alles andere ist Lüge! (Verzückt.) Wahrlich ich glaube, wahrlich, wahrlich ich gebe mich meinem Glauben! (Zieht ihre Arme an seine Brust, wie um sie an sich zu schliessen.) (Da klopft es laut an der Thüre rechts; er lässt Stellas Hände los und wendet sich stracks um; die Thüre geht auf. Es erscheint) *Antonie:* Endlich da! Endlich bei dir! (Eilt auf ihn zu. Er steht starr, dann zitternd, irren Blicks.) — *Stella* (ist jetzt aufgesprungen; alle Verstellung von sich werfend, mit bösestem Ausdruck): Die!?! Hahaha! (Will Johann Christian beiseite schieben und auf sie los.) Lass mi ihr ins Gesicht! Ah! Schon draust gewartet hat sie . . . die . . . die . . . — *Johann Christian* (stösst sie zurück): Keinen Schritt weiter! . . . Antonie?! — *Antonie* (ihm die Hand reichend): Ja, Christian . . . Ich bin gekommen . . . (Ratlos.) Mussich wie der gehen? — *Johann Christian* (schlägt die Hände vors Gesicht, dann plötzlich, wie wenn er etwas von sich stiesse, die Arme auseinander, auf Antonie zu): Du . . .

du . . .! Noch zur rechten Zeit! . . . Dank! Dank! Oh du! — *Antonie* (sinkt ihm an die Brust). — *Stella* (wie versteinert): Ah! Ah! (Schrill lachend.) Hahaha! Nur net geniert, Hochgeborene! Nur net geniert. Fangst mir ihn weg, meinst? Meinst? Gut ausgerechnet, Gnädige! (Keucht, ringt nach Atem; wild.) Christl! Hierher kommst! Hierher! (Nach einer Pause nochmals.) hierher!! — *Johann Christian* (geleitet Antonie zu einem Stuhle): Du musst müde sein. Ruh dich aus. — *Stella* (in fassungsloser Wut, zur Thür weisend): Da hinaus! Auf der Stell! Geh hin, wohin du gehörst! (Die Hände in die Hüften gestemmt, gemein.) Meinst, weil du a Hochgeborene bist, kannst hergehn und dir nehmen, was dir gefällt? Ha, du, — mir nehmen, was i hab! (Stürzt sich auf Johann Christian und ergreift seine beiden Hände, ihn zu sich zerrend.) Hier — her! Hier — her! — *Johann Christian* (sich von ihr gewaltsam losreisend, indem er sie so von sich stösst, dass sie fasst in die Knie sinkt; mit höchster Kraft): — Geh hin, wohin du gehörst! Mich besudelst du nun nicht mehr! Auf deine Bühne, Komödiantin! Das Spiel mit mir ist aus! *Stella* (wie zerschmettert, sich mit der einen Hand auf eine Tischkante stützend, schwer atmend, nach einer Pause): Is aus? (Ihn wild ansehend, drohend.) Du!! — Is aus (Blickt ratlos um sich, lässt beide Arme sinken.) Warum denn? Bin i so viel schlecht? Und is die so viel gut? (Lauernd.) Christl sag mir, is die so viel gut? — *Johann Christian:* Pass auf dein Stichwort! — *Stella* (gemacht milde): Aber die Gnädige wird mirs vielleicht sagen. I bin halt dumm. — I bitt schön, Gnädige, was is? — *Antonie* (sich aufrichtend): Sie sieht es. Jetzt hilft ihr keine Komödie mehr. Auch diese nicht. Ich habe es gewusst, und deshalb bin ich gekommen. Was ich hinter mich geworfen habe, ist mehr, als sie zu ahnen vermag; was mich dazu trieb,

ist mehr, als sie fassen kann. Aber ich will ihr etwas sagen. Auch ich habe gespielt, und vielleicht schlimmer als sie. Ich büsse es, indem ich gezwungen bin, das, was mir das Liebste ist, aus ihren Händen zu empfangen, ewig gequält von dem Gedanken, dass es ihr eigen gewesen ist. (Mit schmerzlicher Innigkeit.) Ich werde sein nicht froh sein können, denn bei der Liebe ist, was nie bei ihr sein sollte, Mitleid und Bedauern. (Leidenschaftlich.) Und du bist schuld daran, Kreatur! Du, die Erbärmliche, die ein Gemüt beschmutzt hat, in dem alle Quellen der Schönheit lebendig sind. Du hast das Lauterste schmutzig gemacht, was unter Menschen ist: eine Seele voll reinen Gesangs, und hast sie zerrissen und schwach gemacht, die Kraft besass, zu bilden, wie das Wort des Schöpfers! Und so niedrig bist du, so von Grund aus gemein, dass du nicht einmal wusstest, was du thatest. Du, geboren, dich ans Gemeine wegzuwerfen und deine Lust im Niederträchtigen zu finden, du hast es ohne Empfindung des Schändlichen dich unterstanden, ein Wesen aus seiner Bahn zu lenken, in deine Gemeinheit hinabzuziehen, vor dessen höherer Art du hättest Ehrfurcht empfinden müssen, wenn du nicht so frech wie niedrig wärest. — Das hast du wohl aus Liebe gethan, Schamlose, — ah, du bist es fähig, dies zu glauben, und ich sehe es deinen verruchten Augen an, dass du es jetzt sagen möchtest, wenn du reden könntest in einem Augenblick, der deine Gemeinheit stumm macht. — *Stella* (wie betäubt, einen Schritt auf Antonie zu machend): Frag den da! I weiss net, ob schöne Worte die Lieb machen, — das weiss i net. Aber i weiss, dass meine Lieb so viel wert ist, wie die deine. Frag den da! Lass dirs doch sagen, was er mir g'sagt hat! (Gemein lachend.) Haha! I könnte dir schöne Sachen sagen, die lustiger sind, als dein

Gethu . . He, Christl, so red! — *Antonie* (mit höchster Verachtung): Was deine Liebe wert ist, weiss ich, und ich habe daran gedacht. (Eine Börse hervorziehend.) Da, nimm! — *Stella* (wie vor die Brust gestossen, mit funkelnden Augen): Geld?! (Beisst die Zähne aufeinander; zu Johann Christian.) Meinst, dass ichs nimm? — *Johann Christian:* Was gehts mich an! — *Stella* (lauernd, mit tückischem Ausdruck): Derf i, Christl? — *Johann Christian* (tritt, angeekelt, bei Seite): Nimm! — *Stella:* Du hast es gesagt! (Geht, wie unterwürfig, fast geduckt, auf Antonie zu, greift mit der linken Hand nach der Börse, während die Rechte an ihrem Gürtel etwas losnestelt): Wirkli zu viel Gnade, Gnädige, zu viel, — Küss die Hand! (Ergreift die Hand Antoniens.) — *Antonie* (voll Abscheu): Kreatur! — *Stella* (reckt sich plötzlich hoch auf und stösst mit einem wilden Ausdruck des Triumphes Antonien einen Dolch in die Brust): Vergelts Gott! — *Antonie* (sinkt leblos nieder mit dem schwachen Rufe): Christian! — *Johann Christian* (wirft sich über sie): Antonie! Antonie! Du! Nein, nein! Antonie! (Richtet sich totenbleich auf, wendet sich zu Stella.) Kanaille! (Zieht den Dolch aus Antoniens Brust, nimmt ihn fest in die Hand, wankt erst, schreitet dann mit aufeinander gebissenen Lippen auf Stella zu, den Dolch gezückt.) Dich . . . richt ich . . . — *Stella* (steht, die Arme in die Hüften gestemmt und erwartet ihn): Stoss her . . . du! — *Johann Christian* (bleibt hochatmend vor ihr stehen, erhebt den Dolch, blickt sie an, schaudert, blickt den Dolch an, murmelt): Ihr Blut, ihr süsses Blut . . . mein letztes Glück . . (Zu Stella.) Weg, du da . . . Gauklerin . . . (Wendet sich hastig um, stürzt sich über Antonie und ersticht sich.) Ich zu dir! — *Stella* (lässt die Arme sinken, blickt auf die Gruppe, mit den Fäusten dorthin stossend;

dann, fasst triumphierend): Ah! — *Der Komiker* (aus der Kulisse): Stella, dein Stichwort kommt! — *Stella* (in die Kulisse): Ich komme! (Sie läuft einem Spiegel zu, blickt hinein, ordnet sich die Haare, zupft am Kleide, sucht auf dem Tische herum, ergreift ein Tamburin, schlägt mit der Faust darauf, dass die Schellen klirren.) — *Der Komiker:* Stella! — *Stella:* I kimm! (Springt in die Kulisse. Man hört ihr Tamburin prasseln, hört sie jauchzen Eijola! Eine rauschende Musik. Gebrüll der Bauern! Stella! Stella! Bravo!) — (Schnell der Vorhang.)

ANMERKUNGEN.

Altitalienische Novellen. Ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Zwei Bände. Leipzig, Inselverlag 1902.

DIE Novelle ist der stärkste litterarische Ausdruck der italienischen, wie es für die englische Renaissance das Drama ist. Kulturell bedeutet die Novelle den künstlerischen Niederschlag der neuen Klasse, des Bürgertums, das in den Handelsstädten wie Florenz seine Bildung erfuhr. Vom Standpunkte des neuen Bürgertumes aus machten sich die Novellieri über die Ideale des Mittelalters lustig, über die heiligen des Glaubens und der Kirche wie über die weltlichen des feudalen Rittertums. Bildungselemente giebt die Antike her, Stoffe das tägliche Leben, in deren Darstellung auch der Geringste der italienischen Erzähler ein Meister ist, mag seine spezifisch künstlerische Qualität auch noch so roh und unbedeutend sein. Das Genre schuf Boccaccio in seinem Decamerone, dessen Quellen man sich nachzuweisen bemüht hat, jedoch um gerade die ausserordentliche Originalität des Florentiners zu beweisen. Die diversen ‚Fiori', der ‚Novellino', die Fabliaux, die mündlichen Geschichten der Raccontatori vor Boccaccio sind nicht mehr als Anekdotensammlungen. Erst Boccaccio, — der sehr stark seine artistischen Intentionen betont — schafft aus der Anekdote ein Kunstwerk der Erzählung und das Ganze aus dem Geist der Zeit. Die beiden andern grossen Florentiner mögen grösser sein, aber keiner war modern wie Boccaccio, dieser Sohn eines Kaufmanns und einer Pariser Grisette. Es ist der Genius der Rennaissance; das Lachen der nächsten zwei Jahrhunderte sprang von seinen Lippen. Es ist der erste der neuen Zeit, der erste, der sich ganz zum Leben hinwendet und sich an dessen sinnlicher Schönheit

erfreut, die „la ragion sommettano al talento“ (Inferno V.) der mittelalterliche Dante, fast noch Bocaccios Zeitgenosse, asketisch verdammt. Fast alle die Geschichtenerzähler, die ein halbes Jahrhundert nach Boccaccios Tod ihre Arbeit begannen, berufen sich auf sein meisterliches Beispiel, ahmen mehr und weniger glücklich seine Form und seinen Stil nach, — die weichsinnlichen graziösen sienesischen Erzähler sowohl als die grausamen und harten Florentiner, die humorvollen Lombarden wie die übermütigen Venetianer. Eine Gesellschaft, die sich aus irgend einem Anlass zusammenfindet und sich die Zeit mit Geschichtenerzählen vertreibt, eine solche Lieta brigata wie im Decamerone giebt den Rahmen. Die Manieren der heiteren Gesellschaft sind fein und elegant — man hat sie beim Rittertum mit Bewunderung gesehen —, die Geschichten sind oft von sehr bedeutender Lascivität, was einen pikanten ironischen Gegensatz bildet. Zu Beginn der ‚Cene‘ des Lasca spricht einer aus der Gesellschaft gar ein sehr frommes Gebet, dem gleich die tollsten Geschichten von Mönchen und Nonnen folgen und denen die Damen ihr beifälliges Lächeln und ihre belohnende Rede durchaus nicht verwehren. Keiner der Novellisten entrüstet sich ernstlich über die Skandale, die er erzählt; er fängt wohl scheinheilig seine Geschichte mit einer moralischen Sentenz an, aber er vergisst dieses Argument bald, so hingerissen ist er von seiner artistischen Aufgabe und dem wachsenden Amüsement seiner Zuhörer. Vor dem Messerstoss die Madonna um Beistand bitten, in der Kirche auf den Knien liegen und mit Behagen über Pfaffen und Reliquienverehrung lachen, das ist der gute echte Katholicismus, wie er nur auf dem gut heidnischen Kulturboden Italiens möglich ist. Die alten Novellieri waren wohl zumeist Bohémiens, aber einer der besten Erzähler von Kuttencynismen,

Firenzuola, war ein Abt, und als man sich in Deutschland aus den Geschichten des Bandello das Anklagematerial gegen Rom erlas, starb ihr Autor — als Bischof. Die Zahl der italienischen Erzähler ist Legion, die Anzahl der Künstler unter ihnen nicht unbedeutend, kulturhistorisch interessant sind sie alle. Die besten, wie Bandello, Firenzuola, Grazzini, Molza, Doni, Il Lasca, Fortini u. a. bemühen sich der Kunst willen; die schlechten denken an den Effekt, werden unnatürlich und schlecht erfinderisch, um ihr Publikum in Spannung zu halten. Diese Gattung überwiegt, denn den Lesern und Zuhörern kam es nur auf diese Spannung an und sie kümmerten sich so wenig um Kunst und Stil wie die heutigen Leser des ‚Geheimnisvollen Verbrechens um Mitternacht' sich um die künstlerischen Qualitäten ihrer Lektüre kümmern. So blieb die Decadence nicht aus, die nach zweihundert Jahren der Blüte eintrat, da die einen, die sich an das Leben hielten, nur mehr für Bordelle schrieben, die andern sich mit wortreicher falscher Sentimentalität auf erdichtete Situationen und Personen warfen, die darzustellen ihre Kunst nicht vermochte. Idealgestalten, wie das „reine Weib" zu zeichnen, darin waren schon die grossen Erzähler keine Meister — das Leben gab so wenig her für solche Erfahrungen — den Kleinen der Spätzeit, soweit sie „anständig" sind, ist gerade diese Erfindung der beliebtste Stoff ihrer Unfähigkeit. — Paul Ernst hat vom Besten sehr gut übersetzt; er imitiert mit Glück die beliebten blühenden Perioden der Italiener, und der Kenner wird die Eigenart eines jeden Erzählers überraschend gut wiedergegeben finden, was man alles von früheren Unternehmungen dieser Art — wie der Kellerschen kastrierten Sammlung — nicht sagen kann. Hoffentlich folgen diesen beiden Bänden bald mehr aus den fast unerschöpflichen Schätzen der Novellieri. F. Blei.

Goethe in der Epoche seiner Vollendung. Von Otto Harnack. Leipzig, J. C. Hinrich'sche Buchhandlung, 1901.

DIESES empfehlenswerte Buch, das, wie der Untertitel besagt, einen Versuch Goethe'scher Denkweise und Weltbetrachtung bieten will, liegt schon in zweiter Auflage vor. Es ist offenbar einem Bedürfnis entgegengekommen, und man kann nur wünschen, dass es recht viele jener Leser finden möge, die wissen, dass die höchsten Lebensäusserungen eines Dichters von denen systematischer Denker verschieden sind: sie weisen immer wieder auf das Leben zurück, das seine Jahreszeiten hat und auch in Wechsel und Widerspruch seine Tiefen offenbart. Ueber Ziel und Anordnung seines Buches hat sich der Verfasser in der Vorrede zur ersten Auflage deutlich ausgesprochen: er hat Goethe überall selbst reden lassen, und fügt hinzu, er habe das Gesetz der Anordnung überall aus den gesammelten Aussprüchen Goethes selbst entnommen. Man muss ein Stück Künstler sein, um aus der Fülle der einzelnen Aeusserungen, die der Stunde ihre Entstehung verdanken, das Bezeichnende herauszufinden und dem Verwandten zuzugesellen. Wilh. Weigand.

Adrien Mithouard. Le Tourment de l'Unité. Paris, Société du Mercure de France. MCMI.

EIN durch und durch französisches Buch. Der französische Geist glaubt Wort und Leben, Schönheit und Kunst durch Denken erfassen zu können, das sich seiner Logik allzugerne rühmt. Die katholisierende Tendenz dieser Sammlung anregender Aufsätze verstärkt noch diesen nationalen Hang, der zum Teil der Freude an einer wirklichen Kultur entspringen mag. Ich will, zur Charakterisierung des Buches, nur einige Leitsätze anführen, die zugleich die Geistesverwandten Mithouards ver-

raten. »Omnis porro pulchritudinmis forma unitas est.« (Hl. Augustinus). »Ne faut-il pas reconnaitre qu'il y a audessus de nos esprits une certaine unité originale, souveraine, éternelle, parfaite, qui est la règle essentielle du beau?« (Diderot.) »La beauté est une logique qui est perçue comme un plaisir.« (Remy de Gourmont.) Das Gefühl der Schönheit ist ein Gefühl der Einheit, das einem harmonischen Werk entströmt. Mit solchen Massstäben, die eine katholische Bildung verraten, tritt der Autor an die Kunst heran und weiss das Entfernteste zu verbinden, wie z. B. die Gotik und den Impressionismus in der Malerei.

Wilhelm Weigand.

DER Herausgeber sieht sich veranlasst, zu dem Umstande, dass die Insel mit diesem Hefte ihr Erscheinen einstweilen einstellt, eine Anmerkung zu machen. Es ist, im parlamentarischen Sinne des Wortes, eine persönliche Bemerkung, und ich mache sie nur mit Widerstreben und eigentlich unter einem Drucke von Aussen her. Es ist aber ein freundschaftlicher Druck, und die Gründe dafür sind von der Art, dass es verkehrt wäre, sich ihnen zu verschliessen, mag das Gefühl des Widerstrebens auch noch so stark und in sich selber berechtigt sein.

Verschiedene meiner Freunde erinnern mich an allerhand böswillige Ausstreuungen in der Presse, die mit der Gründung der Insel begonnen und ihr Lügenwerk unbeirrt und mit Erfolg fortgesetzt haben, obwohl ich ihnen selbst schon zweimal öffentlich entgegengetreten bin. Bei dieser Zähigkeit, sich mala fide zu behaupten, ist, wie ich jenen Freunden beipflichten muss, zu befürchten, dass sie beim Eingehen der Insel noch ein letztes Mal und vielleicht noch um einige böse Nüancen verstärkt auftauchen werden, und so mag es wohl ebenso im

Interesse der Sache wie in meinem eigenen Interesse liegen, den Freunden des Blattes eine Darlegung des Sachverhaltes zu geben, damit nicht auch bei ihnen die Meinung aufkommt, die Insel sei daran zu Grunde gegangen, weil ich ihr die Möglichkeit zum Gedeihen durch unmässig hohe Bezüge als Herausgeber genommen hätte.

Derartige materielle Dinge gehören ja wohl nicht eigentlich in die Litteratur, und ich habe es deshalb, als sie in der Presse auftauchten, für unpassend gehalten, mich berichtigend mit ihnen zu beschäftigen, und ich habe erst dann das Wort dazu ergriffen, als es mir nicht mehr ungewiss bleiben konnte, dass ihre lügnerische Verbreitung ihren Zweck, das Blatt, seinen Besitzer und mich in ein falsches Licht zu setzen, erreicht hatten. Damit habe ich, das sehe ich nun ein, der Insel geschadet. Ich hätte den absurden Lügen von der unsinnigen Höhe meines Gehaltes (sie schwankten zwischen 12000 und 30000 Mark im Jahre) sofort entgegentreten, ich hätte nicht nur ihre Lächerlichkeit, sondern auch ihre Gefährlichkeit empfinden sollen. In der That, ich habe diese Lügen in ihren Absichten und ihrer Tragweite unterschätzt. Sie erschienen mir einfältig und waren sehr durchtrieben. Sie zielten keineswegs bloss dahin ab, mich als einen überaus geriebenen Geschäftsmann und meinen Freund Heymel als einen unerfahrenen und verschwenderischen Menschen hinzustellen, sondern sie kalkulierten viel weiter.

Es wird gut sein, wenn ich den ganzen Verlauf der Sache kurz darstelle.

Ein junger, dichterisch begabter Mann von grossem Vermögen will sein Interesse an der Litteratur bethätigen und beschliesst, unter Zuziehung seines gleichalterigen Vetters, den er aufs Höchste schätzt, eine Zeitschrift zu gründen. Wäre dies ohne

Zuziehung eines Aelteren geschehen, so würde vermutlich das Verdikt gelautet haben: Welche Anmassung! Nun, da ein Aelterer beigezogen wurde, hiess es nicht etwa: Sehr löblich dass die Jugend sich bei der Erfahrung Rat holt, sehr schön, dass die Erfahrung der Jugend zu Hilfe kommt, sondern: Pfui, wie kann ein Schriftsteller von Namen sich — verkaufen? — Wieso das? — Aus dem einen reichen jungen Manne wurden sogleich zwei gemacht, denn der Umstand, dass der mit an der Herausgabe beteiligte Freund und Vetter Heymels, R. A. Schröder, in dem Blatte häufig und ausgiebig mit Beiträgen vertreten war, wurde ohne weiteres dafür ausgelegt, dass auch er das Blatt materiell unterstützte. Seine Beiträge unvoreingenommen daraufhin zu prüfen, ob sie ihre Aufnahme nicht vielleicht ihrem Werte verdanken könnten, war ein Gedanke, der in den Gehirnen nicht aufkommen konnte, die, sobald sie vernommen hatten, dass hinter der Insel viel Geld stehe, ganz und gar von dem einen Gedanken erfüllt waren: hier soll Geld das Talent ersetzen, und ein bekannter Name ist gekauft worden, dieses Spiel mit falschen Karten zu decken.

Ein solcher Verdacht allein schon musste das Unternehmen in Misskredit setzen. Wie aber erst, wenn man sich nicht mit der Andeutung eines solchen Verdachtes begnügte, sondern frischweg Zahlen nannte? So entstand die Legende von meinem »Ministergehalte«.

Hätte ich, was ich heute weiss, schon damals gewusst, so würde ich dieser Erfindung sogleich entgegengetreten sein. Aber ich war naiv genug zu glauben, dass derartig absurde Uebertreibungen von allen Uebrigen nicht minder belächelt werden würden, als von mir, und dass schliesslich überhaupt ein Jeder, auf den es uns ankommen konnte, den Zweck solcher Mit-

teilungen durchschauen und sich an die Sache selber halten würde. Das war ein verhängnisvoller Irrtum. Heute weiss ich, dass jede dreist vorgebrachte Lüge Gläubige auch unter Verständigen findet, wenn ihr nicht entgegengetreten wird. Auch das Unsinnigste wird geglaubt, wenn nur ein Schatten der Möglichkeit dafür vorhanden ist. Es liegt im Wesen der anständigen Leute und ist ihr Verhängnis, dass sie der dreisten Lüge ins Garn gehen müssen, denn sie sind im Grunde geneigt, alle Welt für anständig und ehrlich zu halten. Es war also sehr unpsychologisch von mir, anzunehmen, dass sie den unanständigen Zweck jener Ausstreuungen durchschauen würden; vielmehr kalkulierten sie so: es ist unmöglich, so etwas zu erfinden; es ist unmöglich, ohne bestimmteste Unterlage ziffernmässig belegte Behauptungen aufzustellen. Freilich trauten sie damit gleichzeitig mir etwas Unanständiges zu, aber dafür hatten sie ja eben den — Beweis. — Ebenso falsch war meine Meinung, dass man sich an die Sache selber halten würde. Heute wundere ich mich, dass immerhin so viele es gethan haben, denn eine Sache, die eine böse Stimmung gegen sich hat, wird meist unbesehen gemieden. Und welche Stimmung könnte böser sein, als die gegen uns hervorgerufene? Mit vollem Rechte wünscht man, dass wenigstens Eines nicht käuflich sein möge: Der Ruf künstlerischen Talentes. Und die Insel wurde hingestellt als ein Organ, in dem es zwei talentlosen jungen Millionären durch einen gewissenlosen Schriftsteller von Ruf ermöglicht wurde, ihre Erzeugnisse neben den Arbeiten anerkannter Dichter vor die Oeffentlichkeit zu bringen, wobei überdies ihr unreifer Geschmack die Auswahl treffe, während der nur nominelle Mitherausgeber, ich, sich darauf beschränkte, für seine Willfährigkeit monatlich mindestens das

doppelte dessen an Gehalt zu beziehen, das für die Thätigkeit eines Redakteurs an einer Monatsschrift üblich ist. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet gewann die Insel das Ansehen eines Blattes, in dem wenige gute Beiträge zur Folie der Talentlosigkeit und des überspannt unreifen Geschmackes seiner jugendlichen Eigentümer dienen mussten, und das im übrigen nur durch unsinnig luxuriöse Ausstattung glänzte. — Man kann dies fast durch alle Besprechungen, auch die ernsteren, verfolgen, — im allgemeinen erfuhr die Zeitschrift aber nur Hohn und Spott schlechthin.

Welches Unrecht ihr damit geschehen ist, wissen ihre Freunde, die ihr bis jetzt treu geblieben sind, und deren Zahl sich nicht vermindert, sondern vermehrt hat. Sie wissen, dass die Insel Beiträge aus der Feder ihres Eigentümers nur in sehr geringem Umfange gebracht hat, dass also von einer Dienstbarkeit der Redaktion gegenüber dem Geldgeber nicht die Rede sein kann. Ich darf hinzufügen, dass dieser niemals auch nur den Anschein hat aufkommen lassen, als beanspruche er für seine sehr beträchtlichen materiellen Opfer etwas derartiges. Was aber die Beiträge R. A. Schröders betrifft, der an dem Blatte materiell durchaus unbeteiligt war, so übernehme ich für ihre Aufnahme, die meist auf meinen persönlichen Wunsch hin geschah, die volle litterarische Verantwortung, obwohl ich weiss, dass meine ausserordentlich hohe Meinung von dem Talente dieses Dichters nicht von Vielen geteilt wird.

Sollte ich, weil eine Missdeutung möglich, ja evident war, gegen meine Ueberzeugung handeln? Sollte ich redaktionelle »Taktik« üben? Es wäre zweifellos klug und für das Schicksal des Blattes von Vorteil gewesen, wenn es von Anfang an geschehen wäre. Es geschah nicht, weil mir anfangs nicht einmal

der Gedanke daran kam, und als ich es dann sehen musste, dass die Böswilligkeit eine Gelegenheit zu Verdächtigungen darin fand, widerstrebte es mir, ihr Konzessionen zu machen. Es wäre wohl auch zu spät gewesen. Die Legende von meiner erkauften Strohmannschaft, die Legende, dass die Insel ein Tummelplatz reicher junger Leute ohne Talent und das Organ extravaganter Unreife des Geschmackes sei, stand fest. Auch der letzte Jahrgang, den ich allein herausgegeben habe und von dem sich die beiden früheren Mitherausgeber auch als Mitarbeiter fast völlig zurückgezogen haben (lediglich, um jeden falschen Anschein zu vermeiden) hat es nicht vermocht, sie völlig zu vernichten. Die Insel geht, wenigstens einstweilen, ein, weil eine geschickt ersonnene und allzu bereitwillig geglaubte Lüge sich der Oeffentlichkeit gegenüber als ein stärkerer Faktor erwiesen hat, als unsre durchaus reinen Absichten und Bemühungen.

Kann man es dem Eigentümer des Blattes, der für seine höchst uneigennützigen grossen Opfer an Geld fast nichts als Verunglimpfungen, Spott und Hohn geerntet hat, verdenken, dass er eine Sache in dem Augenblicke aufgiebt, wo es absolut klar geworden ist, dass sie nicht in dem wünschenswerten Umfange und mit der nötigen Kraft wirken kann, weil sie von Entstellung und Lüge so dicht umgeben erscheint, dass nur die nächsten Freunde ihre wahre Gestalt erkennen können? Dieser Nebeldampf, zusammengetrieben aus dem schmutzigen Hauche der Verleumdung, wird verschwinden, sobald die Verleumder keine Ursache mehr haben werden, sich mit ihr zu beschäftigen, und es wird dann erkannt werden, dass das, was wir geleistet haben, besseres und mehr verdient hat, als Bosheit und den Beifall Weniger. Dann wird auch der Zeitpunkt gekommen sein, wo wenigstens ich die Arbeit wieder aufnehmen werde. Wenn

sich selbst unter den geschilderten höchst ungünstigen Umständen ein paar hundert Anhänger gefunden haben, so ist zu hoffen, dass unter normalen Verhältnissen sich so viele finden werden, wie zur dauernden Erhaltung eines derartigen, immer exclusiv bleibenden Organes reiner Kunst nötig sind.
Erwünscht wäre es mir, die Adressen aller derer zu erfahren, die auch einer später fortgesetzten Insel ihr Interesse zuzuwenden gewillt sind. Ich bitte, sie mir persönlich kund zu thun nach Berlin W., Goltzstrasse 35.

Die persönliche Bemerkung hat sich weiter ausgesponnen, als eigentlich meine Absicht war. Auch in dieser Gestalt, und vielleicht erst recht in dieser, wird sie wohl als nicht überflüssig aufgenommen werden. Ich schliesse sie und mit ihr das letzte Heft der Insel, indem ich es auch vor der Oeffentlichkeit ausspreche, dass bei mir das Gefühl der Genugthuung das der Enttäuschung am Werke der Inselherausgabe weit überwiegt. Was wir, Heymel, Schröder und ich, mit der Insel geleistet haben, unterliegt nun dem Urteile der Litteraturgeschichte, die an der Insel nicht gleichgültig vorüber gehen wird. Für mich bleibt jetzt in erster Linie die angenehme Erinnerung an eine Arbeit, die mich mit der jüngeren litterarischen Generation in die erfreulichste nähere Beziehung dadurch gesetzt hat, dass sie mich zwei ihrer Vertreter intim kennen lernen liess, von denen ich gerne annehmen möchte, dass sie typisch für die Jüngeren seien in ihrer aufrichtigen Hinwendung zur reinen Kunst und in ihrem fast ungetrübten Instinkte für das, was jetzt vor Allem not thut: Mass und Ruhe.

Wien, im September 1902.

Otto Julius Bierbaum.

NAMENSVERZEICHNIS DER AUTOREN UND ILLUSTRATOREN/ VON DENEN BEITRAEGE IN DEN DREI JAHRGAENGEN DER INSEL (1899—1902) ERSCHIENEN SIND.

Die grosse römische Ziffer bedeutet Erster, Zweiter, Dritter Jahrgang, die kleine römische Ziffer den Quartalsband, die arabische Ziffer die Seitenzahl.

A. Die Autoren.

Jacques de Baisteux, III, iv, 123.

Aubrey Beardsley, III, iii, 90; 249.

Otto Julius Bierbaum, I, i, 42; 125; 145; 158; 248; 278; 363; ii, 113; 116; 170; 315; 383; iii, 116; 228; 378; iv, 92; 254; 320. II, i, 1; 86; 105; 221; 344; ii, 241; 274; iii, 311. III, i, 55; 169; 173; ii, 111; 125; 165; iii, 196; iv, 151; 256.

Franz Blei, I, i, 11; 129; ii, 68; 155; iii, 344; iv, 2. II, ii, 141; 187; 240; 265; iii, 85; 149; 205; 309. III, i, 57; 86; 107; 168; 215; 237; 257; ii, 115; 137; 171; 247; 345; iii, 63; 191; 229; 296; iv, 142; 222.

Emanuel von Bodmann, II, iii, 223.

Paul Borchard, II, iii, 59; 181; 213; 315; 370. III, iv, 250.

M. Brandenburg, II, ii, 176.

Paul Brann, III, iii, 124.

Clemens Brentano, I, i, 97; 219; ii, 314; II, i, 101; 329; iv, 189.

Gottfried August Bürger, III, i, 166.

Roger de Campagnolle, I, i, 303; ii, 228.

Jakob Casanova, II, i, 152.
Michael Georg Conrad, II, i, 201.
Anna Croissant-Rust, I iv, 140.
Annie Dauthendey, I, iv, 322.
Maximilian Dauthendey, I, iv, 21. II, ii, 23; iii, 259. III, iii, 3; 73; 165; iv, 253.
Richard Dehmel, I, i, 144; ii, 109; 202; iii, 107; 156; iv. 342. II, i, 3; 136; 306; ii, 129; 247; iii, 69; 175; 279.
Eugène Demolder, I, iv, 254.
Ernest Dowson, III, ii, 137.
Ralph Waldo Emerson, III, ii, 5.
Luise Ernst, III, iv, 123.
Paul Ernst, I, iii, 80. II, i, 68; 229; iii, 63. III, ii, 93; iii, 79.
Franz Evers, I, i, 253; iii, 106; iv, 331.
Gustav Falke I, i, 33. II, i, 64; iii, 221. III, iv, 162.
Ludwig Geiger, III, i, 156.
André Gide, III, i, 239; ii, 55; 285.
Goethe I, iv, 291.
Leo Greiner, I, iii, 106. III, iii, 117.
Johann Christian Günther, I, iv, 236.
V. von Haidenstam, III, i, 133.
Alfred Walter Heymel, I, i, 34; 245; 304; 364; ii, 375; iv, 334. II, i, 192; iii, 267.
Wilhem Heinse, II, iii, 291. III, i, 37; 117.
José Maria de Heredia, III, iii, 225; iv, 236.
Ernst Th. Amadeus Hoffmann, III, ii, 229.
Hugo von Hofmannsthal, I, i, 33; ii, 1; iii, 230. II, i, 28; ii, 145; 287; iii, 139; 325.

Arthur Holitscher, I, iv. 136.
Arno Holz, I, ii, 123. III, i, 153; iv, 153.
Laurence Housman, I, i, 149. II, ii, 149.
Francis Jammes, III, iv, 136.
Gustave Kahn, I, i, 307.
Ellen Key, I, iii, 39; 106. III, iii, 267.
Karl Klammer, I, iii, 161; iv, 134. III, iii, 251.
P. Königsbrunn-Schaup, II, iii, 135.
Hedwig Lachmann, I, i, 33.
Heinrich Lautensack, III, iv, 119.
Detlev Fr. von Liliencron, I, i, 116; 234; iii, 94; iv, 290. II, i, 64; ii, 3; iii, 41. III, i, 25; 227; ii, 41; 75.
Maurice Maeterlinck, I, ii, 48; 253; iii, 161. II, i, 90; 111. III, iii, 251.
Heinrich Mann, III, i, 137.
Curt Martens, I, ii, 323.
Julius Meier-Gräfe, I, i, 65; 85; 181; 188; ii, 92; 203; 351; iii, 100; 199. II, ii, 361.
Robert Michel, III, i, 201.
Hans Müller, III, iv, 168.
Hans von Müller, III, ii, 229.
Friedrich Nietzsche, II, i, 218; iii, 3; iv, 241. III, i, 6.
Sigbjörn Obstfelder, III, iv, 207.
Gerhard Oukama-Knoop, II, i, 244.
Walter Pater, II, iii, 149.
R. Perzynski, II, i, 338. III, iii, 168.
Edgar A. Poë, III, iv, 214.
Fritz Rassow, I, iv, 80.
Henri de Regnier, III, ii, 251.
Anton Reiser III, iii, 50.

Jules Renard, II, ii, 287. III, i, 83.
Reiner Maria Rilke, I, ii, 346. III, iii, 143.
Felix Salten, II, iv, 67.
Richard Schaukal, I, ii, 345. III, iii, 116; 225; 263.
Paul Scheerbart, I, i, 37; ii, 172. II, ii, 33. III, ii, 309.
Johannes Schlaf, I, iii, 123; 316.
Karl Schloss, I, iii, 73. II, iv, 252.
Wilhelm von Scholz, I, iii, 311. III, iii, 265.
Rudolf Alexander Schröder, I, i, 5; 205; 247; 249; 274; 360; 365; ii, 86; 115; 231; iii, 77; 224; 246; iv, 90; 244; 340. II, i, 188; 246; 343; ii, 101; 105; 194; iii, 117; 193; iv, 117; 131; 231; 369. III, i, 67; 105; iv, 166.
Ernst Schur, II, ii, 21.
Marcel Schwob, III, iii. 203.
August Strindberg, II, ii, 114. III, iii, 23.
Swinburne, III, iv, 217.
Arthur Symons, III, iv, 3.
Henry van der Velde, II, i, 19; 200; 318.
Emile Verhaeren, II, iii, 145.
Paul Verlaine, I, i, 253; iv, 134. III, iii, 123.
Robert Walser, I, i, 118; 358; ii, 67; iii, 356; 359. II, iii, 112; iv, 3; 217; 265. III, iii, 254; iv, 209.
Jakob Wassermann, II, i, 247.
Frank Wedekind, I, iii, 3; 166; 255. II, ii, 351; iii, 27; 93; 234. III, iv, 19.
Konrad Weichberger, III, iii, 150.
Tora Weigand, III, iii, 5.
Wilhelm Weigand, II, iii, 16. III, i, 68; 91; 181; ii, 349; iv, 241.

Emil Rudolf Weiss, I, iv, 132. II, iii, 145. III, iv, 16.
H. G. Wells, II, ii, 265.
Paul Wertheimer, I, iv, 131.
Walt Whitman, III, iii, 44.
Oscar Wilde III, iii, 119; iv, 189; 206.
J. B. Yeats, I, iv 322.

B. Die Illustratoren.

Alte deutsche und vlämische Holzschnitte und Stiche, I, i, 99; ii, 231, iv, 4; 9; 17; 243; 319. II, i, 19; 24; 27; 187; 333; 335; 337; ii, 124; 125; 234; 235; iii, 60; 264.
Marcus Behmer, I, iii, 91—93; 163—165; 375—377. II, i, 81; 149; 303; ii, 102; 347; 349; iv, 51—53; 126; 127; 174—176; 224—226; 262; 364—365. III, i, 64; 131; 224—225; ii, 123; 125; 131; 132; 136; 163; 169; 226—228; 255; 283; 307; 343; iii, 129—141; iv, 107—117.
Hans Burgkmair, I, ii, 106.
Jacques Callot, II, ii, 259; 260.
Charles Doudelet, I, iv, 256; 265; 269; 276; 288.
Albrecht Dürer, I, i, 227. III, ii, 109.
De Feure, II, iii, 23; 113; 217.
John Flaxmann, I, iii, 108—111; 242—244; 341—343.
A. J. Gaskin, II, i, 89; 133; 243.
E. M. Geyger, II, i, 1.
Hans Baldung Grien, I, i, 269.
Thomas Theodor Heine, I, i, 41; 304; ii, 33; 121; iii: Ausstattung des ganzen Bandes und: 4; 104; 105; 107; 123; 229; 255.

Karl Hofer, III, ii, 73.
E. T. A. Hoffmann, III, ii, 235; 241; 243; 244.
Lawrence Hausman, II, ii, 151; 153; 196;
Japaner, I, ii, 68; 71; 73; 76; 77; 80; 81; 83; 84; 157; 159; 160; 161; 164; 166; 353; 357; 361; 365; 373. II, ii, 15; 16; 355; 356; iii, 82; iv, 63; 186; 319. III, i, 52; 115; 213; iii, 181—189.
Jossot, II, ii, 182; 183.
Wilhelm Laage, I, i, 116.
George Lemmen, I, i: Ausstattung des ganzen Bandes und: 43; 177.
B. le Mercier, I, iii, 153; 314; 315.
George Minne, I, ii, 255; 261; 269; 288; 293; 309; 313. III, ii, 39.
William Nicholson, I, i, 145.
Bruno Paul, I, ii, 229.
W. Savage, I, iv, 95; 97; 139.
Felix Vallotton, I, i, 317; 333; 349. II, i, 200; ii, 28; 29; 281; 282; iii, 37; 131; 256. III, i, 80; 149; 235. ii, 91; iv, 171.
Vauquer, I, iii, 154; 155.
Heinrich Vogeler, I, ii: Ausstattung des ganzen Bandes und: 1; 123; 253; 347; 348; iv, 129; 339. II, i, 209.
Emil Rudolf Weiss, I, i, 183; 189; 196; iv: Ausstattung des ganzen Bandes und: 35; 37; 133; 134; 322; 329; 330; II, iii, 171; 189; 191; 276. III, i, 21; 33; 103; 179; 199; ii, 3; 53.

DIE INSEL. III. JAHRGANG. 4. QUARTAL. NR. 11/12. AUGUST-SEPTEMBER 1902. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: OTTO JULIUS BIERBAUM, BERLIN.